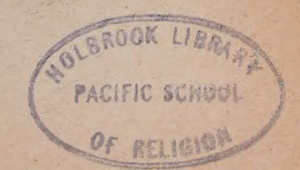
Neue Wege

BLÄTTER FÜR RELIGIÖSE ARBEIT

18

JAHRGANG 1924

Verlag:
Vereinigung „Freunde der Neuen Wege“



INHALTSVERZEICHNIS

I. Betrachtungen und Predigten.

II. Religiöse und ethische Probleme.

III. Politische und soziale Probleme.

IV. Pädagogische Probleme.

V. Biographisches.

VI. Gedichte.

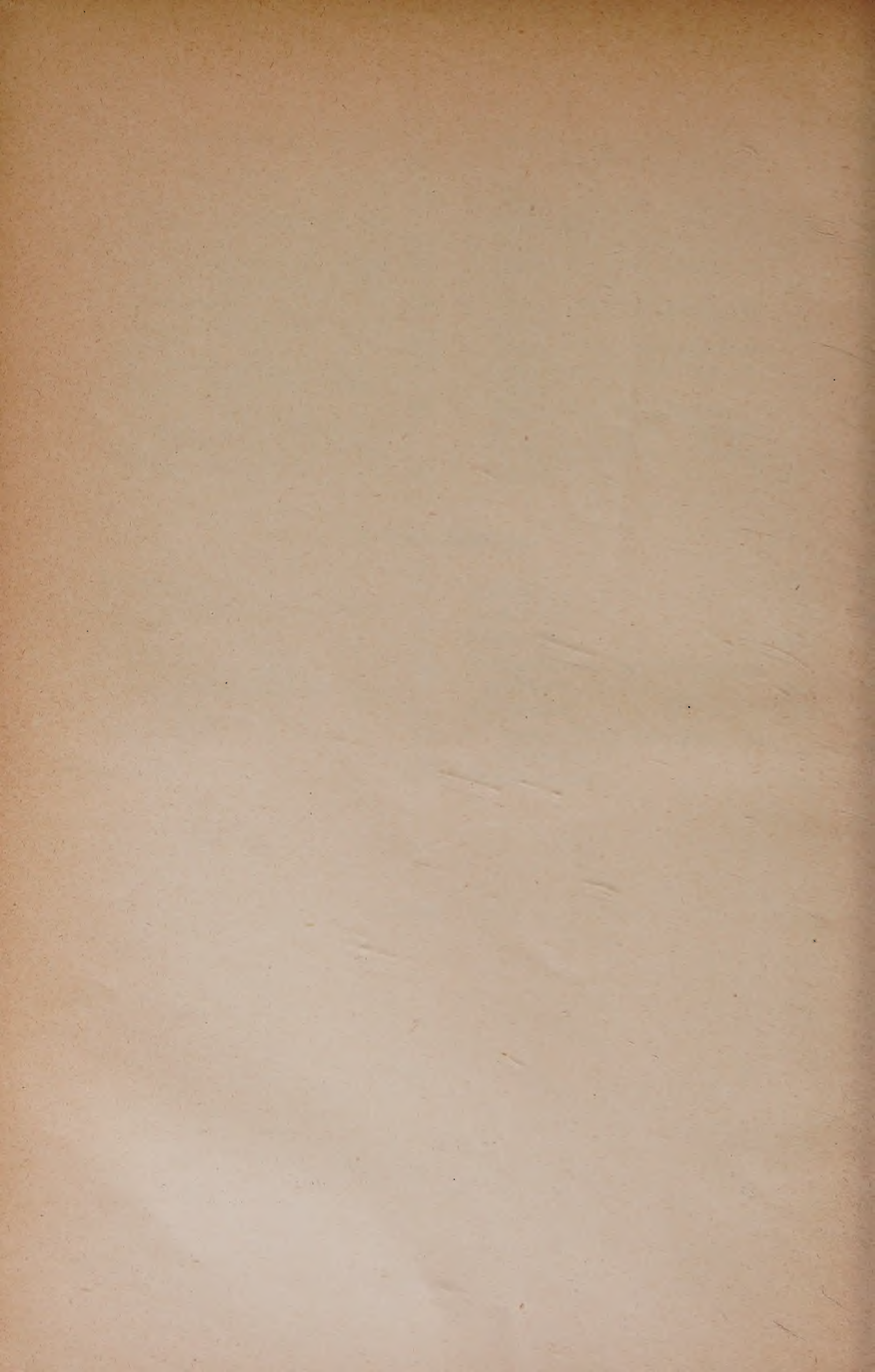
VII. Berichte.

VIII. Bücherbesprechungen.

IX. Rundschau.

X. Verschiedenes.





Alt und Neu.

„Und er sprach zu einem anderen: Folge mir nach! Der aber sprach: Herr, erlaube mir, dass ich zuvor hingehe und meinen Vater begrabe. Aber Jesus sprach zu ihm: Lass die Toten ihre Toten begraben; gehe du aber hin und verkündige das Reich Gottes.“

Lukas 9, 59. 60.

Am Ende eines alten Jahres stehen wir ähnlich da wie beim Begräbnis eines Menschen, mit dem wir im Leben verbunden waren: schmerzlich bewegt sehen wir solch ein Jahr mit allem, was in ihm lebte, ins Grab der Vergangenheit sinken. Und auch an diesem Grabe bleiben unsere Gedanken an dem hängen, was das Grab verschlungen hat, — wir sind ja mit dem Leben, das uns da entschwindet, im Innersten verbunden und verstrickt. Es sind wirklich unsere Toten, die wir da begraben, — welche Solidarität uns mit ihrem Leben und ihrem Sterben verbindet, verstehen wir nie so gut, wie wenn wir an ihrem frischen Grabe stehen. Wie schneidend scharf berührt uns da bei solchem wehmütigen, pietätvollen Begräbnisse das Wort Jesu: „Lass die Toten ihre Toten begraben“ — will es uns nicht scheiden und trennen von einer ganzen Welt, mit der wir verwachsen und verbunden sind und der wir in aller Selbstverständlichkeit angehören?

Dass es etwas Totes ist, was wir begraben, das spüren wir freilich deutlich. Es ist ja nun eben vorüber, — veraltet, vergangen, tot und begraben. Gerade am Ende eines alten Jahres wird uns aber auch klar, dass alles Leben in unsern Jahren und unserer Zeit unaufhaltsam in dieses weite Grab der Vergangenheit hinabgerissen wird. Wir werden uns der tiefen Verbundenheit unseres neuen Jahres mit dem alten Jahre, des Lebens, das sich im Heute entfaltet und frohgemut dem Morgen entgegenblickt, mit jenem Leben, das von der kalten Hand des Gestern ergriffen wurde, bewusst, und in dieser Erkenntnis enthüllt sich uns auch das als alt und tot, was sich ahnungslos noch seiner Neuheit und seines Lebens erfreut. Ja, alt zu sein auch als Neues und tot zu sein auch als Lebendiges, das ist das Wesen unserer Zeit und unserer Welt und alles Lebens in dieser Zeit und dieser Welt! Als Kindern dieser Zeit und dieser Welt gilt uns immer das Wort: „Ich weiss deine Werke; denn du hast den Namen, dass du lebest, und bist tot.“

Drum eben spricht Jesus von den Menschen als von Toten: tot ist ihm nicht nur der Vater, der gestorben ist, sondern tot sind für ihn auch die Lebenden, die jenen begraben. Und sein Wort von den Toten, die ihre Toten begraben, es gilt von all dem Tun der

Menschen in der Zeit und in der Welt. Die Weltgeschichte mit ihrem Aufbau und Zerfall menschlicher Reiche, und die Geschichte der einzelnen Menschen, die uns dasselbe im kleinen zeigt, besteht sie denn in etwas anderem, als darin, dass immer wieder Tote ihre Toten begraben, um alsbald selber von neuen Toten begraben zu werden? Läuft nicht schliesslich der ganze Unterschied zwischen dem Heute und dem Gestern, zwischen dem Jahre, das wir neu beginnen, und dem Jahre, dem wir zu Grabe geläutet, auf den einen Unterschied zwischen Totem und Begrabenem hinaus? Und doch sprechen wir bei solchem Begraben unserer Toten von Neuem, neuen Jahren, neuen Zeiten, und jede Heimkehr vom Begräbnis eines Toten gilt uns schon als Beweis unseres Lebens! In einer Welt von Toten gilt eben der Tod als Leben, und einzig das Begrabensein scheidet das Alte vom Neuen.

Da noch von alt und neu zu reden ist sinnlos, — alles Neue ist ja nur neues Altes und neues Totes. Da meinen wir z. B., dass mit dem Neujahr wirklich ein neues Jahr beginne und lächeln einander an diesem Tage zu mit frohen Glückwünschen — aber lassen wir uns in solchem Glauben nicht von einem blossen Worte narren, von diesem Wörtlein „neu“, das ein Neues vortäuscht und doch so ganz und gar das Alte ist? Kann es denn überhaupt neue Jahre geben und neue Zeiten und eine neue Welt? Hat sich nicht noch jedes Jahr, das wir frohgemut als ein neues begonnen haben, gar bald als ein altes enthüllt? In welche Herrschaft des Alten hat uns doch gerade das nun zu Ende gegangene Jahr hineingeführt, das wir doch damals auch als neues begrüssten. Wie haben unsere Nationalisten allenthalben den Weltkrieg als neue Zeit begrüsst und gefeiert, bis selbst sie erkennen mussten, dass in dieser neuen Zeit die Toten nur etwas emsiger und rascher als sonst ihre Toten begraben haben. Oder wie jubelten ganze Völker einer neuen Zeit zu, als nach Kriegsende alte Regierungen fielen und neue auftauchten, alte Ordnungen beseitigt und neue errichtet wurden — und waren es schliesslich nicht doch auch da wieder nur T o t e, die ihre Toten begraben haben? Ach, es ist töricht, von den Jahren, von der Zeit etwas Neues zu erwarten, und jede solche Erwartung muss notwendig in einer Enttäuschung enden. In der Zeit gibt es wohl immer wieder J a h r e s w e c h s e l, nie aber ein wirkliches N e u j a h r! In der Welt mag sich vieles ändern, — aber es bleibt doch alles beim Alten. Die Welt wird auch im neuen Jahre dieselbe alte Welt sein, als die wir sie im alten Jahre kennen lernten, — denn gerade weil sie Welt ist und solange sie Welt ist, ist und bleibt sie alt. „Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch.“

Doch in diese Welt des Todes und der Toten ist J e s u s C h r i s t u s gekommen, — er, der von sich sagen konnte: „Ich bin das

Leben.“ Und wo er zu einem Menschen sagt: „Folge mir nach!“ da will er ihn mit diesem Rufe scheiden von dieser ganzen Welt des Todes und der Toten. Sein Ruf zur Nachfolge ruft uns weg von den Toten und weg von einem Leben, in dem nur stetsfort die Toten ihre Toten begraben: „Lass die Toten ihre Toten begraben, du aber gehe hin und verkündige das Reich Gottes!“ So kann keiner reden, der „von dieser Welt“ ist, und keiner, den die Zeit in ihrem Wechsel emportauchen liess. Denn was Zeit und Welt hervorbringen, das ist Zeit und Welt untertan, hier aber wird die Herrschaft der Zeit durchbrochen, die Welt überwunden und ein Weg zum Leben aufgetan. Dieses Wort kann nur der sprechen, dem die Erkenntnis des Apostels gilt: „Als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn.“ Ja, als die Zeit *erfüllet* war, als die Ewigkeit in die Zeit hineingriff und damit dieser Zeit der blossen Zeit ein Ende setzte, da sandte *Gott* seinen *Sohn*: jedes dieser Worte, die aus der Erkenntnis einer andern Welt als der unsrigen gesprochen sind, müssen wir in seiner vollen Bedeutung erfassen — dann werden wir es verstehen, dass in Christus mitten im Alten ein Neues erstanden, und mitten im Tode Leben hervorgebrochen ist; dann werden wir es auch verstehen, weshalb er die Seinen nicht mit den Toten Tote begraben lässt, sondern sie zur Verkündigung des Reiches Gottes beruft.

So steht Christus als der Neue und Lebendige in unserer alten Todeswelt, und den Weg zu Christus finden, das allein heisst jetzt, aus dem Alten zum Neuen und aus dem Tode zum Leben kommen. „Ist einer in Christus, so ist er eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden.“ Mögen also noch die alten Mächte unsere Welt beherrschen: wo immer ein Mensch in Christus das neue Leben ergreift und sich durch ihn von diesen Mächten der Zeit und Welt lösen lässt, da hat ein Neues begonnen auf Erden, und dass solche Menschen fortan die Toten ihre Toten begraben lassen, selber aber hingehen und das Reich Gottes, das in Christus erschienen ist, verkündigen, das ist der einzige Weg, der zu einer Ueberwindung des Alten und einem Sieg des Neuen führt.

So wollen wir denn am Anfang des neuen Jahres nicht einander in eitlem Wünschen jene sinnlosen Worte vom „neuen Jahre“ zurufen, wohl aber horchen auf jene Botschaft vom Reiche Gottes, die in unsere Welt hineingerufen wird, und selber verkünden, was wir von ihr bereits erfahren haben. Wir wollen nicht fragen, was uns das neue Jahr wohl bringen werde — nochmals: Das Jahr als solches bringt uns nichts als neue Szenen aus jenem alten Schauspiel von den Toten, die ihre Toten begraben! — aber wir wollen fragen nach dem einen, wie wir in Christus neue Menschen werden. Wir wollen immer mehr die Worte verstehen, die Nikodemus nicht verstanden hat: „Wahrlich, wahrlich ich sage dir: Es sei denn, dass

jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen. Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch; und was vom Geist geboren wird, das ist Geist." In diesen Worten liegt das Geheimnis aller wirklichen Neuschöpfung. Mitten im sinnlosen Jahreswechsel wird es zu einem wirklichen Neujahr kommen, wenn wir auf Christi Ruf: „Folge mir nach!" die Kraft zu jener Entscheidung finden, dass wir nicht mehr mit den Toten ihre Toten begraben, sondern in unserer alten Welt Verkünder der neuen Botschaft vom Reiche Gottes werden.

R. Lejeune.

Unsere Lage und die Bibel.[1])

Es ist keine Frage: die Bibel taucht wieder auf. Bei den Theologen und in der öffentlichen Meinung. Sie war doch ziemlich im Hintergrund, sogar bei den Schriftgelehrten. Wohl war sie noch der Gegenstand ihrer Forschungen, noch das Buch der Pfarrer, aus dem sie ihre Texte zu schöpfen hatten. Aber wie wunderlich zurückhaltend wurde sie doch behandelt! Selbstverständlich als eine wertvolle Urkunde, die man nicht entbehren kann, aber doch als alt und fremdartig, an der es gehörig herumzubessern, auszumerzen galt (Bibelauszüge!). Auch schien sie für das moderne religiöse Bedürfnis lange nicht ausreichend (der Ruf nach einer neuen Bibel!). Man machte Versuche, die Predigttexte aus zeitgemässeren Büchern, aus Schiller und Goethe, zu entnehmen. Pietät gegenüber der Bibel, gewiss, aber mit Mitleid gemischte Pietät. Und im Volke wurde die Bibel höchstens noch von den Stündelern gelesen.

Nun bahnt sich doch eine Wendung an. Einmal bei den Theologen. Kutter wirft die ersten Kapitel des Römerbriefs als einen Alarmruf „Gerechtigkeit" in die sozialen Auseinandersetzungen hinein. Ragaz gibt eine Einführung in Chr. Blumhardt, Vater und Sohn, diese ausgesprochenen „Biblizisten". Karl Barth legt den ganzen Römerbrief aus in einer Art, dass weite Kreise erstaunt aufhorchen. Und im Volke ist weitherum eine merkwürdige Neugierde nach der Bibel erwacht; man will mehr vernehmen als nur einzelne Bibelsprüche. Steht nicht mehr in der Bibel, als uns die offizielle Kirche mitgeteilt hat? Schon mehr als einmal las ich in unserer sozialdemo-

---

[1]) Einleitendes Referat vom Ferienkurs in Flawil. Ich bin mir wohl bewusst, dass diese Darlegung nicht den Anspruch machen kann, alles gesagt zu haben, was die Bibel sagt. Trotzdem überlasse ich sie der Redaktion so, wie sie den Freunden der „Neuen Wege" vorgelegt worden ist. Sie geht so, wie sie ist, von der Einsicht aus, dass die Bibel offenbar deswegen nicht mehr als frohe Botschaft empfunden worden ist, weil man hartnäckig ihre ernste Botschaft überhört hat. Erst wenn wir die unendliche Höhe der Souveränität Gottes einsehen, fühlen wir die ganze Tiefe seiner Barmherzigkeit. S. D.

kratischen „Volksstimme“ erstaunte Bemerkungen darüber, dass die Parteiversammlungen so schlecht besucht seien, während die Darbietungen der Ernsten Bibelforscher mit ihrem Photodrama der Schöpfung auch von der Arbeiterschaft mit Spannung verfolgt werden.

Ist dieses Auftauchen der Bibel eine Ermüdungserscheinung? Eines der vielen Anzeichen der Reaktionswelle, die gegenwärtig ganz Europa zuzudecken scheint? Ist es ein Versinken in die phantastische Welt des Aberglaubens, dessen unterirdisches Labyrinth ja gegenwärtig nach allen Seiten von den Menschen durchstöbert wird, die vom Oberlicht der Aufklärung und Wissenschaft so arg enttäuscht worden sind? Jedenfalls ist dieses Auftauchen der Bibel, sogar am Horizonte der Tagesfragen, nichts zufälliges. Sicher hängt es mit *unserer Lage* zusammen. Unser *Zustand*, in dem wir uns so ratlos und ohnmächtig vorkommen, lässt uns Umschau halten gerade nach dem Inhalt dieses merkwürdigen, so viel gepriesenen und so wenig verstandenen Buches.

Sollte die Bibel wirklich etwas wissen, was wir noch nicht wissen? Sollte sie gar etwas über unsere Lage wissen? Sollte sie zu den Zuständen, aus denen wir moderne Menschen selbst nicht mehr drauskommen, etwas Gewichtiges zu bemerken haben? Sollte sie eine Antwort haben auf die drängenden Fragen unserer Zeit? Das möchten wir gerne erfahren. Um das möchten wir uns heute in unserm Kreise bemühen. Aber so nötig und wichtig diese Bemühung ist, so gross ist die Verantwortung dabei. Und so lieb mir die Aufgabe ist, diese Bemühung einzuleiten, so sehr bin ich mir bewusst, etwas angefasst zu haben, das nicht mit einem Referat oder einer Diskussion erledigt werden kann. Wir können eigentlich nicht mehr tun, als einander Fragen zuschieben, denen jeder für sich immer wieder von neuem nachgehen und über die er selber seine Entscheidung treffen muss.[1]) Aber wie verantwortungsvoll ist schon die Aufgabe, sich gegenseitig die richtigen Fragen zu stellen.

Wenn wir wissen wollen, ob die Bibel etwas zu unserer gegenwärtigen Lage zu sagen hat, so werden wir jedenfalls mit der Voraussetzung an sie herantreten, dass sie nicht einfach ein paar belanglose Bemerkungen zu machen habe, sondern etwas Entscheidendes sage. Auch erwarten wir jedenfalls von ihr nicht einfach ein paar sogenannte gute Ratschläge, ein paar Anweisungen, wie man dies oder jenes ein wenig anders anfassen müsse. Nicht ein paar Rezepte erwarten wir für diesen und jenen Fall. Sondern wenn sie etwas

---

[1]) Dieser Kurs ist kein Kochkurs, bei dem man einfach bewährte Rezepte aus den Händen einer patentierten Hauswirtschaftslehrerin entgegennimmt und dann unter kundiger Leitung ausführt. Da muss selber gefragt und selber geantwortet und entschieden werden.

Entscheidendes zu sagen hat, so hat sie nur Eines, das Eine zu sagen, was uns not tut. Sie muss dann etwas sagen zum Ganzen unserer Lage; etwas Grundsätzliches, etwas wirklich Umfassendes, das zum Gesamtbild unseres Zustandes nicht eine, sondern d i e Wahrheit sagt. Denn mit kleinen, mit einzelnen Wahrheiten ist uns nicht geholfen. Die sagen wir uns oft selbst, oder die lesen wir in andern Büchern. Unsere Lage ist so ernst, so verzweifelt, dass wir nur mehr auf eine grosse, umfassende, weiterführende Wahrheit hören wollen. Wenn wir also an die Bibel heranhorchen, so ist das nicht etwa ein theologisches oder kirchliches oder religiöses Interesse, auch nicht ein historisches, sondern es geschieht aus höchst aktuellem Tagesinteresse; wir sind bedrängt und wollen etwas zur Weltlage, zur Menschennot der Gegenwart hören. Es ist vielleicht beschämend zu gestehen, aber es ist so, wir treten an die Bibel heran mehr der Not gehorchend als dem eigenen Trieb.

Aber was ist denn das für eine Not, die uns treibt? Ist denn unsere Lage so verzweifelt? Unsere Lage kann ja auf verschiedene Art gezeichnet werden; aber auf jeden Fall wird es eine düstere Zeichnung. Was ist das B e z e i c h n e n d e an unserer Lage?

Es geht alles anders, als wir gehofft und berechnet hatten. Das Leben spottet aller unserer Bemühungen. Alle Versuche, es zu bemeistern, sind gescheitert. Das Leben ist wie ein Strom, der nicht gebändigt werden kann, und der alles, was wir an Schönem und Gutem, an Kultur und Menschentum an seinen Ufern gebaut haben, mitleidslos wegreisst. Wir stehen vor Urgewalten, Urtrieben, Urleidenschaften, vor Elementarmächten, die aller Erziehung und Gewöhnung, aller Aufklärung und Bildung, aller Gesetzesschranken und Organisationen spotten. Wir glaubten doch, am Leben zu bauen, es zu gestalten und in immer glücklichere Bahnen zu leiten. Und heute wissen wir es: noch nie ist das den Menschen gelungen. Und heute weniger denn je.

Lasst mich an einige Versuche erinnern, das Leben zu meistern.

1. Vielleicht wurde der erste Versuch auf dem Wege der Staatsbildung gemacht. Als die wilde Horde sich zu einer Volksgemeinschaft umbildete und die einzelnen Stämme sich zu eigentlichen Nationen zusammenfanden. Ein verheissungsvoller Weg, der ja auch heute nicht zu Ende ist, sondern zum Völkerbunde weiterführt. Wie wurde damit das Leben gezähmt? Die Leute schlugen sich nicht mehr nieder, wenn sie einander im Urwalde begegneten. Die Blutrache wurde eingedämmt. Die tierische Feindschaft im Kampf der Individuen, der Familien und Stämme schien durch geordnete Rechtsprechung in einem Staatswesen, das von der Tyrannei und Oligarchie zur konstitutionellen Monarchie oder gar zur demokratischen

Republik emporstieg, gebändigt zu werden. Aber ist trotz aller staatlichen Ordnung dieses Leben wirklich gebändigt? Bricht es nicht unheimlich durch alle Dämme und Stellwerke hindurch und spottet aller Gesetze? Was für Riesenausbrüche von Hass und Feindschaft! Man schlägt sich nicht mehr im Urwald nieder, aber man fährt mit Maschinengewehren durch die Strassen moderner Städte und zerfleischt sich im Klassenkampf. Und wenn man nicht tötet, so macht man einander sonst unmöglich. Denkt an die Ausbeutung, die sich in wirtschaftlichen Formen vollzieht und die ganze Völker dem Hungertod in die Arme treibt. Denkt an die Parteikämpfe innerhalb eines Volkes, an die Mittel der Presse, mit denen man einander in der heimtückischsten Weise abtut. Trotz aller Bemühungen bricht der Vernichtungswille überall durch, eher noch roher, abgefeimter, teuflischer.

2. Ein anderer Versuch, das elementare Leben zu bändigen, ist der Versuch der Kirche und Religion: die ungestümen Ausbrüche des Lebens als Sünde zu brandmarken und einzudämmen. Durch Gebote, Mahnungen und Drohungen, die nicht im Namen des Staates, sondern im Namen einer höheren Autorität, im Namen der Gottheit erhoben werden. Es sind wirklich erhabene Gebote aufgestellt worden, nicht nur am Sinai, auch in andern Völkern, Indien z. B. Die sittlichen Begriffe wurden verfeinert, das Verantwortungsbewusstsein gesteigert. Aber ist die Sünde gefesselt und bezwungen? Versteht sie nicht auf raffinierteste Weise gerade da emporzuschiessen, wo man sie am ehesten glaubt bemeistert zu haben, innerhalb der Religiosität und der Kirche? Wer könnte behaupten, dass die Sünde heute mehr gebrochen sei als früher! Die heilige Institution der Ehe war doch — das gehört hieher — ein Versuch, die Urgewalt der Sexualität zu bändigen und in legitime Bahnen zu lenken. Aber unsere Gegenwart zeigt es in erschreckendem Masse, dass der Versuch nicht gelungen ist, und dass der unheimliche Strom auch weiterhin die Gefilde der Menschlichkeit verwüstet.

3. Auch die Wissenschaft und Forschung, die Bildung und Aufklärung und die damit ermöglichte Technik ist eigentlich ein Versuch, des Lebens, des ungestümen, wilden Lebens in uns und um uns habhaft zu werden und es einer Ordnung zu unterwerfen. Diese Bemühungen, den Menschen geistig zu erhöhen, zielten darauf hin, ihn zu befreien und ihm die Herrschaft über das Leben zu ermöglichen. Aber sind wir wirklich geistvoller, mehr vom Geist beherrscht geworden, weniger an das Fleisch gebunden, von der wilden Natur unabhängiger geworden, abgesehen davon, dass wir jetzt statt in Höhlen in Häusern mit Ziegeldächern und elektrischem Licht wohnen? Was ist damit gewonnen, — ich meine immer für das Ganze unseres Lebens, — dass wir die Bazillen entdeckt haben und durch

eine geschickte Operation einem lieben Menschen das Leben um ein paar Jahre verlängern können? Ist dadurch unsere Ohnmacht den Krankheitskeimen und Todesmächten gegenüber aufgehoben? Was nützt es uns — immer auf unseren Gesamtzustand bezogen — dass wir von London nach Zürich eine Flugpost haben, während wir genau wissen, dass alle diese technischen Errungenschaften in erster Linie für den Krieg berechnet sind? Und die Bildung und Aufklärung? Wir wissen viel, ungeheures, und wir gehören hoffentlich alle zu denen, die nie genug bekommen. Aber wir wissen trotzdem das e i n e nicht, wie wir den elementaren Störungen des Lebens Meister werden können. Vielleicht ist es so, dass aus dem Löwen der Urzeit eine Hauskatze geworden ist im Laufe der Jahrhunderte. Aber auch in den Sammetpfötchen stecken die Krallen. Und im Augenblick ist wieder aus der Hauskatze das Raubtier geworden.

4. Auch der Sozialismus ist ein gewaltiger Versuch, den reissenden Strom des Lebens in geordnete Bahnen zu zwingen. Dadurch, dass man die Macht der Stärkeren zu Gunsten der Schwachen zu brechen suchte. Es ist sein wichtiges Anliegen, den Einzelnen zu überwinden in seiner Stärke und in seiner Schwäche. Einerseits die Freiheit des Einzelnen zu beschränken, indem man ihn in das Ganze ein- und unterordnet und andererseits die Ohnmacht des Einzelnen zu beheben, indem man ihn zu einem Glied der Gesamtheit emporhebt. Aber ist der Individualismus wirklich vom Sozialismus überwunden oder auch nur eingedämmt? Trotz dem Gerede vom sozialen Schamgefühl — es ist ja gewiss etwas daran — bricht der Egoismus stärker denn je hervor und bricht auch die Reihen derer auseinander, die den Sozialismus auf ihre Fahne geschrieben hatten. Wo sind wir heute? so fragt heute in Trauer und Bitterkeit der Grossteil der sozialdemokratischen Arbeiterschaft. Denn sie spürt es am meisten, wie gerade auch in ihren Reihen von Ueberwindung der Vereinzelung und von Verantwortung zum Ganzen so wenig vorhanden ist. Ich erinnere an einige der letzten Volksabstimmungen bei uns in der Schweiz, besonders an die Zahlen aus den Arbeiterquartieren, und an die gegenwärtige Lage der Arbeiterschaft in Deutschland und in Italien.

Von allen Seiten sind wir an den Strom des Lebens geeilt und haben ihn in geordnete Kanäle fassen wollen. Und wie hohnlachend fährt er über uns hin und reisst uns und unsere Arbeit mit sich fort. Ungebändigt ist das Leben nach wie vor, jenem Kraftmenschen vergleichbar, der alle Stricke und Ketten zerreisst. Was haben wir damit festgestellt als Merkmal unserer Lage?

Dass alle Bemühungen unseres Geistes und unseres Gewissens versagt haben, d. h. Geist und Gewissen haben sich aufs höchste angestrengt, aber sie vermochten nichts Entscheidendes auszurichten.

Der Intellekt und die Moral, der gesunde Menschenverstand, also die höchsten Kräfte, die der Mensch besitzt, haben nicht ausgereicht.

Es fragt sich jetzt nur noch, ob das ein endgültiges Versagen ist; ob wir nun für alle Zeit wissen, dass unser menschlicher Geist ungenügend ist, das Leben zu meistern. Oder ob wir denken, dieser menschliche Geist sei n o c h nicht genügend fähig, aber er werde es mit der Zeit schon noch werden. Liegt der Fehler nur daran, dass wir den Geist noch nicht genügend erzogen, gekräftigt und noch nicht in der richtigen Art eingesetzt haben? Die Bändigung des Lebens würde aber gelingen, wenn wir einen noch demokratischeren Staat, eine noch bedeutend frömmere Kirche, einen noch leistungsfähigeren Sozialismus herangezüchtet hätten. Ist das wirklich unser Eindruck? Viele sind heute dieser Meinung. Sie suchen auf alle erdenkliche Weise den Geist des Menschen zu bilden und in die Höhe zu treiben. Mit allerlei Düngmitteln und Züchtungsmethoden. Sollen wir durch vermehrte Konzentration ihn zur Geistesschau, zur wahren Anthroposophie = Menschenweisheit heraufsteigern? Sollen wir durch neue Gottesdienstformen, durch neue Symbolik und sakramentale Mystik unseren Geist zur Höchstleistung anspannen (Rittlmeyer)? Soll die Religion überhaupt verbessert werden? Vielleicht zu einer umfassenden Menschheitsreligion, in der alle Wahrheitsmomente der verschiedenen Religionen zusammengezogen und schön nebeneinander in eine neue Menschheitsbibel eingeklebt werden? Oder sollen die Kirchen besser organisiert, zu Menschheitsbünden zusammengeschlossen, mit neuer Kirchenzucht und neuen Liebestätigkeiten ausgestattet werden? Oder sollen wir wieder intensiver beten, etwa wie Sundar Singh betet? Oder wie Einer meinte, das Unser-Vater nicht einfach beten, sondern meditieren? Oder sollen wir die Städtekultur verlassen und das Leben in neuartigen Siedelungen zu bändigen suchen? Oder sollen wir gar aus dem lauten Geschrei der Meinungen uns flüchten in das stille und gewiss in manchen Stücken reizvolle Halbdunkel der katholischen Kirche?

Haben Sie nicht mit mir den Eindruck: Alles das kann ja nicht helfen. Denn unser Geist kann überhaupt nicht diese gewaltigen Lebensmächte fesseln, auch wenn er noch etwas stärker, schlauer, noch etwas vertiefter oder noch etwas erhöhter wäre. Es hängt unser Unglück nicht an den zufälligen Fehlgriffen, die gemacht worden sind, sondern an der ganzen Unzulänglichkeit, am Unvermögen, an der Ohnmacht des Geistes des Menschen. Darum ist hier sicher auch nicht darüber zu entscheiden, ob es durch Revolution oder durch Reaktion weitergeht; nur derjenige, der glaubt, dass der Menschengeist sich doch noch zum Herrn aufschwingen könne von sich aus, der muss die Entscheidung treffen darüber, ob das durch Zerbrechen der alten Formen und völliges Umgiessen der bestehenden

Verhältnisse geschehen könne oder dadurch, dass man mit ganzer Macht zurückschreite zu den alten Formen, Methoden und Autoritäten. Aber ich glaube, es muss uns gerade nach den letzten Jahren klar geworden sein: das eine wie das andere ist doch nur ein Hantieren, ein ausschliessliches Hantieren des unzulänglichen, immer wieder zum Versagen verurteilten gesunden Menschenverstandes.

Ja, ist unsere Lage wirklich so trostlos, so verzweifelt? Müssen wir uns selber aufgeben?

Hier ergreift nun die B i b e l das Wort zu unserer Lage. Einmal, indem sie die Trostlosigkeit unserer Lage bestätigt. Genau so schildert sie den Menschen mit seinem Geist und gesunden Menschenverstand als einen Ohnmächtigen, des Lebens niemals gewachsenen Menschen. Sie sieht es als eine geradezu selbstverständliche Tatsache an, dass der Mensch immer wieder zusammenbricht und von allen den Türmen, die er errichtet, bös herunter muss. Sie beschreibt den Menschen als den, der immer wieder fällt. Sie stellt immer wieder die Zusammenbrüche fest. Obs der Zusammenbruch des Priestergeschlechtes Eli ist oder der Zusammenbruch des Königtums des Saul oder des Salomo, obs der Zusammenbruch des Kommunismus der ersten Christen in Jerusalem ist; ob sie redet von der tragischen Ohnmacht eines Jeremia oder davon, wie Paulus wie von Fäusten geschlagen wird und von seinen Leiden keine Befreiung findet, oder davon, wie der ganze Irrtum der menschlichen Frömmigkeit und Gerechtigkeit am Kreuzestod Jesu aufgedeckt wird. Ob sie von der Vergänglichkeit des Menschen redet, der wie Gras verweht. Ob sie das Ende Samarias durch Amos oder das Ende Jerusalems durch Jeremia weissagen lässt oder das Ende der Menschengewalt in der Offenbarung Johannis. Ueberall zeigt sie uns die Grenzen unserer Macht.

Die Bibel schätzt also jedenfalls unsere Lage mindestens so trostlos ein und hält unsere Rettungsversuche für so aussichtslos, wie vorhin gezeichnet.

Aber sie hat eine E r k l ä r u n g dafür. Und da gilt es nun hinzuhorchen. Warum findet sie unsere Zusammenbrüche so selbstverständlich und stellt sich nicht gegen das Leben protestierend auf die Seite unserer doch gewiss lobenswerten Versuche und Bemühungen? Warum stellt sie sich nicht auf die Seite der staatsbildenden, religion- und moralstiftenden, die Humanität verfeinernden und die Welt verbessernden Menschen? Warum springt sie uns in unserm harten Kampf nicht bei, sondern gibt noch eher dem ungestümen Leben recht, das uns über den Haufen wirft? Warum können wir uns nicht des Gefühls erwehren, als ob die Bibel ein heimlicher (oder gar offener!) Verbündeter dieses Weltlebens sei, gegen uns Front machend?

Warum? Sie vermisst bei uns etwas. Etwas, was für sie am Anfang und am Ende und in der Mitte steht. Etwas, was bei ihr immer Voraussetzung und Endziel ist. Wir fragen nicht nach Gott. Ps. 14, 2, 3: „Der Herr schauet vom Himmel auf der Menschenkinder, dass er sehe, ob jemand klug sei und nach Gott frage. Aber sie sind alle abgewichen und allesamt „entartet", untüchtig; da ist keiner, der Gutes tue, auch nicht einer." Da stehen wir bei dem, was die ganze Bibel zu unserer Lage zu bemerken hat. Sie fragt uns: Wo ist denn bei euch Gott? Bei allen euren Versuchen und Bemühungen Gott? Wisset ihr nichts von Gott? Fragt ihr nicht nach ihm? Ja, wenn das nicht der Fall ist, so ist es ganz selbstverständlich, dass euch die Hauptsache nicht gelingen kann. Dann haltet ihr euch ja fern von der Kraft, die allein existiert. Dann schliesst ihr euch ja selbst aus von dem, was allein wirksam ist. Dann ists ja, als ob ihr fleissig Maschinen baut und Leitungen legt, aber wo die elektrische Kraft hernehmen, das kümmert euch nicht; ja ihr fragt nicht einmal darnach. Selbstverständlich gehts nicht mit eurem Geist, gehts auch nicht einmal mit dem gesunden, natürlichen Menschenverstand, selbstverständlich gehts nicht einmal mit eurem Gewissen und eurer Moral; denn die sind ja losgelöst von Gott. Die bestehen bei euch ja alle ohne ihn. Ihr wisst gar nicht, wer Gott ist. Darum seid ihr dahingegeben zu tun, was nichts taugt. (Röm. 1, 28: „Gleichwie sie nicht geachtet haben, dass sie Gott erkenneten, hat sie Gott auch dahingegeben in verkehrtem Sinne, zu tun, was nicht taugt.") Und ihr merkt gar nicht, dass euch etwas fehlt, dass ihr an der einzigen Kraft vorüberschaut und vorübergeht; ihr merkt gar nicht, dass ihr durch diese Ferne von Gott unter Gottes Zorn geraten seid. „Das macht dein Zorn, dass wir so vergehen, und dein Grimm, dass wir so plötzlich dahinmüssen. Darum bringen wir unsere Jahre zu wie ein Geschwätz. Wer glaubt es aber, dass du so sehr zürnest und wer fürchtet sich vor solchem deinem Grimm?" (Ps. 90.) Wenn wir das erkennten und bedächten, würden wir klug werden.

Halten wir inne. Wer ist denn eigentlich Gott? Wen versteht die Bibel unter Gott? Wenn man das nur so in unserer Sprache ausdrücken könnte! In der Bibel ist Gott der Einzige, der wichtig genommen wird, der Einzige, der als seiend bezeichnet wird (ich bin, der ich sein werde. 2. Mos. 3, 14.), der Einzige, der gut genannt wird. (Niemand ist gut, denn der einige Gott. Mt. 19, 17.) Gott ist die wunderbare Macht, die an der ganzen Welt schuld ist; diese Macht war, bevor die Welt war, und hat nun diese Welt ins Leben gerufen und hat mit dieser Welt und diesen Menschen etwas vor. Er will mit dieser Welt handeln und diese Menschen brauchen für seinen Zweck. Das steht mit Nachdruck am Anfang der Bibel: Am

Anfang schuf G o t t Himmel und Erde. Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde. Und nun beschäftigt sich die Bibel ganz folgerichtig mit dem, was Gott, der dieses ganzen Lebens und Sterbens Ursprung ist, will und wie er es will. Gott ist und bleibt der Mittelpunkt. Die Menschen sind nur um seinetwillen wichtig. Die Ereignisse erhalten nur von ihm aus ihre positive oder negative Bedeutung. Die Welt ist der Schauplatz Gottes. Er und sein Wille sind die einzige Wirklichkeit, auf die es ankommt und die ernst zu nehmen ist. Von ihm hängt alles Geschehen irgendwie ab und auf ihn drängen irgendwie alle Ereignisse hin. Alles gehört ihm; er kann die Welt in der Sintflut ersäufen oder sie zu sich ziehen aus lauter Güte. Er ist die souveräne Majestät, die an kein Gesetz und an keine Zeit gebunden ist. Er steht über der Zeit. Alle Menschenzeit steht in seinen Händen. Als der Ewige entlässt er aus sich eine Weltgeschichte, um sie seinerzeit zu Ende zu führen. Als der, welcher über allem steht, weil er alles aus sich geschaffen hat, ist er ein Gott, der Wunder tut. Das grösste Wunder ist doch wohl die Schöpfung dieser Welt; alle andern Wunder, bis zur Auferstehung Jesu Christi, sind in diesem inbegriffen.

Also Gott wirkt alles in allem. Dieser souveräne Gott wird in der Bibel nicht etwa bewiesen, sondern vorausgesetzt. Mit Gott fängt die Schrift an und überlässt dem, der ihr folgt, ob er das fasst oder nicht fasst, ob das dem Menschen glaubhaft ist, dass diese Welt und er in ihr geschaffen worden ist. Leuchtet ihm das ein, dann wird er wohl auch begreifen, dass für diese Schöpfung immer noch der Schöpfer die Hauptsache sein muss.

Und nun wieder w i r! Ist dieser Gott der Bibel in seiner ganzen Wirklichkeit und seinem unerbittlichen Anspruch auf uns nicht etwas Fremdes, Störendes? Wir kennen doch nur in dieser Welt den Menschen als Mittelpunkt. Wir sehen alles und bewerten alles unter dem Gesichtspunkt des Menschen. Ganz selbstverständlich. Wir merken es gar nicht, dass wir damit Gott ausschalten. Dass wir, auch wenn wir Gott sagen, nicht eine selbständige, von uns unabhängige Grösse meinen, die wichtiger ist als wir, sondern dass wir damit bloss einen Begriff u n s e r e s Verstandes, einen Satz u n s e r e s Glaubens, eine Schwingung u n s e r e s Gemütes meinen. Wir merken es gar nicht, dass wir damit Gott zu einem Stück von u n s gemacht haben. Nicht wahr, wir sehen doch das Leben an als u n s e r n Lebenskreis, wo sich alles mehr oder weniger um uns gruppiert und zu gruppieren hat. Und wir verstehen kaum, jedenfalls benehmen wir uns nicht darnach, dass diese Welt der Kreis Gottes ist und wir in diesem Kreise irgendwo eine Stellung, vielleicht eine ganz untergeordnete, einzunehmen haben und froh sein müssen, wenn uns Gott nicht mit Schimpf und Schande davonjagt. Wir nehmen als selbstverständlich

diese Welt als unsern Schauplatz an, als unsern Fabriksaal, als unser Jagdrevier, als unser Vergnügungslokal, als unsere Schulstube oder unsern Tempel, als unsern Kasernenhof oder unsern Kundenkreis; vielleicht in grossem Stil, als unsere Arena, in der wir als Zirkusdirektoren die Dinge nach unsern Wünschen und Ideen wenden und dressieren sollen. Und zwar ist das unsere Vorstellung, auch wenn wir fromm sein wollen. Auch da sind wir immer der Ausgangspunkt. Unsere Seligkeit, unsere Gerechtigkeit, und welche Rolle wir innerhalb der Religion spielen. Versteht ihr dem gegenüber die Stimme der Bibel? Nicht ihr, sondern Gott! „Wisset ihr nicht, dass ihr Gott angehört und seid nicht euer selbst?“ 1. Kor. 6, 19. Es handelt sich gar nicht um euren Willen, sondern um Gottes Willen, nicht um euren Namen, sondern um Gottes Namen, nicht um euere Ordnung, sondern um Gottes Reich. Ja, schliesslich handelt es sich gar nicht um euer Glück oder Leid, sondern ob die Absicht Gottes durchgeführt wird oder nicht. Es wird sich ja dann schon zeigen, dass die Erfüllung des göttlichen Willens euch zum Besten gereicht. Aber das soll euch einmal mit aller Schärfe klar werden: Ihr seid nicht der Mittelpunkt, sondern Gott ist es, er ist alles in allem. „Von ihm und zu ihm und durch ihn sind alle Dinge.“ Röm. 11, 36. „Und er ist vor allem und es bestehet alles in ihm.“ Kol. 1, 17. So spricht die Bibel. Unmissverständlich. Schon bei Hiob, wo der Mensch, der glaubt, alles von sich aus beurteilen zu können, ziemlich unsanft angefahren wird: Er sei denn nicht eins und alles in der Welt, Gott habe sich eine grössere Welt geschaffen, da vielleicht (wer weiss!) das Nilpferd und das Krokodil noch eine wichtigere Rolle spiele als der Mensch. Und die ganze Geschichte Jesu, der Mittelpunkt der Bibel, ist sie nicht eine energische Entthronung des Menschen und seine Bloßstellung, dass er so gar nicht merkt, wie verkehrt er seine Stellung in der Welt auffasst und Gott, der sich ihm genaht hat voller Gnade und Wahrheit, einfach nicht kennt, weil er in seiner eigenen Wichtigkeit geblendet ist und sich seine eigenen Kreise nicht stören lassen will. Wirklich: Sie wissen nicht, was sie tun.

Das ist das grundsätzlich Neue der Bibel. Gott und dann der Mensch. Nicht der Mensch, und sein Gott. Das ist ihre Revolution. Sie kehrt das Verhältnis um. Sie stört uns in unserer Wichtigkeit und sagt: Gott ists allein. Es ist vielleicht so: Wir Menschen sind wie Kinder, die in ihrem Stüblein eifrig in ihr Spiel vertieft sind, der Knabe mit seinen Bauhölzern, das Mädchen mit seinen Puppen. So eifrig, dass die Kinder darob alles vergessen und sich wie ein rechter Baumeister, wie eine rechte Mutter vorkommen. Bis die Türe aufgeht und die rechte Mutter eintritt und zum Essen ruft oder sonst einen Befehl erteilt. Da erweitert sich die kleine Welt, in die sich

die Kinder eingesponnen, und eine grössere Welt reisst sie an sich und in sich hinein als untergeordnete Glieder. So haben wir Menschen uns in unsere Menschwelt eingesponnen und die Bibel reisst die Türe auf und zeigt uns die viel grössere Welt Gottes. Sie zieht uns aus unsern Stuben hervor und stellt uns unter den freien Himmel.

Ja, dann sind wir also endgültig ausgeschaltet? So nimmt uns die Bibel auch noch das letzte Selbstvertrauen und wirft uns als unbrauchbar in den Winkel? Keineswegs! Diesen entthronten Menschen nimmt der Gott der Bibel in seinen Dienst, wohlgemerkt, in seinen. Der Mensch ist gegenüber dem Allmächtigen Knecht und Kind. Gegenseitig sind die Menschen Mitknechte, Mitgenossen, Brüder. Sie sind in die Arbeit des grossen Auftraggebers hineingezogen. Der Herr hat die Knechte in *seinen* Weinberg geholt.

Und da stellt sich dann heraus, was der grosse Arbeitgeber will. Er hat in seinem Plan ein Reich, in dem Gerechtigkeit wohnt. Ein Reich, wo der Arme, der Sünder, der Verachtete zu seinem Rechte kommt; wo jener Ausgleich zur Wirklichkeit geworden ist: Hie ist nicht Jude, nicht Grieche, nicht Sklave noch Freier, nicht Mann noch Weib; sie sind allzumal Einer in Christus. (Gal. 3, 28.) Ein Reich hat dieser Gott, der in der Bibel als die alleinige Macht der Wirklichkeit angesehen wird, im Sinn, wo der Mammon gebrochen ist und wo Er, Gott, allein den Ausschlag gibt. Aber eben, das ist *Gottes* Reich. Das können wir von uns, los von Gott mit unserem eigenen Werk nicht zustande bringen. Aber wir dürfen fröhlich in den Dienst des Allmächtigen treten und erhalten gewiss jeder eine Arbeit in ihm. Aber wenn es das Reich dessen ist, der die Welt überhaupt geschaffen hat, dann hat es natürlich ganz andere Aussicht auf Verwirklichung, als wenn wir es machen müssten. Es käme sehr wahrscheinlich auch dann zustande, wenn wir nicht mitmachten und lieber in unserm eigenen Kreis weiterbäschelten. Die Gefahr ist vielleicht grösser, als wir meinen, dass Gott ohne uns, neben uns vorbei, über uns hinweg schafft. Die Bibel hat dafür auch Beispiele: das Judenvolk.

Umgekehrt aber, wenn wir uns aus unsern Stuben hervorlocken und in den Dienst des Ewigen einstellen lassen, ihm gehorsam werden, ihm recht geben, ihm glauben können, dass er der Ewige ist, der sich nicht nach uns zu richten hat, sondern wir nach ihm, dann stellt die gleiche Bibel eine ungeheure Freiheit des Handelns in Aussicht. Jene Männer der Bibel, die Gott ernster nahmen, wirklicher nahmen als sich selber, wurden fähig zu erstaunlich freiem Handeln. Ein Abraham löst sich von Verwandtschaft und Freundschaft. Die Propheten werden mutig an Königsthronen, mutig vor den reichen Unterdrückern, mutig vor dem verblendeten Volk. Sie verheisst jene

Freiheit, die uns in Jesus entgegentritt, der so merkwürdig erhaben durch die Menschenreihen schreitet und sich selber herzugeben imstande ist. Das ist die Freiheit, die die ersten Christen in den römischen Verfolgungszeiten zu jener Standhaftigkeit befähigt hat, von der in der Offenbarung Johannes die Rede ist. „Sei getreu bis in den Tod!" Diese Freiheit, dieser Mut, dieses Arbeiten ist darum allein möglich, weil man etwas weiss: dass die Macht, der man gehorcht und in deren Dienst man vorgeht, selbstverständlich sich und seine Sache zu Stand und Wesen bringen und dass über kurz oder lang der Widerstand zusammenbrechen wird. Man weiss eben: Gott siegt.

Wir fassen zusammen: Was hat die Bibel zu unserer Lage zu sagen? Sie bestätigt zunächst unsere Hilfslosigkeit, unsere Fesselung. Sie wundert sich gar nicht darüber, dass wir bei allem Marschieren doch immer an Ort bleiben, dass wir trotz aller Bewegungen und allem Vorwärtsfahren uns doch nur in einem Kreise drehen, wie wenn wir auf einem Karussell fahren. Sie findet das ganz natürlich, so lange wir nicht aus unserm Kreise herausschauen, heraustreten, so lange wir nicht Gott als den alleinigen Herrn und Schöpfer der Welt erkennen und uns unter ihn stellen. Sie redet aber ebenso eindringlich von der Möglichkeit, in seinen Dienst zu treten; dass man sich unter ihn stellen könnte in Gehorsam. Dann allerdings wäre alles möglich. Wenn man von i h m alles erwartete, dann könnte man von ihm a l l e s erwarten. Dann könnte der grosse Gott, die ewige Urquelle des Lebens, sich uns wieder ganz anders öffnen; dann könnte er wieder mit uns reden in seiner grossen Barmherzigkeit. Dann könnte er Kräfte schenken, die das Leben meistern; dann könnte die Knechtschaft ein Ende nehmen und ein Ausführen stattfinden aus dem Diensthause, wie seinerzeit aus Aegypten. Dann könnten wir ausgerüstet werden mit dem Geist der Kraft, der mehr ist als unser Menschengeist. Und dann müssten wir nicht mehr so verlegen fragen: Was müssen wir denn tun? Wir könnten handeln, unmittelbar. Es würde sich nicht mehr um diese Pflästerchen und Rezepte handeln, nicht mehr um diese bald titanischen, bald lächerlichen Versuche, dem Leben Meister zu werden. Es wären dann nicht mehr jene Künste und Luftgespinste, die uns immer weiter vom Ziel abbringen. Es wäre ein selbstverständliches, wahrhaft grosszügiges Handeln möglich. In Gottesgehorsam und frei von Menschenfurcht.

Ist das nicht die Stimme der Bibel? Aber ich weiss nur zu gut, dass mit dieser Darstellung noch lange nicht entschieden ist, ob einem diese Stimme einleuchtet, und ob dieses Wort, das sie zu unserer Lage sagt, einem wirklich hilft. Es ist vor allem noch nicht entschieden, ob man die Wirklichkeit Gottes glaubt, die die Bibel voraussetzt, von der sie immer ausgeht, die sie aber nirgends einem

Ungläubigen zu beweisen sucht. Sie sagt nur ganz kurz, dass diejenigen Toren seien, die sprechen: Es sei kein Gott. Man kann all dem Gottesglauben, wenn er noch so eindringlich gepredigt wird, entgegenhalten: Das kann ich nicht glauben. Der Glaube ist wirklich nicht jedermanns Ding (2. Thess. 3, 2). Er wird jedenfalls gewirkt und geschenkt von dem Gott, der sich an den Menschen irgendwie bezeugt, wenn ihre Stunde gekommen ist. Nur das kann wohl allen Suchenden gesagt werden; je mehr man diesen alten biblischen Zeugnissen, die nun tatsächlich den Nachteil (oder den Vorteil?) haben, nicht moderne Literatur zu sein, sein Ohr leiht, um so eindringlicher spricht daraus nicht etwas Altes, sondern etwas Neues, etwas, das heute so wahr sein muss wie vor 2000 Jahren; man erhält den Eindruck, dass da etwas Ewiges und Ewiggültiges ausgesprochen ist. Und je mehr man das, was dort steht, vergleicht mit der Lage, in der wir uns befinden, desto mehr erhalten wir den Eindruck, dass dieser ewige Gott der Bibel Wirklichkeit ist, und dass daher alle unsere Not kommt, dass wir ihn nicht gelten lassen. Mehr darf ich ja von meiner Darlegung nicht hoffen, als dass sie auch etwas zu diesem Eindruck beitrage. Sam. Dieterle.

Das Mädchen in der Jugendpflege und Jugendbewegung.[1])

2.

Auf das Gesagte zurückblickend, möchte ich mit Dehn[2]) sagen: „Die Lage der Arbeiterjugend scheint mir also die zu sein: Wir sehen eine Jugend vor uns, von der man den Eindruck gewinnt, dass sie durchaus entwicklungsfähig, zukunftsfähig sei. Sie ist gesund, trotz mancher Abirrungen und einzelner Verfallserscheinungen. Sie ist im Aufsteigen begriffen, trotzdem sie noch unter gewissen sozialen Unzuträglichkeiten leidet. Wir sehen, wie sie echt jugendlich — sie ist ja zwiefach jung, persönlich und als Volkstum — nach der Welt der Erscheinungen greift und an ihr sich sättigt. Wir verstehen das, aber wir erblicken hier auch die Gefahr. Die ganze Lage scheint uns Verinnerlichung und Vertiefung zu verlangen. Sonst steht die Möglichkeit vor der Türe, dass dieses rüstige Jungvolk verödet, dass es äusserlich und oberflächlich wird, dass ein die Seelen zerstörender egoistischer Geist in ihm die Herrschaft gewinnt. Es ist Zeit, hier einzugreifen. Gebt der Jugend etwas, wovon sie leben kann! Stellt Ideale vor ihre Seele, durch die sie sich innerlich erneuern kann! Niemand lebt von Brot allein, am wenig-

---

[1]) Vgl. Nr. 12, 1923. [2]) „Jugend und Großstadt".

sten die Jugend. Sie braucht notwendig diese höhern Wirklichkeiten, durch die der Mensch erst zum Menschen wird. Es könnte sich schwer rächen, wenn niemand da ist, der sie ihr gibt.“ Was von der Arbeiterjugend gesagt ist, gilt aber auch für die lebendige Jugend überhaupt, die sich ja meist mit der Arbeiterjugend zusammenschliesst.

Mit der Lage der Jugend ist auch zugleich gesagt, wo nach Dehn die Hilfe für die Jugend zu finden ist.

Fragen wir uns nun aber doch: Hat die Jugendpflege, die Jugendbewegung ihre Berechtigung? Erfüllt sie ihre Aufgabe an der heranwachsenden Jugend?

Jugendpflege ist, wie das Wort sagt: Pflege der Jugend, Arbeit Aelterer an der Jugend. In der Jugendpflege gibt man sich berufsmässig mit der Jugend ab. Die Jugend soll das erfüllen, was an Hoffnung und Glauben in den Aeltern lebt. Diese wollen etwas mit der Jugend. Die Jugendpflegevereine werden von Aelteren gegründet, weil sie fühlen, dass der Jugend etwas in ihrem Leben fehlt. Sie wollen sie auch vor Einflüssen bewahren, die Bürgerlichen und die Kirchlichen vor den sozialistischen Einflüssen und umgekehrt die Sozialisten und Kommunisten vor den bürgerlichen und kirchlichen Einflüssen. So entbrennt der Kampf um die Seele der Jugend.

Jugendbewegung ist Bewegung der Jugend, die bewegte Jugend. Sie ist nicht mehr passiv, sondern aktiv, sie erhebt Anspruch auf eigene Lebensgestaltung, oder wie die Hohenmeissner Formel heisst: „Aus eigener Bestimmung und vor eigener Verantwortung das Leben gestalten.“

Es liegt also ein fundamentaler Unterschied in den beiden Begriffen. Ich kann hier nicht näher auf die Differenzen eingehen; noch manches wird sich ergeben, wenn wir die Aufgaben der beiden Richtungen näher ins Auge fassen.

Unsere erste Frage wird also sein: Haben Jugendpflege, Jugendbewegung ihre Berechtigung?

Uns scheint diese Frage fast überflüssig, aber sie ist es nicht, wir stossen in weiten Kreisen noch auf Opposition, besonders wenn es die Mädchen angeht. Die Gründe, die man gegen die Jugendpflege und die Jugendbewegung anführt, sind meistens folgende:

1. Die Mädchen werden dem Elternhause entfremdet und sind nie mehr zu Hause.
2. Das Berufsinteresse lässt nach, wenn die Jugendlichen Vereinen angehören.
3. Die Jugend lehnt sich gegen die ältere Generation auf, wird selbstbewusst und respektlos.
4. Die Jugend wird zur Vereinsmeierei erzogen.

Können wir diese Vorwürfe nur kurzer Hand abweisen? Nein, denn in sehr vielen Fällen sind sie leider nur zu berechtigt.

Will das nun heissen, wir sollen keine Jugendpflege mehr treiben, wir sollen die Jugendbewegung wegwünschen?

Tritt wirklich durch die Jugendvereine Entfremdung gegenüber den Eltern ein? Meistens werden sich die Eltern freilich erst dann bewusst, dass sich ein Mädchen ihnen entfremdet hat, wenn es sich einer Jugendorganisation angeschlossen hat und so abends und Sonntags ab und zu wegbleibt. Die Entfremdung war aber meistens schon vorher da und kam bloss äusserlich nicht zum Ausdruck. Viele Eltern lehnen sich auch nur aus alter Gewohnheit gegen die Vereine auf, weil es früher so war, dass das Mädchen zu Hause sass; was es dann tat, war ihnen oft sehr gleichgültig. Am Anfang gehen die Jugendlichen mit grosser Begeisterung in die Vereine; sie meinen, sie müssten überall dabei sein. Wenn es sich um ganz junge Mädchen handelt, so ist es sicher Aufgabe der Aeltern, genau zu prüfen, ob es am Platze ist, dass das Mädchen so oft zu den Veranstaltungen kommt. Es wird Fälle geben, wo es noch immer besser ist, das Mädchen sei viel im Verein als zu Hause oder auf der Strasse. In der Regel wird es gut sein, das Mädchen von Anfang an auf seine Pflichten zu Hause aufmerksam zu machen. Ich glaube, ich darf die Behauptung aufstellen, dass es an der Jugendorganisation liegt, wenn ein Mädchen d a u e r n d dem Elternhause entfremdet bleibt. Arbeitet eine Organisation, wie sie sollte, so werden die Mädchen früher oder später einsehen, dass sie eine Aufgabe in der eigenen Familie zu erfüllen haben. Eine Zeitlang mag es nötig, ja vielleicht gut sein, wenn das Mädchen seine innern Konflikte ausserhalb der Familie zu lösen sucht, weil es zu Hause s e l t e n Verständnis findet. Findet der Jugendleiter den Kontakt mit den Eltern, so können manche Konflikte vermieden werden. Ein rechtes Zusammenarbeiten von Elternhaus und Jugendpflegeverein ist die beste Jugendarbeit.

Den zweiten Punkt muss ich im gleichen Sinne beantworten. Gerade in den etwas modern geleiteten Jugendvereinen wird man oft auf die Berufsfragen stossen; spielt sich doch ein grosser Teil des Lebens der jungen Menschen in der Berufsarbeit ab. Dabei stossen sie auf manche Mißstände, die den Mädchen nicht verborgen bleiben und unter denen sie leiden. Eine richtig geleitete Aussprache wird jedoch nicht zur noch grösseren Unzufriedenheit im Berufe beitragen; sie kann eher ermutigend wirken. Damit meine ich nicht, wir sollten die Schäden bemänteln, nein, ich möchte sogar wünschen, dass in manchen Vereinen viel offener und ernster auf die Schäden hingewiesen werde, immer unter der Voraussetzung, man mache die jungen Mädchen darauf aufmerksam, dass sie ihre Pflicht unbedingt erfüllen, wie auch die Arbeitsbedingungen seien, dass sie aber, wie

wir alle, darauf sinnen müssen, wie die allgemeinen Arbeitsverhältnisse verbessert werden können. Es gilt nicht ein Vertuschen der Tatsachen, sondern ein Hinweisen auf andere Möglichkeiten. Der Solidaritätsgedanke kann auf diese Weise am besten geweckt werden.

Ich glaube also nicht, dass die Jugendpflege und Jugendbewegung die Ursache der Auflehnung sind, mögen sie auch in einzelnen Fällen den Ausschlag geben. Zuzugeben ist allerdings, dass durch gewisse Forderungen, die an die Jugend gestellt werden, neue Konflikte in den Familien entstehen können. Dies ist besonders der Fall bei der Jugendbewegung, die sich zu gewissen Idealen bekennt und wo die jungen Menschen auch dafür einstehen. Nun decken sich die Ansichten der Jugend bekanntlich selten mit denen der Eltern und da können harte Kämpfe entstehen, die vielleicht ohne die Jugendbewegung nicht so akut würden. Diese Erscheinungen werden aber nicht nur zum Schlechten führen, der Kampf stählt bekanntlich. Wie oft wurde gerade den Vertreterinnen der pazifistischen Jugendbewegungen vorgeworfen, durch ihre Friedensidee brächten sie Unfrieden in die Familie. Natürlich wird es hier darauf ankommen, wie die Idee vertreten wird, aber wir werden doch nicht der Meinung sein, es wäre nun besser, die Menschen kämpften nicht mehr für das, was sie als recht empfinden, nur um des seichten Friedens willen, der sehr oft gar kein Friede ist.

Was nun die Vereinsmeierei anbetrifft, so liegt allerdings auch diese Gefahr bei vielen Organisationen vor. Gerade die regsten, besten Mitglieder werden sich gedrängt fühlen, an dem Gedeihen der Organisation, an der Verwirklichung der Idee, der sie dienen, mitzuarbeiten. Diese Mitarbeit verlangt aber oft das ganze Denken, Fühlen und Handeln der jungen Menschen. Sie sind bewegt, ergriffen von dem Ideal, und mit ihrer ganzen jugendlichen Kraft, ihrem Glauben und Hoffen, wollen sie sich ihm hingeben; da wird oft manche näherliegende Pflicht versäumt, als nebensächlich betrachtet. Bei den Mädchen ist der Jammer gross: „Wir dürfen nicht mehr als einen Abend von zu Hause weg; wir können nicht mitarbeiten, wie wir möchten.“ Das Zuhausebleiben ist dann oft mit einer sauren Miene verbunden, die wohl nicht sehr erquickend sein muss für die Eltern, von denen das Verbot ausging. So bringen besonders lebensstarke Jugendorganisationen vermehrte Konflikte; oft ist es aber schön zu sehen, wie die jungen Mädchen ohne saure Miene auf die Mitarbeit mit ihren Kameradinnen verzichten und ihre Aufgabe im stillen zu erfüllen suchen, ehe sie in den äussern und oft leichtern Kampf treten. In dieser Selbstüberwindung liegt oft der beste Keim für spätere aufopfernde Mitarbeit an grössern Aufgaben. Immerhin ist es manchmal nicht leicht, mitanzusehen, wie ein junger Mensch glüht vor Begeisterung für eine Sache und doch

nicht mithelfen darf. Da nützt es nichts, ihn auf später zu vertrösten, heute brennt das Feuer, heute will es weitergetragen werden. Und doch waren manche Mädchen glücklich, als sie nachher sahen, dass das Opfer, das sie den Eltern und Geschwistern gebracht, so viel Wert, ja vielleicht einen tiefern Sinn hatte als ihr Mitkämpfen und Mitarbeiten.

Noch ein anderer Punkt, der speziell die Mädchen angeht, wird immer wieder hervorgehoben. Die Vereine wären in den Augen mancher Leute noch ganz am Platze, wenn die Mädchen wenigstens praktische Sachen lernen würden.

Bevor ich diese Frage behandle, wollen wir noch einen Schritt weitergehen und uns fragen: Was soll denn in den Vereinen getrieben werden?

Betrachten wir die verschiedenen Organisationen, so ergibt sich ein buntes Bild. Für die weibliche Jugendpflege in Zürich kommen besonders die Konfirmandinnenvereinigungen in Betracht, die, obwohl alle mehr oder weniger den gleichen Charakter tragen, doch sehr verschieden arbeiten.

Allgemein können wir darüber vielleicht folgendes sagen: Die Vereine sind von Pfarrern, zur Sammlung ihrer ehemaligen Konfirmandinnen, ins Leben gerufen worden. Die meisten kommen an einem Wochenabend zusammen. Da wird gesungen, für die Gemeinde genäht, Vorträge werden gehalten, zum Teil von den Mitgliedern selbst. In einzelnen Vereinen spürt man etwas von Selbstregierung. Ab und zu finden Sonntagszusammenkünfte mit Burschen statt. Es werden grössere Veranstaltungen, wie Theateraufführungen, arrangiert; es wird auch getanzt und gewandert. Einzelne Konfirmandinnenvereinigungen, wie Wiedikon und Jugendheim Aussersihl, haben angestellte Jugendpflegerinnen. Wir finden meistens eine grosse Schwankung in der Mitgliederzahl; im Frühjahr, nach der Konfirmation, treten viele Neue in die Vereinigung, im Laufe des Jahres flaut das Interesse ab. Einige Treue bleiben immer, die die Kerntruppe bilden, aber im Verhältnis zu der grossen Zahl der abgehenden Konfirmandinnen ist doch die Zahl der regelmässigen Besucherinnen recht klein.

Neben den Konfirmandinnenvereinigungen haben wir noch die Jugendgruppen der Abstinentenbünde, die Gruppe der ehemaligen Pfadfinderinnen und die Klubs.

In all diesen Organisationen entrollt sich ungefähr das gleiche Bild wie bei den Konfirmandinnen-Vereinigungen; einzig die Klubs sind meistens besser ausgebaut, d. h. die Arbeit erstreckt sich auf mehrere Wochenabende. In ihnen gibt es neben den einzelnen Vorträgen auch Kurse und es wird in kleinern Gruppen gearbeitet; ferner ist auch der Sonntagnachmittag ein Hauptsammelpunkt der Mitglie-

der. Die Arbeit kann vielleicht auch systematischer betrieben werden, weil sie von Menschen getan wird, die nicht noch einen Beruf neben der Jugendarbeit ausfüllen müssen, wie z. B. die Pfarrer, die neben dem Vereinsabend nicht allzuviel Zeit auf die Jugendarbeit, in diesem speziellen Sinne, verwenden können. In einzelnen Vereinen wird auch eine intensive persönliche Fürsorge mit der Vereinsarbeit Hand in Hand gehen.

Wir sehen also, es wird von allen Seiten etwas für die Jugend getan. Warum steht es denn doch noch so schlecht mit unserer Jugend, warum müssen wir von Jahr zu Jahr eine grössere Genusssucht, ja Verrohung konstatieren?

Jugendarbeit ist schwere Arbeit. Sie verlangt vollkommene Hingabe, Opfersinn und Freudigkeit. — Sie werden mir sagen: „Jede soziale Arbeit verlangt das, warum denn das bei der Jugendarbeit speziell hervorheben? Jugendpflegearbeit beruht ganz auf Freiwilligkeit von seiten der Jugendlichen und sie ist auf eine minime Zeitdauer beschränkt." In allen Jugendvereinen hören wir das gleiche Lied: „Wir haben keine Zeit, um viel mit unsern jungen Leuten zusammen zu sein. So viele Mädchen kommen nach einiger Zeit nicht mehr." Gehen wir den Ursachen nach, so treten uns zwei Dinge meistens entgegen: Entweder fühlen sich die Neuen fremd in der Menge, oder aber es war ihnen zu ernst in der Vereinigung. Erstere suchten wirklich etwas im Verein; sie suchten vor allem Verständnis, Liebe, einen Menschen, der sich ihrer annehme. Die wenigen Male, da sie in den Verein kamen, hatte vielleicht niemand Zeit, sich mit den Einzelnen zu befassen, wie sie gerne möchten und wie es nötig gewesen wäre. Auch bei denen, die nur das Vergnügen suchen, hätte manches gewonnen werden können, wenn man mehr Gelegenheit gehabt hätte, in engern Kontakt mit den Mädchen zu kommen. Wenn an einem Abend oder Nachmittag 30 bis 60 und manchmal noch mehr Mädchen zusammen kommen, wie soll da ein persönlicher Kontakt mit jedem Einzelnen in den zwei bis drei Stunden des Zusammenseins möglich sein? Erst wenn die ältern Mitglieder den Leiterinnen helfend beispringen, ist intensivere Arbeit möglich, aber viele von ihnen finden auch den Weg zu den andern noch nicht so leicht. In einzelnen Ausnahmefällen wird es möglich sein, dass alle jungen Menschen einen wahren Gewinn von einem Abend oder einem Nachmittag mit heimtragen. Wer in der Erziehungsarbeit steht, weiss, wie lange es sogar in einem Internat geht, bis man von einem Einfluss auf den jungen Menschen reden kann; wie viel schwerer ist es da in der Jugendarbeit, wo man die jungen Menschen nur einige Stunden in der Woche sieht und dann meistens nicht allein. Zieht man dann noch die Empfindlichkeit der Mädchen in jenem Alter in Betracht, so weiss man, dass es oft nur ein Wort braucht,

um sie zu verstimmen, und die Verstimmung bedeutet ein Fernbleiben vom Verein. Und meistens sind es gerade die der Pflege am meisten bedürftigen Mädchen, die wegbleiben. Man wird dagegen einwenden, dass aber in dem, was im Vereine geboten werde, auch an sich eine Anziehungskraft liege. Sicherlich, aber die Vereine, die viel auf Abwechslung ausgehen und dafür sorgen, dass etwas „los ist“, werden auch keinen Einfluss ausüben. Vielleicht werden sie der Zahl nach gut besuchte Abende und Nachmittage haben, aber von einem erzieherischen Einfluss kann selten die Rede sein.

Damit berühre ich auch die schwache Seite der vielen Jugendpflegevereine. Unserer Jugend ist so wenig geholfen, unsere Jugend geht oft so leer aus bei den Jugendvereinen, weil sie nicht tief genug ergriffen, weil sie in ihrem Wesen nicht erfasst wird. Die Mädchen können wohl manches lernen, wie Weissnähen, Schneidern, Sticken, Sprachenkenntnis, sie werden auch in die Tagesfragen, in Literatur, in Kunst eingeführt; all das mag recht sein, soll aber immer nur Mittel zum Zweck sein. Das heisst: Für die jungen Mädchen, im Alter von 14 bis 16 Jahren, möchte ich es sogar direkt als notwendig betrachten, dass man sie für möglichst viel zu interessieren sucht, schlummernde Kräfte können nur auf diese Weise geweckt werden. Aber auf die Dauer soll nicht Literatur, Kunst etc. jedes für sich betrieben werden. Jedes Gebiet soll eingeordnet werden in ein Ganzes. Solange Wissensstoff an Wissensstoff, Wissensgebiet an Wissensgebiet gereiht wird, ähnlich wie in der Schule, kommen wir nicht aus dem chaotischen Zustand heraus. Die Gebiete müssen miteinander verbunden sein. Dabei ist noch zu bedenken, dass in den kurzen Abendkursen kein gründliches Wissen vermittelt werden kann. So fördern wir denn nur jenen Bildungsdilettantismus, der zur Oberflächlichkeit führt.

Jugendarbeit soll Lebensarbeit sein. *Was der heutigen Jugend fehlt, ist eine Weltanschauung.* Eine Weltanschauung kann zwar niemandem gegeben werden, aber in den Jugendvereinen sollte diesem Bedürfnis mehr Rechnung getragen werden, erst dann werden sie erspriessliche Arbeit leisten; erst dann kann von wahrer Erziehungsarbeit geredet werden; erst dann kann der Jugend geholfen werden.

In der zersetzenden Zeit, in der wir leben, in dem oft schweren Berufskampf, in der seelischen Not, die in dem Wachstum der Jugend selbst liegt, brauchen die jungen Menschen ein grosses Ziel, das ihre Seele erfüllt. Sie müssen wieder an den Sinn des menschlichen Lebens, an den Sinn ihres eigenen Lebens glauben können. Sie müssen sich hindurchringen zu dem Glauben an eine sittliche Weltordnung. In der Geschichte der Menschheit sollen sie die treibenden Kräfte, die die Menschheit vorwärts brachten, kennen lernen;

auf dem Gebiete der Kunst sollen sie das Ringen und Suchen der grossen Menschen nach Schönheit und Form als Ausdruck einer Weltanschauung verstehen lernen; die Literatur aller Völker soll sie in Berührung bringen mit dem tiefsten Suchen der Menschen, deren höchster Ausdruck Dichter und Denker sind. Naturwissenschaft soll nicht nur Analyse, sondern Synthese sein und jede Naturerscheinung als winziges Kleines in das unermesslich Grosse des Kosmos gestellt werden. Jedes einzelne Gebiet soll eine Offenbarung des Einen Grossen sein. Ich glaube, wo in diesem Sinne die Jugend unterrichtet wird, da wird sie wieder Ehrfurcht bekommen vor dem schöpferischen Reichtum des Lebens, sie wird die Menschen trotz ihrem jetzigen Egoismus, trotz ihrem Kampf aller gegen alle, wieder als das kennen lernen, was sie *sein sollten*, als das, wozu sie bestimmt sind. Die jungen Menschen selber werden sich nicht mehr ausserhalb dieser Welt fühlen, als sinn- und zwecklose Wesen, beleuchtet vom Höchsten, wird auch ihr Leben neuen Sinn und Wert bekommen. Bescheidener stehen sie vielleicht im Leben als zuvor, aber mit mehr Achtung vor dem Heiligtum eines jeden Menschenlebens und also auch vor dem ihrigen. Durch die Berührung mit den höchsten Kräften, die in der Welt tätig sind und waren, werden sie vor manchem Schmutz und mancher Entgleisung bewahrt bleiben. Welchen jungen Menschen lockt noch die Tingeltangel-Musik, wenn er Zugang gefunden hat zu Beethoven, Mozart, Bach? Welches Mädchen wird noch in das Kino gehen, das sich einmal einfühlen konnte in ein Bild von Michelangelo, zum Beispiel seine Schöpfung des Adam? Ist es da nicht, wie wenn ein Lebensodem auch es berühren und zu neuem Leben erwecken würde? Ein Mädchen, das die einfache, gesunde Kraft des Kinderreigens von Thoma empfindet, wird Freude bekommen können an gesundem Leben und gesunder Freude. Kann man dann nicht hinüberleiten zu den einfachen Volksliedern und Volkstänzen? Wer Iphigenie kennen gelernt hat, eine der grössten Frauengestalten, die von dichterischem Geiste geschaffen wurden, wird berührt sein von der hohen Mission der Frau im Leben der Menschen und wird die Beziehungen der Geschlechter zueinander von einer höheren Warte beleuchtet sehen.

So, meine ich, sollte Jugendarbeit an die Hand genommen werden, ungefähr in dieser Weise könnte der Stoff der Jugend gebracht werden. Nicht dilettantisches Einzelwissen, sondern pulsierendes, schöpferisches Leben auf allen Gebieten, und die jungen Menschen werden verstehen, dass auch sie teilnehmen dürfen und müssen an diesem Leben, dass auch sie selbst aufbauende Kräfte sind am Werke der Menschheit.

Gertrud Ruegg.

(Schluss folgt.)

All und Ich.

Dein Reich komme. Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.

Unser täglich Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld, wie wir unsern Schuldnern vergeben.

Geht nicht zwischen diesen beiden Stücken des Unser-Vater ein Riss durch, stehen sie sich nicht gegensätzlich gegenüber?

Ist da nicht auf der einen Seite das göttliche All, das Weite und Grosse, Gottes Reich ohne Grenzen in Zeit und Raum, Himmel und Erde umfassend? Dem gegenüber aber, ohne vermittelnden Uebergang, die kleine Alltäglichkeit des Ich, unser Brot und dessen Erwerb, unsere kleinen und grossen Fehler und was andere uns zu leid tun?

Steht da nicht auf der einen Seite das sozial-religiöse Denken, das ein Gottesreich, Erfüllung des Willens Gottes auf Erden ersehnt, auf der andern Seite das individual-religiöse Denken, das nur darauf geht, das Ich an Gott anzuschliessen, von ihm alles zu nehmen, was man braucht, zu ihm seine Schuld zu tragen, damit er sie wegnimmt, und um Gottes willen mit den andern Menschen Frieden zu haben?

Tritt nicht an uns persönlich immer wieder die Frage, was wir denn eigentlich tun sollen: hohe und heilige Träume hegen, unserer Sehnsucht Flügel ins Weite und Ewige ziehen lassen, der Menschheit grosse Erlösung suchen und uns einsetzen für den vollen Gottessieg, der verheissen ist? Oder treu sein in unserm kleinen und kleinsten Pflichtenkreis, unser Plätzchen in unserer Familie und nahen Umgebung ausfüllen, unser Tagewerk recht tun, bescheidene Ansprüche für uns machen, hie und da einen Traurigen trösten, eine Wunde verbinden?

In der „Legende des Baalschem" von Martin Buber, einem wunderbaren Buch, das Leser meinesgleichen aber vielleicht besser nicht am Anfang, sondern irgendwo in der Mitte beginnen, heisst die letzte Erzählung „Der Hirt". Zum Baalschem, das ist „Meister des wundersamen Gottesnamens", kommt der Engel des Kampfes, bleich und zürnend, und der Baalschem, in dem sonst die Wunderkraft und die Weisheit Gottes wohnen, fragt den Engel unsicher nach seinem Begehr. „Du weisst es," ist die einzige Antwort. In jener Zeit durchzog der grosse Widersacher Gottes, als Messias verkleidet, erobernd die Welt. Zum Kampf gegen ihn fühlte der Baalschem sich aufgeboten. Da suchte er einen Gefährten zum Kampf, eine junge Kraft, denn er selbst fühlte sein Alter. Er suchte eine Seele, erfüllt mit göttlichem Feuer, auf dass er dieses ihr Feuer auf den Boten der Nacht werfe und ihn zunichte mache. Der Baalschem schwang sich in die obere Welt empor und dort wies ihn Elija, der Prophet, an Mosche, den Hirten auf einer Bergwiese. Er geht und findet einen lichten

und starken Jüngling mit Kinderaugen, der seines Gebieters Schafe an einem Berghang weidet und dabei mit Gott Zwiesprache hält: „Lieber Herr, so unterweise mich, was ich für dich tun mag." Der Baalschem tritt zu ihm und bringt ihm Antwort. Er erweckt in ihm lodernde Begeisterung zum Kampf gegen den grossen Widersacher, der in weicher und lockender Finsternis über die Erde zieht, und unterweist ihn zum Kampf. Derweilen aber wird der Dämon den Bund der reifen, erleuchteten Seele des Alten mit der sturmstarken, wehenden des Jungen gewahr und gerät in Alarm. Er lässt Sturm und Unwetter über die Erde tosen und Schrecken über die Lande gehen. Da fährt Mosche, der Hirt, auf, verlässt den Baalschem und eilt zu seinen Schafen.

Traurig geht der Baalschem und gibt Kampf und Sieg verloren. Da aber naht ihm wieder der Engel des Kampfes, jetzt strahlend und liebreich, und küsst ihn. Der Baalschem erkennt in ihm den „Engel des Todes, der da heisst der Wiederbringer", und ist getröstet. So schliesst die Legende.

Besagt diese Geschichte nicht, dass selbst für den gereiften und geheiligten Greis wie für den unschuldig-reinen und jugendlich-starken Jüngling die Sehnsucht nach dem grossen Gotteskampf, der verzehrende Wille zur Ueberwindung des grossen Widersachers und zur Verwirklichung der vollen Gottesherrschaft nur Irrwege sind? Besagt sie nicht, dass Mosche recht tat, wenn er den Rufer zu Grossem verliess und zu seiner Herde zurück ging? Tröstet der Engel des Todes, der Wiederbringer, den Baalschem nicht damit, dass er ihm zeigt, dass der grosse Gottessieg erst nach dem Tode kommt, dass erst im Jenseits die verlorene Gottesherrlichkeit wiedergebracht wird? Erhalten so nicht die Recht, welche die Treue im Kleinen auf Erden üben, aber die Finger lassen wollen vom Grossen, das Gottes Sache ist und das er im Jenseits zur Erfüllung bringen wird? Und erhalten die nicht Unrecht, die ihre Gedanken zu den grossen Dingen Gottes erheben, sich da hineinmischen wollen und das Gottesreich auf Erden erhoffen und erstreben?

Es ist so und es ist doch nicht so.

Denn dass das bleiche und zürnende Antlitz des Engels des Kampfes leuchtend und tröstend wurde, das geschah nicht nur darum, weil Mosche, der Hirt, seiner Pflicht an den Schafen nicht vergass. Sondern es geschah darum, weil er zuerst seine Seele in das Grosse erhob und sie mit dem Ewigen erfüllte, weil er sich Gott ganz für den grossen Gotteskampf zur Verfügung stellte und sein Herz brannte nach dem Endsieg Gottes, und weil er dann doch sich nicht überhob und nicht er, ein Menschlein, sich den Platz Gottes im Kampf und die letzte und fernste Aufgabe, die Zermalmung des Widersachers, anmasste, sondern sich begnügte mit dem Platz, an den

Gott ihn hingestellt hatte, und mit der nahen Aufgabe, wie unwichtig sie auch schien. Ganz sicherlich vergass er ob der kleinen Pflicht an den Schafen die grosse Hoffnung nicht, die der Baalschem in ihm erweckt hatte. Er tat seinen kleinen Dienst in einer grossen Hoffnung.

Nicht anders ist es ja doch auch mit dem Vater-Unser. Auch dort sind ja die beiden gegensätzlich scheinenden Stücke gar nicht gegensätzlich. Sondern Jesus stellt uns zuerst hinein in das Grosse und Weite des Kampfes um das Reich Gottes, der das All der Welt und ihrer Geschichte ist, der Himmel und Erde, das Endliche und das Unendliche, das Zeitliche und das Ewige umfasst. Er will, dass wir an diesem Grossen teilnehmen, unsere Herzen damit erfüllen, darin leben, dass wir eingewoben werden als Fäden in den Teppich der grossen, Welt und Himmel, Zeit und Ewigkeit umfassenden Gottessache.

Aber er will nicht, dass wir uns dabei verlieren, dass wir Menschlein in die Eitelkeit und Anmassung eines eingebildeten Uebermenschentums geraten. So führt er uns von der Erhebung zum All, zur Gottessache plötzlich zurück zum Ich, zu unsern Sachen, zu unserm täglichen Brot und dessen Erwerb durch unsere Alltagsarbeit. Vom Grosskampf gegen den grossen Widersacher führt er uns plötzlich zurück zum Kleinkampf gegen unsere eigene Schuld, die aber für den grossen Widersacher das ist, was die Haarwürzelchen für den Baum sind, die winzigen Wurzeln seiner Riesenkraft.

Jesus sagt uns, dass wir uns unsere Alltäglichkeiten von Gott geben lassen müssen, — welche Umwandlung unseres Daseins liegt darin beschlossen! Er sagt uns, dass wir uns unsere Schuld von Gott abnehmen lassen müssen, — welche Umwandlung unserer selbst bedeutet das!

Sicherlich gibt es auch Ausnahmsmenschen, Propheten, denen Gott nicht nur Kleinigkeiten, sondern Grosses zu tun gibt. Vielleicht steckt in Mosche, dem Hirten der Schafe, doch noch ein späterer Moses, der Führer Israels. Aber dazu zwingt dann Gott wohl diese Ausnahmsmenschen buchstäblich; nicht sie suchen den grossen Dienst, sondern Gott führt sie ohne, wenn nicht gegen ihren Willen dazu.

Wir andern werden bei dem Kleinkram des Ich vielleicht manchmal mutlos und traurig, denken, dass es so doch gewiss im All der Gottessache nie vorwärtsgehen kann. Bis wir dann wieder getröstet werden und erkennen, dass unser Ich ein Pünktlein ist, das den grossen Kreis des All ausfüllen hilft, dass wir unsern kleinen Dienst in einer grossen Hoffnung tun dürfen, so lange, bis Gott alles Unvollkommene aufhebt und sein Reich, seine Kraft und seine Herrlichkeit in Fülle wiederbringt. A. Bietenholz-Gerhard.

Zur Weltlage[1])

Gerechtigkeit in den Internationalen Verhältnissen.

Wenn wir sagen, dass Gerechtigkeit walten muss in den Beziehungen zwischen den Nationen, dass in diesen Beziehungen alle Fragen nach der Gerechtigkeit entschieden werden müssen, dann wird sich kaum eine einzige Stimme gegen uns erheben. Die ganze Welt kämpft für die Gerechtigkeit. So ist es während des Weltkrieges gewesen. So ist es in allen Phasen des sogenannten Friedens, unter welchem wir jetzt leben.

Was zeigt uns dieses? Zweierlei: Erstens, dass das Prinzip der Gerechtigkeit theoretisch anerkannt ist, zweitens, dass die Gerechtigkeit in ihrer konkreten Wirklichkeit unbekannt ist.

Ehe wir also im Gegensatz zu dem jetzigen Zustande mit wirksamer Kraft das Prinzip der Gerechtigkeit in den internationalen Verhältnissen geltend machen können, liegt es uns ob, wenigstens unter uns selbst klar zu machen, was wir unter einer solchen Gerechtigkeit verstehen.

Es erscheint mir zweckmässig und notwendig, damit anzufangen, eine Karikatur der Gerechtigkeit zu demaskieren. Ich meine die juridische Rechthaberei.

Ein paar Beispiele aus dem alltäglichen individuellen Leben: Ein Mann wird mit List dazu gebracht, seinen Namen unter einen Kaufvertrag oder eine Schuldverschreibung zu setzen. Diese Unterschrift bedeutet seinen Ruin. Sein Gegenpart aber fordert sein „Recht" und wird es wahrscheinlich auch mit Hilfe des Gerichtes bekommen. Jemand hat, durch Nachlässigkeit oder in böser Absicht, seinem Nachbarn einen grossen materiellen Schaden zugefügt. Die Gerechtigkeit fordert, dass er genügend Entschädigung schafft. Er hat aber selber nicht Eigentum genug dazu und kann jenes nur in der Weise zustande bringen, dass er entweder alles, was er besitzt, verkauft, Haus, Geräte, Kleider, Arbeitswerkzeug, so dass er mit Weib und Kindern in bittere Not versinkt oder eine Verpflichtung unterzeichnet, welche ihn selbst und seine Familie für ihr ganzes Leben zur Sklaverei unter den Gläubiger verurteilt. Vorausgesetzt, dass die Entschädigung nicht höher berechnet wird als der Schaden, ist

---

[1]) An Stelle einer eigenen Betrachtung „Zur Weltlage" für den Beginn des Jahrganges erlauben wir uns, den ausgezeichneten Vortrag zu bringen, den unser verehrter Freund Doktor Natanael Beskow in Stockholm an der Konferenz des „Versöhnungsbundes" zu Nyborg gehalten hat. Er spricht auf ebenso tiefe als einfache Art einen Teil der Gedanken aus, die uns in der Beurteilung und Behandlung der politischen Dinge leiten sollen. L. R.

es ja nur Recht, dass er alles zahlen soll. Hier wird aber Recht zur Ungerechtigkeit.

Es ist nicht schwer zu sehen, dass das juridische Recht wie unter Individuen so auch unter Völkern die Gerechtigkeit aufs tiefste verletzen kann. Und dies geschieht nicht nur durch Handlungen, welche den oben gegebenen Beispielen analog sind, sondern auch auf andern Wegen. Wenn ein Staat einmal darauf aus ist, seine egoistischen Ziele unter der Form von Rechtsansprüchen zu verfolgen, gibt es immer irgend eine Tatsache, auf welche man solche Ansprüche konstruieren kann — natürlich unter Verbeugungen vor der hohen und erhabenen Gerechtigkeit — z. B., dass ein Stück Land vor hundert Jahren zu dem eigenen Reiche gehörte und dergleichen.

Auch Grundsätze, die rein theoretisch einen Gerechtigkeitsgedanken ausdrücken, können juristisch so benützt werden, dass der mit Macht Ausgerüstete mit ihrer Hilfe die konkrete, lebendige Gerechtigkeit verletzt. Ein solcher Grundsatz ist der von dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen.

Die offene, macchiavellistische Machtlehre steht in der internationalen Diskussion heutzutage in keinem hohen Kurs. Das könnte einen Sieg für die Gerechtigkeit bedeuten; aber es kann auch eine neue und noch grössere Gefahr bedeuten. Eben darum, weil der Gerechtigkeitsgedanke eine so grosse Macht über die Seelen hat, während gleichzeitig nur wenige die Zusammenhänge der Tatsachen durchschauen können, geht es um so leichter, durch allerlei Künste die Leidenschaften gegen den Feind zu entzünden, um auch die Guten im Volke zu verführen. So haben wir die alte Macht- und Gewaltpolitik wieder, nur unter einem schöneren Namen.

Die juridische Rechthaberei schafft sogar der Gewaltpolitik besonders förderliche Bedingungen. Denn wenn es sich darum handelt, für das Recht einzutreten, ist jeder Machtaufwand erlaubt und rühmlich. Der Militarismus hat keinen bessern Bundesgenossen als die juridischen Rechtsansprüche.

Wie es nötig gewesen ist, mit allen Mitteln und in jeder Stunde gegen die seelenvergiftende Weltlüge zu kämpfen, dass — wenn es sich um die Interessen des Staates handelt — Macht Recht konstituiere, so ist es jetzt nicht weniger nötig, gegen die nicht weniger seelenvergiftende Lüge zu kämpfen, dass Recht — im juridischen Sinne — Gerechtigkeit sei.

Eine gigantische Verkörperung der juridischen Rechthaberei im Gegensatz zur Gerechtigkeit ist der sogenannte Friedensvertrag von Versailles und die darauf gegründete Politik.

Als Deutschland die von ihm selber beschworene Neutralität Belgiens verletzte, als es friedliche Bewohner dieses Landes deportierte, als Deutschland landwirtschaftliche und industrielle Anlagen in

Nordfrankreich vernichtete, war dies alles Ungerechtigkeit. Aber es war brutale, sozusagen naive Ungerechtigkeit. Man hat dabei nicht gesagt: „Wir tun es um der Gerechtigkeit willen." Höchstens: „Wir tun es um unseres nationalen Lebens willen." Für alle Kränkungen der Gerechtigkeit aber, welche während der letzten Monate im Ruhrgebiete von seiten der Franzosen verübt worden sind, beruft man sich auf ein Recht, auf diesen oder jenen Paragraphen des Versailler Vertrages.[1])

Ich möchte auch auf weitere Beispiele aus der Geschichte der letzten Jahre hinweisen, welche auf eine andere Weise zeigen, wie furchtbar das Wort Gerechtigkeit im Sinne eines harten, juridischen Rechtes gebraucht werden kann. Ich denke an die Rache, welche die Regierungen in verschiedenen Ländern — Finnland, Ungarn, England, Irland — an den Revolutionären genommen haben, und welche wohl öfters als eine Forderung der Gerechtigkeit dargestellt wurde, nach dem Gesetz: Auge um Auge, Leben um Leben. Dies ist alttestamentliche Juridie, nicht Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit — die lebendige, das Gute schaffende, — spricht durch den Mund des Christus: „Vergib; suche mit Deinem Bruder Versöhnung."

Wie sieht denn die Gerechtigkeit aus, für die wir zu kämpfen haben in den internationalen Verhältnissen, gegen die juridische Rechthaberei gleichwie gegen die reine Macht- und Gewaltlehre?

Viele und schwierige Fragen stellen sich hier ein.

Können wir behaupten, dass dieselben Gerechtigkeitsgesetze für die internationalen Verhältnisse gelten wie für die Verhältnisse zwischen Individuen?

Kann man von einer Staatsregierung fordern, dass sie mit einem andern Staat nach den Gerechtigkeitsgesetzen des Evangeliums handeln solle, da ja nur recht wenige von ihren eigenen Staatsbürgern diese Gesetze als für ihr Handeln miteinander verpflichtend anerkennen?

Wenn diese Forderung nicht gestellt werden kann, was verstehen wir denn unter der Gerechtigkeit in den internationalen Verhältnissen, welche unmittelbar zu verwirklichen die Pflicht jeder Regierung sein muss?

Wenn es für eine einzelne Regierung nicht möglich ist, die Gerechtigkeitsgesetze des Evangeliums unmittelbar auf internationale Verhältnisse zu beziehen, was ist dann die spezifisch christliche Aufgabe hinsichtlich dieser Verhältnisse?

Wenn wir über solche Fragen nachdenken, fällt uns auf, wie un-

---

[1]) Ich glaube nicht, dass Poincaré ein böser Mensch ist. Wäre es nur das, so wäre wohl sein Volk bald mit ihm fertig gewesen; aber er ist der unerbittliche Vertreter der Juristerei in der Weltpolitik, und das ist weit gefährlicher.

möglich es überhaupt ist, von Gerechtigkeit zu reden, ohne den festen ethischen Grund, welchen nur eine an dem persönlichen Leben orientierte Lebensanschauung darbietet. Es wird auch bald deutlich, dass es auf dem Boden des Egoismus in der Tat gar keine Gerechtigkeit geben kann. Recht kann es geben, im Sinne einer Abwägung von Egoismus und Egoismus — aber keine Gerechtigkeit. Gerechtigkeit kann nur in einem Leben wurzeln, für welches der Egoismus als berechtigtes Gesetz nicht mehr gilt.

Den höchsten Ausdruck der Gerechtigkeit haben wir demgemäss im Evangelium, wo das Leben auf Liebe gegründet wird. Hier werden alle Beziehungen zwischen den Menschen auf die Tatsache gegründet, dass menschliches Leben nur dann wirklich menschlich sein kann, wenn es überall der Grundwahrheit Ausdruck gibt, dass Menschen da sind, um einander zu helfen. Gegenseitiges Helfen und Dienen ist die Grundbedingung für menschliches Leben. Hierin liegt auch das einfache Grundgesetz der Gerechtigkeit im sozialen und internationalen wie im individuellen Leben. Nur durch Gehorsam gegen dieses Gesetz kann das Leben recht werden. Liegt nicht eben in dem Begriff Gerechtigkeit, dass durch sie den Grundgesetzen des menschlichen Lebens Recht geschehe? Die Gerechtigkeitsgesetze können nichts anderes sein als eine Offenbarung der wahren Natur dieser Wirklichkeit, welche wir Menschentum nennen. Eben darum kann keine Gerechtigkeit auf den Egoismus gebaut werden, weil der Egoismus die Verneinung des wahren Menschentums ist. Freilich muss man gestehen, dass es kaum einen einzigen Menschen gibt, der durch und durch nach dem Gerechtigkeitsgesetz des Evangeliums lebt. Dies beweist aber nicht, dass dasselbe nicht die innere und wahre Wirklichkeit ausdrückt — ebensowenig wie die Tatsache, dass kaum ein einziger Mensch, wenigstens in der Kulturwelt, völlig nach den Gesundheitsgesetzen lebt, die Realität derselben aufhebt.

Eben weil die Gerechtigkeit des Evangeliums in der tiefen Wirklichkeit des menschlichen Lebens gegründet ist, kann die Welt sich derselben nicht entziehen. Sogar in der öffentlichen Diskussion sagt man nicht gern: „Diese Gerechtigkeit ist eine fromme Phantasie, eine Unmöglichkeit.“ Man sagt etwa: „Wie die Welt ist, kann sie nicht durchgesetzt werden — schön, richtig, aber unmöglich.“

Jedoch ist es nicht schwer, zu sehen, dass gewisse Gerechtigkeitsgesetze, welche allgemein als geltend anerkannt werden, nicht nur für das individuelle, sondern auch für das internationale Leben, aus dem Evangelium stammen oder aus geistigen Welten, die der Welt des Evangeliums sehr naheliegen. Nur einige Beispiele: Die Gerechtigkeit fordert, dass man vor seinem Nächsten nicht lügt, dass man ihn nicht vergewaltigt, dass man ihn nicht in der Not ohne Hilfe lässt, wenn man helfen kann. Wird es nicht weiter als Forde-

rung der Gerechtigkeit anerkannt, dass man seine Versprechungen halten soll? Wird es nicht als Ungerechtigkeit angesehen, wenn jemand einen andern als Mittel für seine selbstischen Zwecke braucht, wenn der Stärkere den Schwächeren unterdrückt oder wenn jemand die Not eines andern dazu benutzt, sich selbst zu bereichern? Alles nur Anwendungen des Grundsatzes der Gerechtigkeit: Menschsein heisst Menschen dienen. Mag man noch so oft diese und andere Gerechtigkeitsgesetze durch die Tat verletzen, ja mag man sie sogar unter den jetzigen Verhälnissen für undurchführbar erklären, man kann nicht umhin, sie für das Gewissen verpflichtend zu empfinden.

Wie ganz anders würde es jetzt in der Welt aussehen und welche ganz neue Politik würde gemacht werden, wenn die Welt sich dazu entschliessen könnte, solche einfache Gerechtigkeitsgesetze auch als für das internationale Leben geltend anzuerkennen!

Und wie können wir uns der Anerkennung entziehen, dass was Gerechtigkeit im einzelnen Leben ist, auch Gerechtigkeit im kollektiven Leben sei? Mensch sein, kann nicht eines heissen in den individuellen Verhältnissen und ein anderes in den sozialen. Menschentum ist überall die selbe Wirklichkeit, von den selben, in der Wirklichkeit gegründeten Gesetzen abhängig. Dass es eine andere Gerechtigkeit gebe für das soziale und internationale Leben als für das individuelle, kann nur der behaupten, welcher die Gerechtigkeit aus gewissen äusseren Erwägungen herleitet und sie nicht in dem Wesen des Lebens selbst sucht und findet.

Die Frage, ob dieselben Gerechtigkeitsgesetze in den internationalen Verhältnissen gelten wie in den Beziehungen zwischen Individuen, kann auch darum nur mit Ja beantwortet werden, weil sonst, — wie kaum nötig ist nachzuweisen, — die Gerechtigkeit im individuellen Leben selbst zugrunde geht. Wenn Lüge und List, wenn rücksichtslose Ausnützung einer Machtlage, wenn das Brechen eines gegebenen Wortes, wenn gemeine Verleumdung und ekelhafte Selbstverherrlichung nicht nur erlaubt, sondern anerkennenswert sind in dem Handeln einer Nation gegenüber einer anderen, wenn überhaupt in diesem Handeln rücksichtslose Selbstbehauptung als höchste Tugend betrachtet wird, wer kann dann hoffen, dass das Leben der einzelnen Menschen im Volke nach ganz andersartigen, erhabeneren Grundsätzen geführt werde?

Wenn wir also für Gerechtigkeit in den internationalen Verhältnissen kämpfen wollen, muss wohl die erste Aufgabe sein, die für das individuelle Leben allgemein anerkannten Gerechtigkeitsgrundsätze auf diese Verhältnisse, und zwar in jedem einzelnen Fall, anzuwenden, auch wenn wir dadurch riskieren, Verräter geschimpft zu werden. Der leitende Gesichtspunkt muss dabei das tiefe und schlichte Grundgesetz des menschlichen Lebens sein, welches vorher

genannt wurde: dass wir einander dienen sollen. Auf das internationale Leben bezogen heisst es: dass das eine Volk dem andern sein Bestes geben soll, dass keine künstlichen Grenzen und keine Monopole auf die für alle Völker notwendigen Weltvorräte errichtet werden dürfen, um davon zu schweigen, dass kein Volk das andere ausbeuten darf.

Ich sehe aber nicht ein, wie es möglich wäre, für die Gerechtigkeit im internationalen Leben zu kämpfen, ohne zugleich alle Waffengewalt zu bekämpfen. Die ungerechte internationale Denkart und das Militärwesen stützen sich gegenseitig. Eine starke Militärmacht hat mit Notwendigkeit eine Tendenz, die ungerechte Rechthaberei zu verstärken. Wo man unter Drohungen verhandelt, lässt sich die Stimme der Gerechtigkeit nicht hören. Dagegen ein Volk, welches freiwillig auf das Zwangsmittel der Waffen verzichtet, hat dadurch auf sich selbst einen heiligen Zwang genommen, sich nur auf Gerechtigkeit zu stützen. Abrüstung hat nur in Verbindung mit einer Politik des guten Willens, des Dienens, einen vernünftigen Sinn.

Und nun einige Worte vom Völkerbund, mit Beziehung auf die hier dargestellten Gedanken.

Was begehren wir von dem Völkerbund? Dass er ein Organ der internationalen Gerechtigkeit sein soll. Wo aber ist die Gerechtigkeit, die lebendige, klarblickende und tatkräftige Gerechtigkeit, welche den Völkerbund als ihr Organ zu brauchen begehrt? Fürwahr, es ist eine sehr wichtige Aufgabe, aus dem Bund ein so brauchbares Organ wie möglich zu machen für die Gerechtigkeit, die wirklich vorhanden ist. Nötiger noch ist aber, die Gerechtigkeit selbst zustande zu bringen, welche sich durch dieses Organ ausdrücken soll.

Mit allen seinen Mängeln ist der Bund — soviel ich sehen kann — ein Versuch, der allgemeinen Sehnsucht nach einer Politik der Gerechtigkeit Ausdruck zu verleihen. (Das beweist deutlich genug seine lange Vorgeschichte mit immer neuen Ansätzen in derselben Richtung.) Und wenn es auch in hohem Mass der Macht- und Gewaltpolitik gelungen ist, den Bund als ihr Organ zu benützen, so wird das nur so lange möglich sein, bis der Gerechtigkeitsdrang unter den Völkern das nötige Selbstbewusstsein gewonnen hat, um als der rechte Besitzer dies Organ für sich in Anspruch zu nehmen.

Es ist nicht meine Sache, Vorschläge zu einer Neuorganisation des Völkerbundes hier vorzulegen. Mein Freund Prof. Ragaz wird wahrscheinlich etwas darüber zu sagen haben.[1])

Da aber der Völkerbund gleichsam die Spitze des staatlich organisierten Völkerlebens bilden soll, wird offenbar seine Art und sein Charakter wesentlich von diesem Leben und dessen Organisa-

[1]) Dies ist durch einen Vortrag geschehen. R.

tion abhängen. Ist der Geist der Völker ungerecht, so wird der Geist des Bundes ungerecht sein. Aber nicht nur das: Kann der gerechte Geist eines Volkes aus organisatorischen Gründen nicht den gebührenden Einfluss auf die Politik dieses Volkes üben, so wird der Völkerbund auch dadurch leiden. Es ist für eine gerechte internationale Politik notwendig, dass die Völker eine tiefe Verantwortlichkeit für die Politik fühlen, welche in ihrem Namen gemacht wird.

Eine unumgängliche Voraussetzung eines Völkerbundes, welcher Organ der internationalen Gerechtigkeit sein soll, scheint mir darum die Abschaffung der geheimen Diplomatie zu sein, wie es besonders „The Union of democratic Control"[1]) dargelegt hat. Selbstverständlich wird aber eine solche Veränderung zu nichts führen, wenn die Völker im grossen und ganzen unwissend und dumm sind und sich wie Herden leiten lassen.

Eine intensive und gut organisierte Aufklärungsarbeit ist nötig, um die Augen der Völker offen und die Gewissen wach zu halten. Es muss überall ehrliche und einsichtsvolle Leute geben, welche es verstehen und es wagen, öffentlich zu zeigen, was da hinter dem, was man offiziell vorführt, geschieht. Wie unschätzbar sind Zeitungen, die weder vom Mammon noch von Staatsinteressen noch von Parteifanatismus geknechtet sind. Aber die müssen nicht nur geschrieben und gedruckt, sondern auch gelesen und verbreitet werden. Wir vergessen überhaupt allzuleicht, wenn es sich um Weltfragen und Weltmächte handelt, die zähe Kraft des persönlichen Einflusses. Durch den persönlichen Einfluss von Leuten, die Ueberzeugung und Gewissen haben und Gründe angeben können, wird wenigstens ebensoviel für Schaffung einer Weltmeinung ausgerichtet, wie durch das öffentliche Wort. Propaganda, Agitation sind wenigstens für mich nicht sehr ansprechende Dinge. Es klebt an diesen Worten etwas von Fanatismus und allzu grober Vereinfachung. Was für einen jeden gilt, der für Gerechtigkeit in der Welt kämpfen will, ist dies: klar sehen, sicher wissen, rein fühlen, offen und ruhig sagen. Freilich, man kann nicht alles wissen, nicht alles sehen. In der Tat nur sehr wenig. Aber auch die tun etwas für die Gerechtigkeit, welche nichts sagen, was sie nicht wissen. Und die, welche sich weigern, mit den Augen der Verleumdung oder der nationalen Selbstverherrlichung zu sehen.

Wir können aber nicht bei der Aufklärungsarbeit stehen bleiben. Auch nicht bei den Bemühungen, den für das einzelne Leben allgemein anerkannten Gerechtigkeitsgrundsätzen in den internationalen Verhältnissen Anerkennung zu verschaffen. Die Gerechtigkeit, welche eine neue Weltpolitik schaffen soll, muss in dem Gewissen der Völker

[1]) Vereinigung für demokratische Kontrolle. D. Red.

leben. Grundsätze allein haben keine Kraft, und wären sie noch so erhaben. Die Gerechtigkeit lebt aber in den Völkern nur in dem Masse, wie sie in dem alltäglichen Leben, Handeln und Denken der einzelnen Menschen lebt. Jede noch so kleine ethische Entscheidung in meinem Alltagsleben gibt ihren Beitrag zu der Bildung oder Verbildung des Weltgewissens, welche den Weg der Völker zur Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit leitet. Das ungesehene und mühevolle Schaffen auf diesem Wege eines instinktiven Gerechtigkeitsgefühls, welches sicheren Ausschlag gibt, auch hinsichtlich des internationalen Lebens, ist eben darum jetzt besonders nötig, weil wir in einem so komplizierten Gesellschaftsleben stehen. In primitiven Verhältnissen gibt es ein primitives Gerechtigkeitsgefühl, das vielleicht oft roh, aber stark und bewusst ist. Wenn die Beziehungen verwickelt sind, wie heutzutage, wird es schwieriger, die tatsächliche Lage zu überblicken und zugleich leichter, sich von den Tatsachen wegzulügen. Fehlt dann den einzelnen das instinktive Gerechtigkeitsgefühl, so ist der Weg nach abwärts gut gebahnt.

Sind wir Christen, haben wir das Reich Gottes und seine Gesetze gesehen, lebt in uns das Leben, welches allein Gerechtigkeit schaffen kann, weil es selbst das rechte Leben ist, so haben wir hier eine besondere Verantwortlichkeit, aber auch eine besondere Gabe. Wäre es unsere Aufgabe, die Gerechtigkeit zu schaffen, etwa durch scharfsinniges ethisches Denken und kluges Organisieren oder durch ein selbstverleugnendes Leben nach unseren Grundsätzen, dann wären wir wahrlich bedauernswert. Aber es handelt sich nicht um Aufgabe, sondern vielmehr um Gabe: wir sind berufen, die Gerechtigkeit zu empfangen und aus ihr zu leben.

Haben wir nicht alle ein lähmendes Gefühl davon, wie wenig uns mit aller Einsicht und aller theoretischer Anerkennung geholfen ist? Wenn die Gerechtigkeit Kraft gewinnen soll, sich in einer Welt durchzusetzen, welche in so furchtbarem Masse wie die jetzige unter dem Banne elementarer tierischer Triebe und glühender Affekte steht, so muss die Gerechtigkeit selbst wie eine neue, lebendige, göttliche Urkraft in den Seelen geboren werden, die Gefühle hinreissen, die Gedanken erleuchten und die Willen zwingen. Das Seelenleben der Welt muss neu geboren werden. Es müssen Menschen dastehen, in welchen die Gerechtigkeit sich gleichsam verkörpert, d. h. — wenn es wahr ist, dass das Grundgesetz der Gerechtigkeit gegenseitiges Dienen ist, — Menschen, die zum neuen Leben der Liebe geboren sind.

Warum hat die in der Tat schon anerkannte Gerechtigkeit so wenig Einfluss auf das soziale und politische Handeln? Weil die Konsequenzen der Gerechtigkeitsgedanken nicht ehrlich gezogen werden. Und warum haben die Gerechtigkeitsgedanken nicht Kraft

genug, ihre Konsequenzen durchzusetzen? Weil die Verbindung mit ihrer Quelle unterbrochen ist.

Es ist Sache der Jünger Christi, diese Verbindung herzustellen, auch theoretisch überzeugend, so dass die Konsequenzen unausweichlich werden, aber noch mehr durch ihr Leben mitten in dieser Welt — was nicht geschehen kann ohne eine neue Vertiefung in den Geist Christi, eine neue Taufe durch den Geist Christi, eine neue Offenbarung Christi. Natanael Beskow.



Berichte

Die Renaissance der nationalen Religionen in Osteuropa.

1.

In den Nationalstaaten, welche nach dem Kriegsende in Osteuropa entstanden sind, zeigen sich überall die Zeichen einer religiösen Renaissance. Und es ist charakteristisch für diese religiöse Renaissance, dass sie zum grössten Teil im Zeichen des nationalen Gedankens steht. In Böhmen ist der Hussitismus neu auferstanden und schreitet in seinem Eroberungszuge fort; in Ungarn kämpft der Kalvinismus um die geistige und seelische Vorherrschaft über die Nation, jener Kalvinismus, welcher in der Geschichte als „die ungarische Religion“ betrachtet und registriert wird; die Agitatoren der pravoslawen Religion haben in dem der Tschechoslowakei angeschlossenen Karpathorussien geradezu einen Religionskrieg heraufbeschworen, der die Gewinnung der griechisch-katholischen Russenvölker für die nationale Religion der Russen zum Zwecke hat; der ausschlaggebende Grund für den Zwiespalt der serbischen und kroatischen Nationen in Jugoslawien ist ebenfalls jene religiöse Verschiedenheit, welche diese beiden rassenverwandten Nationen aus seelischen und historischen Motiven voneinander trennt, usw.

2.

Obige Erscheinung hat mehrere interessante Ursachen; es soll hier auf einige von diesen hingewiesen werden.

Die Idee der nationalen Religion ist eigentlich ein charakteristisches Produkt des Zeitalters der Reformation. Die Reformation (bzw. die Vorreformation) war jene geistige Bewegung, welche nationale Religionen geschaffen hat — und zwar dadurch, dass sie die Alleinherrschaft des römischen Katholizismus über die Nationen Europas gestürzt hat. Sie hat mit der Verkündigung der Individualitätsrechte den schöpferischen Kräften, die durch die Diktatur des Katholizismus niedergehalten waren, freie Bahn geschaffen — und diese haben dann die Ausbildung der nationalen Religionen bewirkt. Der Prozess der Differenzierung hat eigentlich bereits mit der Ausgestaltung des griechisch-orientalischen Christentums begonnen, welches vor allem von der slawischen Seele zu ihrer nationalen Religion assimiliert worden ist. Hierauf folgte zeitlich der Aufstand des tschechischen Volkes gegen Rom, dessen Ergebnis der Hussitismus war; diese Bewegung wurde aber durch die Herrschaft der Habsburger auf Jahrhunderte totgedrückt. Mit um so lebhafterem Schwung lebt sie in unseren Tagen auf. Der Lutheranismus ist im grossen und ganzen zur na-

tionalen Religion der germanischen Nationen geworden, während die angelsächsische Mentalität die anglikane Kirche, sowie die schottische das puritanische und presbyterianische, kalvinistische Christentum aus sich hervorgebracht hat. Eine solche charakteristische nationale Religion ist auf ungarischem Boden der ungarische Kalvinismus geworden, welcher mit seinen eigentümlichen Kennzeichen in der Geschichte des Protestantismus allein dasteht. Heute ist in Osteuropa nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte eine Reihe von unabhängigen Nationalstaaten entstanden, und zwar auf nationaler Grundlage; das Interesse und die Aufmerksamkeit dieser Nationen wird daher mächtig durch jene seelischen und geistigen Faktoren angezogen, welche im Laufe der Geschichte als erhaltende Kräfte der Nation eine bedeutende Rolle gespielt und sich als solche bewährt haben.

Ich verweise noch auf ein wichtiges, obwohl wahrscheinlich unbewusst wirkendes Motiv. Es hat das Judentum mit seinen konkurrierenden Lebenstendenzen nirgends so tief in das Leben der Nationen hineingeschnitten als in Osteuropa. Die östlichen Völker — in der Zivilisation weiter zurückgeblieben, — haben sich in diesem Weltkampf als die schwächeren erwiesen. Aus der tragischen Erkenntnis dieser Tatsache spriesst der Antisemitismus Osteuropas, sowie die triebhafte Bestrebung, in einer einheitlichen nationalen und religiösen Weltanschauung Zuflucht zu suchen, in welcher sie alle Lebensinteressen der eigenen Rasse zusammenfassen und die dann in der Seele eines jeden einzelnen Individuums zur herrschenden Macht erhoben werden soll. Wie auch in der gefährlichen konkurrierenden Rasse, im Judentum, die nationalen und die religiösen Interessen und Anschauungen zusammenfallen und unzertrennlich miteinander verbunden sind.

3.

Der Geist des hussitischen Aufstandes ist ein althergebrachtes Erbgut des tschechischen Volkes. Das Wesentliche im Hussitismus: Zusammenfassung der allseitigen Interessen der Rasse in einer Weltanschauung — ist bei dem tschechischen Volke ein geschichtliches und traditionelles Programm. Gegen die seelische Vormundschaft Roms zu protestieren und zugleich gegen das fremde und herrschende Deutschtum anzukämpfen — das ist das Programm von Huss von der negativen Seite aus. Nun aber waren in der Geschichte des tschechischen Volkes der Kampf gegen das lateinisch-zeremonielle Christentum und der Kampf gegen die deutschen Unterdrückungsbestrebungen beinahe von Anfang an gleichbedeutend. Im Bewusstsein dieser Tatsache wurzelt schon im IX. Jahrhundert der Entschluss des Fürsten Svatopluk, zur Bekehrung seines Volkes an Stelle der deutschen Missionäre solche von den südslawischen Verwandten zu sich einzuladen: Cirill und Method, die dann unter den Tschechen das östliche Christentum verkünden, und zwar in der Sprache des Volkes. Dasselbe Bewusstsein gibt auch später dem Fürsten Boleslaw den Dolch in die Hand, mit dem er seinen Bruder, den späteren Heiligen Wenzel, den katholischen und zugleich deutschfreundlichen Herrscher, vor dem Altar ermordet. Diese Seele flammt im hussitischen Aufstand hoch auf, um dann im Jahre 1620 in der tragischen Schlacht bei Biela Hora gegen die Habsburger zusammenzubrechen.

4.

Der ungarische Kalvinismus zeigte sich bereits in der Zeit der Reformation als eine speziell ungarische Religion. Dies einerseits dem Katholizismus gegenüber, dessen Hohepriester gerne den Unterdrückungstendenzen der Habsburger gedient haben, anderseits auch dem Lutheranismus gegenüber, der sich in erster Linie unter den slawischen und germanischen Nationalitäten des alten Ungarns verbreitet hatte und dem das unverfälscht ungarische Denken schon aus dem Grunde fremd gegenüberstand, weil er deutschen Ursprungs

war, und weil dem Magyaren wegen der Habsburger auf Jahrhunderte alles verhasst war, was deutsche Marke an sich trug. In den rassenreinen Gebieten Ungarns, und zwar hauptsächlich auf der grossen ungarischen Tiefebene, hat sich nur der Kalvinismus behaupten können; deshalb hat diese Religion schon in den Jahrhunderten der Reformation die ungarische Religion geheissen. Und tatsächlich hat 350 Jahre hindurch jede charakteristische Lebensoffenbarung des ungarischen Volkes aus den geistigen Quellen des Kalvinismus geschöpft. Was die ungarische Rasse in diesen 350 Jahren nur Grosses hervorgebracht hat: in der Literatur, in der Politik, an allgemeinen Kulturwerten, das ist beinahe ausschliesslich aus dem Boden des Kalvinismus hervorgegangen, insbesondere aus dem Boden Siebenbürgens, das in den gewitterschweren Jahrhunderten der ungarischen Nation unter dem Zepter der dortigen kalvinistischen Fürsten für die ungarischen Talente und ihre Bestrebungen als einziges Asyl galt. Jetzt, wo das Land nach dem Friedenssvertrag von Trianon auf die Gebiete, die in der Tiefebene liegen, beschränkt und hiedurch zu einem wahren Nationalstaat gemacht worden ist, hat der Kalvinismus wieder die geistige und politische Oberhand gewonnen — und so werden auch jene Bestrebungen gerechtfertigt, welche die religiösen Grundlagen einer charakteristischen ungarischen Weltanschauung im traditionellen Kalvinismus suchen und finden wollen.

Inwieweit in diesen Bestrebungen das Hauptgewicht auf das Nationale und inwieweit es auf das Religiöse zu legen ist, soll bei einer späteren Gelegenheit untersucht werden.

Franz Gombos.

Rundschau

Zur Abstimmung über den Achtstundentag. Nach langer, offenbar durch die in der Aera Schulthess-Häberlin üblich gewordene bundesrätliche Abstimmungstaktik verursachter Hinausschiebung kommt nun endlich die Entscheidung über den Achtstundentag in der Schweiz. Denn darum handelt es sich ganz deutlich, nicht bloss um eine vorübergehende Massregel. Darum wird der 17. Februar für das Leben unseres Volkes von grosser Wichtigkeit sein.

Ich habe mich zu der Frage des Achtstundentages in Nr. 7/8 des Jahrgangs 1922 zwar nur kurz, aber doch so geäussert, dass mir kaum etwas Neues zu sagen bleibt. Es handelt sich für uns nicht um die Frage, ob eine Stunde im Tag mehr oder weniger gearbeitet werde, sondern um ein soziales Grundprinzip, um das Recht des Arbeiters auf ein Leben, das noch etwas mehr ist, als bloss ein Frondienst an der Maschine; es handelt sich darum, ob ihm Kraft, Zeit und Lust zu einem wirklichen Familienleben, zur geistigen Ausbildung und zur lebendigen Teilnahme am Leben der Volks- und Kulturgemeinschaft bleibe. Auch nicht um eine Arbeitsschablone handelt es sich — acht Stunden Arbeit, nicht mehr und nicht weniger —, wir sind vielmehr durchaus für eine freie und sinngemässe Anwendung des Prinzips. Aber das Prinzip gilt es zu retten.

Die Beseitigung des Achtstundentages[1]), dieser beinahe einzigen Errungen-

[1]) Der Ausdruck „Achtstundentag" ist insofern irreführend, als erstens infolge des freien Samstag-Nachmittags an den andern Wochentagen normalerweise ungefähr neun Stunden gearbeitet und zweitens infolge der Freiheiten, die das bisherige Gesetz gewährt, diese Zeit in sehr vielen Fällen überschritten wird. Vielleicht muss auch daran erinnert werden, dass lange nicht alle Arbeiter den „Achtstundentag" haben.

schaft der schweizerischen Arbeiterschaft während der ganzen Umwälzungszeit, liesse sich nur dann rechtfertigen, wenn ganz dringende Notstände sie forderten. Davon aber kann keine Rede sein. Man könnte sie verlangen, wenn der Achtstundentag etwa schwere sittliche Uebel, Ausbreitung der Trunksucht oder Aehnliches zur Folge hätte, oder wenn er zu einer offenkundigen und nicht zu ertragenden Verminderung der Produktion führte. Nun ist es aber das so ziemlich einstimmige Zeugnis aller Sachverständigen, dass die Verkürzung der Arbeitszeit den Arbeiter nicht noch tiefer ins Wirtshaus, sondern viel eher aus ihm herausgeführt habe. Der durch ein Uebermass des Aufenthaltes in Werkstatt und Fabriksaal stumpf gewordene Arbeiter sucht seine Erholung im Wirtshaus, der geistig noch etwas frischer und empfänglicher gebliebene hat eher Lust und Fähigkeit, sich den Seinen zu widmen und die Seele den Gütern eines wahrhaft menschlichen Lebens zu öffnen. Er hat auch mehr Zeit dafür. Denn man bedenke, was bei einem neunstündigen Arbeitstag bei dem meistens langen Hin- und Rückweg noch für anderes übrig bleibt! Es muss besonders dringend davor gewarnt werden, die Bedingungen des bäuerlichen Lebens und Arbeitens — die der Schreibende aus eigener Erfahrung kennt — mit denen des Industriearbeiters zu verwechseln.

Dass aber ein solcher Arbeiter auf die Länge auch in der Arbeit selbst mehr und Besseres leistet, ist nicht nur durch viele Erfahrungen nachgewiesen, sondern auch von vornherein klar.[1]) Wenn in den unmittelbar auf den Krieg folgenden Jahren die Arbeitsleistung auch in den Fabriken und Werkstätten zeitweilig abgenommen hat, so wäre es ganz verkehrt, diesen Umstand dem Achtstundentag zuzuschieben; er ist vielmehr eine der verwüstenden Wirkungen des Krieges und dessen, was damit zusammenhängt, und als solche eine ganz allgemeine Erscheinung. Die Arbeitsfreudigkeit ist zum Teil schon zurückgekehrt und wird weiter zurückkehren. Die Abschaffung des Achtstundentages aber wird sie nicht erhöhen, sondern herabsetzen. Denn sie wird den Arbeiter verbittern und Verbitterung ist kein Stimulus für die Arbeit.

Damit ist auch schon darauf hingewiesen, wie eine neue Arbeitsfreudigkeit, deren Wünschbarkeit wir nicht leugnen, zu erzeugen ist: jedenfalls nicht durch Moralpredigten, auch nicht durch Schelten, am wenigsten durch sozialreaktionäre Massregeln, sondern einzig und allein dadurch, dass das innere Verhältnis des Arbeiters zu seiner Arbeit ein anderes wird. Dies kann aber nur durch eine sittliche Umwälzung geschehen, die zugleich eine soziale ist. Jeder andere Weg ist eine pädagogische und politische Torheit.

Für die Schweiz ist die Stunde am allerschlechtesten gewählt, um unsere Arbeiterschaft zu verbittern und ihre ganze Qualität herunterzudrücken. Wenn unsere schweizerische Lage uns etwas unverkennbar deutlich zeigt, so jedenfalls dies, dass wir uns bei den so völlig veränderten Verhältnissen des Weltmarktes nur werden behaupten können, wenn wir hochqualifizierte Arbeit leisten, Arbeit, die man nicht ebensogut irgendwo anders machen kann. Dazu aber bedarf es einer in jeder Beziehung hochstehenden Arbeiterschaft; das kann nicht eine leisten, die man im Gegenteil unter das Niveau der Arbeiterschaft der meisten andern Länder hinuntergedrückt hat.

---

[1]) Ich könnte eine Fülle von Zeugnissen dafür anführen. Besonders wertvoll sind die Berichte der schweizerischen Fabrikinspektoren, die sich durchaus zu Gunsten des Achtstundentages aussprechen. Es sei übrigens auch noch besonders auf die kleine Schrift von Hermann Greulich: Ein Kampf um die Menschwerdung. Gegen die Verlängerung der Arbeitszeit (Druckerei-Genossenschaft, Aarau), hingewiesen. Es ist ein ergreifender Appell des greisen Kämpfers, der auch auf bürgerliche und bäuerliche Kreise wirken wird.

Hinter der Forderung der Lex Schulthess stehen darum, wie man weiss, viel weniger wirtschaftliche als politische Erwägungen. Man kann es nicht verschmerzen, dass es der Arbeiterschaft anno 1918 gelungen ist, den Achtstundentag durchzusetzen. Gewiss gibt es auch einige Anhänger der vorgeschlagenen Revision, die ehrlich von ihrer Nützlichkeit und Notwendigkeit überzeugt sind. Aber die eigentliche Triebkraft bildet doch ein Motiv der Rache, der Wille, jetzt, wo man dazu die Macht zu haben glaubt, der Arbeiterschaft den Meister zu zeigen. Wenn dies gelänge, so wäre damit eine Periode bittersten Klassenkampfes und Klassenhasses eröffnet. Das sollten am wenigsten die auf sich nehmen, welche mit jedem dritten Wort den Klassenkampf verurteilen. Es ist ein Werk des Hasses und der Verblendung, dem so auch jene Ehrlichen dienen. Dass eine Periode schwerster sozialer Kämpfe dem wirtschaftlichen Aufschwung unseres Landes günstig sein wird, das ist wohl ebensowenig anzunehmen, wie dass ein Arbeiter, den man zum Heloten macht, wertvolle Arbeit leiste. Sklavenarbeit war immer schlecht, nur willige und freudige Arbeit freier Menschen kann gut sein.

Es ist also wirklich das Zentrum der sozialen Wahrheit, um das in dieser Sache gekämpft wird. Eine Niederlage des Achtstundentages müsste man als schweres nationales Unglück betrachten. Es ist darum hocherfreulich, dass auch in bürgerlichen Kreisen die Opposition gegen die Vorlage sehr stark zu sein scheint. Die gemeinsame Niederwerfung eines solchen sozialreaktionären Versuches durch die Arbeiterschaft und einen sozial weitherzigen und verständigen Teil des Bürgertums müsste gerade im jetzigen Stadium unserer politischen Entwicklung von heilsamer Wirkung sein. Und wenn dabei auch das ganze System, dessen Kind es ist, einen tüchtigen Stoss erhielte, so wäre das ein weiterer Gewinn. Möge der 17. Februar zu einem Anfang besserer Dinge unter uns werden! L. R.

Aus einer entarteten Welt. Wir entnehmen sozialistischen Blättern folgende, wie die Leser selber sehen werden, durchaus wahrheitsgetreue Tatsachen, die auch eine Illustration zu dem Buche des Ehepaares Webb über den „Zerfall der kapitalistischen Zivilisation" bilden. Da unter denen, die auf diese Weise die kostspieligen Freuden der heutigen Zivilisation geniessen, sich ein grosser Prozentsatz von Schweizern befindet (am stärksten von allen Völkern sind freilich die Deutschen vertreten!), so bilden sie auch einen Kommentar zu der Not unserer Industrie, die eine Aufhebung des Achtstundentages rechtfertigen soll. Aber sie sagen noch viel anderes und jeder nachdenkliche Leser wird selber verstehen, was sie sagen:

„St. Moritz, 4. Jan. ag. Mit einer Tagesfrequenz von 4300 Gästen übertrifft St. Moritz die Vorkriegsrekorde um 800 Personen und die letzte Winterfrequenz um 2000 Personen."

Der „Engadin-Express" vom 27. Dezember 1923 berichtet unter dem Titel „Winter in P o n t r e s i n a":

„Die Weihnachtsfeste sind vorüber. Sie wurden allerorts im Rahmen der Ueblichkeit begangen. Die grössten Häuser gaben umfangreiche, farbenprächtige Bälle, die nicht nur von der Sorgfalt und vom Verständnis der Veranstalter, sondern auch vom hervorragenden Geschmack der Engländer für derlei Dinge ein herrliches Zeugnis ablegten. Ueberall herrschte festfrohe Stimmung bis in die frühen Morgenstunden.

Die Strapazen der Ballfreuden hinderten aber niemand daran, am folgenden Morgen zur gewohnten Zeit dem allgeliebten Skisport obzuliegen. Wer jetzt zu irgendeiner Tageszeit — die Speisestunden ausgenommen — auf der Strasse von Samaden her in unser Dorf eintritt, das nun in seinem Winterkleide

einen reizenden Anblick vermittelt, der mag in hohem Masse erstaunt sein ob der Lebendigkeit, die über unser Skigelände geht. Zu vielen Hunderten üben sie da ohne Rast auf all den weiten Wiesen und bieten da dem Beschauer ein überraschend schönes Bild der Winterfreuden dar."

„Im übrigen zählt man in St. Moritz die Tage nicht, man ist in St. Moritz und lebt, lebt ein Leben der Freude, wie Kinder. Jeder Tag bringt Neues, neue Bescherungen, ungezwungen und mit Lust nimmt man hier von diesen herrlichen Gaben, wie sie kommen. Und wenn man auch einmal nicht hinausgeht auf den Rink, Run oder das Ski-Schlachtfeld, sondern drin bleibt im Dorf, so darf man deshalb noch nicht den Stab über einen brechen, denn das gehört eigentlich zu einem St. Moritzer Aufenthalt so gut wie die Besichtigung des Cresta Runs, von dem alle Welt spricht.

Wenn männiglich aus dem Hotel kommt und das Sportvolk auszieht, oder am späten Vormittag zur Cocktail-Zeit, oder am Mittag, wenn noch rasch vor dem Lunch die Patisserien aufgesucht werden, um durch allerhand hochfeines Zuckergebäck den Magen auf das Kommende vorzubereiten, oder am Nachmittag zur Tee-Zeit, wenn die ganze Strasse und das Leben in ihr in einen märchenhaften Lichterglanz getaucht ist und es aus prunkvollen Schaufenstern funkelt und brilliert und der nächtliche Himmel sich rötet. Ein Bummel durchs Dorf wird einem immer zu einem Empfinden und Erleben. Man weiss nicht, sind es die Farben der Sportkostüme, ihre Mode, die Pelzjacken und Mäntel der Frauen, sie selbst, die Fröhlichkeit dieser Menschen, ihr Schauen und Lachen, oder das Geschell der Pferdeschlitten, oder aber erst das ganze Mischmasch, das Milieu, das uns hier mitreisst. Aber alle fühlen das gleiche: „St. Moritz, nur du!" („Engadin-Express".)

Agnus dei. Ein Zürcher Hotelier hat, geschäftstüchtig wie diese Leute nun einmal sind, die sog. besseren Gäste, das heisst Leute aus den besitzenden Gesellschaftskreisen, auf den Weihnachtsabend zu einer Weihnachtsfeier eingeladen. Damit niemand hingehe, der nicht über ein gewisses Vermögen oder Einkommen und über noch mehr frivole Rücksichts- und Gefühlslosigkeit verfügt, wurde ein Eintrittsgeld von 4 Fr. und die Einnahme eines Diners von 8 Fr. verlangt. Natürlich wurde nur feiner Flaschenwein serviert, so dass einer, der mit seiner legitimen oder illegitimen Frau hier die Geburt Christi feiert, nicht unter 50 bis 60 Fr. wegkommt.

Schon die Inserate, die zu dieser Weihnachtsschlemmerei einladen sollten, wirkten auf fühlende und feine Menschen abstossend. Aber scheints gibt es in Zürich unter den Besitzenden viele, die an solchen Dingen keinen Anstoss nehmen. Wenigstens war nach den Feiertagen in der „N. Z. Z." folgende Notiz zu lesen:

> „Weihnachtsfeier im Elitehotel. Einen schönen und genussreichen Weihnachtsabend hat die Direktion des Carlton-Hotel „Elite" Montagabend den 24. Dezember veranstaltet. Bis auf den letzten Platz waren die festlich dekorierten Räume mit Gästen besetzt. Das Orchester Carletti eröffnete das Programm mit sinnigen Weihnachtsmelodien; ein Damenchor, gebildet aus dem Personal der Serviertöchter, überraschte mit Weihnachtsliedern in reizender Klangfülle. Frl. Hedwig Prager brachte mit schöner Sopranstimme das weihevolle „Agnus dei" von Bizet und darauf „Marias Wiegenlied", von Max Reger zum Vortrag, womit die Solistin starken Beifall erntete."

Maria sang ihr Wiegenlied bekanntlich an einer Krippe, aber an einer andern als jene, aus der diese Zürcher Weihnachtsschlemmer ihr „Futter" nehmen. Dass diese Herrschaften sich noch ein „Agnus dei" vorsingen lassen, ist wohl der Gipfel aller Frivolität. Die deutsche Uebersetzung dieses lateini-

schen Gebetes heisst nämlich: „O Lamm Gottes, das du wegnimmst die Sünden der Welt, erbarme dich unser!“ — O du grosser, gnädiger Gott, lass die Menschheit nicht büssen, was dieses bessere Gesindel täglich verübt!

(„Volksstimme“.)

Das Zeichen des Kreuzes. In Frankreich wurde eine Gemeinde des Departements Yonne, die auf einem Kriegerdenkmal die Worte „Krieg dem Kriege“ anbringen liess, vom Präfekten angewiesen, die Inschrift binnen acht Tagen“ zu entfernen. Der Gemeinderat beschloss jedoch einstimmig, diesen Befehl nicht auszuführen. Dies hatte zur Folge, dass der Bürgermeister der Gemeinde vor Gericht zitiert wurde. Die Verhandlungen haben nun vor einigen Tagen stattgefunden. Der Bürgermeister wurde zu einer Geldstrafe verurteilt und die Verfügung über die Entfernung der Inschrift ist erneuert worden. „Krieg dem Kriege“ wird von der Regierung des Herrn Poincaré als aufrührerische Losung betrachtet, d. h. von derselben Regierung, die erst letzten Sonntag wieder bei der Einweihung eines Kriegerdenkmals für die gefallenen Schüler der „Ecole Normale“ bei Anwesenheit Millerands und Poincarés unter „eindrucksvoller Stille“ ihren Vertreter sagen liess: „Wir wollen darnach streben, die Reinheit, die hohe Bestimmung und die schönen Eigenschaften des erhabenen Frankreichs aufrechtzuerhalten.“

Nach Fällung des Urteils gab der Bürgermeister von Gy l’Evêque folgende Erklärung ab: „Ich bin der Ueberzeugung, dass „Krieg dem Kriege“ keine aufrührerische Inschrift ist. Ich protestiere gegen das Urteil, das die Beseitigung der Inschrift verlangt. *Denn auf vielen Kriegerdenkmälern ist das Zeichen des Kreuzes angebracht* und niemand hat bis jetzt den Befehl gegeben, dieselben zu entfernen.“

Meine Stellung zum Völkerbund. Wie ich vernehme, sind kritische Aeusserungen über den Völkerbund aus meiner Betrachtung „Zur Weltlage“ im Oktoberheft von Blättern wie „Zürcher Post“ und „Berner Tagblatt“ unter dem Titel „Ein Bekehrter“ abgedruckt worden. Ich habe diese Blätter nicht zu Gesicht bekommen, söllten sie aber die Sache so darstellen, als ob ich von dem Völkerbund abgekommen sei, so wissen die Leser der „Neuen Wege“, dass davon keine Rede ist und jene Redaktoren müssten es ihren Lesern ebenfalls sagen, falls sie der Wahrheit die Ehre geben wollten. Ich stehe so fest als je zum Völkerbund, und zwar nicht nur zu seiner Idee, sondern auch zu seiner jetzigen Form, als einem Anfang. Habe ich doch ausdrücklich erklärt, dass ich die Zerstörung des heutigen Völkerbundes und auch den Austritt der Schweiz aus ihm, den die Kreise der „Zürcher Post“ und des „Berner Tagblattes“ wünschen, als „Torheit und Frevel“ betrachten würde. (Vgl. S. 484.) Redet so ein „Bekehrter“? Es ist ja jedem Menschen mit bona fides klar, dass die Schärfe meiner Kritik an einzelnen Aktionen (oder Nicht-Aktionen!) des Völkerbundes aus meiner tiefen Liebe zu ihm und meiner hohen Meinung von seiner Mission stammt, während bei den Leuten von der „Zürcher Post“ und dem „Berner Tagblatt“ bekanntlich das Gegenteil der Fall ist. Das Zusehen des Völkerbundes beim Einzug der Franzosen in die Ruhr und sein Verhalten in der Korfu-Affäre hatten mich allerdings tief erregt und mit äusserster Besorgnis erfüllt. Dem hab ich vielleicht einen zu starken Ausdruck gegeben (ich meine dabei den *ersten* Fall); es schien mir zeitweilig, als ob der Bund durch seine Haltung seinen Bankrott herbeiführe; aber von einer Bekehrung war, wie gesagt, nie die Rede. Ich glaube fester als je an die Gegenwart und Zukunft des Völkerbundes. Diese ist freilich nicht an die jetzige Form gebunden, aber auch an dieser halte ich, wie gesagt, fest. Es müssten schon ganz

arge Wendungen eintreten, wenn ich das eines Tages nicht mehr täte. Ich glaube nicht, dass es dazu kommt, meine im Gegenteil Entwicklungen in entgegengesetzter Richtung sich anbahnen zu sehen. L. R.

Politische Entwicklungen. Das politische Ereignis, das alle andern überstrahlt, sind immer noch die englischen Wahlen, die nun wirklich in eine Arbeiterregierung auszumünden scheinen. Die Augen der Welt werden mit gewaltiger Spannung auf sie gerichtet sein. Es wird jetzt in London das Gegenexperiment zu dem von Moskau gemacht. Viel hängt von seinem Erfolg ab. Böse Geister aller Art werden diesen Männern und Frauen Schlingen legen, mögen dafür alle Kräfte des Guten in der Welt zu ihnen stehen.[1])

Daneben ist als neuer Faktor stärker hervorgetreten jene Gruppierung der europäischen Mächte zu grossen Schutz- und Trutzverbänden, wie das Bündnis zwischen Frankreich und der Tschechoslowakei und das zwischen Italien und Südslawien sie darstellt. Diese Entwicklung wird höchstwahrscheinlich weitergehen. Das Interesse, das für uns daran haftet, liegt in der Frage, ob diese Bünde den Krieg oder den Frieden im Schosse tragen. Ich glaube, dass doch eher das Zweite zutrifft. Zum mindesten können sie ebensogut Organe des Friedens werden wie des Krieges. Dem Völkerbund brauchen sie durchaus nicht zu schaden. Sie sind freilich ein Zeichen dafür, dass dieser noch schwach ist, aber sie können ihm auch eine Stütze werden. Es ist einiges an diesen Entwicklungen, was sogar direkt schwere Gefahren beseitigt, wie vor allem das Zerfliessen des Traumes vom „Ostblock" infolge der Annäherung der Entente an Russland. Man darf nicht überall nur „Imperialismus" und Vorbereitung eines neuen Weltbrandes sehen. Damit hilft man höchstens mit, diesen zu erzeugen, während der Glaube an das Gute — der freilich begründet sein muss — überall die Kraft hat, Dämonen zu bannen. L. R.

Bern. Um die Besprechung unseres Themas: „Wissen und Glauben" etwas zu fördern, finden im Februar zwei Zusammenkünfte der Freunde der „Neuen Wege" statt, und zwar am 3. und am 24. Februar. Die einleitenden Voten übernehmen am ersten Abend (3. Februar) die Herren A. Wirz und Dr. Gawronsky, am zweiten Abend (24. Februar) Herr Pfr. v. Greyerz. An der Zusammenkunft im März wird Herr Pfr. Schädelin das einleitende Referat halten. Die Zusammenkünfte finden jeweilen am Sonntag abend um 8 Uhr im Volkshaus, Zimmer Nr. 9 (Haupteingang, Zeughausgasse) statt.

Wir bitten alle Leser der „Neuen Wege", auch allfällige neue Abonnenten, diese Zusammenkünfte zu besuchen und Gäste mitzubringen.

Der Ausschuss.

---

[1]) Es gereicht uns zur besondern Freude, dass einige unserer Freunde, die zugleich zu den Führern des Versöhnungsbundes gehören, in das neue Parlament gewählt worden sind. Walther Ayles ist in Bristol mit 8000 Stimmen Mehrheit gewählt worden (während er das letzte Mal mit ebensoviel Stimmen in der Minderheit geblieben war) und George Davis als Vertreter der welschen Universitäten (man denke: von Studenten und Professoren), beide als Dienstverweigerer, die jahrelang in den Gefängnissen sassen, und auf Grund ihres antimilitaristischen Programms. Unsern warmen Glückwunsch! Und was das für eine andere Welt ist, als bei uns!

Des Christentums Ende.[1])

Offenbar die Schrift eines Freidenkers, der wieder einmal verkündigt, dass das Christentum von der modernen Kultur überholt sei? Weit gefehlt — es ist das Bekenntnis eines Mannes, dem Christus alles ist. Er verkündigt freilich das Ende des Christentums, aber vor Christus selbst. Denn das „Christentum" ist nicht Christus, es ist nur eine sehr getrübte, entstellte und schwache Darstellung der Wahrheit, die Christus heisst.

„Das Christentum kann eine ganz gute Sache sein, wo es dem Acker gleich ist, in welchem der grosse Schatz irgendwo verborgen liegt. Es kann aber auch eine böse Sache sein, wenn es sich nämlich geberdet, als wäre es der Herr Christ selbst und bringe Heil und Leben unter die Leute; da wird es alsbald zum Widerchristentum.

Christentum ist ein Durcheinander von Weizen und Unkraut, das nur Gottes Engel zu sichten vermögen; und es ist allerlei Gattung, ähnlich wie sie sich fängt in des Fischers Netz, Gutes und Faules.

Christentum muss in allen seinen bunten Gestalten immer wieder zuschanden werden, der Herr Christ aber wird nie zuschanden, so viel man ihm auch Schande antue.

Es muss abnehmen; er aber muss wachsen.

Es muss vergehen; er aber bleibt."

„Religion, Christentum, Kirche sind so nützlich und unentbehrlich wie Flaschen, Töpfe, Kisten und derlei Gefässe. Aber was der Menschheit, den Staaten, den Völkern und den Einzelnen helfen kann, das ist keine Religion, kein Christentum, keine Kirche, keine Sekte, keine Bibel, kein Herkommen, keine Lehre, keine Moral, kein Brauch und kein Tun, sondern einzig der Mann Jesus, dem der Name Christus gegeben ist."

„Es war gelungen, eine Art Impfstoff herzustellen, mit dem man sich und andere gegen die ansteckende Seuche akuter, unbedingter Christusgefolgschaft immunisieren konnte ... Der Impfstoff war das Christentum, die christliche Religion. Man verkündigte nun nicht mehr die Rechte des Menschensohnes an seine Menschheit, sondern verbreitete die neue Religion mit ihrem Kultus und Klerus, ihren Bräuchen und Lehren."

Denn was ist es, das Christus selbst will?

„Worüber hat unser Meister am ehesten geredet? Ueber das Reich Gottes. Wovon wollte er uns ganz zutreffende und deutlich helle Gedanken eingeben? Vom Christusreich oder Himmelreich.

Worauf will er all unsere Gedanken, Begierden, Hoffnungen, Gebete und Werke gerichtet wissen? Auf den Tag des Menschensohnes, an dem er offenbar sein wird in seiner vollen Herrlichkeit.

Und wovon ist heutzutage am geringsten die Rede? Und worüber gibt es ärgere Verworrenheit der Begriffe? Und worum kümmert man sich am allerwenigsten?

Es ist eben jenes himmlische Königreich, das hohe Ziel alles Geschehens auf Erden."

Dieses Eine ist für den, der Augen hat, so klar, dass es dazu keiner be-

---

[1]) **Des Christentums Ende.** Vierzig Aufsätze von G. J. Haberl. Wien 1923.

sonderen Theologie und Gelehrsamkeit bedarf, die eher Hindernisse sind. (So sagt ein Mann, der selbst offenbar ein gründlich geschulter Gelehrter und Theologe ist!)

„Kein Mensch braucht zu warten, bis die protestantischen gelehrten Theologen einig geworden sind und ihre Forschungen, Untersuchungen und Erklärungen endlich zu allgemeiner Befriedigung werden abgeschlossen haben. Da ist es noch lange hin; sie scheinen nicht viel Glück dabei gehabt zu haben. Es bedarf keines Umwegs über die Wissenschaft. Wem Gott seine Gunst erweist und die Augen erleuchtet, dem sprudeln auch ohne zögernde Fakultätsgutachten die beiden unversiegbaren Brunnen ewigen Lebens und er bekennt zu Gottes Lob: Jesus, der sich immer heller als aller Menschen König offenbaren wird, ist mein Herr! Und in ihm hab ich Gerechtigkeit und Stärke!"

„Mein Lieber, an Jesus ist noch jedwede Theologie und Philosophie und Historie zuschanden geworden, und ebenso an dem wundersamen Buche, das von ihm zeugt."

Der Mann, der solche Worte schreibt, bewährt seine Gesinnung und Erkenntnis auch im Urteil über unsere Zeit und ihre herrschenden Gewalten. Seine Betrachtungen sind zum grösseren Teil während des Weltkrieges und unmittelbar nachher geschrieben. Er hält seine Meinung über Krieg, Nationalismus, Mammonismus und die ganze Welt, die dazu gehört, nicht zurück. Als ein von Christus erleuchteter Mensch ist er auch seinem Volk und Volkstum gegenüber vor allem ein Mann der Wahrheit.

„Es gibt ganze Völker, deren gesamtes Schrifttum ein wehleidiges Gewimmer und gehässiges Geklage ist. Nach ihrer einhelligen Meinung ist alles mögliche schuld an ihrem nationalen Unglück, aber nur zum kleinsten Teil sie selbst; und irgendwo von aussen her müsse ihnen Hilfe und Aufschwung kommen, so träumen sie. Vergeblich. Sie haben ihre Propheten erwürgt und sind nun an Schmeichler verkauft, die ihre Herrlichkeit besingen und ihre Nachbarvölker verunglimpfen. Ehe sie der Schmeichler nicht ledig werden, gibt es für sie kein Emporkommen.

Für Menschen und Nationen ist nur ein Weg der Hilfe und des kräftigen Auffahrens da: die tiefe Einkehr, die feindseligste Härte der Selbstbeurteilung."

Ich breche mit dem Zitieren ab, wenigstens vorläufig; denn es sollen unsern Lesern noch einige andere dieser Worte vermittelt werden. Aber wer möchte nicht am liebsten gerade nach dem Schatzkästlein selbst greifen, worin sich solche Perlen finden? Man lasse sich nicht durch den Untertitel: „Vierzig Aufsätze" abschrecken; es ist ein ganz bescheidenes Büchlein von 100 Seiten und die „vierzig Aufsätze" jeweilen nur ganz kurze Betrachtungen. Es ist eine ganz seltene, herzstärkende Kraft darin; alles so echt, so männlich, so lapidar.

Es ist mir mit diesem Büchlein eines so unbedingten Christusjüngers über das „Ende des Christentums" eigen gegangen. Wie eine überraschende Entdeckung hat es auf mich (und andere!) gewirkt. So vieles steht darin, was wir andern seit Jahr und Tag auch gesagt, aber wir sind jedenfalls ganz unabhängig voneinander darauf gekommen. Das ist ein Beweis dafür, dass diese Wahrheit nun allüberall, von Gott her, ans Licht drängt. Der Autor verkündigt allerdings die gemeinsame Wahrheit auf seine ganz besondere Weise und sieht einiges an ihr, was wir vielleicht weniger sehen. Desto besser; denn wer wollte behaupten, er sehe sie g a n z ? Wir reichen diesem starken, tapfern Manne herzlich dankbar und erfreut die Hand, bereit, von ihm zu lernen und mit ihm zusammen zu gehen.

Mit einem seiner kraftvollen Worte der Hoffnung in diese dunkle Zeit hinein sei für diesmal geschlossen.

„Will nicht der Morgen aufdämmern nach der langen, langen Nacht? Noch

lasten ja die schwarzen Schatten auf der totkranken, zertretenen, gequälten Menschheit. Aber allenthalben regen sich Kinder des Tages, die schon vor Morgen munter sind. Sie haben viel zu tun; sie wecken Schlafende, sie sorgen sonst dafür, dass der Tag nicht über eine unbereite Welt heraufkomme. O wenn das sein wird, wenn endlich die Sonne aufgeht! Wenn alle Völker einander freudvoll die Botschaft senden werden: Jesus ist der König und Christ! Er allein! Sein weltweites Königreich ist offenkundig! Jahrtausende alte, in Ehren gehaltene Lügen werden mit einem Male abgetan sein. Kein Abgott wird mehr etwas gelten; auch das Geld nicht. Nur einen Ruhm wird es mehr geben: dem Lamm angehört zu haben. Und Sünde wird Sünde sein. Welches Aufatmen der seufzenden, misshandelten und missbrauchten Kreatur! Welche ungeahnte Entfaltung einer herrlichen Kultur, gegen welche die vielgelobte von heute nur finstere Barbarei sein wird.

Wagt es nicht auszudenken, ihr Brüder! Aber zu hoffen wagt es und lasset uns das Bekenntnis und den Ruhm solcher Hoffnung bis ans Ende behalten!"

L. R.

Briefkasten.

An einen Freigeldler. Ich habe die Nummer Ihrer Zeitung empfangen, worin Sie versuchen, die „Religiös-Sozialen" für Ihre Sache zu gewinnen und sozusagen einen letzten Ansturm auf sie machen. Es ist neben viel Gutem (Burri u. a.) auch viel Verkehrtes (Roth-Würgler u. a.) darin. Wie ich schon einmal erklärt habe, soll das Problem so bald als möglich in den „Neuen Wegen" drankommen. Mein Aufsatz ist im Kopf längst fertig, aber es wird noch eine Weile gehen, bis es mir möglich sein wird, ihn zu schreiben. Ich bitte um Geduld — meine Arbeitsbedrängnis ist gross. Auf alle Fälle soll es bei uns am guten Willen zur Gerechtigkeit, zum Verstehen und zur Verständigung nicht fehlen.

Aus einem deutschen Brief. „Vielen Dank für das, was Sie in der Weihnachtsbilanz schrieben. Die Dunkelheit, in der wir leben, ist furchtbar drükkend. Wir leiden vor allen Dingen auch darunter, dass in unserm eigenen Volke so wenig Kräfte lebendig werden, von innen heraus dem Elend und der Not zu steuern. Schamlos, wie gerade unsere „Nationalen" sich hinstellen und das Ausland um Hilfe anrufen. Das Ausland sollte einem Stresemann auf seinen Appell antworten: „Solange der deutsche Besitz in dieser unerhörten Weise wie bisher unangetastet bleibt, bekommst du keinen Pfennig!" — Ekelhaft ist dieses ganze Treiben. Man könnte fast wünschen, dass keine Hilfe nach Deutschland käme. Denn sie schliesst den Bedürftigen die Augen, dass sie nicht sehen, woher ihre Not kommt, und lässt die Ausbeuter in Ruhe weiter ihren Raub geniessen. — Und doch gibt auch gerade wieder dieses Wissen um die Hilfsaktionen, um die „Liebesgemeinschaft der Menschheit", deren Ausdruck sie sind, einem so viel Luft und Licht in diesem Dunkel. Denn es ist mit das Furchtbarste, die nackte Not zu sehen und keine Hilfe zu wissen."

An E. M. und A. K. in R. Allerherzlichsten Dank! Solche Ermutigungen tun dem Herzen wohl und stärken die Freudigkeit zur Arbeit und zum Leiden. Meine warmen Segenswünsche zum neuen Jahr!

Zum neuen Jahrgang.

Wir beginnen den neuen Jahrgang mit dem Ausdruck unseres wärmsten Dankes für all die Freunde, die auf unsern Appell hin den Fortbestand der „Neuen Wege" bis auf weiteres gesichert haben. So wollen wir denn mit erfrischtem Mut unsern Weg fortsetzen. Er bleibt schwer, aber es ist unsere Zuversicht, dass gerade jetzt eine besondere Verheissung über ihm ist, wenn wir ausharren und wenn diejenigen, welche mit uns an diesen Weg glauben, in Kraft, Einigkeit und Treue die gemeinsame Arbeit tun und den gemeinsamen Kampf kämpfen. Wie wir schon mehrfach angedeutet haben, hoffen wir auch mit den „Neuen Wegen" immer entschiedener in das hineinzukommen, was sowohl der letzte und höchste Sinn all unseres Glaubens und Wollens, als auch das ist, was gegenwärtig vor allem zur Aussprache und freilich noch mehr zur Verwirklichung drängt. Es ist ein hartes Ringen. Wir bedürfen auch dafür, so gut wie für die ökonomische Seite des Werkes, der Mithilfe aller Freunde. Möge das Bewusstsein, dass es unser g e m e i n s a m e s Werk ist, neu erwachen oder, wo es schon vorhanden ist, immer stärker werden. Wir bitten um M i t a r b e i t, nicht nur in der Form von grösseren Aufsätzen, sondern auch von kleineren Beiträgen: Aeusserungen zu Tagesfragen, wertvollen Mitteilungen aus Leben und Literatur, Voten zu den in der Zeitschrift verhandelten Fragen, und überhaupt nicht nur in Form von literarischer Betätigung (die nicht jedermanns Sache ist, noch sein soll), sondern vor allem in Form eines warmen Interesses für die „Neuen Wege" und die von ihnen vertretene Sache, einer treuen und eifrigen Teilnahme an Arbeit und Kampf dafür. Wir bitten die Freunde, immer wieder den Versuch zu machen, unser Organ zu neuen Menschen zu bringen. Wenn nicht Abonnenten zu gewinnen sind, so vielleicht doch Leser. Und wer es kann, der trete der V e r e i n i g u n g „F r e u n d e d e r N e u e n W e g e" bei, und helfe so, den genossenschaftlichen Charakter unseres Werkes zum Ausdruck zu bringen.[1]) Die ganze Bewegung, der die „Neuen Wege" von Anfang an als Organ gedient haben, tritt nach vielen und schweren Krisen offenbar in ein neues Stadium mit neuer Verheissung. Möchten nun alle, die guten Willens sind, sich zu neuem gemeinsamem Schaffen, in aller Freiheit und Mannigfaltigkeit des Geistes, zusammenfinden und, wenn nötig, allerlei, was trennend und verderbend gewirkt hat, vergessen. „Pflüget ein Neues und säet nicht unter die Dornen."

Wir Redaktoren bitten um geduldige Nachsicht, wenn wir in all

[1]) Ueber die „Organisation" der Vereinigung und was alles mit dieser Neugestaltung zusammenhängt, soll sobald als möglich berichtet werden. Ein Anmeldeformular ist dem Hefte beigelegt.

der Unruhe, Not und Bedrängnis unseres Weges dieses und jenes nicht so machen, wie wir gern möchten und unter Umständen auch könnten — und dass man uns nicht allzu peinlich nachrechne, wenn wir in der Hitze des Kampfes und im Drang der Stunde etwas sagen, was der ruhige Leser nicht oder anders gesagt wünschte! Dass wir in allem doch nur der Wahrheit dienen wollen, dürfen wir ehrlich versichern. Und darum bitten wir auch, dass man sich nicht erzürne, wo wir anders denken und reden, als man selber tut, sondern die Freiheit des Gedankens der Rede ehre und sie selber benütze. Eine Zeitschrift, die nur das sagt, was man selber schon weiss und denkt, braucht man ja gar nicht zu lesen.

So bitten wir um Segen für unser Werk und entbieten den Lesern unseren herzlichen Gruss zum neuen Jahr und Jahrgang.

Die Redaktion.

Wozu die Bibel?

Zwei Jahrhunderte schon geht der heisse Streit um die Bibel durch die protestantische Christenheit, und wer ihm zusieht, dem muss es dabei bald zum Lachen und bald zum Weinen sein.

Was ist diese alte Sammlung von Büchern und Schriften als Ganzes wert, und was taugen ihre einzelnen Stücke? Wann, wo und wie sind diese Bücher entstanden? Welche Absichten haben ihre Verfasser, Bearbeiter, Herausgeber geleitet? Wo lassen sich Verderbtheiten des Textes vermuten oder nachweisen? Und hat dabei nur Unverstand oder auch Trug sein Wesen gehabt? Wann, warum und wie sind die beiden Sammlungen in der nun vorliegenden Grösse und Gestalt zustande gekommen? Die vielen Fragen geben den Forschern überreiche Gelegenheit, ihren Witz zu üben, ihren Scharfsinn an den Tag zu legen, ihre Phantasie und ihr gutes Glück zu erproben. Unbeabsichtigt kommen dabei auch kindischer Dünkel und andere Menschlichkeiten an den Tag, und wer sich gerne über andere Leute lustig macht, der kann hier sein Vergnügen finden. Dass aber so viele Lernende in den Zank der Lehrenden hineingezogen werden und darüber die eigentlichen grossen Fragen aus dem Auge verlieren, das ist das Traurige bei der Sache. Das grimmige Wehe über die blinden Blindenleiter trifft auch viele christliche Rabbinen von heute, die nicht von ferne ahnen, wie hart es sie angehe. Und ein Schriftgelehrter, der für das Himmelreich geschult sei, ist unseres Tages fast ebenso selten wie damals.

Seit zwei Jahrhunderten gilt die Bibel als beinahe abgetan, und jeder Fabrikarbeiter hat ein paar Beweise dafür bei der Hand, dass man ihr unmöglich als dem Worte Gottes vertrauen könne, das zuverlässig in das Leben führe. Dabei aber geht die gute, alte Bibel ruhig und sieghaft ihren Weg und schüttet täglich Kraft und Leben in die Christenheit und in die Völkerwelt hinein. Die Britische Bibelgesellschaft allein hat im letzten Jahre sieben Millionen biblischer Schriften in 432 Uebersetzungen verkauft. Der König der Völker lässt sich sein gutes, blankes Schwert schelten, aber nicht aus der Hand schlagen. Er bleibt dabei, sich allen Hungrigen als das Brot des Lebens anzubieten und darzureichen. Und wer davon gekostet hat, der muss ebenso ein lernfroher Schüler des Gesetzes und der Propheten werden, wie Jesus es zeitlebens war. Er muss auch beständig bei der Apostel Lehre bleiben, wie

alle die vielen, die vor ihm gerufen wurden; und das Neue Testament ist ihm ganz das, was eben ein Testament dem lachenden Erben bedeutet: die Urkunde und Handveste, die ihm Schätze in seinen Schoss wirft. Jenem Streit der Rabbinen ist er entrückt; mögen ihn ihre Fragen und Untersuchungen noch ein wenig beschäftigen, so brennen sie ihn doch nicht mehr. —

Wer wird die Anatomie verachten, die den Bau des Menschenleibes sorgsam erforscht und seine vielen Tätigkeiten fleissig ergründet? So muss es schon auch Leute geben, die den Leichnam der Bibel zerschneiden und sein Gefüge bis ins kleinste hinein genau untersuchen. Mögen Berufene ihre Mühe daran wenden, und auch Unberufenen kann niemand es wehren. Es werden dabei auch weiterhin etliche wissenswerte Erscheinungen kund werden. Aber niemand hat sein Leben davon, dass er Anatomie treibt, und niemand wird durch Bibelkritik an seinem inwendigen Menschen edler, reiner, fester oder stärker.

Der lebendige Mensch bleibt ein Geheimnis trotz aller Anatomie, Physiologie, Biologie und Pathologie. Und die Bibel bleibt es auch. So wie sie ist, ist sie ein wundervolles, lebendiges Ganzes. Niemand kann recht genau sagen, was sie sei; aber immerfort erweist sie sich als das Organ, durch das Gott zu den Menschen redet. Sie ist der Menschheit gegeben als unerschöpfliche Kraftquelle.

Es ist unmöglich, dass ein Mensch seines Lebens völlig froh werde ohne treuen Umgang mit den heiligen Schriften. Niemand wird den ungeheuren Anforderungen, die das Leben an ihn stellt, gewachsen sein, der sich nicht aus diesem Buche die Energien dafür holt. Niemand wird heil von den tiefen Schäden seines Wesens, der sich nicht täglich aus diesem Born Genesung trinkt.

Es sei allen, die ihre Bibel nicht lesen, auf den Kopf hin zugesagt, dass sie blind, taub, armselig und untüchtig sind. Ihr mögt gescheit sein und seid doch töricht, ihr möget lustig sein und seid doch nicht fröhlich, ihr habt reiche Gaben und wisst sie nicht zu brauchen, ihr zeigt Tatkraft genug und seid doch schwach.

Die Bibel gleicht einem schweigsamen Freunde. Sie überschwemmt euch nicht mit Geschwätz. Man muss geduldig sein, zu hören, bis sie den Mund auftut. Aber geläutertes Gold ist dann jedesmal ihre Rede. Lasset doch andere sie verachten. Und keiner wähne, er sei zu alt, um noch in ihre Schule zu gehen. (Aus Haberl: „Des Christentums Ende“.)

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir haben von diesem ersten Heft des neuen Jahrganges eine etwas grössere Auflage gedruckt und bitten unsere Freunde, von diesen Probeheften (die selbstverständlich gratis zur Verfügung stehen) ausgiebig für die Gewinnung neuer Leser Gebrauch zu machen.

Wir bitten auch, das beigelegte Formular mit Namen von Bekannten auszufüllen, denen ein Probeheft mit Aussicht auf Erfolg zugestellt werden könnte.

Der Inhalt des Heftes darf ein wenig als Probe dessen, was unser Arbeitsprogramm ist, gelten. Eine Serie von Aufsätzen: „Von der Nachfolge Christi“ wird in einem der nächsten Hefte beginnen. Einiges, das lange warten musste, hoffen wir in Bälde bringen zu können.

Was die neue Ausstattung und Satzgestaltung unserer Zeitschrift betrifft, so ist sie teils aus ästhetischen, teils aus praktischen Gründen entsprungen. Wir hoffen, dass sie Zustimmung oder doch nicht zu starken Widerspruch finden.

Warum kann Gott nicht?

„Darum kann sich der Herr über die junge Mannschaft nicht freuen, noch ihrer Waisen und Witwen erbarmen.“ (Jes. 9, 16.)

Der allmächtige Gott kann nicht, wir aber meinen zuweilen, wir könnten die Jugend so erziehen, dass man Freude an ihr haben kann, und wir könnten der Not der Verlassenen und Elenden abhelfen.

Gott kann es nicht! Auch er kann nicht gute Früchte auf einem schlechten Baum wachsen lassen.

Aber w a r u m kann sogar Gott nicht helfen? Darum, heisst es in den vorausgehenden Versen, darum, weil das ganze Volk in Vermessenheit lebt. Wenn Gott ihm einen Bau aus Ziegelsteinen stürzt, so vermisst es sich, ihn aus behauenen Steinen neu zu errichten. Wenn Gott dem Volk Maulbeerbäume umhaut, so vermisst es sich, Zedern dafür zu pflanzen. Darum, weil — in einer Allgemeinschaft der Schuld, — die politischen wie die geistigen Führer das Volk missleiten und das Volk ihnen Gefolgschaft leistet. Wegen des ganzen Volkes solidarischer Allschuld, wegen seines Verharrens bei dem, was gerichtet ist, wegen seines Nicht-umkehrens, sondern im Gegenteil noch vermesseneren Vorwärtsdrängens auf der bösen Bahn, darum kann der Allmächtige weder für die Jungen und Starken noch für die Alten und Elenden das tun, was er möchte.

Haben wir schon einmal versucht, uns vorzustellen, was der Allmächtige empfinden muss, wenn er nicht tun kann, was er möchte? Vielleicht können, ja dürfen wir daran mit unsern Gedanken kaum rühren. Können Menschenaugen den Anblick Gottes ertragen? Durch eine Wolke vor den Augen des Volkes verhüllt, erschien Gott dem Moses.

Aber über unser eigenes Nicht-können, darüber haben wir uns sicher Gedanken zu machen. Sind nicht der Wille zu rechter Erziehung der Jugend, das Trachten nach Ueberwindung des Elendes in seinen verschiedensten Formen in unserer Zeit vielleicht reger als je? Die pädagogische und die soziale Frage machen doch mehr denn je von sich reden und bewegen unsere Herzen wirklich. Und ist es trotzdem nicht so, dass unser Helfen-wollen, da, wo der Allmächtige nicht helfen kann, in Gefahr kommt, das Gegenteil von Hilfe, Schaden zu wirken? Stehen nicht Menschen vor uns auf, unbedingte Verfechter des Absoluten, des Ideals, Verwerfer aller Halbheiten, aller Kompromisse, Menschen, die wir achten müssen und lieb haben, selbst wenn wir ausserstande sind, ihren Weg zum unsrigen zu machen, die tatsächlich auch unser bestes soziales und päda-

gogisches Wollen als zum mindesten ungenügend, ja geradezu als falsch, als Ab- und Irrwege verwerfen?

Und noch mehr zeugt gegen unser Tun und Wollen unser eigenes Nie-zur-Ruhe-kommen, Nie-befriedigt-sein, unser ewiges Hetzen und Jagen und doch Nie-nachkommen, Nie-erlangen, das Ungenügen unserer materiellen, unserer gesetzlichen und vor allem unserer eigensten, ganz persönlichen, menschlichen Mittel und Fähigkeiten.

Warum sind wir so ohnmächtig?

Im 8. und 9. Vers des 9. Kapitels spricht Jesaja: „Keiner schonet des andern. Rauben sie zur Rechten, so leiden sie Hunger, essen sie zur Linken, so werden sie nicht satt. Ein jeglicher frisset das Fleisch seines Arms.“ Dostojewski lässt in „Die Brüder Karamasoff“ eine seiner Gestalten zu einem Freund sagen: „Was das anbelangt, dass jeder Mensch vor allen und in allem schuldig ist, abgesehen von seinen eigenen Sünden, so haben Sie darüber ganz richtig geurteilt, und es ist zu verwundern, wie Sie diesen Gedanken in seinem ganzen Umfange erfasst haben. Wahrlich es ist so: dass, sobald nur die Menschen diesen Gedanken begriffen haben werden, das Himmelreich nicht nur in der Vorstellung, sondern in Wirklichkeit beginnen wird. — — — Jeder strebt jetzt darnach, seine Person abzusondern, ein jeder möchte in sich selbst die Fülle des Lebens erfahren, indessen ergibt sich aus all seinen Anstrengungen nicht die Fülle des Lebens, sondern vollständiger Selbstmord.“

Glüht da nicht das Darum, oder doch ein Darum, ein grosses Darum unseres Unvermögens auf?

Unschwer anerkennen wohl die christlich gesinnten Menschen, wenigstens in der Theorie, dass in den weltlichen Dingen, im wirtschaftlichen und politischen Leben das „Jeder-für-sich“ und das „Alle-gegen-alle“ eine schlimme Rolle spielen. Dort schonet keiner des andern, und ab und zu sehen wir wohl ein, was dabei heraus kommt: Jeder frisst das Fleisch seines eigenen Arms. Dort ist es so, dass ein Ziegelbau, z. B. das bisherige Militärwesen, die alte Infanterie, Kavallerie, Marine, versagte, und nun ist man daran, den Bau in behauenen Steinen neu aufzuführen, in der Luft und unter dem Wasser, mit Gasen und Giften noch eine ganz andere Kriegsmacht zuzurüsten. Der alte Kapitalismus führte zu einer allgemeinen Zerrüttung der Wirtschaft mit Millionen Arbeitslosen und Millionen Verhungernden, mit Bergen von unverkäuflichen Waren und Abgründen von ungestillter Not; er war einmal nahe daran, vor dem Sozialismus zu kapitulieren. Nun ist man daran, statt Maulbeerbäumen Zedern zu pflanzen, den Kapitalismus in verbesserter Auflage wiederherzustellen, die Herrschaft des Kapitals über die Arbeit, des Mammons über die Menschen neu und gründlicher zu befestigen.

Aber das „Jeder-für-sich“ und das „Alle-gegen-alle“ gelten nicht nur in den weltlichen Dingen. Auch in unserm innern Leben haben sie sich festgesetzt, beherrschen unsere Busse, unser Schuldgefühl, wie unser Trachten nach dem, was droben ist, nach der Fülle, der Erfüllung des Lebens und schaffen geistige Zerrissenheit und Gegnerschaft.

Es ist wohl so, wie Dostojewski sagt: Erst wenn wir, neben unserer persönlichen Schuld, unsere solidarische Haftung für alle Schuld, ja gerade als Christen unsere Verantwortlichkeit dafür vor allen andern tatsächlich auf uns nehmen, wenn wir, wie Paulus, lieber selbst verbannt von Christo sein möchten, so dadurch die Brüder ihm näher kommen, dann kann sich das Nicht-können wenden. Wenn wir es fertig bringen, unser persönliches Leben, ja unser innerstes Erleben — nicht zu ersticken, mit nichten! — aber es in die Gemeinschaft aller Bösen und Guten, über die gemeinsam Gott regnen und seine Sonne scheinen lässt, hineinzustellen und in dieser Gemeinschaft Gott und seinem Reich zu dienen, dann wird sicherlich ein grosser Grund unseres Unvermögens behoben sein.

Damit aber auch ein Grund des noch ungleich tragischeren, ja unfasslich tragischen Nicht-könnens des allmächtigen Gottes.

Denn an Gottes Nicht-können sind wir schuld, wir Christen, vor allen andern. Nicht dass wir die grossen Taten Gottes zu tun, das grosse Weltgeschehen zu verrichten hätten! Wie Blumhardt in der Adventsbetrachung, die im Weihnachtsheft 1923 der „Neuen Wege“ abgedruckt war, sagt: Wir müssen nur den kleinen Dienstgang tun, um das Eselein zu holen, wir müssen nur das Eselein herleihen, ja wir müssen nur den Mut und den Glauben zu einem Hosianna aufbringen, dann reinigt Jesus den Tempel schon. Tun wir aber unser Kleines nicht, dann kann auch Jesus, dann kann auch der allmächtige Gott das Grosse nicht tun. B.-G.

Die Krisis der Kultur.

I.

Wir möchten mit unsern Ausführungen auf Tatsachen hinweisen, die uns als Symptome erscheinen für das, was man mit einem zurückhaltenden, weder zu pessimistischen noch zu hoffnungsvollen Ausdruck „Krisis der Kultur“ nennen kann. Wir halten eine Vorbemerkung für notwendig: Es ist nicht unsere Absicht, zu prophezeien. Wir werden den Bereich des Erfahrbaren nicht überschreiten. Wir werden von Symptomen reden, und die Erfahrbarkeit gehört ja zum Begriff des Symptoms. Vielleicht läuft es dann aber doch darauf hinaus, dass wir mit der Aufzählung unserer

Krisensymptome gewisse Prophezeiungen stützen. Es wäre auch möglich, dass wir sie diskreditieren. Wir sagen ausdrücklich, dass das erste und nicht das zweite unsere Absicht ist. Wir glauben nämlich, dass es Menschen gibt, die das Recht haben, in anderer Weise, als wir es hier tun werden, von der Zukunft zu reden. Wir halten Prophezeiungen nicht für unmöglich. Vielleicht sind unsere Ausführungen leicht zu erledigen — aber die Ahnungen prophetischer Menschen sollten damit nicht erledigt sein. Wir möchten diesen Leuten einen legitimen Platz verschaffen. Es sind solche, die mit überwachen Blicken in die Zukunft schauen. Es sind solche, die in einem stärkeren Grade von sich selber frei und an das Ganze gefesselt sind. Während der gewöhnliche Mensch eine losgelöste Existenz hat und darum wenig fühlt von dem, was im Menschheitsleibe vor sich geht, hat derjenige, der ein wirklich fühlendes Glied an diesem Leibe ist, jene sichere innere Wahrnehmung vom Zustand des Ganzen, die jeder von den Zuständen seines eigenen Leibes hat. Es sind seismographische Naturen, welche Erschütterungen verspüren, die für die andern unwahrnehmbar sind. Es sind Menschen, deren persönliches Leben in jene Tiefen hinabreicht, aus denen die geschichtlichen Erschütterungen herkommen.

Wenn wir nun heute auf die prophetischen Stimmen, auf die Stimmen aller wachen, erschütterungsfähigen, weil in tiefer Solidarität mit dem Ganzen verbundenen Menschen hören, so vernehmne wir deutlich und nachdrücklich eines: die Ankündigung eben jener Krisis. Die einen reden in trostloser Negativität davon als von einem Ende, einer Katastrophe, einem Untergang, einem Gericht. Andere sehen die Möglichkeit einer Wende, eines Neubeginns, einer Umkehr und Auferstehung.

D i e s e Prophezeiungen haben ihr Daseinsrecht und es ist davor zu warnen, dass versucht wird, solche Zukunftsvisionen durch die Erkenntnisse des gewöhnlichen Menschen zu entkräften. Es ist möglich, dass wir alle nichts sehen von diesem kommenden Ende und es nicht spüren, dass wir in einer Zeit der Wende leben — aber unser Nichtsehen ist kein Beweis für das Nichtsein dieser Tatsache. Indessen lässt sich über Prophezeiungen eigentlich nicht reden. Die einen werden in das Schauen der Propheten mit hineingerissen und glauben — für die andern aber bleibt es ein völlig dunkles und ausser ihrem Erkenntnisbereich liegendes Rätsel, das sie am besten auf sich beruhen lassen, ohne darüber zu lächeln.

U n s e r e Frage ist die: ob Veränderungen von solch gewaltigem Ausmass nicht ihre Schatten vorauswerfen, die auch von nichtprophetischen Menschen wahrgenommen werden können, ob die inneren Veränderungen im Menschheitsorganismus nicht bereits äussere Symptome gezeitigt haben, so dass auch der etwas davon

erfahren kann, der nicht so sehr mit diesem Ganzen verwachsen ist, dass er die Veränderungen in sich selber fühlen könnte. Wir glauben, dass es in der Tat schon so weit ist. Wir glauben nicht, dass jetzt noch ein gesteigertes Ahnungsvermögen nötig ist, um die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit grosser Zusammenbrüche unseres Kulturorganismus vorauszusehen; zu merken, dass Empörung gegen fundamentale Ordnungen der herrschenden Kultur in der Luft liegt. Es sind — um mit allgemein bekannten Dingen zu beginnen — vielleicht doch nicht mehr so viele, welche — so selbstverständlich wie unsere Väter es taten — damit rechnen, dass ihre Besitztümer nach altem heiligem Recht an die Enkel kommen werden. Die Möglichkeit, dass an diesem Punkte Veränderungen eintreten könnten — übrigens Veränderungen, die das äussere Angesicht der Welt völlig umgestalten würden, — wird in weiten, und zwar auch in nur negativ daran interessierten Kreisen in Betracht gezogen. Ferner ist, wie uns scheint, bereits in den Bereich des Wahrnehmbaren getreten eine grosse Ernüchterung gegenüber dem, was vielleicht das Zentralste und — wenn man so sagen kann — Ganzeste unserer Kultur ist, gegenüber der Technik. Es ist immerhin auffallend, mit welcher Teilnahmslosigkeit auch die fabelhaftesten und folgenschwersten technischen Fortschritte von den heutigen Menschen aufgenommen werden. Die Menschen haben aufgehört, ihre seelische Kraft in diese Dinge zu legen, sie schauen dem Prozess des technischen Fortschrittes zu mit kalter und mässiger Neugier, mit dem Gefühl, dass es sich da nicht mehr um schöpferische Taten, sondern um eine automatische Entwicklung handelt, die nun eben ihren Weg geht, Zielen entgegen, an die niemand mehr mit bewundernder Erwartung denkt. Diese Menschen, die sonst so gern ihre Hoffnungen von einer Illusion an die andere hängen, geben sich über die beglückende Kraft der technischen Entwicklung keinen Illusionen mehr hin. Damit aber ist wiederum ein wesentlicher Teil unserer Kultur in gewissem Sinne aufgegeben. Diese erwähnten Tatsachen sind — wenn auch noch nicht in ihrer symptomatischen Bedeutsamkeit begriffen — doch so allgemein beobachtet, dass wir uns hier nicht weiter mit ihnen befassen wollen. Wir suchen nach anderen — allgemein erkennbaren Symptomen einer Wende und wir glauben, dass wir in der Lage sind, auf geistige Veränderungen hinweisen zu können, die so schroff sind, dass Ausdrücke wie Umbiegen der Entwicklung, Abbruch, Umkehr, Abkehr nicht übertrieben sind.

* * *

Bevor wir aber zur Schilderung dieser Dinge übergehen, möchten wir uns nochmals denen stellen, die uns eindringlich zur Nüchternheit rufen. Es sind jene Realisten, die uns sagen, dass wir in unserem sehnsüchtigen Ausschauen nach den Zeichen der

kommenden Wende allzu bereit seien, irgendwelchen Tatsachen eine symptomatische Bedeutung in jener Richtung beizumessen. Es sind Menschen, die sich einen Begriff verschafft haben von der Macht der Faktoren, welche die jetzige Welt trotz all ihrer Morschheit stützen und trotz aller Fäulnis konservieren. Diese Realisten geben uns als das Resultat ihrer Wirklichkeits- und Menschenbeobachtung einen tiefen Pessimismus. Bevor wir mit unserem Glauben „durch das Fegefeuer dieses Pessimismus hindurchgegangen" sind, können wir nicht mit Bestimmtheit wissen, ob er blosser blinder Optimismus ist, dessen unvermeidliches Schicksal das elende Zusammenstürzen seiner Illusionen sein würde. Wir haben uns vor allem sehr davor zu hüten, dass wir uns vor den kalten und bitteren Feststellungen der Realisten auf die Verheissungen Gottes zurückziehen. Wir haben nicht nur das zu bedenken, dass die jetzige Erfüllung von Verheissungen nirgends garantiert ist, sondern auch das, dass Erfüllungen, die wirklich schon nahe waren, jederzeit widerrufen werden können. Es kann wahr sein, dass deutlichste Zeichen, das unmittelbare Bevorstehen grosser göttlicher Ereignisse ankündigen — aber es kann geschehen, dass trotzdem nichts geschieht. Die Zeichen sind nicht trügerisch gewesen; es hätte etwas geschehen sollen — aber dieses Geschehen ist wieder zurückgenommen worden. Selbst die Ausgiessung des heiligen Geistes kann sistiert werden. Die Kirchengeschichte ist ein trauriges Beispiel dafür. Der Anbruch des Reiches, das ja immer wieder nahe ist, kann auch immer wieder hinausgeschoben werden. Zur Erklärung dieser merkwürdigen Tatsachen brauchen wir uns nicht in Spekulationen über die Geheimnisse des göttlichen Weltregimentes zu verlieren, sondern nur daran zu denken, dass allerdings mit der Heiligkeit einer Sache ihr Macht zunimmt — aber auch ihre Zartheit. Allerdings tritt das Göttliche allen feindlichen Gewalten in sieghafter Ueberlegenheit entgegen — aber es zieht sich scheu zurück vor allen, die sich seiner bedienen wollen. Allerdings ist es für seine Feinde unverwundbar — aber seine Freunde können es mit einem Hauch von Unlauterkeit auf tiefste verletzen. Alle Mächte der Welt sind nicht im Stande, Gott in den Weg zu treten, und doch kann die Kirche das Reich Gottes zuschliessen vor den Menschen. Die Sünden der Zöllner und Dirnen sind allerdings kein Hindernis, wohl aber unsere unausgesetzten raffinierten Versuche, die Sache Gottes in unseren Dienst zu nehmen.

Hören wir jederzeit auf das, was wirkliche Realisten uns über diese Welt sagen. Sie wird sich vor unsern Augen zu gigantischer Grösse auftürmen. Wir werden dann vielleicht „der Versuchung auf dem Berge" nicht widerstehen können. Wir werden vielleicht unsere innere Freiheit verlieren. Wir werden fasziniert sein. Wir

werden an diese Welt zu glauben beginnen. Das Bekenntnis zu einer andern Wirklichkeit wird immer matter von unsern Lippen kommen; es wird schliesslich nur noch Theorie sein. Wir werden zuletzt nicht mehr Nein sagen können zu dieser Wirklichkeit. Die andere Möglichkeit aber ist die, dass uns irgendwann blitzartig die Ahnung aufleuchtet, dass „ein Wörtlein" diesen babylonischen Turm fällen kann, dass diese Wirklichkeit tatsächlich gerichtet ist durch eine andere Macht und Herrlichkeit. Dann werden wir das Nein wieder in unsern Herzen tragen. Aber diese Möglichkeit ist eine höchste Möglichkeit. Um die Gefahr der Selbsttäuschung, der Heuchelei und des Betruges zu verringern — eine Gefahr, der nicht zu erliegen über Menschenkraft geht — um nicht ein bloss intellektuelles Nein für ein wirkliches zu halten, um nicht irgend einen theoretischen Doppelgänger des Glaubens für den Glauben selbst zu halten, ist es viel besser, wenn wir uns in der Schule der Realisten der Gefahr des Unglaubens aussetzen, weil ja die ehrliche Situation des Glaubenslosen so viel schöner und — wenn überhaupt etwas zu hoffen ist — auch hoffnungsvoller ist als die des betrogenen Betrügers, des Heuchlers, des geistlich Reichen, der da „nicht hat, als hätte er".

Lassen wir uns nicht enttäuschen, wenn wir zuerst auf eine Klasse von seichten Realisten stossen, die den Glauben an die Möglichkeit des Endes durch ihre Gedankenlosigkeiten widerlegen wollen. Sie weisen auf den unveränderten Fortgang des Lebens und auf die Ahnungslosigkeit der grossen Masse der Menschen hin. Sie reden von der Solidität unserer Kultur, die offenbar im Stande zu sein scheine, auch die Folgen des Weltkrieges langsam zu überwinden. Sie machen darauf aufmerksam, wie selten, spärlich und oberflächlich die da und dort durchgedrungenen Neuerungen sind und wie die alte Welt auch gegen diese bescheidensten Anzeichen eines Neuen in siegreicher Reaktion begriffen ist. Sodann leisten sie sich eine mehr als zweifelhafte Gleichsetzung von technischen Möglichkeiten und Kulturmöglichkeiten, indem sie aus der Tatsache, dass der Entwicklung der Technik schlechterdings kein Ziel zu setzen ist, und dass sie gerade jetzt im Begriffe ist, unerhörte Schritte zu tun, folgern, dass mit der Technik auch die Kultur weiterlebe und etwaigen Mängeln derselben durch neueste Erfindungen werde abzuhelfen sein.

Es mag nicht schwer sein, mit solchen Argumenten fertig zu werden. Aber es gibt Realisten, deren Beobachtungen in grössere Tiefe gehen. Sie geben uns alles zu, was wir gegen die heutige Welt zu klagen haben. Sie zeigen gar keine Lust, unsere Urteile abzuschwächen und etwas beschönigen zu wollen. Ja, sie machen uns noch auf furchtbarere Abgründe aufmerksam; sie reden mit einer

tiefen Bitterkeit von all den Ungeheuerlichkeiten unserer Kultur. Und schliesslich weisen sie uns auf eine letzte, schrecklichste Tatsache hin, die wir, vielleicht gerade um unserer sittlichen Einstellung willen, nicht einsehen konnten. Sie sagen uns, dass deshalb keine Hoffnung sei, weil all diese Dinge den Händen der Menschen entglitten und in die Herrschaft irgendwelcher nicht-menschlicher Gewalten, irgendwelcher Dämonen geraten seien. Das klingt aussergewöhnlich ernst, und wir tun gut daran, es ernst zu nehmen. Diese bittersten Realisten wissen, was sie sagen; sie haben auch mit dieser Feststellung nicht aufgehört, Realisten zu sein. Sie sind nicht Phantasten geworden. Aber wir möchten nicht unverständlich reden, handelt es sich doch um Tatsachen, die vor aller Augen liegen. Der Punkt, wo die Realisten die Dämonenherrschaft zur Erklärung heranziehen, ist dort, wo auch wir nicht mehr in der Lage sind, unser Kausalitätsbedürfnis mit plausiblen Erklärungen zu befriedigen, dort, wo wir die Menschen unter einem unbegreiflichen Zwang nicht nur gegen ihr eigenen Ideale, sondern auch gegen ihre eigenen Interessen handeln sehen, dort, wo wir sie in heissem Lebenshunger sich töten, in der Gier nach Reichtümern die Vernichtung derselben besorgen sehen. Wir reden von einer Herrschaft der Systeme, von einer Herrschaft der Sachen, von „Wucherungen des unbewältigten Materials“ (Martin Buber) — aber wir machen uns das Monströse dieser Tatsache viel zu wenig klar. Es handelt sich wirklich nicht nur um eine plastischere Ausdrucksweise, wenn wir von Dämonenherrschaft reden — sondern um den der Ungeheuerlichkeit des Faktums angemessenen Namen. Es gibt heute Kulturtatsachen, die durchaus auf derselben Linie liegen wie das Opfer des geliebten Kindes, das die Mutter auf die glühenden Arme des Götzen legt. Die Gleichheit liegt in dem seelischen Zustand, in welchem die Menschen handeln — es ist ein Zustand der Lähmung, dumpfer Gebundenheit, der Gebanntheit — sehr ungenügend ausgedrückt mit dem Worte Sklaverei, denn der Sklave ist frei in seinen Gedanken, er hat die Freiheit, seinen Tyrannen zu hassen — dieser geistig Versklavte aber muss ihn anbeten. Es ist uns sehr ernst damit, wenn wir sagen, dass zum Beispiel die geistigen Grundlagen des Kapitalismus in das Gebiet der Religionspsychologie gehören. Die ökonomischen und moralischen Gesichtspunkte reichen nicht mehr in dieses Gebiet hinüber. Wir gehen ausführlicher auf den Kapitalismus ein, weil gerade er die religiösen, wenn auch vielleicht sehr ungöttlichen Fundamente unserer Kultur enthüllt. Es ist wahr, dass der Kapitalismus ein Ausbeutungssystem ist. Er ist mit diesem Ausdruck ökonomisch erklärt und moralisch charakterisiert. Aber diese Erklärung geht an dem Wesentlichsten vorbei — und das ist: Unterwerfung a l l e r Menschen (nach ihrer wirtschaft-

lichen Seite) unter ein Etwas. Wenn wir von Ausbeutungssystem reden, erwecken wir die falsche Vorstellung, als ob die gegenwärtige Wirtschaftsordnung ein von einer souveränen Klasse frei angewandtes Mittel zur Ausbeutung einer andern Klasse wäre. Die Tatsache ist aber die — und es ist die entscheidende Tatsache — dass alle menschliche Souveränität in wirtschaftlichen Dingen dahin ist. Die wirtschaftlichen Magnaten sind alle nur scheinbar souverän, in Tat und Wahrheit sind sie Vollstrecker eines hinter ihnen stehenden „höheren“ Willens. Die Besitzenden selbst benützen diese Erkenntnis — mit vollem Recht — zu ihrer moralischen Entlastung. Der gute oder böse Wille spielt wohl in allen diesen Dingen eine Rolle, aber eine bloss nebensächliche. Wir wissen ja, wie die Menschen, die guten Willens sind, keinen andern Ausweg finden als den, sich selbst zu zerspalten in eine wirtschaftliche und eine menschliche Hälfte, um wenigstens die letzere von der Unterwerfung unter jenes Etwas zu bewahren. Für das Wirtschaftsleben haben die Menschen die Gewalt einer andern Macht abgetreten. Als die Dinge reif waren, kam es zu einer förmlichen, klar ausgesprochenen Abdankung des Menschen in der Proklamation des berühmten Laissez faire-Grundsatzes. Sie sprachen es aus: Wir verzichten darauf, das wirtschaftliche Leben zu regieren, zu leiten, ihm den Stempel des Menschentums aufzudrücken, ihm ein edles menschliches Ziel zu setzen. Dieser freiwillige Verzicht mag erstaunlich erscheinen. Aber jene Menschen, welche den wirtschaftlichen Liberalismus proklamierten, haben — so scheint es — keine Ahnung gehabt von dem, was kommen werde; so etwas, wie eine Entfesselung und Herrschaft der Dämonen zu ahnen, daran hinderte sie derjenige Liberalismus, den sie schon vor dem wirtschaftlichen hatten: der geistige. Wir müssen uns daran erinnern, wie im 16. Jahrhundert die Renaissance gesiegt hat und wie sie in der Form des Liberalismus, über die Reformation hinwegschreitend, oder sie als Vorspann benützend, durch die Jahrhunderte gegangen ist, die wir mit dem Wort „Neuzeit“ zusammenfassen. Dieser in der Renaissance entsprungene Liberalismus vollzog die geistige Emanzipation des Menschen und inaugurierte den Intellektualismus. Er beseitigte die Hintergründe des Daseins, „verscheuchte die Gespenster des Mittelalters“, wie er sich etwa selbstbewusst ausdrückte. An Stelle des mittelalterlichen Dualismus, diesem ewigen Quell der Angst und Ehrfurcht, setzte er den Optimismus, die lächelnde Selbstgefälligkeit des Alleswissenden, den Glauben an die Moral und den Fortschritt. An die Stelle der „metaphysischen Verängstigung“[1]) des mittelalterlichen tritt die „wohl-

[1]) Ausdrücke von Wilhelm Worringer in seinem Buche „Formprobleme der Gotik“.

temperierte Seelenstimmung"[1]) des modernen Menschen. — Dieser fröhliche Optimismus liess die Liberalen nichts Böses ahnen, als sie empfahlen, das wirtschaftliche Leben „sich selbst" zu überlassen. Die Wurzel dieses Optimismus liegt in einer Selbstanbetung und Selbstvergötterung des Menschen, welche frühere Menschen als frevelhaft empfanden. Wie wäre es möglich gewesen, dass Menschen, welche eine derartige Einstellung zur Welt hatten, hätten etwas ahnen können von der Möglichkeit einer solchen Erniedrigung des Menschen, unter die Sache, unter dämonische Systeme! Die Dämonen hatten ein leichtes Spiel mit den Ahnungslosen und ihre Herrschaft entfaltete sich sofort zu einer solch unbestrittenen Souveränität, dass sie sich alles leisten konnten. Wer kennt nicht die unsagbaren Greuel der jungen Industrie!

Wir möchten hier nochmals uns versichern, dass dieses Reden von Dämonenherrschaft nicht als rethorische Ausdrucksweise verstanden wird. Mögen sich die Leser dabei denken, was sie können — eines müssen sie einsehen und zugestehen, dass dem Menschen die Gewalt aus den Händen genommen ist und dass die Dinge in einer Richtung zu treiben vermögen, die ihm nicht gefällt. Es ist eine offenbare Tatsache, dass das wirtschaftliche Leben unter seiner jetzigen mysteriösen Leitung das Ziel verfehlt, das der Mensch ihm natürlicherweise setzen muss. Wir reden hier wieder von Tatsachen, deren Sinn längst erkannt und mit treffenden Schlagworten charakterisiert ist. Die Ausdrücke Bedarfswirtschaft und Profitwirtschaft sagen uns alles, wenn wir sie nicht einfach an unseren Ohren vorübergehen lassen. Es ist das natürliche, höchst vernunftgemässe, den Absichten der Schöpfung entsprechende Ziel aller wirtschaftlichen Anstrengungen des Menschen, dass sie sein Leben tragen, erhalten, erhöhen, bereichern, dass sie dem Leben dienen, dass sie mit der gütigen Natur und mit allen schöpferischen Kräften wetteifern, dass sie von natürlicher Freude und Schönheit begleitet sind wie das Wachstum, wie das unaufhörliche Werden in der Natur, dass das Leben aus all ihren Schöpfungen jauchze und die Liebe zu allem Lebendigen jede wirtschaftliche Tat durchdringe. Das ist die Wahrheit, die hinter dem schlichten Worte Bedarfswirtschaft steht, das ist das vom Schöpfer gewollte. Aber was wir tatsächlich haben, ist etwas so ganz anderes. Wohl rascheste Produktion, Aufhäufung von Arbeitsprodukten — aber durch einen geheimnisvollen Umstand wird das Ziel verfehlt, jenes eine, natürlichste Ziel: das Leben der Menschen zu tragen.

Dieses Ziel ist nicht erreicht. Sollen wir Tatsachen nennen? Es

---

[1]) Ausdrücke von Wilhelm Worringer in seinem Buche „Formprobleme der Gotik".

ist ja so, dass der Reiche in der Regel nicht mehr an die Armut denkt als der Gesunde an die Krankheit. Aber die Tatsachen sind jetzt derart, dass wir das Problem der Armut in den Mittelpunkt unseres Herzens setzen müssten, dass wir es allen Problemen der Philosophie und der Wissenschaft voranstellen müssen — dass alle geistige und seelische Kraft unnütz und ruchlos verschwendet ist, die nicht irgendwie an der Lösung des Problems der Armut schafft. Es gibt Zeiten, wo die Menschen ein Werk zu vollbringen haben, nur dieses eine — wenn sie es nicht erkennen und andere Dinge tun, wird alles, was sie tun, in ihren Händen zum Spiel, zu einem zwecklosen Tun, dem das Weltregiment selbst den Notwendigkeitscharakter genommen hat. Wir mögen sehr verschiedene Dinge tun; es liegt uns sehr ferne, zu glauben, dass nur die sogenannte soziale Arbeit im engeren Sinne des Wortes an der Lösung des Problems der Armut arbeite. Aber die tiefsten Kräfte unserer Seele müssen den Zusammenhang zwischen unserem täglichen Werk und jenem einen Ziel herstellen — sonst wird es sinnlos und — auch wenn es sehr klug und schön sein mag — ruchlos. Wir dürfen uns nicht mehr mit der flüchtigen Regung des Mitleids begnügen, die ja jeden nicht ganz im Schlaf der Gewöhnung Erstarrten erfasst, wenn er die Armut sieht, das Bewusstsein der Solidarität muss uns mächtig und dauernd ergreifen. Ja, vielleicht müssen wir vieles „von der Tafel der Erinnerung weglöschen", um Raum zu schaffen für dieses grosse Erlebnis unserer Zeit; vielleicht muss vieles in uns sterben, damit dieses Eine lebe. — Wenn es so steht, wenn die Armut so sehr die typische Erscheinung unserer Zeit geworden ist, — gibt es Menschen, die daran zweifeln? — dann hat das gegenwärtige wirtschaftliche System sein Ziel verfehlt. Damit kehren wir zu unserem Gedankengang zurück. Machen wir uns das Erstaunliche, das über alle Massen Befremdende klar, dass das Zeitalter der märchenhaften Technik — dieser grossen, bewunderungswürdigen Schöpfung unserer Zeit — das Zeitalter der Massenarmut ist, dass all die gesteigerte und bis zum äussersten beschleunigte Produktivität der modernen Arbeitsmethoden nicht im Stande ist, das Leben der Menschen auf ein menschliches Niveau zu bringen. Der moderne wirtschaftliche Prozess ist ein geheimnisvolles Rätsel. Er hat unsere Realisten wieder an das Walten geheimnisvoller Mächte glauben gelehrt. Sie sagen, dass diese Dinge so wunderbar sind, dass Realist sein in unserer Zeit heisse: sich über nichts mehr zu verwundern. Aber alle diese verschiedenen Rätsel, Sinnlosigkeiten und Monstrositäten offenbaren nur immer das eine: die Menschen haben die Macht über diese Dinge verloren; — all dies weist hin auf ein mysteriöses Weltregiment. Wir haben von der Armut geredet — Tatsache ist, dass die Güter, welche die Menschen bitter

entbehren, vorhanden sind, hergestellt von denselben Menschen, die sie entbehren. Der Vater dieser frierender Kinder fördert täglich bis zu fünf Tonnen Kohle —, die Kinder des Stoffwebers gehen in Lumpen. Die Magazine vermögen ihre Schätze nicht zu halten; die Produktion muss eingeschränkt, Arbeiter müssen entlassen werden, weil „der Markt gesättigt ist" mit Produkten. Wie seltsam, dass „der Markt gesättigt" sein kann, während die Menschen nicht gesättigt sind! Wird wirklich „für den Markt gearbeitet" und nicht für die Menschen? Millionen (in England allein zur Zeit 1,250,000 Männer) können nicht arbeiten, weil der Markt gesättigt ist, etwas weniger geheimnisvoll ausgedrückt: weil die Dinge und die Menschen nicht zusammenkommen können. Doch, wir mehren das Geheimnisvolle, indem wir es aufhellen. Aber es ist wirklich so in der ökonomischen Wissenschaft — je mehr man über ihre Fakten nachdenkt, desto dunkler werden dieselben und das letzte Wort ihrer Aufhellungen wird das Dunkelste sein: Dämonenherrschaft. Will jemand sich noch länger gegen die Erkenntnis sträuben, dass der Mensch nicht mehr über das Ziel der Produktion zu bestimmen hat, wenn er sieht, dass das Resultat der vereinigten menschlichen Anstrengungen eine Unmenschlichkeit ist; dass die Richtung des menschlichen Tuns zwar eine Zeitlang in jener von ihm gewollten Richtung der Bedürfnisbefriedigung geht und dann auf einmal durch eine dunkle Macht umgebogen wird, so dass das Ziel verfehlt wird. Alle wirtschaftliche Anstrengung dient heute nicht dem Menschen, sondern dieser geheimnisvollen Macht. Wiederum liegt die Wahrheit in einem schlichten Wort „Profitwirtschaft". Aber dieses Wort spricht wiederum nicht eine blosse ökonomische, sondern eine religionspsychologische Tatsache aus. Religion ist Verehrung eines Immateriellen ... Profitwirtschaft ist Verehrung des Immateriellen. Wir möchten uns entschuldigen, wenn unsere Ausführungen paradox zu klingen beginnen; es ist nicht unsere Schuld, dass wir Dunkelheit zu sehen bekommen, wenn wir für diese Dinge die Augen aufschlagen. Wenn Menschen in einer überreichen Welt hungern — dann tritt uns eine ganz deutliche Form der Verehrung einer immateriellen Grösse entgegen; wenn Nationen sich fieberhaft und unter Entbehrungen darum bemühen, dass der Markt gesättigt sei, dann vollziehen sie die religiöse Handlung des Opfers — für den Markt. Seltsam, seltsam!

Wir wiederholen es: Alle vernunftgemässe, den Absichten der Schöpfung gehorsame wirtschaftliche Betätigung hat ein konkretes Ziel: Leben. Unsere heutige wirtschaftliche Betätigung hat ein abstraktes Ziel. Lassen wir uns darüber nicht täuschen durch die wahrhaft phantastische Tatsache, dass das in Frage stehende Abstraktum konkret geworden ist. Das Geld ist dieses konkrete Ab-

straktum. Seine Konkretheit ist die Maske, mit der es uns — und mit welchem Erfolg — zu täuschen versucht. Aber seine abstrakte Natur tritt überall zu Tage. Jedermann sieht seine seltsamen Wirkungen auf die menschliche Psyche im individuellen Fall, — in der Figur des Geizhalses. Jedermann ist höchlich erstaunt über die äusserst abstrakte Tätigkeit eines Menschen, der Geld sammelt — nicht um es in Leben umzusetzen, nicht um das Leben anderer zu sichern, sondern in reiner Abstraktheit, einen Schatz aufhäufend, der, je mehr er anschwillt, desto unheimlicher wird in seiner alles Lebendige aufzehrenden Macht; er verzehrt schliesslich den Geizhals selbst, der am Fusse seines Götzen verhungert, verhungert — weil das Leben eine konkrete Sache ist — und er sich der Abstraktheit geweiht hat. — Welch unbegreifliche Unheimlichkeit — dieses Sterben des Geizhalses, dieses seltsamen Spiritualisten — denn wer wollte ihn einen Materialisten nennen! Aber — das ist es, was wir erkennen müssen, dass die psychische Konstitution des Geizhalses heute diejenige des ganzen, wirtschaftlich tätigen Menschheitsorganismus ist. Das Resultat ist dasselbe. Der Götze gedeiht und die Menschheit darbt. Der Mammon lebt und die Menschheit stirbt. Das ist unser System. In der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ist das Geld Selbstzweck. Jeder „geschäftlich denkende“ Mensch wird es bestätigen, dass der Erwerb von Geld das Ziel hat: anderes zu erwerben. (Wann wird die Religionspsychologie anfangen, über das geschäftliche Denken nachzudenken?) Aber das Ende? Was ist das Ende, wenn diese Abstraktheit überhaupt ein Ende haben kann? Das Ende ist für die Menschheit — der Tod. Wenn noch Leben da ist und immer wieder durchbricht in unverwüstlicher Kraft, so geschieht das — um einer anderswo herstammenden Hoffnung willen — trotz dieses Wirtschaftssystems, das seinem Wesen nach lebensfeindlich ist und eine Fülle von Leben zu vernichten vermag. Wie viel blutiger und unblutiger Mord, wie viel Verkümmerung und Hemmung, was für ein jammervolles Zugrundegehen ganzer Heere von Menschen. Es gibt solche, die das gegenwärtige System verteidigen durch den Hinweis auf die Leben und Kraft erzeugende Macht jedes Kampfes. Aber es ist ein Unterschied zwischen dem ritterlichen Kampf und dem Giftgaskrieg. Aus dem ersteren wird der Körper gestählt hervorgehen, in letzterem wird er vergiftet und geschwächt. Die Leben und Kraft erzeugende Wirkung des Kampfes ums Dasein wird seltsam illustriert durch die Heere von bleichen und schwächlichen Kindern und tuberkulösen Männern und Frauen, wie sie unsere Kultur erzeugt.

Welch ein unverzeihliches, tief unwahrhaftiges Vorbeisehen an den Tatsachen liegt darin, sich den heutigen Menschen vorzustellen als den mit prächtigen Kräften ausgerüsteten Kämpfer, der auf dem

Kampfplatz des Lebens frei und mutig mit ehrlichen Gegnern sich zu messen berufen ist. Wer die Realitäten nicht schärfer sieht — wir wollen den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit zurücknehmen —, soll nicht darüber reden und sie nicht verteidigen. Nein, der heutige Mensch wird in eine wirtschaftliche Welt hineingeboren, in der die modernen, aller Kampfmoral baren Kriegsmethoden herrschen; vielleicht hat ihn die Kultur schon vor seiner Geburt der körperlichen und geistigen Gesundheit, dieser ersten und bescheidensten Waffe, beraubt, vielleicht zerbricht sie ihm dieselbe in den Jahren der Kindheit. Dann aber ist es vor allem Tatsache, dass der wirtschaftliche Kampf heute zum kleinsten Teil mit körperlichen und geistigen Kräften ausgefochten wird. Die moderne wirtschaftliche Waffe ist nicht so — natürlich, und — der eine hat sie (vielleicht ohne besondere körperliche und geistige Gaben) in ihrer ganzen Macht und Wirksamkeit, der andere hat sie nicht, trotz aller körperlichen und geistigen Gaben. Durch diese von vornherein schicksalhaft gegebene Verteilung der Kampfmittel wird dem Ringen der Menschen jenes stärkende und belebende Element ehrlichen Kämpfens genommen und das Bewusstsein der Ungerechtigkeit des Schicksals und der hoffnungslosen Uebermacht des Gegners legt sich lähmend auf die Seele. Vieler Besten bemächtigt sich Resignation — oder aber sie beginnen fieberhaft nach dem Kampfgeheimnis dieser dämonischen Ordnungen zu suchen — und einige finden wohl auch das Geheimnis; aber ob diese dann die Menschen sind, in denen ein ritterliches Ideal im Kampfe reif geworden ist — das ist mehr als fraglich. Vielleicht hat sich auch an ihnen — diesen siegreichen Ausnahmen — die Lebensfeindlichkeit des Systems deutlich genug gezeigt. Wenn nicht, so würde es nichts gegen unsere Beweisführung bedeuten, welche darauf abzielt, zu zeigen, dass unser Wirtschaftssystem seinen grossen, schönheitsvollen Zweck, dem Leben zu dienen, verfehlt hat. Denn unsere Beweisführung beruht natürlicherweise auf den Tatsachen der Masse. Auch wenn wir je in der Geschichte eine richtig gehende Aristokratie gesehen hätten, in der die herrliche Entfaltung einiger eine verhältnismässige Armseligkeit der Massenexistenz gerechtfertigt hätte — wir haben keine gesehen und werden nie eine sehen — so würde das nicht im Stande sein, das Gefühl aus unserem Gewissen zu verdrängen, dass das Leben jedes einzelnen Menschen heilig ist, und dass an dessen Unverletztheit und Entfaltungsmöglichkeit die Güte jeder gesellschaftlichen Ordnung gemessen werden muss. P. Trautvetter.

(Schluss folgt.)

Das Mädchen in der Jugendpflege und Jugendbewegung.

(Schluss.)

Die jungen Menschen müssen von Menschen geleitet werden, die selbst um eine Weltanschauung gerungen haben, Menschen, die selbst jung geblieben sind in ihrer Sehnsucht, ihrem Glauben und Kämpfen. Sie brauchen Menschen, die sich ihnen ganz hingeben, nicht aus Pflicht, sondern aus Liebe, aus innerstem Bedürfnis, bei denen das Sich-geben ein Dürfen und Müssen geworden ist. Nur jene Menschen, die ihr Leben in den Dienst einer hohen Sache gestellt haben, werden in den jungen Menschen das oft erst im Keime ruhende Leben entzünden können. Es braucht dazu wohl eine immer neu erwachende Begeisterung, einen nie erlahmenden Willen, die jungen Menschen vorwärts, aufwärts und in die Tiefe zu führen. Und es gilt nicht nur Begeisterung zu wecken, die erlischt nur zu schnell wieder, es gilt die Begeisterung überzuleiten in die ruhigere, sichere Bahn des zielbewussten Suchens, und das ist wohl das Schwerste. Ein Strohfeuer ist schnell entzündet, aber das Feuer brennend zu erhalten, durch alle täglichen Hindernisse und Enttäuschungen hindurch, das ist der schwerste Teil der Arbeit. Wie viele Strohfeuer flackern auf in den Jugendvereinen, wie viel mit Begeisterung begonnene Arbeiten werden wieder fahren gelassen, und das ist oft ein grösserer Schaden, als wenn sie nie begonnen worden wären, weil dann jenes flackernde Element in die Jugend kommt, das sie meistens zu den leichtern Vergnügen zieht, jene Sucht nach Abwechslung und Zerstreuung, die nur zu oft bei der Sensationslust endet.

Dem Bedürfnis der Mädchen nach Freude muss in der Jugendpflege in weitgehendstem Masse entsprochen werden, wenn die Mädchen nicht den öffentlichen Vergnügen verfallen sollen. Ein grosses Vergnügen für die meisten der Mädchen, besonders aber für die jüngern, ist das Theaterspielen und manches, das sonst immer passiv blieb, erwacht plötzlich und macht mit heller Freude mit. Durch das Spielen kann die Aufmerksamkeit der Mädchen auf andere Gebiete übergeleitet werden. Es wird meistens übersehen, wie wertvoll das Spielen und Theaterspielen an sich für die jungen Menschen sein kann. Bei jedem Spiel ist Einordnung, Selbstbeherrschung und Konzentration nötig. Beim Theaterspielen ist völliges Sich-vergessen notwendig; Volkstänze wiederum verlangen ein natürliches Sichgeben und Einfühlen.

Von den Tanzanlässen und Tanzkursen mit Burschen in Jugendpflegevereinen möchte ich entschieden abraten; denn leider sind die

allerwenigsten Mädchen so weit, dass sie einen gesunden, fröhlichen Verkehr mit Burschen aufrecht erhalten können. Es wird gegen diese Meinung immer eingewendet, es sei noch besser, die Mädchen kommen in einem anständigen Lokal mit Burschen zusammen, als auf dem Tanzboden; aber da wird vergessen, dass sich das Zusammensein nicht auf die Stunden im Tanzlokal beschränkt, sondern meistens erst recht an den andern Abenden und nach dem Tanz einsetzt. Meines Erachtens ist es, wie die Verhältnisse heute liegen, immer noch besser, die Mädchen und Burschen bleiben einige Jahre voneinander getrennt, bis jedes die ärgste Krisenzeit durchgemacht hat und in sich erstarkt ist. Die Vorbedingungen für ein geundes Zusammensein unserer Jugend in diesem Alter fehlen uns. Gar manches Mädchen kann durch intensive Arbeit in sich gestärkt werden, so dass es später einem freien Verkehr mit Burschen gewachsen sein wird. Hier ist eine lange, mühsame Arbeit zu leisten, die noch viel zu wenig beachtet wird.

Vom Wandern brauche ich nicht viel zu sagen. Das Wandern ist der Jugend Lust und Erholung. Wir kennen sie alle, diese frohe Stimmung, die über uns kommt, wenn wir die Häuser der Stadt hinter uns haben und zwischen Feldern und in Wäldern weiterziehen können.

Ich habe in knappen Umrissen angedeutet, was in den Vereinen den Mädchen geboten werden könnte und dass eine leitende Idee über jedem Vereine stehen sollte. Damit stehe ich ziemlich im Widerspruch mit der landläufigen Idee. Meistens wird vom Praktischen ausgegangen. Für mich ist das Geistige das Primäre, das Praktische das Sekundäre. Ich möchte so sagen: Die praktischen Kurse sollen die Mädchen auf die Hausfrauenarbeiten aufmerksam machen und ihnen Fertigkeiten darin bringen, aber mit den praktischen Fertigkeiten allein können die heutigen Mißstände nicht gehoben werden. Das Können allein macht noch keine tüchtigen Hausfrauen und Mütter, es gibt ja heute schon so viele tüchtige Hausfrauen, die ganz nur in ihrem Haushalt, ihrer Familie aufgehen und dort wertvolle Arbeit leisten, aber wie verschlossen sind sie gegen andere, gegen die Not anderer, in welchem engen Kreis bewegen sie sich nicht oft, welch enger Familienegoismus begegnet uns da nicht! Warum die Mädchen nur auf diese eine Aufgabe hinweisen? Viele von ihnen werden vielleicht nie heiraten, nie Hausfrauen und Mütter werden. Halten wir unser Ideal etwas höher, nehmen wir die Mädchen als M e n s c h e n. Fragen wir uns nach der Bestimmung des Menschen, so steht ein anderes Ideal vor unsern Augen. Ja, wenn das Wort „Mutter“ einmal in seinem weitesten Sinne aufgefasst würde, könnte ich mich auch damit einverstanden erklären, aber das Wort müsste wie so manches andere neu geprägt werden. Dieser höchste Begriff

der Frau sollte einmal alle Mädchenvereine durchdringen: Damit würden die praktischen Arbeiten nicht verachtet, sie würden nur ins richtige Verhältnis zum übrigen Leben gestellt. Ein Mädchen, das sich seiner Menschenaufgabe als Mädchen bewusst geworden ist, wird verstehen, dass es auch die praktischen, einfachsten Fertigkeiten für das häusliche Leben beherrschen muss. Erziehen wir vor allem Frauen mit einem warmen *Herzen* für ihre Mitmenschen, Frauen mit einem klaren *Verstand* für das Geschehen in der Welt, Frauen mit einem *Glauben* an das Kommen einer bessern Welt, Frauen mit einem *Willen*, für das Kommen dieser Welt zu kämpfen, Frauen mit einem *Können* für die Erfüllung der nächstliegenden Aufgaben.

Ich glaube nicht, dass die praktische Ausbildung in den Hausfrauenarbeiten die Aufgabe der Jugendvereine sein kann. Die obligatorischen Fortbildungsschulen können diese Arbeit leisten. Das weibliche Dienstjahr kann in diesem Sinne wirken, soll aber nicht zur Haushaltungsschule gestempelt werden. Die beste Ergänzung zur Jugendpflegearbeit sind die Volkshochschulen, nicht Volkshochschulkurse, sondern die Schulen nach dänischem Muster, den Schweizer Verhältnissen angepasst. Wir alle, die wir in der Jugendarbeit stehen, sehnen uns, mit den jungen Menschen nicht nur mehr zusammen zu kommen, sondern mit ihnen zu leben. Ein Strom von Kraft könnte von solchem Zusammenleben in die Jugendvereine fliessen und sie neu beleben. Die Ferienheime, die nun viele Jugendvereine haben, leisten gute Dienste. Die Mädchen lernen sich untereinander besser kennen und das heisst auch meistens: Sie lernen sich besser verstehen. Einige Tage fern von der täglichen Umgebung wirken bei den Mädchen oft Wunder. Die Welt wird in einem neuen Lichte geschaut, körperlich und seelisch gestärkt kehren sie an ihre gewohnte Arbeit zurück. Etwas von dem Frieden der Berge, etwas Höhenluft zieht auch ins Tal hinunter. Und wir brauchen alle von Zeit zu Zeit Höhenluft — körperlich und geistig.

Da das Elternhaus und das Berufsleben den jungen Menschen so oft keine Führung mehr im Leben gibt, hat hier die Jugendpflege eine grosse Aufgabe an der heranwachsenden Jugend zu erfüllen, aber sie selbst muss von höhern Gesichtspunkten als bisher geleitet werden, sonst ist sie wohl *Bewahrerin vor Schlimmerm*, aber nicht *Führerin zu Besserm*; bis heute war sie mehr ersteres.

Die Verwirklichung dieses Zieles stösst in der Praxis in den Vereinigungen auf sehr grosse Schwierigkeiten. Fassen wir die Jugendlichen, die in die Jugendpflegevereine zusammen kommen, ins Auge, so ergibt sich eine eigentümliche Mischung. Alle Typen von Jugendlichen kommen zusammen; nicht nur der Altersunterschied zwischen

Mädchen von 14 bis 20 Jahren, sondern auch die Verschiedenheit der Berufe und der geistigen Interessen machen sich sogleich geltend.

Was treibt diese Jugend in den Verein? Können wir nicht wieder sagen: Sie suchen Freude und Freundschaft? Bei den ganz Jungen ist es meist ein Verlangen, mit Gleichaltrigen fröhlich beisammen sein zu können; sie kommen auch meistens, um zu sehen, „was los ist“; andere wieder, die Ernstern, möchten etwas lernen. Die meisten wissen selbst nicht, was sie suchen und wollen, aber jedes sucht etwas. Nun ist es keine leichte Aufgabe, diese heterogene Masse zusammen zu bringen. Immer mehr wird man zum Gruppensystem greifen, d. h. die Mädchen ihren Interessen, Entwicklungsstadien und Fähigkeiten entsprechend in kleine Gruppen zuammennehmen. Hier ist strenge Individualisierung nötig und sogar da wird man sehen, dass nicht alle Mädchen erreicht und befriedigt werden können. In allen Gruppen muss aber eine Einheit des Ziels, des Geistes herrschen; denn das Gruppensystem darf nicht zur Eigenbrödelei, zum Sektenwesen führen, sonst droht der ganze Wert der Arbeit verloren zu gehen. Zusammenkünfte aller Gruppen werden dringend nötig sein. Ferner wird auch grosse Aufmerksamkeit darauf verwendet werden müssen, zu erkennen, wann ein Mädchen der einen Gruppe entwachsen ist und in eine andere gehört.

In der Jugendpflege wird sogleich jeder bemerken, dass keine Einheit alle jungen Menschen verbindet. In den Jugendvereinen finden wir selten den Gemeinschaftsgedanken, der mancher Jugendbewegung ihren Charme und ihre Kraft gibt, verwirklicht. Jugendpflegearbeit ist auch mehr Arbeit an den ganz jungen Menschen. Sie muss, da unsere Schule hier so wenig tut, das Interesse für Selbstregierung zuerst wecken und die jungen Menschen nach und nach dazu erziehen. Jugendpflegearbeit sollte mehr als bis jetzt die Jugendlichen zur Selbständigkeit erziehen. Es wird eine langsame und oft mühsame Arbeit sein, aber auch hier gilt wie überall in der Erziehung das Ideal des A u f w e c k e n. Jugendpfleger sollten mehr auf die Kraft der Jugend abstellen, selbst mehr in den Hintergrund treten, der Jugend mehr schöpferische Kraft zutrauen. In dieser Beziehung sind uns die angelsächsischen Länder weit voraus; schon in ihren Schulen werden die Kinder selbständiger erzogen. Für die Jugendpfleger ist es oft recht schwer, denn sie können erst mit vierzehn Jahren an den Selbsttätigkeitstrieb im Menschen appellieren. Auch finden es viele Jugendliche selber so viel bequemer, im Verein nur zu sehen, „was los ist“ und sich alles schön auftischen zu lassen. Es passt vielen gar nicht, wenn man sie vor eine Aufgabe, sei es eine noch so kleine, hinstellt, und doch ist es uns klar geworden, dass sich die jungen Menschen nur an einer Aufgabe weiter entwickeln können. Für abstrakte, theoretische Begriffe kann sich ein junger

Mensch nicht erwärmen, das Ideal muss mit seinem Wesen in Einklang sein, muss seinem innersten Suchen entsprechen. Auch in einem Jugendpflegeverein lassen sich schon viele Aufgaben finden, die durch die jungen Menschen an Hand genommen werden und durchgeführt werden können. Je früher man die neuen Mitglieder an eine Aufgabe stellt, desto besser. Ich nenne als solche: Nähen für die Gemeinde; Singen in Krankenhäusern; Hilfe bei einzelnen Aktionen, wie die Russlandkinderhilfe; Flugblätter verteilen; Kampf gegen den Schund; Arbeit im Vereine selbst; Kurse erteilen; Bücher ausgeben; besondere Fürsorge für die Neuen; Kameradschaft mit den Einsamen.

So wie die Einheit in den meisten Jugendpflegevereinen fehlt, so fehlt auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit, nicht nur des Leiters mit den Jungen, sondern auch der Jungen untereinander. Jedes ist fast ganz auf sich eingestellt, sucht sich, sucht Befriedigung für seine Interessen, sucht seine Freude.

Erst nach einiger Zeit regt sich das Gemeinschaftsbedürfnis, und wohl jede lebendige Vereinigung wird die Krise des Redens über Gemeinschaft durchgemacht haben, des Redens an Stelle der Tat. Mit diesem Reden von Gemeinschaft von seiten der Jungen ist meistens auch der erste Schritt zur Jugendbewegung getan. Mit dem Bedürfnis nach Gemeinschaft setzt meistens eine scharfe Kritik am Verein ein, die sich gewöhnlich auch gegen den Leiter wendet.

Aber jeder wahre Jugendführer wird sich dieser Kritik freuen, wird mit Spannung auf den Moment gewartet haben, wo die Jungen selbst die Zügel in die Hand nehmen wollen, wo sie nicht mehr geleitet werden wollen, sondern selbst leiten wollen. In dieser Krisenzeit wird sich der wahre Führer zeigen. Versteht er es, die Kritik vom Negativen zum Positiven überzuleiten; versteht er es, das, was richtig ist an der Kritik, ruhig und sachlich gelten zu lassen; sucht er mit den Jungen neue Wege, sucht er sie nicht nur vor neue Aufgaben zu stellen, sondern sie aufzuwecken, dass sie sich selbst eine neue Aufgabe stellen, so wird er von nun an nicht mehr nur Führer, sondern auch Kamerad der jungen Schar sein. Ein geschickter Jugendführer wird auch sofort die jungen Rebellen zur Mitarbeit im Verein herbeiziehen.

Die scharfe, zersetzende Kritik an andern und an der Welt, die oft zur Selbstherrlichkeit führt, kann zur aufbauenden Macht in der Jugendbewegung werden, weil diese kritisierende Jugend in ihrem Innersten sich eines neuen Werdens bewusst geworden ist. Sie wird aus dem innersten Bewusstsein das Leben neu gestalten wollen; sie wird neue Formen suchen.

Jugendpflege muss Jugendbewegung werden. Ich schliesse mich Barscheck an, die sagt: „Die Frage: Jugendpflege

oder Jugendbewegung werden wir so beantworten müssen, dass wir überall der Idee der Jugendbewegung zum Siege verhelfen werden und Jugendpflege nur dort stehen lassen, wo sich noch keine Bewegung — immer im Sinne einer Selbsterziehungsgemeinschaft — ermöglichen wird."

Ich sagte anfangs, es bestehe ein fundamentaler Unterschied zwischen den Begriffen Jugendpflege und Jugendbewegung.

Schon dadurch, dass in den wenigsten Jugendvereinen Burschen und Mädchen zusammen kommen und es keine Jugendbewegung gibt, wo nicht beide Geschlechter beisammen sind, ist ein grosser Unterschied geschaffen. Werfen wir einen Blick auf die Mädchen, die der Jugendbewegung angehören und vergleichen wir sie mit denen der Jugendpflegevereine, so fallen uns einige Merkmale sogleich auf. Schon im rein Aeusseren. Die Kleidung der Mädchen der Jugendbewegung hat etwas fast Einheitliches, wenn auch nichts Einförmiges. Sie ist einfach und frei, selten mit der Mode gehend. Diese Mädchen, obwohl sie auch aus allen Berufsklassen und von verschiedenen Altern sind, bilden doch eine Einheit, sie haben ein sicheres, freieres Auftreten, das allerdings auch oft von Selbstüberhebung herrührt. Wie viele Jugendorganisationen sind an ihrem Aristokratismus, oder wie man es oft nennt, „Sektentum" zu Grunde gegangen. Das Anders-sein-wollen als andere, das bewusste Streben, mit dem Alten zu brechen, der Wille, seine eigenen Wege zu gehen, führte zu einer Eigenbrödelei und einem Eigendünkel, die nichts weniger als jugendhaft und kraftvoll waren. Die Jugendbewegung wird im allgemeinen eine Elite von Jugendlichen sammeln, was von den Jugendpflegevereinen nicht gesagt werden kann. Darum das Herabschauen der Jugendbewegung auf alle Jugendlichen der Jugendpflegevereine.

Diese jungen Menschen wissen, dass sie etwas wollen: Sie gingen nicht in die Jugendbewegung, nur um zu sehen, „was los sei", sondern weil es sie nach Gemeinschaft mit andern jungen, suchenden Menschen verlangte. Das Zerrissene, das uns in den Jugendpflegevereinen entgegentrat, ist in der Jugendbewegung beseitigt; oft ist es noch nicht ein klar erkanntes Ziel, das einigt, sondern bloss das Suchen nach dem Ziele.

Wir dürfen nicht etwas Fertiges, Abgeklärtes von der Jugendbewegung verlangen, sie ist ja Bewegung nach etwas hin, nicht Besitz von etwas.

Freude, Kameradschaft oder Gemeinschaft sind auch in der Jugendbewegung die Grundelemente. Die Jugendbewegung hat sich ihre neue Formen der Feste und Freude geschaffen. Von den nikotin- und alkoholfreien Fahrten und Festen muss heute gar nicht mehr die Rede sein; der Volkstanz hat dem Salontanz den Fusstritt

gegeben; das Komödiespielen musste den wieder neu auflebenden Mysterien- und Mirakelspielen weichen; der — nicht nur im wörtlichen Sinne — schlüpfrige Tanzboden ist mit dem Wald- und Wiesenboden vertauscht worden; die Lampions und Raketen verlieren ihren Glanz vor den hellauflodernden Nachtfeuern. Einfachheit und Gesundheit sind die Losungsworte in Freude und Kameradschaft geworden. Die Neugestaltung des Verkehrs der beiden Geschlechter stand von Anfang an für alle Jugendbewegungen im Vordergrund. Leider kamen und kommen immer wieder Entgleisungen und Entartungen vor und haben der Jugendbewegung in den weitesten Volkskreisen viele Feinde geschaffen und ihr sehr geschadet. Ein Grossteil der Opposition gegen den Eintritt der Mädchen in die Jugendbewegungsorganisationen mag auch daher rühren; sodann befürchtet man, und nicht immer mit Unrecht, die Vermännlichung der weiblichen Jugend. Was einem scharfen Beobachter immer wieder auffällt, ist die untergeordnete Rolle, die die Mädchen in den Jugendorganisationen spielen. Selbstverständlich herrscht vollkommene Gleichberechtigung beider Geschlechter, aber immer sind es die Burschen, die die Führung haben; die Mädchen sind die Geführten. Die Burschen planen, arrangieren und diskutieren, die Mädchen machen mit, greifen aber selten leitend ein. Wir wissen ja leider alle, dass die Führernaturen überall selten sind, aber sie sind auch bei den Burschen selten und das kann darum nicht als Entschuldigung für die Mädchen dienen. Es ist allerdings zu sagen, dass die Mädchen in fast allen Jugendvereinigungen in der Minderzahl sind, aber auch die Wenigen treten selten hervor; es geschieht dies wohl nicht nur aus mädchenhafter Bescheidenheit! Gerade hier hätten die Jugendpflegevereine eine grosse Aufgabe zu erfüllen, ich meine die Vorbereitung der Mädchen auf ihre Stellung als *Mädchen* den Burschen und der Welt gegenüber. Die Mädchen sollen sich ihrer Eigenart, nicht ihrer Eigenheiten, bewusst werden. Es wäre gut, wenn sich Mädchen, die in ihrem Denken und Fühlen zur Jugendbewegung gehören, in Mädchenscharen zusammenfinden würden. Sie könnten sich dann freier entwickeln und die ihnen speziell liegenden Aufgaben an Hand nehmen; kämen sie dann in Kontakt mit den Burschen, so werden sie sich als Mädchen zu behaupten wissen. Wir wollen damit nicht Zimperlichkeit erzeugen, sondern mehr stolzes Frauentum. Wie die Frau in der Politik und im ganzen öffentlichen Leben wohl neben dem Manne arbeiten, aber ein anderes Element hineintragen sollte, so hat auch schon das junge Mädchen seine spezielle Aufgabe, die es in den Jugendorganisationen zur Geltung bringen könnte.

Das Herabsehen der Mädchen der Jugendbewegung auf die Mädchen der Pflegevereine lässt darauf schliessen, dass die Mädchen

gar nicht erkannt haben, dass sie über kurz oder lang selbst wieder Jugendarbeit leisten müssen; denn der junge Nachwuchs ihrer Organisation wird der Leitung bedürfen. Der Jugendbewegung wurde immer wieder vorgeworfen, ihre mit so viel Begeisterung begonnene Bewegung verlaufe nach einigen Jahren wieder im Sand; von den Menschen, die so kühn mit allem gebrochen hätten, sehe man später im Leben nichts mehr, sie seien so brave, sesshafte Bürger geworden, wie alle ihre Kameraden, auf die sie mit so viel Verachtung geschaut hätten. Wenn der Jugendrausch vorüber sei, bleibe nichts mehr übrig von dem sprühenden Leben, der Staat und all die vielgeschmähten Institutionen kämen langsam wieder zu Ehren und man schicke sich ins Unabänderliche. Und oft genug geschieht dies wirklich. An dem Widerstand der Welt ist die Jugendkraft gebrochen, an den persönlichen und unpersönlichen Erlebnissen der Glaube gescheitert, am Materialismus der Welt der Idealismus gestürzt. Zu hoch war das Ziel, der Bogen zu straff gespannt, der Glaube nicht tief genug verankert, die Kraft nicht gestählt. Die Kleinarbeit war als Reformismus verachtet worden, aber über die grossen Aufgaben disputierte man nur, weil man vielleicht doch spürte, dass die Kräfte zu jener nicht ausreichten.

Sandalen und Pelerinen als äusseres Symbol, Ideale und Kampfparolen als innerer Halt genügten doch nicht ganz, um eine neue Welt aus dem Trümmerhaufen aufzurichten. Viele Jugendbewegungen sind gescheitert, scheitern heute noch, weil sie ihre Aufgabe nicht tief genug erfasst hatten, weil sie am blossen Niederreissen und in endlosen Diskussionen ihre Kraft vergeudet haben. Die Kritik, die sie an der Welt und an andern übten, wendeten sie nicht auf sich selbst an, durch die Kritiklosigkeit sich selbst gegenüber verloren sie den Blick für ihre Aufgabe und ihre Mission.

Denn die Jugendbewegung hat eine Aufgabe zu erfüllen, und zwar soll sie nicht, wie viele meinen, eine eigene Jugendkultur schaffen. Das, was jugendlich in ihr ist, was sie kennzeichnet, das soll sie in die Volksgemeinschaft hineintragen. Im öffentlichen und privaten Leben soll sie die neue Lebensform gestalten helfen. Die Mädchen werden sich in der Regel am ehesten der Erziehungsarbeit zuwenden. Eine der nächstliegenden Aufgaben für sie wäre die Arbeit in der weiblichen Jugendpflege. Wir sagten: *Die Jugendpflege muss zur Jugendbewegung werden* und fügen hinzu: *Die Jugendbewegung muss zur Jugendpflege zurückkehren.*

Wer sollte die jungen Mädchen besser verstehen, als *die* Mädchen, die aus eigenem Suchen sich einen neuen Weg bahnten, die sich sagen könnten: „Warum sucht ich den Weg so sehnsuchtsvoll, wenn ich ihn nicht den Schwestern zeigen soll?“ Sie können

die Jugendfrische, die neue Jugendfreude den Mädchen bringen, die noch nicht die Kraft besitzen, selbständig ihren Weg zu gehen und noch den alten Genüssen nachgehen wollen. Sie können sie zur Mitarbeit auffordern, sie können sie auf ihre Wanderungen mitnehmen und sie Freude an der Einfachheit lehren; sie können ihnen die besten Kameradinnen sein, weil sie in den gleichen Berufskonflikten stehen und mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben.

Jugendpflegearbeit wird immer nötig sein, aber sie kann durchdrungen werden von einem neuen Geiste, wenn sich die Mädchen der Jugendbewegung zu den andern Mädchen gesellen. Dadurch dienen sie vielleicht am besten der Neuen Zeit, die sie bereiten möchten und die praktische Tat wird besser als alle Lehren, die schwächern Jugendlichen stützen und leiten. Die schönste Tat der Jugendbewegung wäre, wenn die jugendstarken Mädchen sich der schwächsten ihrer Kameradinnen annähmen, jener Mädchen, die nicht schlecht, aber schwach sind. Ihnen sollte unsere ganz besondere Fürsorge gelten. Sie stark zu machen, sollte unsere ernsteste Aufgabe sein. Ihnen gegenüber hat die Gesellschaft, haben wir alle bis jetzt versagt. Die Ursache dieser Schwachheit, dieses Versagens haben wir zu zeigen versucht.

Noch vieles könnte von der Jugendpflege gerade für diese Mädchen getan werden, wenn wir genügend Menschen hätten, die sich für die Jugendarbeit eignen würden und wir über genügend Mittel verfügen würden, die ganze Arbeit auf eine breitere Basis zu stellen. Aber selbst, wenn die Arbeit ausgebaut wäre, müssten wir auf die Schranken der Möglichkeiten einer Arbeit an der heranwachsenden Jugend aufmerksam machen. Jugendarbeit bleibt Stückwerk, wenn wir nicht eine vollständige Neugestaltung des Lebens erstreben. Unser Blick muss auf das Ganze gerichtet sein, wenn wir Jugendarbeit tun wollen. Wir können keine gesunde, freie Jugend heranbilden, wenn nicht die geistigen und wirtschaftlichen Grundlagen des ganzen Volkes gesünder und freier werden. Wer Jugendarbeit treiben will, muss in enger Fühlung sein mit den vorwärtsstrebenden, lebenserhaltenden Kräften, die in unserm Volksleben sind und muss die Jugend in Kontakt bringen mit diesen Mächten. Daraus ergibt sich dann von selbst auch der rechte Geist und Stil in der Behandlung der Jugend. Die ganze Arbeit muss getragen werden von einer grossen Liebe zur Jugend und einem starken Glauben an die guten Kräfte in ihr. Wir müssen der Jugend, auf die wir so grosse Hoffnungen setzen, mit weniger Misstrauen entgegenkommen. Wir müssen die Jungen dazu bringen, dass sie von sich aus das Gute wollen und dass sie selbst stark werden für das Leben. Wir können ihnen nicht unsern Glauben geben, wohl aber an sie glauben. Sie müssen selbst den Weg suchen. Wir können sie nicht hüten und

sie bewahren vor allem Hässlichen und Schweren, aber wir können und müssen mehr als bisher dafür sorgen, dass das Hässliche sie nicht verzehre und selbst hässlich mache. Wir können ihnen vielleicht helfen, dass sie aus den Kämpfen als ganze Menschen hervorgehen. Unsere höchste Aufgabe aber sollte sein, die jungen Menschen über ihrer Arbeit, in ihrer Arbeit, das Höchste nie vergessen zu lassen, sie nicht nur auszurüsten für den Kampf ums Dasein, sondern für den Menschheitsdienst. Gertrud Ruegg.

Russische Dichter und Denker.

Fünf Profile.

Unermesslich, wie die endlosen Ebenen und Ströme des Reiches, tiefgründig wie die russische Volksseele, sind seine Dichter und Verkünder in ihren Werken. Und wem die bemerkenswerte Tatsache allein nicht schon stark zu denken gibt, dass einige der grössten Repräsentanten der russischen Seele in einem Zeitraum von nur 25 Jahren beieinanderwohnen, ohne dass ihnen das übrige Europa Gleiches an die Seite zu stellen hätte, — der hört und sieht und ahnt nicht die unerschöpflichen Quelltiefen dieses östlichen Volkstums und die aus ihm fliessende ungebrochene, frische Kraft ursprünglichen Erlebens.

Wo beim zivilisierten Westeuropäer der Grundriss der Seele vielfach (sozusagen im Aschenregen lastender Aeusserlichkeiten) verschüttet wurde, da erlebt noch immer das russische Volk die Unmittelbarkeit innerer und äusserer Lebenseindrücke und Einflüsse leidenschaftlicher, bewegter. So tritt uns seine Dichtung in einem monumentalen Sinne fruchtbar entgegen. Und ihr Sinn? Er geht: nach der Geburt eines neuen Weltgefühls, geboren aus der Tiefe und der heiligen Sehnsucht unserer nach Befreiung ringenden Menschenseele, — nicht als Idee oder System, sondern als Schöpfung (Dostojewski), als Wirkung (Gorki), als ausgegossene Liebe (Tolstoi), als bildnischer Drang (Turgenjew), als Ueberwindung des Lächerlichen (Gogol). So kommt es allerdings auch, dass die russische Psyche manchmal (von Urerlebnissen machtvoll ergriffen) seltsam mystische und schwermütige Klänge aufweist, dort nämlich, wo sie sich bei der Kleinheit des in gewaltige Grössendimensionen hineingestellten Einzelmenschen nicht mehr zu umspannen vermag und sich vor das grosse Rätsel ihrer selbst hingestellt sieht.

Jedoch da, wo diese Seele den Flug in die Höhe nimmt, da durchbricht sie konventionelle Schranken, da triumphiert sie über den Niederungen des Lebens und wächst gross und ewig in die Zukunft.

Immer treibt sie da die stärkste herrlichste Sehnsucht nach Befreiung, nach Erfüllung ...

Fünf ihrer markanten, grossen Verkünder habe ich versucht, hier in kurzen Skizzen festzuhalten.

R. A. G.

Tolstoi — der Prediger.

Er ging . . .

Denn mächtiger als alle Lockungen
des Lebens,
und alle Eitelkeit
der Welt —
war eine Macht
in ihm — —

Er ging . . .

Und predigte sein Evangelium:
Die Liebe!

Und selbst ward er,
um seiner armen Menschenbrüder willen,
barhaupt und schlicht,
bei schmaler Kost und herber Arbeit,
Mütterchen Russlands
grösster Philosoph am Pfluge.

Wie ein Apostel und Prophet
sprach er zu seinem Volk und zu den Völkern
von Gütern, die das Allerhöchste, Ewigletzte sind —

Und ging . . .

Verliess zuletzt das nächste Liebste,
was ihn noch umgab —
verliess, um ganz allein zu sein,
die Seinen . . .

Und wieder rief der alte Gott
in ihm . . .
Rief ihn zu sich
und in die Einsamkeit — —

Auch diesen letzten Schritt,
mit seinem Gott allein zu wandern,
ging er . . .

Und starb.

Maxim Gorki — der Politiker.

Keiner hat, wie Du in bittrer Not,
kreuz und quer das grosse Land durchmessen,
Wind und Wettern hilflos ausgesetzt.
Keiner so wie Du
die Not und Finsternis gekannt.
Keiner so wie Du
an's Licht hervorgezogen
auch im Vagabunden noch die Seele,
und im stillen Dulder-Volk
das Heldentum entdeckt.

Der Du suchst in armer Brüder Herzen,
was da steil empor
an's Licht verlangt:
Hilf die F l a m m e tiefer Sehnsucht aller,
lodernd, frei und rein erhalten
und zu Menschheits-Höhenfeuern werden
überall
auf Erden,
wo sie brennt!

Dostojewski — der Seher.

Wie ein Baum, entsteigend
dunkelster Urlandschaft,
seine Krone tauchend
ins Sternenlicht der Nacht —
so nimmst Du und gibst Du noch immer,
Seher geheimsten Lebens,
was zu nehmen den Seelen
und zu geben der Welt,
heiligster, prophetischer Beruf Dir war.

Nichts im Menschen ist Dir fremd geblieben.
Ekstatisch mit-bewegt und mit-gequält
erlebtest Du's.

Und eine Sehnsucht,
ungestillt und unbezähmbar,
war in Dir!
Sie rief uns auf beim rechten Namen:
„Du Mensch!"

Ja — dieses Rufen erklang.
Und Deine Ahnungen reichen —
durchdringen und haben Besitz
von uns . . .
bis zum Aufgang
eines neuen Tags!

Turgenjew — der Herold.

Wir erkennen,
verwandte Bruderseele,
nicht Mutter Russlands Sohn allein
in Dir —
Du warst immer noch mehr
Europäer zugleich!

So stehst Du mitten zwischen uns und ihr,
der Herold und Verkünder zweier Welten,
von denen die eine Dir Mutter,
die andere Vater —
die Verbindung beider:
Dir Ziel und Denken und ein Höchstes war:
Seele und Geist — ein Paar!

Ja — wird dann einst
aus solcher Paarung Geiste
das freie Russland neu und gross
erstehn — —
Wer wird uns dann
wie Du die Brücke sein?

Gogol — der Lächler.

Wir sahen Dich den schmalen Saumpfad gehen,
der zwischen Dir und Ihm,
einsam,
an schwindelndem Abgrund vorbei,
suchend
in's grosse Ungewisse führt.

Wir sahen Dich vor dieser Welt — ein Lächler,
das Lächerliche überwinden,
und siehe da: daran doch irre werden . . .

Dann blieb Dir Gott noch zuletzt!

Wir sahen Dich für diese Welt zu schwach,
nur tief und stark
vor Deinem Gott allein!
Hier stark genug:
das zu erleben, was nicht allen kund ist:
Rätsel des Lebens:
Sich selbst!

R. A. Gallus.

Zur Weltlage

Wilson und Lenin.

1. Die Symbolik der Geschichte.

Die Geschichte gestattet sich von Zeit zu Zeit eine grossartige Symbolik. Eine solche bedeutet der fast gleichzeitige Tod Wilsons und Lenins, dieser beiden grossen Antagonisten auf dem politisch-sozialen Kampfplatze unserer Zeit. Es ist etwas tief Ergreifendes um das Ende dieser beiden Männer. Schwere weltgeschichtliche, fast über den Rahmen des Menschlich-Natürlichen hinausgehende Tragik lastet darauf. Beide sind vor der Zeit dahingesunken, gebrochen von der übermenschlichen Anstrengung um ihr Werk und noch mehr von seinem Misslingen; Lenin umgeben vom Scheinglanz des Sieges und doch in Wirklichkeit viel mehr der Besiegte als Wilson; dieser als der Geschlagene und Verlassene und doch als der Recht Behaltende; beide als Märtyrer einer gewaltigen, wenn auch nicht gleich guten Sache; beide ein fast einzigartiges Beispiel von Hingabe bis in den Tod an ein grosses und ideales Lebensziel; beide bei allem Gegensatz der Ziele doch in manchem verwandte Naturen und nicht so unähnlich in ihren Methoden, wie es scheinen möchte; beide, wenn auch auf verschiedene Weise, Zeugen davon, dass das Zeitalter grosser Menschen und grosser Geschicke noch nicht vorüber ist.

Nicht ohne tiefe Bewegung geht der Schreiber der Monatsschau daran, noch einmal von diesen beiden Männern zu reden, und zwar als solchen, die in einem engen Zusammenhang miteinander stehen. Ich bin mit beiden durch die tiefsten geistigen Beziehungen verbun-

den gewesen und werde es in gewissem Sinne bleiben. Persönlich gekannt zwar habe ich keinen. Ich bin einmal in einer denkwürdigen Versammlung neben Lenin gesessen, aber ohne ihn zu kennen und ohne zu ahnen, dass dieser unscheinbare Mann neben mir einer von denen sei, die die Weltgeschichte für immer in ihre Tafeln eingräbt. Ich habe Lenin gehasst, aufrichtig und stark gehasst, selbstverständlich nicht als individuellen Menschen, aber als Träger eines Prinzips und Verkörperung eines Geistes, der allem, was mir lieb und heilig ist, widersprach; ich habe ihn umsomehr gehasst, als er nach meiner Ueberzeugung der Verderber einer mir teuren Sache war. Wenn er während seines langen Zürcher Aufenthaltes je etwas von mir erfahren haben sollte, so wird er seinerseits mich wohl mit einer Dosis seiner im Ueberfluss vorhandenen Verachtung bedacht haben. Aber ich habe mit diesem Manne gerungen, wie mit wenigen unter Toten und Lebenden. Nicht seine Gedanken waren es, die mir zu schaffen machten, sondern sein ganzes Wesen, sein titanisches Wollen, sein Dämon. Und der Hass, deutet er nicht immer auf gewisse Beziehungen? Hat er nicht einen gewissen Zusammenhang mit der Liebe? — Wilson aber habe ich geliebt. Zwar auch ihn wieder nicht als individuellen Menschen. Er war, genau wie Lenin, ein solcher nur in geringem Masse; er war Träger einer Idee, und als solchen habe ich ihn geliebt. Lenin habe ich bekämpft, ich habe ihn heisser bekämpft als Ludendorff, vor allem wohl, weil es sich um die eigene Sache handelte, die er mir zu zerstören schien; für Wilson aber bin ich eingetreten, habe für ihn gebetet, habe im Kampf für ihn viel Freundschaft und Popularität eingebüsst, habe auch unter seinen Fehlern tief gelitten, und bin durch das alles nur fester an ihn gebunden worden. Er ist ein Stück meiner Lebensgeschichte, wie übrigens Lenin auf seine Weise auch. Nur mit tiefer Erschütterung kann ich nun von beiden als Gestorbenen reden.

Welch eine Geschichte liegt zwischen dem Aufsteigen dieser beiden Männer auf der Bühne der Geschichte und ihrem Versinken in das Grab! „Wilson und Lenin", so habe ich einst eine meiner Uebersichten betitelt. Nicht „Wilson o d e r Lenin!" Trotz meiner schroffen Ablehnung des Bolschewismus schien mir doch nicht Wilson allein die Wahrheit zu vertreten. Zur Demokratie gehörte der Sozialismus, wie freilich umgekehrt zum Sozialismus die Demokratie. Damals umgab uns die Aufregung eines ungeheuren Kampfes. Wilson und Lenin, Völkerbund und Bolschewismus waren gewaltig vordrängende Mächte, man musste auf Tod und Leben für sie oder gegen sie ringen; heiss war der Kampf — und nun noch einmal Wilson und Lenin — und nun alles vorbei, die Kühle des Todes auf das Kampfesfeld gesunken — und doch nein, es sind Lebende, der Kampf geht weiter.

2. Die beiden Prinzipien.

Wilson und Lenin bedeuten vor allem zwei Prinzipien.

Was bedeutet Wilson? Vielleicht darf ich mich der Antwort auf diese Frage auf einem mehr persönlichen Wege nähern: Warum habe ich Wilson, als Träger eines Prinzips, so sehr geliebt? Etwa, weil er in den Krieg getreten ist? Etwa, weil ich in allem Einzelnen seines Wollens ganz auf seinem Boden gestanden hätte? Das war keineswegs der Fall, immer wieder muss ich es betonen. Besonders ist mein Antimilitarismus ungleich radikaler, allen Krieg ablehnend. Aber ich habe ihn geliebt als den Mann, der auf eine neue und entscheidende Weise es wagte, die sittliche Wahrheit auch in die Politik hineinzutragen. Das war das, was ja wir „Religiös-Soziale" immer gewollt und vertreten hatten. Nun kam ein Mann, der, aus gewaltiger Machtfülle heraus, in weltgeschichtlichem Stil die Verwirklichung dieses Glaubens unternahm. Musste nicht unsere freudige und doch bange Teilnahme diesem Manne zufliegen? War es nicht unsere Sache, die mit ihm siegte oder unterlag? Mussten wir ihn nicht auf seinem Wege begleiten wie einen Bruder, der in die Schlacht zieht? Mussten wir nicht seinen Kampf mitkämpfen? Dem Götzen der „Realpolitik", der so lange die Welt beherrscht, trat in diesem Manne der sittliche Idealismus entgegen, der Glaube, dass sittliche Maßstäbe auch das politische Tun beherrschen müssten und dass die Wirklichkeit sich dem sittlichen Glauben ergebe. Dieser sittliche Idealismus war im tiefsten Grunde ein Glaube, der Glaube an den heiligen Gott, dessen Willen alle Wirklichkeit gehorchen soll. Diesen Glauben hat nach den Tagen der Bibel keiner so gewaltig vertreten wie Calvin; Wilson aber war ein geistiger Abkömmling Calvins. Sein Geist war der des amerikanischen Puritanismus, seine Demokratie hatte zur Voraussetzung die Theokratie. So war es wieder unsere Sache, die dieser Mann führte; der Geist, der unsere Schweiz wesentlich geschaffen und sie innerlich getragen hat, kam in ihm schützend und erneuernd wieder zu uns. Wie hätten wir ihn nicht freudig grüssen sollen?

Diese Botschaft musste der Natur der Dinge nach eine Botschaft der Freiheit sein. Als solche musste sie sich gegen die Herrschaft der Gewalt wenden. Sie musste dieser das Recht entgegenstellen, dasjenige Recht, das aus der Gerechtigkeit stammt, das ein Ausdruck und ein Schutz der Heiligkeit des Einzelnen, sowohl des einzelnen Menschen wie des einzelnen Volkes ist. Diese Botschaft musste dem ganzen Geist des Calvinismus gemäss individualistisch sein. Sie musste Selbstbestimmung verlangen, Selbstbestimmung des Einzelnen wie der Gemeinschaften. Und

darum musste sie Demokratie sein. Denn Demokratie ist ja ihrem tiefsten Wesen nach Individualismus, weil sie die Würde jedes Einzelnen in der Gemeinschaft betont. Damit aber musste sie auch Frieden bedeuten, denn nur der Friede ist der Ausdruck des Rechtes, Krieg aber Ausdruck der Gewalt; und nur Friede die Frucht des sittlichen Geistes, Krieg die Aeusserung des ungezügelten Naturtriebes. Wilsons Demokratie ist Pazifismus. Und weil Recht und Friede nur in der Gemeinschaft möglich sind, ist das selbstverständliche Ziel dieser Demokratie der Völkerbund, die Einigung der Menschheit in einem Zustand des Rechtes und Friedens, der aus dem Gesetz des heiligen Gottes fliesst.

Das bedeutet Wilson. In alle Zeiten wird dieser Name mit diesem Prinzip verbunden bleiben. Das ist der Sinn dieses Lebens; alles andere ist bloss Gerüst und menschliches Nebenwerk, das nun weggefallen ist und weiter wegfallen wird.

Ist dieses Prinzip ein vollständiger Ausdruck der gesellschaftlichen Wahrheit, besonders für unsere Zeit? Es betont die Würde jedes Einzelnen — sollte nicht vielmehr der überragende Wert der Gemeinschaft hervorgehoben werden? Es vertraut auf Gerechtigkeit und Recht — sollte nicht vor allem daran gedacht werden, wie Gerechtigkeit und Recht Macht werden können? Es will vom Geiste aus die Welt gestalten — müssten nicht zuerst die Verhältnisse geändert werden? Es will die politische Demokratie — wird diese nicht zur Farce ohne soziale Grundlage?

Hier setzt Lenin ein.

Was bedeutet Lenin? Vielleicht dürfen wir hier, um den Gegensatz herauszuarbeiten, bei der Verschiedenheit der Kulturkreise einsetzen. Wenn Wilson aus dem durch den Geist Calvins geprägten angelsächsichen Kulturkreis kommt und ein Vertreter des besten Amerikanertums ist, so kommt Lenin aus der slavischen Welt und stellt, wenn auch nur in einer und nicht seiner besten Form den Geist des Russentums dar. Die slavische Seele nun ist innerhalb des gemeinsamen Menschentums von Grund aus anders geartet als die angelsächsische. Während diese das Absolute in der Würde der Individualität konzentriert, wirft jene es in die Gemeinschaft hinein — sie will sich im Allgemeinen verlieren; während der natürliche Ausdruck des Besten am Angelsachsentum die Demokratie ist, so der des Russentums ja des Slaventums überhaupt der Sozialismus, ja Kommunismus. Dazu gesellt sich ein anderer Unterschied: während das Angelsachsentum spezifisch ethisch orientiert ist, so das Russentum spezifisch religiös. So wollen freilich beide die Theokratie, aber nicht auf gleiche Weise: der Angelsachse sieht sie in einer Welt der Gerechtigkeit, der Russe in einer Welt der Liebe, der

Angelsachse in einem Zusichselbstkommen, der Russe in einer Auflösung der Individualität.

In diesen Zusammenhang ist Lenin zu stellen. Er verkörpert das Russentum, wenn auch freilich in verweltlichter, veräusserlichter Form. Er verachtet die Demokratie — seine Verbeugungen vor ihr sind bloss Schein — er ist Imperialist, nur dass sein Imperialismus sozialistische Farbe trägt. Er will den Sozialismus. Auf die Grundlage neuer wirtschaftlicher Ordnungen allein kann eine neue Gesellschaft gestellt werden; alles andere ist Komödie. Der Einzelne zählt in diesem Prozesse nicht, auf das Ganze kommt es an. Ihm gilt die ganze Leidenschaft des Absoluten, die in der russischen Seele wohnt. Für die Herbeiführung dieser neuen Ordnung kommen alle Mittel in Betracht, auch die Gewalt und vor allem sie. Denn das einseitig Religiöse der russischen Art wird hier zum Unmoralischen, weil an Stelle Gottes die Materie oder die blosse Gesellschaft getreten ist. Aus einer Botschaft der Freiheit wird die Diktatur. Alles fliesst mit innerer Notwendigkeit aus der Grundvoraussetzung, dass die Gemeinschaft das Absolute ist. Der Sozialismus kehrt zur Realpolitik und zum Militarismus der kapitalistischen Welt zurück.

Das bedeutet Lenin. Er ist eine Form der Verwirklichung des Grossinquisitors in Dostojewskis gewaltiger Vision und damit ein ewiges Prinzip.

So traten in diesen beiden Männern Grundmächte der Geisteswelt einander gegenüber: Individuum und Gesamtheit, Demokratie und Autokratie, Freiheit und Autorität, Recht und Gewalt. Und doch fehlt es nicht an Berührungen. Wilson vertritt seine Idee mit einer Art von Autokratie — er weiss sich dazu von Gott berufen — während Lenin seine Diktatur als den eigentlichen Ausdruck des Volkswillens erklärt; Wilsons Demokratie leitet zum Sozialismus hinüber, der ja ihre natürliche Folgerung auf dem wirtschaftlichen Gebiete ist, und Wilson selbst setzt wenigstens seinen Fuss auf dieses Land, Lenin aber will durch die Diktatur hindurch die neue Demokratie schaffen. Trotzdem — es bleiben zwei verschiedene Prinzipien, zwei verschiedene Welten.

3. Ihre Tragödie.

Diese Prinzipien nun haben in ihren Trägern eine weltgeschichtliche Tragödie erlebt. Warum und in welchem Sinne? Beginnen wir wieder mit Wilson. Es sollen hier nicht wieder all die Fragen behandelt werden, die sich um Wilsons Person und Werk angehäuft haben. Er ist sicherlich kein Titan gewesen, auch nicht einmal ein Mann von der Statur eines Lincoln, geschweige denn eines Cromwell, er ist mehr ein Vertreter — der Vertreter des besten

Geistes und der höchsten Tradition seines Volkes. Er ist nicht ein genialer Schöpfer neuer Gedanken, sondern ein Verwirklicher von schon gedachten. Aber darin nun ist er gross. Denn es ist zu bedenken: Gedanken, Wahrheiten sind stets genug vorhanden, es kommt wesentlich immer nur darauf an, dass sie zur Tat werden, dass das Wort Fleisch wird. Gedanken und Wahrheiten sind wie jene Schatten Homers; sie begehren, das Blut eines Menschen zu treiben, der sich ihnen ganz hingibt. Und das ist ein seltenes Ereignis. Man bedenke auch, dass es um so schwerer fällt, neue Gedanken und Wahrheiten zu vertreten, je höher ein Mensch von der Gesellschaft gestellt ist, je grössere Verantwortung er trägt. Und man bedenke, wie die Atmosphäre der Welt war, in die Wilson seine Botschaften sandte: ist er nicht darob allgemein als Sonderling angestaunt und von allen Klugen und Weisen verhöhnt worden? Es war etwas sehr Grosses, dass Wilson von seinem Präsidentenstuhle aus in die Höllenwelt des Weltkrieges seine Botschaft von einem neuen Völkerleben sandte. Dazu brauchte es jenen Mut, den nur der Held besitzt. Nur ein ganz Grosser konnte dies tun. Dabei wird es ewig bleiben.

Aber worin besteht denn Wilsons Tragödie? Zu einer Tragödie gehört Schuld; wo ist denn Wilsons Schuld? Noch einmal sei das schwierige Problem wenigstens gestreift.

Dass Wilson ein durchaus lauterer Charakter war und sein Streben ihm tiefer, ehrlicher Ernst, hat keiner zu leugnen gewagt, der ihn kannte. Ebenso klar ist, dass er alle seine Kraft bis zum letzten Rest im Kampf für seine Sache eingesetzt hat. Wenn wir also nach einer Schuld fragen, so muss sie anderswo liegen. Ob vielleicht ein, wenn auch noch so kleiner Zusatz von Eitelkeit und Selbstherrlichkeit die Reinheit seines Wollens etwas getrübt hat? Wir wissen es nicht. Deutlich sind seine taktischen Fehler: dass er für Amerikas Hilfe nicht die Aufhebung der Geheimverträge der Alliierten forderte; dass er nicht sein ganzes Volk, auch seine Parteigegner, um sein Werk zu sammeln suchte; dass er den gerissenen Diplomaten an der Pariser Konferenz sich nicht gewachsen zeigte; dass er überhaupt nach Paris ging; dass er sich dort auf das undemokratische System der Verhandlungen in geschlossenem Kreise der Vertreter der Grossmächte einliess und damit seine Prinzipien verriet; dass er endlich, statt einzugestehen, dass er trotz ehrlichem Kampf unterlegen sei, den Amerikanern und der Welt weismachen wollte, er habe gesiegt. Vielleicht aber muss die Schuld noch tiefer gesucht werden. Sie hat wohl noch mehr den Stil der echten Tragödie; sie ist wohl etwas, das mehr wie „Schicksal" aussieht denn wie eigenes Tun oder Lassen. Sollte sie nicht darin liegen, dass dieser Verkündiger des Rechtes doch schliesslich zur Gewalt griff — greifen

m u s s t e; dass dieser Verkündiger des Friedens zuletzt das Schwert zog — ziehen m u s s t e? Dass er damit Dämonen entfesseln musste, die sein eigenstes geplantes Werk zu zerstören trachteten? Dass er als Prophet zugleich Politiker, als Diener Gottes Oberhaupt eines Staates war? Musste er nicht an diesem tragischen Zwiespalt scheitern? War nicht sein physisches Leiden bloss das Symbol eines geistigen Zerbrochenseins?

Dennoch — diese Tragödie ist nicht bloss Tragödie. Es bleibt Gewaltiges, was dieser Mann geleistet und es wird in alle Zeiten strahlen. Er hat in den Weltkrieg hinein jene Wahrheiten gerufen, die nicht sterben können; auch die ihn schelten, tun es auf Grund s e i n e r Wahrheit. Er hat den Völkerbund gegründet; ihn hat er durchgesetzt in der Stunde, wo es allein möglich war. Das genügt für e i n e n Mann! Und endlich hat er gelitten, unermesslich gelitten, hat sein Leben hergegeben in furchtbarem Kampf. Und damit hat er auch Schuld gesühnt, hat für jenen tragischen Zwiespalt bezahlt und den Weg über ihn hinaus frei gemacht. Ueberhaupt: Muss nicht alles Grösste durch Opferblut erkauft werden? Und macht nicht Opferblut gross? Und muss nicht alles Grösste irgendwie mit Tragödie oder etwas Aehnlichem, jedenfalls mit Passion, verbunden sein?

Wilson wird trotz seiner Tragödie, ja gerade um ihretwillen, eine der leuchtendsten Erlösergestalten der Geschichte sein. Ein künftiges Geschlecht von Schweizern wird ihm insbesondere dafür danken, dass er unserm Land, indem er es zum Zentrum der neuen Völkerorganisation gemacht, neues Lebensrecht verliehen hat.

Und L e n i n? Wer war Lenin im Grund seiner Seele? Hat je einer hineingeschaut? Die ihn genau kannten, nennen ihn rücksichtslos hart, gewalttätig, skrupellos, ohne jede menschliche Wärme. Wie Wilson, war er nicht ein schöpferischer Geist, nicht ein origineller Denker, ein Finder neuer Werte, sondern ein V e r w i r k l i c h e r, ein Mensch des unbeugsamen, auf e i n Ziel unverwandt gerichteten Willens und der gewaltigen Tat. Welches das innerste Motiv seines Tuns war, liegt nicht ganz klar zu Tage, aber wir wollen annehmen, es sei wie bei Wilson im wesentlichen nicht persönlicher Ehrgeiz und Machtdrang, sondern die Idee gewesen, die Idee der Befreiung des Proletariates. Worin denn besteht seine Schuld?

Sie scheint viel deutlicher zu sein, als die Wilsons. Sie bestand und besteht in erster Linie in dem Verrat an dem eigenen Prinzip. Er wollte den Sozialismus, eine brüderliche Gesellschaft, aufbauen durch Gewalt und Blut, die Freiheit durch Tyrannei, den Weltfrieden durch den Weltbürgerkrieg und die Demokratie durch Diktatur. Er benutzte zur Erreichung seines Zieles skrupellos alle Mittel

und kannte eine Moral so wenig als Bismarck und Napoleon. Und er war bei alledem ein Dogmatiker, ein Torquemada, der die Welt nach seinen Dogmen meistern wollte und nach seinen Dogmen die Menschen richtete. Er hat gegen die ewigen Wahrheiten gesündigt und ist an ihnen zerschellt; er hat sich mit dem Geist des Bösen verbündet und dieser hat ihn besiegt; er ist vor allem zerbrochen an dem Widerspruch zwischen dem Ziel, das er sich gesetzt, und den Mitteln, die er dafür gebraucht. Er ist gescheitert an der Unmöglichkeit, das Reich Gottes mit den Werkzeugen Beelzebubs zu bauen. Er hat damit die Entwicklung des Sozialismus stärker gehemmt als irgendeine Macht der Reaktion, ja, der Reaktion wieder in den Sattel geholfen, ihr wieder ein gutes Gewissen gegeben. Wie ganz anders und wie viel besser wären ohne ihn die Dinge gegangen! Und dass ihn bei alledem doch auch ein rücksichtsloser, persönlicher Machtdrang erfüllt hat, ich meine das grimmig entschlossene Streben, vor allem seiner eigenen Sekte zur Herrschaft zu verhelfen, lässt sich schwerlich leugnen. Alles Schuld in grossem Maßstab und zwar noch abgesehen von dem Bruderblut, das an seinen Fingern klebt!

Ob seine Seele das zuletzt geahnt, gesehen hat? War sie, als russische Seele, nicht vielleicht doch tiefer, als man meinte? Ist er nicht vielleicht d a r a n gestorben? Dann hätte auch s e i n Ende etwas Sühnendes! Aber nicht wie bei Wilson bin ich imstande, ein edles Werk Lenins zu erkennen, das er trotz Schuld und Tragödie vollbracht hätte. Auch er mag ja der über der Geschichte waltenden Macht als Werkzeug dienen in dem Sinne, dass diese immer aus dem Bösen das Gute schaffen kann. Man darf vielleicht die Behauptung wagen, dass dieser Gewalt-Sozialismus einmal kommen und der Welt, besonders aber dem Sozialismus, zeigen musste, wohin er führe. Vielleicht darf man dann auch so weit gehen, Lenin einen Märtyrer des Bösen zu nennen. Ich bin geneigt, im ganzen Bolschewismus zunächst eine Offenbarung dämonischer Mächte zu sehen, ein Werkzeug von Gewalten, die dem Kommen des Reiches Gottes raffiniert entgegenwirken — und doch

„Die zerstören, die vernichten,
Die Dämonen knirschten: Ja!“

und als eine tragische Offenbarung der verirrten Sehnsucht nach dem Reich Gottes mögen wir zuletzt auch den Bolschewismus ehren und auch diese in ihrer Art grosse Seele, die Lenin trotz allem war.

4. Der Kampf zwischen Wilson und Lenin.

Sehen wir nun von allem ab, was an den Trägern der beiden Prinzipien an Schwachheit und Schuld haftet und nehmen wir die

beiden Prinzipien, deren Verkörperung sie sind, in ihrer unpersönlichen Form, wie wir sie vorher herauszuschälen versucht haben und verfolgen wir ihren Ringkampf in der Geschichte unserer Tage. Er bildet einen der Schlüssel, die uns Zugang zu ihrem Sinn gewähren. Ein Ringkampf ist es in der Tat. Die beiden Mächte stossen in hartem Gegensatz aufeinander. Alles, was mit Wilson zusammenhängt: Demokratie und demokratische Methode, nationale Selbstbestimmung, Völkerbund, Weltfriede auf Grund eines Rechtszustandes, Glaube an die Wirksamkeit sittlicher Mächte ist von keiner Seite her so leidenschaftlich gehasst und bestritten worden wie von Lenin und dem Bolschewismus aller Art, besonders auch von dessen feineren Formen, wie man sie etwa im westlichen Radikalismus der Intellektuellen antrifft. Der Bolschewismus erblickt offenbar im Wilsonismus seinen Todfeind. Auf der andern Seite wird der Bolschewismus auch von kapitalistischen Kreisen nicht so grimmig bekämpft wie von vielen überzeugten Vertretern Wilsonschen Geistes. Es mag dabei ein gewisses Gefühl der Verwandtschaft mitwirken, durch das ja Feindschaft erst recht gesteigert wird. Beide wollen ja in gewisser Beziehung das Gleiche. Auch der Bolschewismus will die Verwirklichung einer Idee, wenn auch in materialistischer Form. Auch er will die Befreiung der Welt, den Weltfrieden, die Gerechtigkeit, letzten Endes auch die Demokratie. Darum ist der Wilsonismus sein Konkurrent und zwar sein gefährlichster, weil der am meisten verführerische. Er erscheint den Leninisten als die letzte „Ideologie", durch die die bürgerliche Welt sich ein gewisses Daseinsrecht verschaffen wolle. Dass er aus dem verhassten Westen kommt, der in ihren Augen die Hochburg des Kapitalismus darstellt, vermehrt die Abneigung. Weder Poincaré, noch Morgan, noch Stinnes vermögen in leninistischen Kreisen eine solche Leidenschaft des Zornes auszulösen wie der Name Wilsons. Es spielt dabei neben der Konkurrenz auch die Angst mit, dass diese Worte von Freiheit, Demokratie, Völkerbund blosse Köder seien, um idealistische Seelen zu betrügen; dass damit bloss die Notwendigkeit gesellschaftlicher Umgestaltungen verdeckt werde und am Ende ein Betrug herauskomme. Ich gestehe auch zu, dass in diesem Misstrauen ein Körnchen Wahrheit ist. Davon nachher. Wenn dergestalt der Hass des Leninismus gegen Wilson begreiflich ist, so nicht weniger der des Wilsonismus gegen Lenin. Zwar ist Wilson selbst darin viel grossartiger gewesen als Lenin. Er hat auch für die bolschewistischen Revolutionäre grosse und freie Worte gefunden, hat Vorschläge zu einer Aussöhnung mit ihnen gemacht und hätte Sowiet-Russland gewiss die staatliche Anerkennung nicht verweigert. Aber man kann es gut verstehen, wenn Menschen, die vom Geist einer sittlich begründeten, auf der Würde und Freiheit des

Einzelnen ruhenden Demokratie erfüllt sind, eine Lehre des Imperialismus, der Amoralität, Gewalt und Diktatur umso mehr hassen, als sie im Gewand des Sozialismus auftritt, und sie als die schlimmste aller Tyrannei verabscheuen. Es ist in der Tat ein Gegensatz, der mit dem zwischen Protestantismus und Katholizismus eine Verwandtschaft besitzt.

Aber dieser Ringkampf ist nicht bloss einer der Theorien, sondern auch der Lebensbewegung. Wir beobachten, wie diese beiden Tendenzen gewaltig in unserer Zeit arbeiten. Auf der einen Linie drängt die Demokratie vor. Die Nationen, die Rassen, die Geschlechter, die Lebensperioden (ich denke an die Jugendbewegung!) fordern ihre Selbstbestimmung. Sie wollen ihr eigenes Leben leben, sie rufen nach ihrem Recht. Die kleinen Lebenseinheiten wollen sich in ihrer Eigenart gegen die grossen Gebilde behaupten. Das ist alles Wilson. Auf der andern Seite aber geht der Drang nach Gemeinschaft, nach möglichst umfassenden Einheitsformen; die Gemüter verlangen mit der Leidenschaft des Absoluten, darin aufgehen zu dürfen. Die Eroberungen des Katholizismus haben darin eine ihrer Ursachen. Hier legt man wenig Gewicht auf den Einzelnen, man will das Allgemeine; hier ist man des Subjektiven müde und sucht das Objektive; hier hat man von der Autonomie genug und ersehnt die Autorität; hier mag man von Freiheit nicht mehr hören und schwärmt für irgendeine Diktatur. Hier ist man geneigt, ethische Erwägungen gering einzuschätzen und öffnet irgendeiner Gewaltmystik willig das Ohr. Zu dem psychologischen Gegensatz gesellt sich der von Westen und Osten. Durch unsere eigene Seele geht der Kampf als Gegensatz von Selbstbehauptung und Selbstverleugnung, trotzigem Beharren in uns selbst und williger Hingabe.

Es ist damit wohl schon klar genug ausgesprochen, dass beide Prinzipien ein gewisses Recht haben, ja dass sie an sich gleichberechtigt sind. Was in diesem Gegensatz hervortritt, ist die ewige Polarität des Lebens, das durch die Spannung zwischen diesen beiden Mächten bewegt wird. Es würde in der Tat keine dieser Tendenzen allein genügen, um die neue politisch-soziale Welt herauszubilden. Wir brauchen — in diesem ganz prinzipiellen Sinn — Wilson *und* Lenin; das bedeutet aber zugleich: Weder der eine noch der andere allein kann uns genügen. Die Demokratie kann heute nicht ohne Sozialismus verwirklicht werden, aber auch umgekehrt der Sozialismus nicht ohne Demokratie. Die blosse Selbstbestimmung führt zu neuer Zerreissung der Welt und zuletzt zu neuem Krieg, aber der blosse Sozialismus im Sinne einer Aufsaugung des einzelnen durch die Gesellschaft zu einer neuen Tyrannei. Wir müssen die Selbstbestimmung der Völker wie der kleinen Lebenseinheiten überhaupt, auch der einzelnen Menschen, der

Rassen, der Geschlechter, Lebensperioden, haben, damit es wahren Sozialismus, d. h. wahres Gemeinschaftsleben, geben könne; aber nur in diese eingeordnet kann jene Selbstbestimmung ein Segen werden. Es ist ein Wahn, eine solche Gesellschaft durch Gewalt aufbauen zu wollen, der recht und tief verstandene demokratische Weg allein kann dazu führen; aber es gibt keine Demokratie in einer Gesellschaft, wo Geld und Klasse herrschen. Es müssen beim Aufbau der neuen Welt beide zusammenwirken, Wilson und Lenin, was, wie gesagt, auch heisst: weder Wilson noch Lenin alein. Es müssen diese beiden streitenden Mächte versöhnt werden; sie müssen verstanden werden als die beiden Seiten einer einzigen Wahrheit. Dann werden sie auch von ihrem Falschen erlöst.

5. Die Versöhnung von Wilson und Lenin. Macdonald und weiter.

Ist eine solche Versöhnung möglich?

Es gehört auch zu jener Symbolik des Geschehens, von der eingangs geredet worden ist, dass in dem Augenblick, wo Lenin und Wilson sterben, Macdonald aufsteigt. Macdonald wird hier als Symbol einer besondern Art von Sozialismus genommen. Er soll nicht als individueller Mensch mit Lenin und Wilson verglichen werden. Ein so vortrefflicher Mensch er ist, so reicht er an individueller Bedeutung doch weder an Wilsons noch an Lenins Statur. Aber vielleicht ist auch dies symbolisch bedeutsam; denn es handelt sich vielleicht jetzt nicht mehr um grosse Diktatoren irgendwelcher Art.

Dieser englische Sozialismus nun ist eine organische Verbindung zwischen Demokratie und Sozialismus, Freiheit und Gemeinschaft. Es ist ein Sozialismus, der einerseits alle Gewaltmethoden verwirft, durch und durch demokratisch ist, der aber anderseits aufgestiegen ist aus einer der gewaltigsten Gemeinschaftsbewegungen aller Zeiten: dem modernen Gewerkschafts- und Genossenschaftswesen, die ja ihren Ursprung in England haben. Dieser Sozialismus ruht auf der tiefen Schätzung der Persönlichkeit, aber gerade von hier aus kommt er, nachdem er schon während des Krieges den stärksten aller Antimilitarismen erzeugt, nun zu der stärksten Forderung des Weltfriedens. Dieser Sozialismus ist Demokratie und diese Demokratie Sozialismus — weder Wilson noch Lenin allein, sondern Wilson und Lenin.

Damit ist ein Weg gezeigt. Nicht dass Macdonald der Weg wäre. Aber er zeigt jedenfalls, dass es grundfalsch ist, von der Demokratie zu behaupten, sie sei überall und immer bloss ein Hindernis des Sozialismus und der Westen für diesen verloren. Ausgerechnet aus dem Westen kommt dem Sozialismus, den der Osten

beinahe zu Tode diskreditiert, die Rettung. Darum dürfen wir auch an Amerika nicht verzweifeln. Es heisst dort jetzt: Demokratie; aber wie schon Wilsons persönliches Beispiel zeigt, führt konsequente politische Demokratie zur sozialen weiter. Es ist im Westen noch nicht Abend.

Aber, wie gesagt, es gibt noch andere Wege zu einer solchen Versöhnung. Sie wird bei uns vielleicht wieder andere Formen annehmen als in England und Amerika.[1]) Vielleicht gehört auch ein gewisser Kampf der beiden Richtungen zu der unentbehrlichen Lebensunruhe. Jedenfalls ist das eine notwendig: dass wir stets wieder zu der Quelle der Wahrheit aufsteigen, von der beide grossen Lebensbedingungen in organischer Verbindung ausgehen: Wilson und Lenin, beide erlöst.

20. Februar. L. R.

Rundschau

Zur Abstimmung vom 17. Februar. Als der Schreibende vor etwas mehr als einem Jahre von seiner Nordreise zurückkehrte, da traten ihm schon in Süddeutschland die Zeichen des Sieges entgegen, den damals die Reaktion errungen. Er stiess auf die geröteten Gesichter von Zürcher „Herren“, die der Fall der Vermögensabgabe offenbar zu einer „Spritztour“ nach dem „Reich“, zu Wein, Weib und Gesang, begeistert hatte; dann, auf dem Bodensee, vernahm er die Siegeshymnen ihrer St. Galler und Thurgauer Gesinnungsgenossen. Es war kein guter Gruss der Schweiz! Denn, wenn er auch für die Vermögensabgabe, so wie diese Aktion sich zuletzt gestaltet hatte, keineswegs begeistert war und an sich die Verwerfung ihn nicht betrübt hätte, so hatte er doch in der Ferne von dem ganzen Stil und Geist des Feldzuges, den der erschrockene Mammonismus zu seiner Verteidigung geführt, genug gehört und war auch der Geist, der aus jenen Aeusserungen sprach, derart, dass das, was in ihm an Freude über den nahen Boden der Heimat auftauchen wollte, zurückgedämmt wurde, das Herz sich schmerzlich zusammenzog, die mächtig hervorgetretenen Alpengipfel sich zu verschleiern schienen und die Luft ihm wie mit Giftstoffen erfüllt vorkam. Diesmal, als er wieder von einer solchen Reise heimkam, war das erste Wort, das er auf Schweizerboden las, die Nachricht vom Fall der Lex Schulthess. Endlich, endlich wieder einmal dürfen wir auf die Schweiz stolz sein; endlich, endlich steht sie mit einem von dem ganzen Volke gefällten Entscheid für ein Grundprinzip der sozialen Neuordnung wieder einmal an der Spitze der Völker; endlich, endlich scheint in die trüben Nebel der Reaktion, die so schwer auf unserem Leben lasteten, die Sonne der neuen Zeit; endlich, endlich tauchen die Umrisse der neuen Schweiz bestimmter und sicherer aus diesem Nebel auf. Wir haben am 20. Mai 1920 durch den Eintritt in den Völkerbund uns zu einer neuen Ordnung der Völkerwelt bekannt; wir haben am 27. September 1922 durch die Verwerfung der Lex Häberlin unsere politische Demokratie in einem ihrer Grundprin-

[1]) Es darf wohl der Hinweis gemacht werden, dass der Sozialismus, den die „Neuen Wege“ vertreten, stets diese Synthese versucht hat. Sie zieht sich z. B. durch das ganze Buch: „Ein sozialistisches Programm“.

zipien befestigt; wir haben nun durch die Abstimmung vom 17. Februar das Tor zu einer gesunden und erfreulichen, dazu im besten Sinne schweizerischen, sozialen Demokratie weit aufgetan.

Denn das ist doch wohl der wertvollste Sinn dieses Tages. Wir wollen uns zwar vor begeisterter Ueberschätzung seiner Bedeutung hüten. Es haben zu dem Ergebnis des 17. Februar allerlei Faktoren beigetragen, die zunächst gar nicht weiter idealistisch aussehen. Dass die ganze Arbeiterschaft darin einig ist, sich den Achtstundentag nicht nehmen zu lassen, scheint keine besondere moralische Leistung zu sein; manche sind vielleicht geneigt, darin sogar das Gegenteil zu erblicken. Ebenso ist begreiflich, dass das grosse Heer der Angestellten aller Art sich gegen eine Verlängerung der Arbeitszeit wehrte, die eine Annahme der Lex Schulthess auch ihnen gebracht hätte. Auch die vielen verwerfenden bäuerlichen Stimmen lassen sich zum Teil damit erklären, dass in unserem Lande zwischen Bauerntum und Industrie vielfach ein engerer Zusammenhang besteht, als man wohl im allgemeinen zu bedenken gewohnt ist. Wie viele Mitglieder bäuerlicher Familien arbeiten in der Fabrik und helfen noch ein wenig daheim! Und so sind noch andere Umstände dieser Art in das Ergebnis vom 17. Februar einzurechnen, damit es nicht allzu idealistisch ausgelegt werde, besonders wohl eine allgemeine Unzufriedenheit mit dem ganzen Regime, dessen Frucht auch die Lex Schulthess war.

Trotzdem bleibt noch genug übrig, was uns mit Freude und Hoffnung erfüllen darf. Es hat sich in diesem Abstimmungskampf deutlich gezeigt, dass es in der Schweiz ein ganzes grosses Volk gibt, das für den Weg in eine soziale Neugestaltung hinein zu haben ist und an dem die Reaktion zuschanden wird. Dieses Volk setzt sich zusammen aus all den Vielen, die durch die heutigen Ordnungen materiell verkürzt werden, von dem industriellen Proletariat an über die grosse Mehrheit der Angestellten bis tief in die Reihen der Bauern hinein, und dazu aus der wachsenden Schar derer, die, wenn auch von den wirtschaftlichen Entwicklungen nicht direkt berührt, doch aus ideellen Gründen einer sozialen Umgestaltung günstig sind, wenn sie nur in organischen und sittlich einleuchtenden Formen auftritt. In diesem Volk ist die Auflehnung gegen die ganze heutige Gesellschaftsordnung, besonders gegen den furchtbaren Druck des Mammonismus auf alles Leben, dazu gegen das politische System, das uns in der Schweiz nun schon mehr als ein Jahrzehnt beherrscht und unser nationales Leben erniedrigt, vergiftet und verraten hat, trotz allerlei Schwankungen in beständigem Wachsen. Alles kommt darauf an, dass diese Bewegung nach ihrer negativen, wie nach ihrer positiven Seite die rechte Führung und Gestaltung bekomme.

Der 17. Februar zeigt allen denen, die sehen können, ganz klar den Weg einer schweizerischen Politik, der einer neuen Zukunft entgegenführt. Das grosse Volk, das sich am letzten Sonntag, sowie auch schon am 27. September 1922, zusammengefunden hat, muss zusammengehalten werden. Es müssen in allen Grundfragen einer neuen schweizerischen Politik die grossen, dem Kapitalismus feindlichen Volksmassen zusammengehen. Dazu gehört vor allem eine sozialistische Politik von viel grösserer Weite des Horizontes, als der bisherige. Unser Sozialismus wird in dieser Beziehung mit Klarheit und Entschlossenheit den englischen Weg gehen müssen. Er wird unter Zurückstellung der im Grunde veralteten marxistischen Klassenkampfparole wie auch eines falsch orientierten Kampfes gegen die Religion die Anliegen jenes grossen Volkes zu den seinigen machen und dann Vorkämpfer und Bannerträger werden müssen. Er muss mit grossen, freien, weiten Ideen und Forderungen und eine entsprechende Art ihrer Vertretung die Wärme der Begeisterung schaffen, die Besten im Volke innerlich erobern und auch dem Gegner tiefe Achtung einflössen. Es wäre kurzsichtig, zu fürchten, dass dabei das sozialistische Ideal und der sozialistische Radikalismus verloren gingen. Diese

sind vielmehr bei der Steigerung des Klassenkampf-Sozialismus, der im Bolschewismus vorliegt, verloren gegangen, während sie in England ihr bestes Asyl gefunden haben. Der Radikalismus aber wird sich geltend machen in einer tieferen Erfassung des Sozialismus, einer wirklich sozialistischen Lebensgestaltung (wozu ein unbedingter Antimilitarismus gehört), dazu in einer Neubeseelung von Gewerkschaft und Genossenschaft, und endlich in einer wirklich neuen sozialistischen Bildung. Eine die breiten Volksmassen umfassende Sozialdemokratie und dazu ein neuer sozialistischer Radikalismus in der Lebensauffassung und Lebensgestaltung, bis in einen wirklichen Kommunismus hinein, der aber anders aussieht als der bolschewistische, alles mit dem religiösen Ausblick auf das kommende Reich Gottes — das ist die Linie, die sicher zu Sieg und Zukunft führt; wer sie jetzt noch nicht sieht, muss zu den Blinden gerechnet werden.

Wir wollen auf dieser Linie mutig weitergehen. Der letzte Sonntag gibt uns neuen Mut dazu. Das System, das uns so lange zu unserem Unheil beherrscht hat: der Bund zwischen dem kapitalistischen „Freisinn" und einem durch den Kapitalismus geköderten und verführten Bauerntum — symbolisiert durch die Namen Schulthess und Laur – zerbricht. Seine Risse sind so breit, dass der Sturz nicht mehr ferne sein kann. An seine Stelle tritt die freie Verbindung aller wirklich Arbeitenden, jenes grosse Volk, zu dem auch das Bauerntum der Natur der Dinge nach gehört, und das in einem neuen Geiste, einem Geiste des Verständnisses und der Solidarität, dazu auch, soweit dies nötig ist, in neuen politischen Formen seine Angelegenheiten ordnet. Eine neue, auf Geist und Arbeit gebaute Volks-Gemeinschaft taucht auf, eine neue Schweiz. Lassen wir ja die Stunde nicht unbenützt! Seien wir glaubensvoll, gross und weit!

20. Februar. L. R.

Der Lichtdurchbruch in der Weltlage. Nach einer Periode tiefster Verdunkelung ist es, einem alten Wort entsprechend, fast plötzlich zu einer starken Aufhellung auch in der weltpolitischen Lage gekommen. Daran ist das Aufkommen der englischen Arbeiter-Regierung sowohl eine Wirkung als eine Ursache. Das Auftreten dieser neuen „Regierung", die dies in einem so ganz andern Sinne ist als unsere bureaukratisch-gespreizten Magistraten und Magisträtchen, gleicht in der Tat einem Sonnenaufgang nach dunkler Nacht. Es ist eine ganz andere Sprache und sie entspringt einem ganz andern Geist, — sie ist von einer ganz andern Welt und doch durchaus nüchtern und realistisch. Wie sehr unterscheidet sich das alles auch von der Art der Bolschewisten, die nur die Steigerung aller bösen Züge der alten Politik ist. „Wir glauben, dass die beste Sicherheit eines Volkes nicht seine Rüstungen sind, sondern internationale Verständigung und eine gerechte Sache." Man vergleiche damit die Sprache eines Scheurer! „Warum haben wir nicht den Mut, uns von den Vorurteilen und Tücken der alten Diplomatie zu befreien? Wenn wir alle miteinander den Mut hätten, entschlossen abzurüsten, dann hätten wir, zum ersten Mal in der Geschichte, den Frieden aller und die Sicherheit jedes Einzelnen auf feste Grundlagen gestellt." „Wir wollen keinen Krieg mehr; man muss den Krieg unmöglich machen." „Der Völkerbund macht jetzt schon das alte und fluchwürdige System rivalisierender Allianzen unnötig, das dazu bestimmt war, das europäische Gleichgewicht zu erhalten, in Wirklichkeit aber dazu gelangte, die Gegensätze und die Angst vor einander so zu verschärfen, dass eines Tages eine Entfesselung der feindlichen Kräfte zur Notwendigkeit wurde und ein Lager dem andern die Schuld daran vorwarf." „Der Völkerbund ist die dauernde Vereinigung der anständigen Leute gegen jede aufs Schlimme gerichtete Absicht." „Zu zweifeln, dass der Völkerbund die Mission erfüllen könne, für die wir ihn geschaffen haben, bedeutet, neue Kriege

herbeirufen, das heisst aber: Die Welt unsagbaren Leiden und unsere Zivilisation dem Untergang weihen."

So redet wörtlich der Premierminister des mächtigsten Reiches der Welt. Das i s t etwas! Es wäre traurig, wenn wir die weltgeschichtliche (und nicht b l o s s weltgeschichtliche) Bedeutung solcher Tatsachen übersähen. Mag dieser Premierminister wieder g e h e n müssen, so wird er auch wieder k o m m e n. Alle diese Erklärungen, die in den Wochen seit ihrem Amtsantritt, wie auch schon vorher, die neue Regierung gemacht, sind grossartig und bedeuten die Eröffnung einer neuen Epoche der Geschichte. Den Worten entsprechen die Taten. Die A n e r k e n n u n g S o w i e t - R u s s l a n d s, zu dem doch gerade d i e s e Sozialisten im allerschärfsten Gegensatz stehen, ist ein Beispiel von Seelengrösse und politischer Weisheit zugleich und sticht wieder gar sehr ab gegen s c h w e i z e r i s c h e Regierungsweisheit. Das gleiche ist von der F r e i l a s s u n g G a n d h i s zu sagen. Ueberhaupt ist gerade für die Regelung der i n d i s c h e n und ä g y p t i s c h e n F r a g e das Heraufkommen der Arbeiterregierung eine providentielle Führung. So strömt von diesem Punkte auch Licht aus in das Dunkel des R u h r - und R e p a r a t i o n s p r o b l e m s. Der V ö l k e r b u n d wird unter diesem Einfluss völlig aufatmen. In F r a n k r e i c h verstärkt er mächtig die Opposition, der ohnehin noch andere Faktoren zu Hilfe kommen. In D e u t s c h l a n d wird er der bedrängten Demokratie zu Hilfe kommen. A m e r i k a muss dadurch zum Mitmachen in den europäischen Angelegenheiten ermutigt werden.

Kurz: Es geht ein ganzer Strom guten Geistes von dieser Stelle aus. Dass es der S o z i a l i s m u s ist, und zwar d i e s e Art von Sozialismus, von dem diese Aufhellung der Welt kommt, ist eine Tatsache und zugleich eine Verheissung, über die wir uns innig freuen dürfen. Freilich wird dadurch nur desto dringender die Pflicht, dass alle Kräfte der Welt, die guten Willens sind, auf alle nur mögliche Weise mithelfen, dass diese englischen Männer und Frauen ihr Werk ausführen können. Wir dürfen nicht wieder, wie bei Wilsons Kampf, bloss kritisierend zuschauen!

Und eines muss doch auch sehr stark gesagt werden: Wie kurzsichtig nimmt sich solchen Entwicklungen gegenüber jener sich überlegen dünkende Pessimismus aus, der ob einigen augenblicklichen Misserfolgen grosser Bewegungen entstanden und bis tief in die Theologie eingedrungen ist! Gott ist doch ein wenig „anders" auch, als diese Theologen meinen, die sich immer auf ihn und sein „Ganz-anders-sein" berufen. Er ist mit denen, die an seine Macht glauben, nicht mit denen, die neue Glaubens-Systeme bauen. Nichts für ungut!

L. R.

Eine amerikanische Würdigung Wilsons. „Woodrow Wilson war der erste Staatsmann aller Zeiten, der die Träume der Seher und Dichter zur Erde herunterführte und sie zu Gesetzen der als e i n e Familie geeinten Völker machte. Die Welt war sein Vaterland; denn er war der Sohn einer Demokratie. Dort lernte er, dass es umfassende sittliche Prinzipien für die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten aller Völker und Rassen gibt. In ihr wurde Religion zu Politik und das Verlangen heiliger Männer aller Zeiten das Versprechen und die Tat von Staatslenkern. Er lehrte uns, dass Ideale die einzig wirklichen Tatsachen sind, und wir glauben das nun auch in den Ratssälen. Verzögerung in ihrer völligen Verwirklichung kann uns nicht entmutigen, wenn wir der Geschichte gedenken. In den Tagen, die unserem eigenen konstitutionellen amerikanischen Staate vorausgingen, hielt das Prinzip der demokratischen Freiheit den Wechselfällen stand, die aus Missverständnis, Zweifel und Furcht entstanden und eine Weile andauerten; so wird auch in unsern Tagen, wenn wir nicht matt werden, die Welt zu ihrer Zeit den Mangel an

Glauben besiegen, wodurch die Gemüter so vieler Menschen verfinstert worden sind.

Schon jetzt betrachten wir die Welt anders als 1914. Fünf grosse Dinge sind gewonnen und wir verdanken diese der opfervollen Hingabe ganzer Völker und der Deutung dieses Opfers durch den Geist von Woodrow Wilson. Was einst prophetisches Gesicht war, ist Tatsache geworden. Erstens: Die Völker sind vor den Staaten da und mehr als diese. Sie sind das Letzte. Die Völker sind Schöpfer und nicht Geschöpfe. Alle Autorität kommt von dem Volke, das selbst unter Gott steht. Zweitens: Alle Menschen und alle Völker sind gleich in Rechten und Ansprüchen. Kleine Völker stehen auf gleicher Stufe wie grosse, und rückständige Völker werden zu fortgeschrittenen in dem Masse, als sie ihre Bestimmung verwirklichen. Drittens: Die Völker gestalten ihre Beziehungen zueinander nicht auf der Grundlage des Misstrauens, das zum Kriege führt, sondern des gegenseitigen Vertrauens, das den Frieden verbürgt. Der Militarismus ist verflucht und wird von der Hand unseres sittlichen Zornes sterben. Viertens: Auch in seiner täglichen Arbeit ist ein Mensch ein Mensch. Es ist nicht der eine der Herr und der andere der Knecht. Das wirtschaftliche wie das sittliche Gesetz erklären gleicherweise gebieterisch, dass die Menschen in ihrer Werkstatt so gut Brüder seien wie in der Kirche. Fünftens und zur Krönung von allem: Religion soll die ernsthafte Anwendung des Prinzips, das christlich heisst, auf alle menschlichen Beziehungen sein. Religion verkündigt die Geburt einer neuen Demokratie, die die Erde bedecken soll, wie die Wasser den Meeresboden bedecken."

(Aus dem „Register", dem Organ der amerikanischen religiös Liberalen.)

Militaristische Logik. Nach Zeitungsberichten, die wohl auf Genauigkeit Anspruch machen dürfen, hat Bundesrat Scheurer in einem Vortrag über „Reorganisationsfragen der Schweizer Armee" folgendes gesagt:

„Es liegt kein Anlass zur Annahme vor, dass irgendein Nachbar Böses im Schilde führt." Ein nichtmilitaristisches Hirn würde daraus die Folgerung ziehen: „Darum dürfen wir mit gutem Gewissen das gute Beispiel einer weitgehenden Abrüstung geben." Aber die militaristische Logik, die sich eine Welt ohne Obersten nicht denken kann und auch nicht denken mag, fährt fort: „Wir können uns deshalb ruhig vorbereiten." Wohl damit der Nachbar zuletzt misstrauisch werde und sich auch desto mehr „vorbereite"? O ihr Armseligen! L. R.

Ein Kampf gegen Darwin. In Amerika (d. h. den Vereinigten Staaten von Nordamerika) tobt der Kampf für und gegen den Fundamentalismus. Dieser ist die Form, die die religiöse Reaktion jenseits des Ozeans annimmt. Sie fordert eine Rückkehr zur Orthodoxie (ob vielleicht doch in etwas erweichter Form?) und bietet allem Liberalismus und aller modernen Theologie eine schroffe Absage. Darin liegt sicherlich ein gewisses Recht, aber es scheint nun einmal nicht anders gehen zu können, als dass diese Reaktion nun ebenfalls wieder die Form eines Irrtums, nur des der „Aktion" entgegengesetzten, annimmt.

Eine etwas massive und fast komische Aeusserung dieser Reaktion ist das Verbot Darwins in den Schulen mehrerer amerikanischer Staaten durch die Schulbehörden z. B. in Oklahama und Nord-Karolina. „Entwicklung", sagt der Gouverneur Morrison von Nord-Karolina, „bedeutet Fortschritt, aber sie bedeutet nicht, dass der Mensch, Gottes höchste Schöpfung, von einem Affen oder sonst einem Tiere abstamme. Ich glaube nicht, dass er das tut und kann nicht zugeben, dass irgendeine solche Lehre oder Andeutung von solch einer Lehre in unseren öffentlichen Schulen vorgetragen werde."

So in Amerika. Man begreift auf einmal das Mittelalter! Und inzwischen

ist der Darwinismus von unserer Gelehrtenwelt so ziemlich allgemein aufgegeben und ohnehin die „Abstammung vom Affen“ eine Vergröberung Darwins. Etwas Berechtigtes liegt allerdings auch in dieser Reaktion, so grotesk ihre Form ist. L. R.

Bern. An die „Freunde der Neuen Wege“. Die Besprechung des Themas: „Wissen und Glauben“ wird im März fortgesetzt. Es werden zwei Zusammenkünfte abgehalten. Die erste, an der Herr Pfarrer v. Greyerz das einleitende Referat hält, findet statt Sonntag, 16. März, abends 8 Uhr; die zweite am 30. März, abends 8 Uhr, mit Herrn Pfarrer Schädelin als Referenten. Lokal: Volkshaus, Zimmer Nr. 9.

Freunde und Gäste sind jederzeit willkommen.

Der Ausschuss.



Von Büchern

Zwischen Wasser und Urwald.

Als ich vor einigen Wochen zu Strassburg im Begriff war, in den Nachtschnellzug zu steigen, der mich nach Belgien und Holland bringen sollte, kam ein Mann, mir die Hand zu drücken, der zu den eigenartigsten und besten unserer so bösen und doch wieder so guten Zeit gehört. Er war grenzenlos müde von übermenschlicher Arbeit vieler Jahre, hatte den ganzen Tag in einem kalten Raum Kisten vernagelt und stand nun vor einer neuen grossen Anstrengung mancher Jahre die eigentlich eine ganz frische Kraft verlangte. Es war Albert Schweizer, der sich anschickte, wieder an seinen afrikanischen Heilandsposten — man darf wohl dieses kühne Wort wagen — zurückzukehren. Einfach in Kleidung und Benehmen wie ein Arbeiter, jeder Zug Ehrlichkeit, Natürlichkeit, Bescheidenheit und Herzensgüte, stand er da, mich merkwürdig an unsern Professor de Quervain in Zürich erinnernd, so gar nicht der weltberühmte Mann, sondern nur ein Mensch, ein guter Mensch im intensivsten Sinn des Wortes.

Eine Anzahl von unsern Lesern wird den Mann kennen. Er ist durch einige seiner Schriften einer unserer berühmtesten Theologen geworden, ein Pionier auf dem Gebiete, das man die Leben-Jesu-Forschung nennt; dazu ein grosser Organist, der ein bedeutendes Werk über Bach geschrieben hat, und ein Philosoph, dem wir ein Buch über die Kantische Religionsphilosophie verdanken, das auch Bahnbrechendes enthält. (Es machte ihm grosse Freude, als ich ihm mitteilte, dass ein entsprechender Satz in den Text seines ihm von Zürich verliehenen theologischen Ehrendoktors durch mich hineingekommen sei.) Dieser Mann, dem, trotzdem er soviel Geist und Charakter besass, doch eine glänzende akademische und literarische Laufbahn sicher gewesen wäre, erfuhr eines Tages von dem unermesslichen Krankheitselend, das auf der Negerbevölkerung Afrikas laste „Je mehr ich darüber nachdachte, desto unbegreiflicher kam es mir vor, dass wir Europäer uns um die grosse humanitäre Aufgabe, die sich uns in der Ferne stellt, so wenig bekümmern. Das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus schien mir auf uns gerichtet zu sein. Wir sind der reiche Mann, weil wir durch die Fortschritte der Medizin im Besitze vieler Kenntnisse und Mittel gegen Krankheit und Schmerz sind. Die unermesslichen Vorteile dieses Reichtums nehmen wir als etwas Selbstverständliches hin. Draussen in den Kolonien aber sitzt der arme Lazarus, das Volk der Farbigen, das der Krankheit und dem Schmerz ebenso wie wir, ja noch mehr als wir, unterworfen ist und keine Mittel besitzt, um ihnen zu begegnen.

Wie der Reiche sich aus Gedankenlosigkeit gegen den Armen vor seiner Türe versündigte, weil er sich nicht in seine Lage versetzte und sein Herz nicht reden liess, also auch wir.“ Und der dreissigjährige Mann studiert Medizin, geht mit seiner Frau an den Ogowe in Aequatorialafrika, in ein besonders schlimmes Klima, um an seinem Teil die Schuld Europas an den Negern abzutragen. Durch sein Buch über Bach und durch Orgelkonzerte bringt er die Mittel dafür auf.

Was er dort auf der Missionsstation von Lambarene in einem halben Jahre gearbeitet und erlebt, das hat er in einem kleinen Buch beschrieben, das der Bedeutung nach ein grosses Buch ist, das alle seine andern übertrifft und überleben wird: „Zwischen Wasser und Urwald“ heisst sein Titel.[1]) Dieses kleine Buch kann keiner mehr vergessen, der es gelesen hat; es muss es jeder lesen, der es lesen kann. Ich habe mich schwer geschämt, dass ich das, durch den ewigen Trubel meines Lebens davon abgehalten, noch nicht getan hatte. Ein holländischer Gastfreund hat es mir dann geliehen und in spärlichen Viertelstunden, oft lange nach Mitternacht, und auf Nachtfahrten habe ich es in mich aufgenommen, dabei immer des todmüden Mannes gedenkend, der sich anschickte, wieder in den afrikanischen Urwald zu ziehen, in den täglich erneuten Kampf mit Krankheit, Hitze, Bedrängnis aller Art durch Natur und Mensch.

Was an diesem Buche erschüttert, ist zweierlei: der Blick in das furchtbare Elend des Urwaldes und der Kampf, den ein Mann, unterstützt von einer tapferen Frau, damit führt. Wer von uns hätte gedacht, dass die sog. Naturkinder so furchtbar an Krankheiten, und dazu an solchen Krankheiten litten? Und auch dass unsere Medizin, deren Möglichkeiten geringzuschätzen viele von uns geneigt sind, immerhin doch viel kann, erfährt man bei dieser Gelegenheit. Aber über allem technischen Können taucht die Gestalt dessen auf, der auch vor allem ein Arzt war und „heilte allerlei Krankheit und allerlei Seuche im Volk“. Von ihm stammt die heilige Unruhe der medizinischen Arbeit; von ihm sind Männer wie Albert Schweizer inspiriert.

Eine der ergreifendsten Stellen des Buches lautet: „Am häufigsten habe ich es mit Brüchen (Hernien) zu tun. Die Neger Zentralafrikas sind viel mehr mit Brüchen behaftet als die Weissen. Woher dies kommt, wissen wir nicht. Eingeklemmte Brüche (inkarzerierte Hernien) sind bei ihnen also auch viel häufiger als bei den Weissen. In dem eingeklemmten Bruch wird der Darm undurchgänglich. Er kann sich also nicht mehr entleeren und wird durch die sich bildenden Gase aufgetrieben. Von dieser Auftreibung rühren die furchtbaren Schmerzen her. Nach einer Reihe qualvoller Tage tritt, wenn es nicht gelingt, den Darm in den Leib zurückzubringen, der Tod ein. Unsere Voreltern kannten dieses furchtbare Sterben. Heute bekommen wir es in Europa nicht mehr zu sehen, weil bei uns jede inkarzerierte Hernie, kaum dass der Arzt sie festgestellt hat, sogleich operiert wird. „Lasst die Sonne nicht über einer inkarzerierten Hernie untergehen,“ bekommen die Studenten der Medizin fort und fort eingeschärft. In Afrika ist dieses grausige Sterben aber etwas Gewöhnliches. Schon als Knabe war der Neger dabei, wenn ein Mann sich tagelang im Sande der Hütte wälzte, bis der Tod als Erlöser kam. Kaum fühlt also ein Mann, dass sein Bruch eingeklemmt ist — Hernien bei Frauen sind viel seltener als bei Männern — so fleht er die Seinen an, ihn ins Kanoe zu legen und zu mir zu führen.

Wie meine Gefühle beschreiben, wie solch ein Armer gebracht wird! Ich bin ja der Einzige, der hier helfen kann, auf Hunderte von Kilometern. Weil ich hier bin, weil meine Freunde mir die Mittel geben, ist er wie die, die in demselben Falle vor ihm kamen und nach ihm kommen werden zu retten, wäh-

---

[1]) Es ist bei Paul Haupt in Bern erschienen.

rend er anders der Qual verfallen wäre ... So lege ich dem jammernden Menschen die Hand auf die Stirne und sage ihm: „Sei ruhig. In einer Stunde wirst du schlafen und wenn du wieder erwachst, ist kein Schmerz mehr.“ ... Die Operation ist vorüber. Unter der dunklen Schlafbaracke überwache ich das Aufwachen des Patienten. Kaum ist er bei Besinnung, so schaut er erstaunt umher und wiederholt fort und fort: „Ich habe ja nicht mehr weh, ich habe ja nicht mehr weh!“ ... Seine Hand sucht die meine und will sie nicht mehr loslassen. Dann fange ich an, ihm und denen, die dabei sitzen, zu erzählen, dass es der Herr Jesus ist, der dem Doktor und seiner Frau geboten hat, hier an den Ogowe zu kommen und dass weisse Menschen uns in Europa die Mittel gaben, um hier für die Kranken zu leben. Nun muss ich auf die Fragen, wer jene Menschen sind, wo sie wohnen, woher sie wissen, dass die Eingebornen soviel unter Krankheit leiden, Antwort geben. Durch die Kaffeesträucher scheint die afrikanische Sonne in die dunkle Hütte. Wir aber, Schwarz und Weiss, sitzen untereinander und erleben es: „Ihr aber seid alle Brüder.“

Es stehen in dem Buche auch viele feine und interessante Gedanken über die soziale Frage bei den Negern, über ihr Verhältnis zum Christentum — doch lassen wir diese hier beiseite. Das, was uns in diesem Buche vor allem erschüttert, ist, wie gesagt, das Krankheitselend Zentralafrikas und die Hilfe, die wir bringen müssen. Denn auch dieses Buch ist eine Pionierarbeit; es öffnet den Blick in eine ganze Welt der Qual, von der wir wenig ahnten — nicht eigentlich das Buch tut das, sondern der Mann, der diesen Weg gegangen ist.[1]) Wer dieses Land der Qual gesehen hat, kann es nicht mehr vergessen. Wir müssen nach auf diesem Weg, wenn nicht in Person, so doch mit unseren Gedanken, unserem Flehen, unserer Mithilfe durch die Tat: „Die, die an sich erfahren, was Angst und körperliches Weh sind, gehören in der ganzen Welt zusammen. Ein geheimnisvolles Band verbindet sie. Miteinander kennen sie das Grausige, dem ein Mensch unterworfen sein kann und miteinander die Sehnsucht, vom Schmerze frei zu werden. Wer vom Schmerz erlöst wurde, darf nicht meinen, er sei nun wieder frei und könne unbefangen ins Leben zurücktreten, wie er vordem darin stand. Wissend geworden über Schmerz und Angst, muss er mithelfen, den Schmerz und der Angst zu begegnen, soweit Menschenmacht etwas über sie vermag, und andern Erlösung bringen, wie ihm Erlösung wird.

Wer durch ärztliche Hilfe aus schwerer Krankheit gerettet wurde, muss mithelfen, dass die, die sonst keinen Arzt hätten, einen Helfer bekommen, wie er einen hatte.

Wer durch eine Operation vom Tode oder der Qual bewahrt wurde, muss mithelfen, dass da, wo jetzt Tod und Qual noch ungehemmt herrschen, der barmherzige Betäubungsstoff und das helfende Messer ihr Werk beginnen können.

Die Mutter, die es ärztlicher Hilfe verdankt, dass ihr Kind noch ihr und nicht der kalten Erde gehört, muss helfen, dass der armen Mutter, da, wo noch keine Aerzte sind, durch einen Arzt erspart bleiben könne, was ihr erspart blieb.

Wie das Todesleiden eines Menschen hätte furchtbar werden können, durch die Kunst eines Arztes aber sanft werden durfte, müssen die, die sein Lager umstanden, mithelfen, dass andern derselbe letzte Trost für ihre Lieben zuteil werden kann.

Dies ist die Bruderschaft der von Schmerz Gezeichneten, der das ärztliche Humanitätswerk in den Kolonien obliegt.“

Wirklich nur ihr? Ist es nicht eine Aufgabe, eine Pflicht für uns alle

[1]) Was alles bisher die Mission gerade in dieser Beziehung geleistet, soll darob keineswegs übersehen werden.

und dies umso mehr, als inzwischen der Krieg einen neuen Fluch von uns aus über Afrika gebracht hat? Es ist dort überhaupt viel zu sühnen.

Wir wollen alle besonders auch dieses Helfers dort drüben auf einsamem, schwerem Vorposten des Menschentums und Reiches Gottes gedenken und senden ihm unseren brüderlichen Gruss. Gott segne ihn![1]) L. R.

Briefkasten.

Zu der Frage der deutschen Not veröffentlichen wir einige Stellen aus Briefen deutscher Freunde, die als Aeusserungen wohlorientierter und unabhängiger Menschen Beachtung verdienen.

„Und wenn man die Not und all das Elend betrachtet, das einen rings umgibt, so gibt man sich leicht zufrieden. Ja, es ist schrecklich; auch in mehr ländlichen Verhältnissen, wie sie hier sind, ist die Not schauderhaft gross. In meiner amtlichen Tätigkeit in der Gemeinde — es ist mir das Referat für Kleinrentner unterstellt — muss ich schreckliche Bilder schauen. Unsere Gemeinde mit ihren nicht ganz 3000 Einwohnern zählt etwa 70 solcher Familien oder Einzelpersonen, die früher zum vermöglichen Mittelstande gerechnet wurden und heute vollständig mittellos sind. Und das Betrüblichste ist, dass in der gleichen Gemeinde dann wieder einzelne Familien mit ihrem oft auf unehrliche Weise erworbenem Gelde in Saus und Braus leben können, ohne dass eine gesetzliche Möglichkeit bestände, dem Einhalt zu tun. Aber trotz dem augenfälligen Gegensatz, der sich zeigt, kommen die Massen nicht zur Einsicht, wo sie politisch hingehören. Doch wenn man diese vielen Kinder und andere Schuldlose sehen muss, da ersticken alle andern Erwägungen in einem und übrig bleibt nur das Mitleid!“

* * *

„Wissen Sie — warum ich in der Hauptsache heute an Sie schreibe, weil in der Schweiz eine Hetze einsetzt — Deutschland nicht mehr zu helfen — in Anbetracht der deutschen Neureichen, die in diesen Wochen an den Winterkurorten: St. Moritz, Davos, Arosa usw. ein Schlemmerleben führen. Ja, — das stimmt wohl — und es sind etliche Tausende, aber diese haben, wenn sie auch in Deutschland leben, nichts für die hiesige Not übrig. Und warum sollen deswegen Hunderttausende leiden, weil Herr „Raffke“ in St. Moritz jeden Abend Sekt trinkt. Ja, lieber Freund, das hat mich sehr traurig gestimmt, zumal ich noch dazu aus Holland eine Zeitung erhielt — mit sehr ungünstigem Inhalt: „De Telegraaf — Tweke Blad — van Zaterdag 26. Januar 1924 — Avondblad“ mit einer grossen Schmal-Zeichnung: (1 Bobsleigh mit vier aufgeschwemmten deutschen Schiebern). Text ins Deutsche übertragen: „Hier gleiten wir fröhlich durch das Leben und für die Heimat sorgen die dummen Holländer!“ Ueberschrift: „An schweizerischen Luxusplätzen — Die deutsche Invasion!“ — Diese Zeichnung schadet mehr als 100 Aufsätze, die das deutsche Elend schildern, nützen.

Tatsachen: In einer Stadt wie Dresden musste das einzige Kinderkrankenhaus „Die Kinderheilanstalt“ am 1. Oktober 1923 ihren Betrieb einstellen und schliessen. Der Leiter, Sanitätsarzt Dr. Brückner, hat 29 Jahre ehrenamtlich — mustergültig — diese Anstalt geleitet, erst die beiden letzten Jahre hat er ein Existenzminimum beanspruchen müssen — mit ihm die Oberärzte und die Schwestern. Um diese Anstalt ein Jahr in Betrieb zu halten, sind 36,000 Goldmark erforderlich, die aber von der Stadt Dresden nicht aufgebracht wer-

---

[1]) Das neueste Buch Schweizers: „Kultur und Ethik“, soll in Bälde besprochen werden.

den können. Herr Sanitätsrat Dr. Brückner, Dresden—A, Lüttichaustrasse 34, Parterre, hat an einige Hundert auswärtige Adressen Bittgesuche und Aufrufe verschickt, aber nur ganz spärliche Antworten erhalten. Von der Schweiz aus schrieb man ihm, dort sorge man für Süd-Deutschland — in der Hauptsache Baden, er solle sich nach Skandinavien wenden, usw. Dies ist ein Hauptfall! Gar nicht zu sprechen von einzelnen persönlichen Geschehnissen und Zuständen. Ich weiss Bescheid, lieber Freund, ich kenne alle die ärmsten Winkel, ich habe eine alte Klavierlehrerin in einer Kiste erstarrt aufgefunden, ich traf einen Beamten mit Gasschlauch im Munde ...

Und da sollen wegen 1000 Prassern die Hilfespenden eingestellt werden? Wenn Sie mir eine grosse Freude bereiten wollen, dann schreiben Sie, bitte, recht bad aufklärend in einige Schweizer Zeitungen, dass die schlechte Stimmung gegen Deutschland verschwindet und unterdrückt wird."

Lebende Worte.

Jeder wahre Glaube ist auf der Strasse des Evangeliums; man muss davon ausgehen, ohne über den Weg Bedenken zu haben.

* * *

Sei er lang oder kurz, direkt oder gewunden, jeder Weg ist wahr, der zum Fuss des Kreuzes führt.

* * *

Wenn ich tiefer gewesen wäre, so wäre ich einfacher gewesen.

* * *

Seid um so mehr Menschen, je mehr ihr Christen seid.

* * *

Jede Religion bedeutet eine Freiheit.

* * *

Gott ist das wahre Milieu der wahren Freundschaft.

* * *

Die Liebe ist ein Teil der Wahrheit, und die Wahrheit ist darum auch das natürliche Mittel, der wahre Boden der Leib, die in keinem andern Erdreich gedeihen kann.

* * *

Es ist zu wünschen, dass es im Reiche Gottes immer ein wenig Kampf und Unruhe gebe.

A. Vinet.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wieder musste Wertvolles zurückgestellt werden, das aber im nächsten Heft und in den folgenden erscheinen wird.

Ein Bericht über die Reise von Ragaz nach dem Elsass und nach Holland wird ebenfalls im nächsten Hefte kommen. Dazu Mitteilungen über die Organisation der „Freunde der Neuen Wege".

Im dunkeln Spiegel das helle Bild.

Die Kriegsknechte entkleideten Jesus, krönten ihn mit Dornen und gaben ihm ein Schilfrohrszepter, schlugen und bespieen ihn, — und brachen doch vor ihm in die Knie, neigten sich tief vor ihm und grüssten ihn als König. Woher diese Widersprüche? Oder sind es keine, ist die Verehrung nur Hohn und ebensosehr Schmähung wie die Schläge und Lästerungen? Ich glaube nicht. Es sind Widersprüche, in denen die Zerrissenheit und Zwiespältigkeit des menschlichen Herzens und Jesu Eindruck sogar auf diese Kriegsknechte sich zeigen. Diese gleiche Zerrissenheit zeigt sich ja ringsum. Pilatus lässt ihn geisseln und nennt ihn vor allem Volk einen Schuldlosen. Mit sichtbarer Ergriffenheit ruft er: welch ein Mensch! Dennoch verurteilt er ihn zum Tod am Kreuz und sagt im gleichen Atemzug nochmals: ich finde keine Schuld an ihm. — In einer Woche jubelt das Volk sein Hosianna und tobt: kreuzige ihn. — Judas verrät ihn und erhängt sich in Gewissensqualen darüber. — Petrus gelobt ihm Treue bis in den Tod und verleugnet ihn noch in der gleichen Nacht, um gleich darauf über seine Untreue bitterlich zu weinen. — Die Jünger, die eben das wunderbare Abendmahl mit ihrem Meister gefeiert, können in Gethsemane nicht mit ihm wachen und stieben auseinander wie eine Schar Sperlinge, als die Häscher ihn greifen. — Dieselben Jünger haben kurz vorher bei der Salbung des inniggeliebten Herrn in Bethanien die Regung des Geizes nicht unterdrücken können: wozu die Verschwendung? Sie streiten sich um ihren Rang, und bei den Söhnen des Zebedäus mischt sich wunderlich der selbstsüchtige Wunsch nach einem Vorzugsplatz und die Sehnsucht, dem Meister ganz nahe zu sein und stets zu Dienst zu stehn. — Martha, am Grabe des Lazarus, schwankt hin und her zwischen dem stillen Vorwurf gegen Jesus: wärest du dagewesen! der Hoffnung: jetzt noch kannst du ihn retten, der Resignation: am jüngsten Tage wird er auferstehen, und dem Unglauben: öffnet das Grab nicht, er riecht schon. So finden wir Widerspruch auf Widerspruch, Zerrissenheit und Zwiespältigkeit bei allen, von denen an, die Jesus am nächsten standen, bis zum Schächer am Kreuz, der die Strafe empfängt, die er verdient hat, und der doch Jesu Heiligkeit zu erkennen vermag und hungert nach seiner Herrlichkeit.

* * *

Sehen wir uns in der Gegenwart und in uns selbst um, so ist die Zerrissenheit nicht kleiner.

Wir nennen Gott unser aller Vater und anerkennen seine andern Kinder so oft nicht als Geschwister. Wir reden und träumen von

Grossem und sind so oft untreu in Kleinem. Die Gottesgaben und -kräfte des Besitzes und der Arbeit werden in unsern Händen so leicht zum Fluch. Summum jus — summa injuria; unser vom Gesetz am meisten behütetes Rechtsgut, das Eigentum, wird zum Unheil für Besitzende und Besitzlose. Trotz den Wundern der Technik und des Verkehrs leiden viele bittere Not. Wir selbst fürchten Hunger und Frost und lassen andere darunter leiden. Das Heiligtum der Ehe und Familie wird von Geschäft, Gier und Streit geschändet. Bei aller unserer Kultur verkümmern so vieler Kinder Anlagen. Trotz allem ärztlichen Wissen und Können darf die Tuberkulose unser Volk dezimieren. Wir brennen von Staatswegen Schnaps und nehmen den Zehntel des Gewinns, um der Trunksucht und ihren Folgen zu wehren. Zum Kriegshandwerk rufen wir Gott an. Bei der raffiniertesten Steigerung der Kriegstechnik sagen wir, wir seien bemüht, dem Kriegen ein Ende zu machen. Die im Krieg Verletzten heilen wir unter dem Zeichen des Kreuzes in der Farbe der Liebe und senden sie zurück in die Hölle der Schlacht.

Und in aller Verstrickung in die Welt und Befleckung an ihr sehnen wir uns doch nach der Freiheit und Reinheit der Kinder Gottes, in aller Gottesferne zieht es uns doch zu Ihm.

So gibt es kein Gebiet, wo nicht Widersprüche klaffen, kein Herz, das nicht innerlich zerrissen ist.

* * *

In dem dunklen Menchenspiegel aber spiegelt sich Jesu Bild.

Er schwebt nicht als ein unberührter Göttersohn über Welt und Leben. An Lazarus Grab erschüttert ihn die Qual der Menschen vor dem Rätsel und Leid des Sterbens. Die Sünde und ihr Sold, der Tod, werden ihm zur allerpersönlichsten Angelegenheit. Seine Seele ist betrübt, und er macht sich gefasst, den Preis seines Lebens für den Sieg über sie zu zahlen. Im Jubel bei seinem Einzug in Jerusalem sieht er das nahe Ende der Stadt und weint darüber. Er empört sich über die Schändung des Tempels und die Falschheit der Volksführer. In Gethsemane ringt er in blutigem Schweiss und Todesgrauen, und am Kreuze endlich bricht aus seinem Mund der Angstschrei: Mein Gott, warum hast du mich verlassen?

So steht Jesus nicht fern ab von den Sünden und Nöten, die uns hin und her werfen und zerreissen. Im Gegenteil, er empfindet sie tiefer, sie erschüttern ihn stärker als je einen Menschen, damals so gut, als er auf Erden ging, wie heute noch. Sie kreuzigen ihn stets aufs neue.

* * *

Aber er steht nicht da wie wir als ein schwankes Rohr. Stets geht er fest seinen Weg. Lazarus Krankheit lässt ihn nicht eilen,

die Gefahr der Reise nach Bethanien nicht zögern. Für Gottes Sieg über Sünde und Tod muss er wirken. So erweckt er Lazarus „um des Volkes willen“, dass es Gottes Macht sehe. Er weiss sich als von Gott gesandt und getragen, als Vollstrecker seines Gebotes, das das ewige Leben ist. Mit tiefem Weh und doch mit vollster Klarheit und Ruhe erkennt er die Notwendigkeit seines Todes für den Sieg dieses Lebens. Er besitzt schrankenlosen Mut gegenüber den Pharisäern, er erhebt sich zum bergeversetzenden Glauben. Als er schon seine Gefangennahme ganz nahe weiss, vermag er es noch, das Abendmahl mit den Jüngern zu feiern, bei dem er die ganze Zartheit und Fülle seiner Liebe auf sie überströmen lässt, ihre Seelen ins Ewige erhebt und ihren Augen den Weg durch die Welt weist. Durch das Brechen des Brotes und das Trinken aus einem Kelch verankert er sie so fest in seinem Leben und Sterben, dass dieses Abendmahl ein unerschütterlicher und unverbrüchlicher Eckstein ihres Aposteltums und alles Christenglaubens und -lebens wird, fester als irgend ein Schriftstück oder greifbares Glaubenspfand es hätte werden können.

Und dann nach der durchwachten und durchrungenen Nacht in Gethsemane, wie steht er gross, gütig, ruhig vor den Häschern, vor Judas, dem er sogar den Verräterkuss nicht weigert. Wie steht er vor Hannas Kaiphas, dem hohen Rat und vor Pilatus, voll Milde und Würde zugleich, still und stark, duldend und unerschrocken. Er erwidert kaum ein Wort und macht doch sichtbarlich auf alle königlichen Eindruck.

Da schon vermögen Worte so wenig sein Bild zu zeichnen, wie Augen den blendenden Glanz eines Schneegipfels in vollem Mittagssonnenglast zu schauen vermögen. Und doch wächst seine Herrlichkeit noch. Er hängt am Kreuz in unsäglicher Pein und bittet für seine Henker, rettet den Schächer, gibt der Mutter einen andern Sohn und dem Freund eine Mutter, und erhebt sich dann zum letzten Ansturm gegen die Macht des Todes, durchbricht seine letzten Schranken und geht ein in die Freiheit der Vollendung und der Uebergabe in Gottes Hände.

Da sagen wir mit Petrus und Martha: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, rufen mit der Menge: Hosianna dem König, der da kommt im Namen des Herrn; mit den Kriegsknechten brechen wir vor ihm nieder und grüssen ihn als König, mit Pilatus rufen wir: seht, welch ein Mensch — da ist euer König! Mit dem Schächer bitten wir: gedenke unser, und mit dem römischen Hauptmann sehen wir: dieser Mensch war Gottes Sohn.

Und dann wissen wir, dass nichts, kein System, kein Staat, kein Gesetz, keine Partei, kein Machtmittel, keine Erfindung, kein Genie, keine menschliche Anstrengung für sich allein zur Rettung aus un-

serer Zerrissenheit und Verlorenheit taugt, dass alles das nichts ist, es sei denn, dass es sich als williges Werkzeug in dessen Hand schmiege, von dem Petrus dann wenige Wochen nach dem Tode am Kreuz mit triumphierender Gewissheit verkündet:

Es ist in keinem andern Heil! B.-G.

Die Siedlung Habertshof in ihrer Idee und Erscheinung.

Die Idee der Siedlung.

Der Habertshof in Elm bei Schlüchtern wurde im Herbst 1919 von einer Schar junger Menschen, die der Jugendbewegung entstammten, zu gemeinsamem Betrieb übernommen. Es war die Zeit, da jene vom jungen Geschlecht, deren Seele lebendig erhalten war, unter dem Weltkrieg unsäglich gelitten haben und ob des Gespenstes auftauchenden Bürgerkrieges, das hinter dem Völkermorden sein grauses Haupt erhob, im Innersten erschüttert waren. Es war die Zeit, da aus der deutschen Jugendbewegung heraus der leidenschaftliche Schrei nach innerer Erneuerung des menschlichen Lebens und nach Gemeinschaft der Menschen untereinander ertönte. Damals wurden von verschiedenen Kreisen der Jugendbewegung hier und dort in Deutschland Siedlungen gegründet, das heisst, man setzte sich in Besitz von Land, das man gemeinsam bewirtete, und hoffte so zur Erfüllung der heissen Sehnsucht nach Gesundung des Lebens zu gelangen.

Die Jugendbewegung ist seinerzeit von einem ihrer Führer mit einem treffenden Wort als Empörung der Romantik bezeichnet worden. Es ist heute kaum nötig, davon zu reden, wogegen sich diese Empörung gerichtet hat. Einige Andeutungen genügen. Die Jugend wandte sich gegen die seelenlos gewordene Zivilisation, die oft schon in der Schule den jungen Menschen die Seele ersticken wollte. Unsere Kultur stand im Begriff, die ganze Welt zu gewinnen und dabei ihre Seele zu verlieren. Dagegen empörten sich die jungen Menschen. Die Auflehnung geschah dumpf, mit wenig klarem Bewusstsein eigenen Wesens; ein unbestimmtes Gefühl trieb die zu selbständigem Leben erwachende Jugend zurück zur Natur, die man in der Stadt verloren hatte. Darum liebte man romantische Wanderungen, schlief gern auf Stroh, pflegte das einfache Volkslied wie die alten Reigentänze und suchte die bürgerliche Kleidung, welche in ihrer Eintönigkeit und Enge so recht als Sinnbild entarteter städtischer Zivilisation erscheinen kann, abzulegen. Die Jugend geriet in Konflikte mit der Schule, dem Elternhaus, den herrschenden sittlichen Regeln, und bald zeigte sich, dass die hier

und dort emporwachsende Bewegung als e i n Moment in der ganzen Kulturkrise zu betrachten ist, die uns erfasst hat. Darum erreichte die Jugendbewegung mit Ende des Krieges, als die Krise in der beginnenden Revolution sich weiter verdichtete, den Höhepunkt ihrer Leidenschaftlichkeit. Darum gab sie mit ihrem damals ertönenden Ruf nach Erneuerung und Gemeinschaft Antwort auf eine in Zwangsläufigkeit und völliger Zerrissenheit endende Zeit.

Zur vollen Erfassung des Sinnes der Siedlung muss über d a s E l e n d u n s e r e r K u l t u r u n d d i e V e r s u c h e z u d e s s e n U e b e r w i n d u n g ein Wort gesagt sein. Auch da genügen einige Andeutungen durch wenige Schlagworte. Das ausgehende 19. Jahrhundert stand wie vielleicht selten eine Zeit im Zeichen des Mammonismus. Das Geld galt als Gott der Welt und beherrschte darum auch wie ein Gott die Welt. (Vielleich ist das ja immer so, und die Jahrzehnte, die hinter unserem Geschlecht liegen, sind nicht ärger, als je eine Zeit arg war. Dann besteht die Krise eigentlich darin, dass der Mensch dieser Tatsache bewusster wurde, als er es sonst zu sein pflegt und sich dagegen zu erheben anfing.) Das Geld, das Mittel zum Leben, wurde zum letzten Zweck; statt dass es dem Menschen dient, wird der Mensch ihm untertan. Das eben heissen wir Mammonismus. Der Mensch wird so entwertet. Im leidenschaftlichen Kampf um das Geld ist der Mensch dem Menschen Feind, der Starke beutet den Schwachen aus, die Gesellschaft schichtet sich weniger nach beruflichen Ständen als nach herrschenden Klassen. (Auch das war vielleicht immer so, und die Krise besteht eigentlich darin, dass die untern Klassen wieder einmal des erlittenen Unrechts bewusst werden und den Kampf gegen die obern Klassen wie diese bewusst zu führen anhoben.) In einem Geschlecht, das in erster Linie auf den Gelderwerb hin erzogen wird, auf den Gelderwerb hin arbeitet, wird die Arbeit für den Reichen wie für den Armen entwürdigt. Und wo gar der aufkommende Industrialismus die Arbeit spezialisiert, wo ein Mann ohne jeglichen Ueberblick über den ganzen Arbeitszusammenhang stumpfsinnig denselben Hebeldruck immer wieder ausführt, dieselben Zähnchen immer wieder feilen muss, wo einer immerzu nur Briefe ordnet oder nach unverstandenem Diktat Briefe schreibt, da wird die Entseelung der Arbeit zur Qual. Die Not ist vor allem Stadtnot. Da herrschen die Steine, die Maschinen, das Papier, das Geld, da ist unnatürlichstes Leben, Quell perverser Leidenschaften, in denen unterdrückte Natur, Befriedigung des Lebensdurstes suchend, sich rächt. Ein entsetzliches Wohnungselend, dem nur die Reichen entrinnen, vollendet die Not. Das ist die Welt, die überwunden werden muss. Das ist die Welt, die den Menschen in immer ärgeres Elend stösst, wenn sie nicht überwunden wird.

Die in sozialistischen Parteien und Gewerkschaften organisierte städtische Handarbeiterschaft versucht diese alte Welt zu stürzen. Sie richtet den Kampf in erster Linie gegen das herrschende Wirtschaftssystem, das den Mächtigen erlaubt, die Massen zu unterwerfen und das den einen grosse Reichtümer auf Kosten der darbenden Menge gibt. In der Arbeiterbewegung taucht das Ideal einer sozialistischen Gesellschaft auf, die einem jeden seinen gerechten Anteil an des Lebens Gütern gewährt. Nicht mehr soll in wilder Selbstsucht Mensch wider Mensch kämpfen, um die Güter ein jeder an sich zu reissen, sondern es soll in vernünftiger Gemeinwirtschaft einer für den andern stehn. Nicht mehr soll der Mensch unter das Geld, unter die Maschine entwürdigt werden, sondern seine Wohlfahrt der letzte Zweck alles Tuns bilden. Um das zu erreichen, gilt es, durch die Sozialisierung der Produktionsmittel allen Versuchen zur Ausbeutung einen Riegel zu schieben. Nehmt den Mächtigen ihre Gewalt über Fabriken und Boden, über Wasserkraft und Kohle, erklärt die Reichtümer, die die Natur uns beut und die des gesamten Volkes Kraft im Laufe der Geschlechter geschaffen, für Gemeineigentum und die Not unserer Zeit wird überwunden. Das ist der Weg, den sie gehen wollen . . . Ausgehend von der traurigen Tatsache, dass die wirtschaftlichen Interessen das ganze Leben beherrschen, glauben sie durch politischen Kampf die wirtschaftliche Ordnung im Grunde verändern zu müssen, um von solcher Umwälzung aus zu einer neuen, gesunden Volkskultur zu gelangen.

Ohne die Notwendigkeit politischen und wirtschaftlichen Kampfes zu leugnen, so halten wir den Versuch der heutigen Parteien für unzulänglich. Der Versuch sozialistischer Umgestaltung, der Ende 1918 begann, ist weniger gescheitert, weil den Sozialisten äussere Macht fehlte, als weil es den Trägern des sozialistischen Willens an innerer Kraft gebrach. Eine alte Welt wird nur überwunden, wo ein neuer Geist ersteht. Gemeinwirtschaft wird erst möglich, wo ein starker Gemeinsinn herrscht. Solange die Führer nur das Eigeninteresse des Arbeiters aufrufen, wird er nicht im Stande sein, ein Reich der Brüderlichkeit zu bauen. Gemeinschaft kann nur werden, wo Fähigkeit zum Opfer ist. Die Führer der Arbeiterbewegung haben übersehen, dass die Lebensformen Ausdruck seelischer Gewalten sind. Ein selbstsüchtiges Geschlecht erzeugt Zerrissenheit und Feindseligkeit, Kampf und Armut. Gemeinwirtschaft aber erkämpfen nur solche Menschen, die sich an die grosse Sache, von der sie erfüllt sind, hingeben wollen. Der Sozialismus hat seine bestimmten seelischen Voraussetzungen, wie der Kapitalismus die seinen hat. Darum lässt er sich nicht mit einem Schlag diktieren und lässt sich durch keine Gesetzesreformen heranziehen, ohne

dass vorher eine seelische Erneuerung vorausging. Der Sozialismus muss erwachsen. Bevor grosse politische Versuche fruchtbar sein können, muss sozialistischer Geist stark geworden sein. Das ist nur möglich, wo sich zunächst frei vom Staat solcher Geist seine Verkörperungen bildet. Erst wird der Sozialismus sich hier und dort durch die Tat von Menschen, die von ihm erfasst sind, ausgeprägt haben. Dann erst schlägt die Stunde für gestaltende Politik. Einzelne Gruppen müssen vorangehen und ihr Leben auf ihre neue Art gestalten. Nicht erwächst die neue Lebensrichtung aus der neuen Wirtschaftsordnung dieser Menschen untereinander, sondern der Geist entthront das Geld, der Geist verleiht der Arbeit neue Würde, der Geist sucht die Natur, der Geist heisst den Bruder dem Bruder dienen. Wo aber der Geist sich eigenartige genossenschaftliche, sozialistische, kommunistische Gebilde schafft und die neue Ordnung sich bewährt, wird Geist dem Geiste rufen und Gemeinsinn wird erstarken. *In dem Masse, als sich freie Formen von Gemeinwirtschaft innerhalb des alten Profit- und Geldsystems bilden, werden volksverbindende Kräfte gestärkt und sind in irgendwelcher uns heute noch nicht enthüllten Form Volksgemeinschaft fördernde Auswirkungen zu erhoffen.*

Solch wachsenden Sozialismus sehen wir in den *Genossenschaften*, die sich langsam ausbreiten. Nicht denken wir dabei an jene Genossenschaften, in denen sich profitsüchtige Unternehmer zusammentun, um durch gemeinsam betriebenes Geschäft reicher zu werden. Sie sind eher Aktiengesellschaften zu vergleichen, als Keimzellen neuen Lebens. Sondern wir denken an jene Genossenschaften, welche mithelfen, den Profit auszuschalten, welche ihre Arbeiter nach Leistung und Bedarf entlohnen, aber keine Gewinne an die Leiter abwerfen. Genossenschaften, wie sie als Konsumvereinigungen in einzelnen Ländern stark ausgebildet sind, die aber auch nach Möglichkeit in eigenen Fabriken, auf eigenem Boden neue Ware schaffen. Solche Genossenschaften bilden mitten im Kapitalismus ein Stücklein Sozialismus; in zähem Ringen lassen sie aus dem alten heraus ein neues wachsen. Sie erziehen zu Solidarität. Sie helfen die seelischen Voraussetzungen für weitere Formen von Gemeinwirtschaft schaffen. Sie lassen aus kleinen Anfängen heraus Schritt um Schritt wertreiche Erfahrung sammeln. Je mehr sie sich in einem Volk durchsetzen, um so reifer wird es zur Lösung grösserer sozialpolitischer Aufgaben. Ihr Erfolg ist die beste Propaganda für Gemeinwirtschaft.

Wir sprechen von Genossenschaften, weil sie die heute verbreiteste Form des erwachsenden Sozialismus bilden. Es können und

müssen neben ihnen aber auch andere gemeinwirtschaftliche Gebilde entstehen. Werkgemeinschaften von Arbeitern, die miteinander arbeiten, ohne dass ihr Leiter sich aus der gemeinsamen Arbeit bereichert und ohne dass sie auf Kosten der Käufer grosse Gewinne erzielen. Und zu Genossenschaften, Werkgemeinschaften, Gilden und was sich an Formen ähnlicher Art noch bilden mag, sind auch d i e S i e d l u n g e n zu zählen. — Die Ausführungen über unsere verelendete Kultur und über die Bestrebungen zum kommenden Sozialismus waren keine Abweichungen von unserm Gegenstand, sondern haben helfen müssen, den Sinn der Siedlung herauszustellen, Sie haben den Versuch, den der Habertshof und andere Siedlungen machen, in seinen Zusammenhang mit der Geschichte unserer Zeit stellen müssen.

Die aus verschiedenen Kreisen der deutschen Jugendbewegung heraus gegründeten Siedlungen zeichnen sich vor den andern Bewegungen, die eine neue Zeit heraufführen helfen wollen, durch das seelische Moment aus, das sie in den Kampf hinein tragen. Diese Jugend weiss, dass es sich zuerst um die Erneuerung des Menschen selbst handelt, wenn die Beziehungen zwischen den Menschen edler werden sollen. Zudem zeichnen sich die Siedlungen darin von andern Formen erwachsender Gemeinwirtschaft aus, dass in ihnen nicht bloss die wirtschaftlichen Beziehungen der arbeitenden Leute untereinander andere werden, sondern dass es um die Erneuerung des gesamten Lebensstiles geht. Darum sind uns die Siedlungen wertvolle Ansätze zur Gesundung, wenn schon ihre Zahl gering ist und sie an äusserer Macht keinerlei Bedeutung haben. Die wenigen Siedlungen Deutschlands wenden die deutsche Not nicht. Sie sind einfach Zeugen eines neuen Wollens. Aber jeder Zeuge ist zeigend, wie jedes Symbol zum Sakrament wird, so bedeutet jedoch Ausdruck doch auch einen Eindruck, und so mag auch von Siedlungen ein Dienst getan werden, wenn schon er nicht unmittelbar erscheint.

Vielerlei heisst heute Siedlung. Irgendwelche Schrebergärten und Gartenstädte heissen so. Muss es besonders gesagt sein, dass davon hier nicht die Rede ist? Zum Wesen einer Siedlung, wie das Wort hier verstanden ist, gehört zweierlei: Einmal der Besitz von Land. Sodann die gemeinschaftliche Bebauung des Landes und die gemeinsame Nutzniessung seines Ertrages durch die Siedler. Vom Sinn der Gemeinschaft sprachen wir bisher. Ueber d a s L a n d muss noch ein Wort gesagt werden.

Die Menschen der grossen Städte sind entwurzelt. Sie kennen die Scholle nicht und haben die Heimat verloren. Dadurch sind sie in ihrem Wesen meist verkrüppelt. Sie leben allzusehr von Ideen und Nervenreiz. Aber der Mensch ist ein Geschöpf von Fleisch und Blut. Er ist aus der Erde erwachsen, und wenn schon sein Geist

aus einer andern Heimat stammt, so darf doch der Mensch die Erde nicht verlieren. Denn im Menschen vermählt sich der Geist mit dem Stoff. Wo wir eine Gesundung des Lebens suchen, ist es gut, auf dem Lande zu wohnen und zur Erde wieder ein Verhältnis zu erlangen. Darum führte der Jugend Sehnsucht nach einer Rückkehr zur Natur schliesslich zur Gründung von Siedlungen. In Verbindung mit der lebendigen Natur ist es leichter, zu einer wahrhaften Erneuerung zu gelangen. Es ist zwar nicht möglich, dass jedermann heute aufs Land zöge, und wir sehen nicht, wie in absehbarer Zeit die öden Städte in Gartenstädte umzuwandeln wären. Aber es ist doch wahr: Zur Gesundung unserer Kultur müssen die allermateriellsten Dinge mit den allergeistigsten verbunden werden, und in dieser Tendenz liegt ein Hauptwert der Siedlungen.

Mit dem ländlichen Aufenthalt und der landwirtschaftlichen und gärtnerischen Arbeit ist Einfachheit der Lebenshaltung gewährt. Das Bauerntum hat noch nie den Boden für Luxus geboten. Seine Arbeit erlaubt es gar nicht. Und wer natürlich lebt, hat auch viel weniger Bedürfnis nach all den Scheinwerten, mit denen die verirrte Stadtkultur die Leere der unbefriedigten Seele auszufüllen versucht. Die Einfachheit des gesamten Lebensstiles einer Siedlung schliesst die Pflege wirklicher kultureller Werte nicht aus; wenn man schon auf Schnaps, Tabak und Kino verzichtet, lässt sich doch das Heim schön gestalten und Kunst und Wissenschaft pflegen. Das ist gerade reizvolle Aufgabe einer Siedlung, den Weg zu jener Kultur zu finden, die nicht nur denen offen steht, die auf Kosten des Volkes reich geworden sind, Schlichtheit der Lebensführung mit kulturellem Sinn zu verbinden.

Der Arbeiter auf einer Siedlung ist nicht so stark durch das Geld an seine Arbeit gebunden, wie es sonst meist der Fall ist. Sein Auskommen ist ihm im Rahmen der Gemeinschaft gesichert, und ausserordentliche Anstrengung gewährt ihm kaum einen privaten Gewinn. Darum ist für die Siedlung nur reif, wer Freude an der Arbeit hat, um ihrer selbst willen, Freude an der Arbeit hat um des Dienstes willen, den er durch sie für das Ganze verrichtet. Gerade darum ist für eine gemeinwirtschaftlich lebende Gruppe der Landbau wertvoll. Denn er bietet dem Arbeitenden eine Befriedigung, wie sie sonst etwa die Kunst dem Künstler, der Ausdruck des Gedankens dem Schriftsteller, die Ausbreitung erkannter Wahrheit dem Missionar (Propagandist sagen wir heute) gewährt. Eine Siedlung, auf welcher Arbeit getan wird, die ihren Wert erst vom abgeworfenen finanziellen Gewinne erhält, ist nichts wert. Gewiss dürfen und müssen auch Siedler in ihrer Arbeit auf Rentabilität achten, sonst bräche ihr Werk zusammen. Aber sie darf keine Arbeit tun,

die nicht von Nutzen oder von innerm Werte ist. Wo Kunstgewerbe geübt wird, muss Schönes gearbeitet werden; wo Bücher verlegt werden, müssen sie gut sein; wo Handwerk geleistet wird, muss solid und geschmackvoll gearbeitet werden.

Eine Hauptaufgabe, die sich jede Siedlung zu stellen hat, ist die möglichst intensive Ausnutzung des Landes. Es muss dem Boden mehr Ertrag abgerungen werden, als er sonst zu tragen pflegt. Daher hat die Siedlung ja ihren Namen. Darum hat sie den Namen mit Pflanzlandbestrebungen gemein. Sie muss es ermöglichen, dass mehr Leute von ihrem Stück Land Nahrung erhalten, als bisher der Fall war. Mit der Zeit von extensiver zu intensiver Bebauung übergehen. Das ist nicht mit einem Schlage möglich, aber das gesteckte Ziel. Ausnützung der menschlichen Abgänge, zweckvolle Berieselung der Felder, gärtnerische Bebauung des Bodens kann dessen Ertrag ungeheuer steigern. Es ist berechnet worden, „dass mit gartenmässiger Bebauung auf der gleichen Fläche etwa der dreissigfache Ertrag an Menschennahrung erzeugt werden kann, als mit bäuerlich-feldmässiger Bebauung, und dabei erfordert das gleiche Quantum Nahrung bei der gartenmässigen Bebauung nur die Hälfte derjenigen menschlichen Arbeitskraft, die feldmässige Bebauung erfordert.“[1])

Deutschland könnte seinen Bedarf an Nahrungsmitteln decken, wenn es die Intensivität der Feldbebauung nur schon um die Hälfte des heutigen Ertrages steigerte. Wie sollte je dem Stadtelend gesteuert werden, wenn nicht ein Anfang gemacht wird, das Land intensiver zu bebauen? Und wer ist dazu eher berufen, als jene, welche die Not unseres Geschlechts erkannt haben, ihr Leben in den Dienst der Volksgemeinschaft stellen wollen und Land selber in Besitz haben? Der Boden ist der kostbarste Schatz, und wer das weiss und Boden sein eigen nennt, hat die Pflicht, ihn nach Möglichkeit erträglich zu gestalten.

Nachdem von den zwei wesentlichen Elementen, welche in ihrem Zusammenklang das Wesen einer Siedlung ausmachen — Gemeinschaft unter den Menschen und Besitz von Land — die Rede gewesen ist, könnte jetzt von der Siedlung Habertshof, um die es sich hier besonders handelt, erzählt werden, um zu zeigen, welche Gestalt sie bisher im einzelnen angenommen hat, welche Erfahrungen auf ihr gesammelt worden sind und welche ihr eigentümlichen Gefahren drohen. Vorher muss aber noch ein Wort wider einen verbreiteten

---

[1]) Vergleiche darüber die Schrift von A. Bietenholz-Gerhard: Die Siedlung. Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich und Leipzig. Bietenholz geht auf die hier sich bietenden Möglichkeiten auf Grund verschiedenerorts gemachten Erfahrungen und Berechnungen näher ein. Seine Schrift zeichnet sich durch viel Verständnis für das Wesen der Siedlungen aus.

Irrtum gesagt werden, der dem richtigen Verständnis des Sinnes der Siedlung vielfach im Wege steht. Dabei wird manche auf Habertshof gemachte Erfahrung schon genannt werden.

Die Meinung, Siedlungen wollten etwas durchaus Eigenartiges und absolut Neues sein, ist leider hier und dort verbreitet. Aus diesem Irtum heraus werden dann oft auf Siedlungen zu grosse Hoffnungen gesetzt, die nachher bitteren Beschuldigungen weichen, oder werden die Leute, welche eine Siedlung gründen, wegen Ueberhebung getadelt. So wahr als Siedlungen Ansatzpunkte für ein neues sein können und sein wollen, so wahr wollen und können sie kein ganz und gar neues sein. Ihr Wert besteht gerade darin, dass in ihnen ein organisches Herauswachsen aus dem alten Lebensstil und den alten Ordnungen zu neuer Lebensart ermöglicht ist. Eine Siedlung bleibt in allen Beziehungen mit der Umwelt durchaus verbunden.

Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, zu meinen, eine Siedlung sei in wirtschaftlicher Hinsicht eine rein sozialistische Insel im Meere des Kapitalismus. In Zeiten der Ernte hat auch der Habertshof wie die Bauern alle Taglöhnerkräfte hinzuziehen müssen. Frauen erhielten nun im Herbst 1922 im Dorfe gewöhnlich einen Stundenlohn von 7 Mark. Das war eine äusserst geringe Entlöhnung; denn zur selben Zeit erhielt jeder Handlanger im Baugewerbe selbenorts einen Stundenlohn von 40—50 Mark. Es kann nun der Fall eintreten, dass eine Siedlung es wirtschaftlich einfach nicht vermag, gerechten Stundenlohn zu zahlen, da sie sonst ihre Produkte so teuer abgeben müsste, dass sie sie auf dem Markt nicht abbrächte. Der Habertshof ist dazu übergegangen, solche Mitarbeit fremder Helfer in Naturalien zu bezahlen. Dadurch erreichte er zum mindesten, dass im Chaos des Währungselendes seine Taglöhnerfrauen einigermassen anständig bezahlt waren. Deutlicher noch tritt die Verbundenheit mit dem herrschenden Wirtschaftssystem im Geldwechsel hervor. Bei Gelegenheit eines Darleihens in ausländischer Währung wird fremdes Geld in Papiermark umgewechselt, und je nach dem augenblicklichen Kurs ausländischen Geldes macht sie vielleicht einen rein kapitalistischen Gewinn. Die Siedlung nimmt das Darleihen zu einer Zeit an, da die Inlandspreise beinahe nur einen Drittel der Weltmarktspreise ausmachen und zahlt in späteren Jahren die Schuld in einer Zeit zurück, da Deutschland auf der Höhe der Weltmarktspreise angelangt ist. Hat also mit dem geliehenen Gelde bedeutend mehr kaufen können, als sie nachher zur Rückgabe leisten muss. Ein noch schlagenderes Beispiel der wirtschaftlichen Verbundenheit mit der Umwelt ist die Entwertung der Hypothekarschulden, die einer Siedlung so gut wie jedem Hypothekarbauern zugute gekommen ist ... Natürlich wird eine Siedlung versuchen.

die Härten dieses Systems, mit dem sie verbunden ist, soweit es sie besonders angeht, zu mildern. Der Habertshof ist heute bereit, persönlichen Hypothekargläubigern den vollen Nennwert zurückzuzahlen und hat es auch schon im Einzelfall getan. An Kassen, die ihren Sparern höchstens die gesetzliche Aufwertung von 10 Prozent gewähren, wird er dem Gesetze gemäss 10 Prozent des Goldbetrages aufwerten. — Ich lehre mit diesen Worten nicht: Sei Kapitalist, solange der Kapitalismus besteht! Heule mit den Wölfen! — Sonst würde der Kapitalismus tatsächlich nie und nimmer überwunden. Ich sage nur: Es ist für eine wirtschaftlich tätige Gruppe von Menschen beinahe ebenso schwierig, sich aus dem Kapitalismus herauszuwinden, wie es das für den einzelnen Geschäftsmann ist. - Diese Verflochtenheit mag schlimm erscheinen, und man hat ihretwegen den Habertshof schon oft beschuldigt, ein kapitalistischer Betrieb zu sein.

Wichtiger als die wirtschaftliche ist die seelische Verbundenheit mit der Umwelt.

Wir Menschen sind eines Leibes, und ein Blut rinnt durch unsere Adern; wir sind derselben Abstammung. Gemeinschaft ist uns in allen Dingen, und alle Versuche, den Einzelnen auf sich allein zu stellen, bauen auf einer Lüge auf und führen ins Verderben. (Darum ist Selbstsucht Abfall von Gott, dem Urgrund des Lebens, und unheilvoll. Darum laufen alle Wege, die auf anerkannte Gemeinschaft zielen, in der rechten Bahn.) Diese Gemeinschaft hat uns in den vergangenen Jahren der Weltkrieg besonders deutlich vor Augen gestellt: Es ist jeder aufs innigste mit dem Schicksal seines Volkes bis in die Gedanken und Gefühle verbunden. Die seelische Gemeinschaft ist auch zwischen der Siedlung und der übrigen Welt nicht aufgehoben. Eine Siedlung ist für die Schäden des Volkes mitverantwortlich, wie irgendwer, und geistige und seelische Strömungen des Volkes werfen ihre Wellen auch in die Siedlung hinein, durch Zeitungen, Bücher, und hinzukommende lebende Menschen.

Der Welt Not, die als Armut auf weiten Volksschichten lastet, als Krankheit frühem Tod ruft, als Ausschweifung die Familien zerstört, als Verzweiflung zum Selbstmord treibt, als Ungerechtigkeit die Menschen verbittert und als Hass Gewalttat über Gewalttat ruft, der Welt Not, die in tausenderlei Formen auf dem Volke lastet, dass es einem aus unzähligen Wunden eiternden kranken Leibe gleicht, der Welt Not hat ihren Sitz auch in uns, die auf einer Siedlung leben. Wir empören uns gegen die Ungerechtigkeiten der herrschenden Gesellschaftsordnung, wir wehren uns dagegen, dass die einen leben, um das Leben in vollen Zügen zu geniessen, und die andern hart arbeiten müssen, um ein kärgliches Dasein fristen zu können. Und dabei wohnt ungerechter Sinn auch mitten unter uns. Es kann vor-

kommen, dass Zwistigkeiten entstehen, weil die einen die andern im Verdacht haben, von gemeinsamen Lebensmitteln zu viel an sich gerissen zu haben. Es kann vorkommen, dass einer morgens lange liegen bleibt, während andere für ihn schon arbeiten. Lächerliche Kleinigkeiten, gewiss. Aber die Tatsache muss klar erkannt werden: Die Uebel, an denen die Welt erkrankt, haben ihre Ursache in einem verdorbenen Menschengeist, und die Verderbnis will auch in uns wirken. Der Hass findet in meiner Brust Raum, Gewalttätigkeit schlummert in meinen Gliedern, Ichsucht ist in mir gross.

Unabhängig von allen christlichen oder indischen Religionslehren kann eine Siedlung die Erfahrung machen: Der Feind ist in dir! Der Weg zur Weltverbesserung geht durch die Selbsterneuerung. Die warhaften Entscheidungen des Lebens fallen im verborgenen Grund der Seele. Das kapitalistische System, die seelenlos gewordene Zivilisation ist ein Fluch; aber der Fluch ist aus dem verdorbenen Menschen entstiegen. Wir haben die Verseuchung aus der Umwelt in die Siedlung hineingebracht, und können ihr so wenig äusserlich entfliehen, als der Mönch durch bloss äusseren Rückzug aus der Welt in die Klosterzelle der Sünde zu entfliehen vermag. Die Blutvergiftung des Volkskörpers ist eine allgemeine und sie geht mit uns, wie der Kobold auf dem Karren dem Bauern aus der brennenden Scheune folgt, in der er hätte verbrennen sollen. Die Erneuerung des Lebens wird nicht durch Einsiedelei gewonnen, sondern sie taucht aus den Tiefen der Seele auf; aus Tiefen, die freilich zum grössten Teil der Macht unseres Willens entnommen sind.

Noch eines muss in diesem Zusammenhang gesagt werden: Gemeinschaft lässt sich auf der Idee der Gerechtigkeit allein nicht aufbauen. Denn weil wir ja mitverseucht sind, reisst hier und dort unter uns Ungerechtigkeit ein. Die reine Gerechtigkeit findet sich gar nicht. Die Ungerechtigkeit aber zerreisst die Gemeinschaft, wenn nicht Liebe da ist, welche den von der Ungerechtigkeit abgerissenen Faden neu knüpft, Liebe, die bereit ist, all die bösen Schäden, die auftauchen, verzeihend zu decken. Auch auf einer Siedlung kommen die sich geduldig Bescheidenden neben den selbstbewusst Fordernden zu kurz. Darum müssen Menschen da sein, die dulden und verzeihen können. Es ist kein Zufall, dass der Habertshof den Weg vom ethischen Idealismus zur klar bewussten religiösen Einstellung geschritten ist.

Es gibt einen ethischen Idealimus, der mit guten Ideen eine gerechte Menschenordnung ausklügelt und dann den gesunden Verstand aller Menschen anruft, damit sie sittlich leben, auf dass es allen wohl ergehe, so nach dem Sprüchlein: Es ginge uns allen am besten, wenn wir uns alle miteinander vertragen wollten! Das Verhängnis

dieser Lehren ist nur, dass sie aus dem Konjunktiv nicht herauskommen: Es ginge, wenn ... Solche Systeme sind kein gangbarer Weg zur Gemeinschaft. Denn solange nur der gesunde Menschenverstand angerufen wird, will sagen, die vernünftige Selbstsucht, so antwortet die vernünftige Selbstsucht: Wenn ich warten will, um zu meinem Glück und Recht zu kommen, bis sich alle zur Gerechtigkeit gefunden haben, liege ich längst unter dem Rasen, ehe die allgemeine Harmonie erreicht ist. Vorläufig fahre ich besser, mit den Ellbogen um mich zu stossen, wie es die andern um mich herum tun! — Der einzige Weg, der tatsächlich zum Ziele führt, Gemeinschaft zeugt, ist der Weg des Opfers. Nicht die Weisheit einer philosophisch begründeten Sittlichkeit schafft bessere Zeit, sondern die Kraft des Kreuzes. Die Siedlung lehrt es, der Welt gilt es: Gemeinschaft ersteht erst, wo selbstloses Verzeihen und duldendes Verzichten zudecken, was Selbstsucht und Ungerechtigkeit eingerissen haben. Nicht Recht kann uns von unsern Uebeln erlösen, sondern die Liebe allein. Damit sind die Ansprüche des Rechtes nicht aufgehoben.

(Fortsetzung folgt.) Emil Blum.

Die Zivildienstmotion vor der Berner Synode.

Der Synode vom 26. Februar lag folgende mit zehn Unterschriften versehene Motion vor:

Erklärung.

„Die evangelisch-reformierte Kirchensynode des Kantons Bern erblickt in der Bewegung für den Zivildienst

1. einen berechtigten Versuch, die Freiheit des christlichen Gewissens zu schützen, was sie als unabweisbare Pflicht, aber auch als eine Grundbedingung eines gesunden nationalen Lebens betrachtet.

Sie anerkennt darin

2. auch eine achtungswerte Aeusserung des gesunden christlichen Geistes, der den Mitteln der Gewalt die Mittel der Liebe und die versöhnende Tat gegenüberstellen und so die höchsten Güter verteidigen und zugleich die nationale und internationale Solidarität wahren und vertiefen will.

In diesem Sinne begrüsst sie die Petition für den Zivildienst, erwartet sie auch eine ernsthafte und wohlwollende Prüfung durch die zuständigen Behörden."

Man beachte: Es handelte sich nicht darum, die Zivildienstpetition zu empfehlen und so den politischen Behörden vorzugreifen, sondern darum, die Kräfte, aus denen sie geboren ist, anzuerkennen. Nur in diesem Sinne, also nicht materiell, sollte die Synode die Petition begrüssen. Auch nicht, dass wir meinten, der Friede Gottes für die Erde hange ab von einer Erklärung der Synode.

Ihre Aufgabe bestand einfach darin, ein deutliches Wort über die Gewissensfreiheit und den Christenglauben, angewendet auf eine brennende Gegenwartsfrage, zu sprechen, allerdings ein richtunggebendes, bekenntnisähnliches, nach heutigen Begriffen tapferes Wort, welches davon Zeugnis ablegte, dass die Landeskirche etwas von der heiligen Beunruhigung spürte, die Gott in un-

sere Zeit gesetzt hat. Ob sie dieser Aufgabe gewachsen sei, das war die Frage, die unser Herz erzittern liess.

Wir haben eine bittere Erfahrung machen müssen. Schon der Gegenantrag des Synodalrates verliess den Boden, auf dem die Motion stand:

„Die bernische Kirchensynode,

nach Beratung der von Pfarrer Oettli in Derendingen und andern Synodalen eingereichten Motion betreffend die an die Bundesversammlung gerichtete Zivildienstpetition, in Erwägung

1. dass sie es als eine aus dem Geist des Evangeliums hervorgehende hohe Aufgabe der Kirche ansieht, an der Ueberwindung des Krieges mitzuhelfen und alle wahren Friedensbestrebungen zu unterstützen, in Sonderheit die Anwendung des schiedsgerichtlichen Verfahrens als des zurzeit gangbarsten Weges, die Zwistigkeiten zwischen den Völkern zu schlichten,
2. dass sie aber die Landesverteidigung unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen als nötig anerkennt und es nicht verantworten könnte, der Regierung die zum Schutz des Landes und zur Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung nötigen Machtmittel entziehen zu helfen,
3. dass eine nachsichtige Behandlung der Dienstverweigerer schon jetzt Platz gegriffen hat, insofern es sich um aufrichtige religiöse Gewissensbedenken handelt,

lehnt die Motion ab."

Man spürt dieser Erwägung eine peinliche Verlegenheit an. Ihr „Ja — aber" zeigt, wo die Kirche steht: auf dem „Aber" des Punktes 2. Anders lässt sich die Ablehnung nicht begründen. Aber wozu denn das „Ja" in Punkt 1? Zur Dekoration? — Ach nein! Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben. Solange die Kirche immerhin noch sagen muss, es sei ihre Aufgabe, an der Ueberwindung des Krieges „mitzuhelfen" (wie bescheiden!), kann es Leute geben, die das ernst nehmen.

Und dann die Diskussion. Der Vertreter des Synodalrates erklärte gleich eingangs, er müsse sich an den Text der Petition halten. So wurde aus der Synode ein politisches Parlament mit religiöser Verbrämung. Gewiss, es lag viel Ernst, es lag warme Ueberzeugung in manchen Voten. Man konnte spüren: Die Sache ging allen nahe. Aber sie brachten ihre Augen nicht weg von den irdischen „Realitäten"; an ihnen, nur an ihnen haben sie sich orientiert. Doch einer ist auf die Gewissensfrage eingetreten, mit dem peinlichsten aller Voten — wir lieben die Kirche so sehr, dass wir ihr diese Rede gerne erspart hätten — er machte das Gewissen lächerlich. Und das vor einer Kirchensynode! Und sie hat ihm Beifall gespendet.

Es galt, einen Ansturm abzuschlagen. Konzessionen wurden nicht gemacht. Insofern bewies die Synode eine gewisse Männlichkeit. Auch der Zusatz zum Antrag des Synodalrates wurde abgelehnt: „Die Kirchensynode billigt die Stellung, welche der Synodalrat letztes Jahr gegenüber der Zivildienstpetition eingenommen hat, indem er empfahl, über die Dienstverweigerer, die ernsten religiösen Gewissens sind, nicht entehrende Strafen zu verhängen." Ein synodalrätlicher Redner selber wehrte sich mit geradezu physischer Kraft gegen die Gutheissung seiner eigenen Schritte.

Endresultat: 123 gegen 15 Stimmen.

Der Erfolg der Motionäre war gross, viel grösser, als erwartet. Noch nie brachte die Oeffentlichkeit der Synode ein so lebhaftes Interesse entgegen. Wohl noch nie hat der Präsident die Tribüne mahnen müssen, sich jeglicher Kundgebung zu enthalten. Durch die Versammlung ging eine deutlich wahrnehmbare Spannung, und wenn auch gegen 5 Uhr ungestüm Schluss verlangt und dem Hauptmotionär das Schlusswort verweigert wurde, so lag darin doch keineswegs die fröhlich-sichere Stimmung: „Die Meinungen sind ja längst gemacht, was soll das weitere Reden?" es lag darin eine Unsicherheit: „Wir

wollen uns nicht länger beunruhigen lassen." In den Voten der theologischen Gegner besonders fiel uns die Unsicherheit auf, eben in ihrer schroffen, unversöhnlichen, stellenweise gehässigen und fast durchweg verständnislosen Redeweise. Die andern Redner sprachen ruhiger, würdevoller. Sie empfanden die Not jedenfalls weniger stark. Man mag also angesichts der 123 Stimmen, welche auf den Antrag des Synodalrates fielen, von einer Schmach der Kirche reden, die nicht ihre Stunde kenne; man mag sie anklagen, dass sie, wie auch schon, mitschuldig sei, wenn die politischen Stimmen neuerdings kriegerisch werden, mitschuldig auch, wenn Gewissensmenschen wieder mit härteren Strafen belegt werden, mitschuldig an der Gewissensknechtung, der Gewaltanbetung, an der Stärkung der widergöttlichen Mächte. Aber dass ihre Vertreter bewusst oder unbewusst das Peinliche ihrer Einstellung fühlten, dass auch unter den 123 manche sich eines starken Unbehagens nicht erwehren konnten, das macht unsern Schmerz hoffnungsvoll. J. Oettli.

Nachwort der Redaktion. Wir haben dem Hauptmotionär für den Zivildienst in der Berner Synode gern zu seinem Berichte das Wort gegeben und bewundern ihn ob der Milde seines Urteils; doch mag es uns erlaubt sein, hinzufügen, dass viele von uns, die durch Zeitungsberichte und Ohrenzeugen über jene Verhandlungen unterrichtet sind, diese Milde nicht teilen können. Dass ein solches Verhalten einer kirchlichen Behörde, einer Versammlung, die sich auf Christus beruft, noch als „hoffnungsvoll" betrachtet werden dürfe, können wir nicht glauben. Ihre Unruhe bezeugt freilich das böse Gewissen, aber auch den Willen, der Wahrheit zu widerstreben. Freund Oettlis Beurteilung wäre möglich und vielleicht geboten, wenn wir noch im Winter von 1914 wären, wenn aber nach diesen zehn Jahren des Weltgerichtes eine Versammlung von Geistlichen und Halbgeistlichen von Schrecken und Entrüstung durchzittert wird, sobald man ihr sagt, eine Massregel bedeute die Durchbrechung des Prinzips des obligatorischen Militärdienstes, so muss man um Christi willen die Wahrheit frank heraussagen: Das ist Abfall von Christus zu Cäsar.

Ein milderes Urteil wäre auch erlaubt, wenn die Verhandlung doch ein ernstes geistiges Ringen bedeutet hätte. Aber davon kann nach dem Eindruck unbefangener Teilnehmer nicht die Rede sein. Man wollte die Gründe der Gegner nicht ernstlich hören, hörte aber mit Vergnügen Expektorationen der Gemeinheit. Dass auch mit dem Mittel entstellter Zitate gearbeitet wurde, wird anderorts gezeigt werden. Wenn nach alledem die Synode erklärt, „dass sie es als eine aus dem Geist des Evangeliums hervorgehende hohe Aufgabe der Kirche einsieht, an der Ueberwindung des Krieges mitzuhelfen und alle wahren Friedensbestrebungen zu unterstützen," während man einen so bescheidenen Schritt einer neuen Ordnung entgegen, wie der Zivildienst einer ist, mit Entrüstung ablehnt, so muss man das im Namen der Wahrheit als eine Heuchelei bezeichnen. Wer über eine Sache, wie der Zivildienst eine ist, so redet und beschliesst wie diese Synode, wer ihren Verfechtern solche Gesinnungen unterschiebt, wie man es dort getan hat, der mag sich einreden, dass er bereit sei, „an der Ueberwindung des Krieges mitzuhelfen" — nur nicht da, wo es gölte, etwas dafür zu tun — im Ernst steckt er bis über die Ohren im, sei's religiösen, sei's sonstigen Militarismus.

Was für einen Weihnachtsgruss werden diese Pfarrer wohl den Gemeinden entbieten? Doch nicht etwa: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden unter Menschen des Wohlgefallens" — denn das könnte bedenklich die Landesverteidigung schwächen und den sozialen Umsturz vorbereiten. Sie sagen wohl: Ave Caesar, morituri te salutant! Und am Reformationsfest werden sie, wenn sie noch einen Funken Ehrlichkeit bewahrt haben, sich ja hüten, etwa das Lutherwort zu zitieren: „Es ist nicht rätlich, nicht heilsam, dass ein

Mensch etwas tue wider das Gewissen"; denn das Gewissen ist ja der Lieblingsgegenstand des Humors dieser modernen „Zeugen des lebendigen Gottes".

Die einzig richtige Antwort aber auf eine solche Brüskierung der christlichen Wahrheit und des christlichen Gewissens wäre ein Massenaustritt aus einer solchen Landeskirche von seiten aller derer, die den Sachverhalt erkennen. Sie könnten ja wieder eintreten, wenn wir einmal eine andere Kirche bekommen sollten, eine Kirche, die sich von Christus und nicht von einem Regierungsrat oder Oberst die Order geben lässt. Aber es reicht vorderhand bei uns zu nichts mehr, was Leidenschaft für die Wahrheit fordert. Auch dafür muss Christus zuerst wieder unter uns lebendig werden. Es reicht vorläufig bloss zu einer immer neuen Kreuzigung Christi durch die Christen! L. Ragaz.



Zur Weltlage

Eine Fahrt nach dem Westen.

Wenn ich über meine diesjährige Winterfahrt, die mich über das Elsass nach Holland geführt hat, in den „Neuen Wegen" berichten will, so muss ich zwei Bemerkungen vorausschicken. Einmal die Bitte, dass sich niemand darüber aufhalten möge, wenn ich schon wieder von einer Reise erzähle, als ob etwa mein Leben, vielleicht aus Mangel an fester Arbeit, ein unruhiges Hin- und Herfahren geworden wäre. Es hat sich aus ganz bestimmten Gründen so gemacht, dass in die letzten Jahre für mich diese grösseren Reisen fielen. Ich habe sie nicht gesucht, sie haben sich aufgedrängt und sind zum Teil bloss die endliche Einlösung längst übernommener Verpflichtungen gewesen. Auch galten sie keineswegs dem Vergnügen oder der Reiselust, sondern waren angefüllt mit schwerster Arbeit. Dass ich solche Vortragsreisen unternehme, geschieht nicht in der Meinung, ich wollte mein Licht möglichst weit in die Welt hinaustragen, sondern mit Widerstreben und Bangen, mit einem Gefühl der Verlegenheit (um es schwach zu sagen) ob des scheinbaren Anspruchs, der darin liegt. Wenn ich dennoch gehe, so geschieht es aus dem Gefühl einer gewissen Verpflichtung heraus; denn ich halte es zur gegenwärtigen Stunde für wichtig und notwendig, dass zwischen den Menschen und Bewegungen verschiedener Länder, die auf ähnliche Weise der neuen Welt zustreben, eine gewisse Verbindung hergestellt werde. Aus dem gleichen Grunde entspringend bewegt mich eifriges Interesse für das, was an neuem Leben in aller Welt sich regt und was überhaupt in der Welt vorgeht. Wenn ich dann, meistens nur im Fluge, auch sonst noch etwas von Gottes weiter und trotz allem schöner Welt sehe, und besonders wenn ich Stätten betreten darf, wo sich wichtige Menschengeschicke abgespielt haben und wo mein Geist von Kindestagen an oft geweilt, so nehme ich es dankbar mit. Es dient auch dem Reiche Gottes, und Gottes Welt

verdient es, überall genau und mit tiefstem Interesse betrachtet zu werden.

Wenn ich aber — und das ist meine zweite Vorbemerkung — diesmal von einem Lande berichten soll, in dem ich bloss einige Wochen geweilt, dann fühle ich mich genötigt, stark zu betonen, was für einen Sinn das haben kann. Es ist selbstverständlich, dass man nach so kurzem Aufenthalt in einem Land darüber nicht als Kenner reden kann. Was ich gebe, sind Eindrücke, Eindrücke, die allerdings durch mancherlei Beziehungen vorbereitet waren, die aber trotzdem ihren subjektiven Charakter bewahren. Die holländischen Freunde, die diesen Bericht lesen, werden vielleicht manches anders beurteilen. Mögen auch sie bedenken, was ich damit will: ich will einfach aufmerksam machen, will mithelfen, die Beziehungen zwischen der Schweiz und Holland (wie dem Elsass) inniger zu gestalten — ich will einfach ein Fenster mehr nach dem Westen zu aufstossen.

1. Im Elsass.

Unsere Reise (meine Frau begleitete mich das erste Stück) führte zunächst ins Elsass. Dort wurden Beziehungen vertieft, die mir der Strassburger Kongress für soziales Christentum eingetragen hatte. Um es gleich zu sagen: noch mehr als damals ist mir klar geworden, wie stark das Elsass und die Schweiz zusammengehören. Es ist ganz merkwürdig die gleiche Art. Diese einfachen, kräftigen, freiheitsliebenden, demokratischen Menschen gehören zu uns und wir zu ihnen. Die alte Verbindung der Schweiz mit dem Elsass, besonders mit Mülhausen und Strassburg, ist kein Zufall gewesen. Die Geschichte von dem Hirsebrei, der warm von Zürich nach Strassburg gebracht wird, ist wirklich das Symbol einer Wärme der Sympathie und inneren Zusammengehörigkeit, die uns noch heute umfasst. Diese Verbindung hat durch die Beziehung zwischen Zwingli und dem ersten Stadium der Reformation im Elsass einen tiefen geistigen Untergrund erhalten, dessen Wirkung keineswegs zu Ende ist.

Eine engere Verbindung zwischen dem Elsass und der Schweiz wäre für beide Teile von grossem Segen. Für uns Schweizer ist jede Erweiterung des Horizontes ein Stück Erlösung aus allzugrosser Enge. Das Elsass aber ist heute in einer besonderen Lage. Es gehört nicht zu Deutschland und gehört doch auch nicht recht zu Frankreich. Von diesem ist es durch drei Schranken geschieden: durch die Vogesen, die Religion — ich denke dabei an seinen protestantischen Teil — und die Sprache. Dass Frankreich sich nicht entschliessen kann, den Elsässern ihre Muttersprache zu lassen, sondern diese auf allerlei Weise benachteiligt und sie besonders aus dem Unterricht verdrängt — man stelle sich vor, dass etwa unsere

Zürcher Oberländer in der Schule auf einmal Französisch als Unterrichtssprache hätten! — ist eine traurige Tatsache. Es scheint ihm so wenig als einst den Preussen bei ihrem entsprechenden Verhalten einzufallen, wie sehr es sich damit die Herzen der Elsässer entfremdet. Der Umschwung der Gefühle seit den Herbsttagen von 1918 ist nicht klein. Zwar denkt die überwiegende Mehrheit der Elsässer auch heute von ferne nicht an eine Rückkehr zum deutschen Reich. Darüber soll sich niemand täuschen. Wohl aber leiden viele der Besten unter einer gewissen kulturellen Isolierung. Darum wäre ihnen ein engerer geistiger Zusammenschluss mit der Schweiz sicherlich eine grosse Hilfe.

Dass hinter diesen Gedanken nicht etwas wie politische Annexionsgelüste steckt, brauche ich wohl nicht zu versichern. Es ist mir im Gegenteil klar, dass das Elsass gerade dadurch eine neue Bedeutung gewinnen kann, dass es seine Selbständigkeit in jeder Beziehung bewahrt; ich meine: dass es im selbstverständlichen Rahmen der französischen Staatlichkeit seine kulturelle Eigenart und besonders seine Sprache mit äusserster Entschlossenheit verteidigt.

Dann wird es aus einem „Aufmarschgebiet" zweier feindlicher Völker und Kulturen oder einer blossen, sei's deutschen, sei's französischen Provinz zum Träger einer selbständigen Mission werden. Dadurch wird es auch zu einem Mittler zwischen jenen zwei Völkern und Kulturen und mehr als dies: zu einem Träger und Mehrer jener europäischen neuen Kultur und Gemeinschaft, die kommen muss und wird. Diese Rolle aber kann es wohl nur spielen, wenn es damit in einem grösseren Zusammenhang steht. in einer kulturellen Verbindung mit Völkern, deren Art und Aufgabe der seinen verwandt ist. Und hier kommt, wie mir scheint, zwar nicht allein, aber zuallererst die Schweiz in Betracht. Es muss sich aus den sog. kleinen Völkern, besonders aus denen, deren Gebiet von der Schweiz an westwärts nach Belgien und Holland geht und sich dann nach Skandinavien hinaufzieht, ein einziges grosses Volk bilden, ein Volk, das vielleicht ohne formelle politische Bündnisse — obschon auch solche nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen wären, wenigstens soweit diese Völker politisch selbständig sind — sich doch in Kultur und politischen Idealen verwandt und zusammengehörig empfindet und unter sich im engsten geistigen Austausch steht.[1]) Vielleicht kommt dann eines Tages jene andere Reihe kleiner Völker dazu, die sich vom Osten der Schweiz über Oesterreich und die Tschechoslovakei bis nach Finnland hinaufzieht. Ein solches Volk

[1]) Die beste Gelegenheit zu solchem Zusammenkommen und Zusammenarbeiten böten wohl die Versammlungen des Völkerbundes, wie umgekehrt der Völkerbund dadurch ausserordentlich gefördert werden könnte.

der Kleinvölker könnte, auch wenn zunächst nur ein Teil davon sich enger zusammenfände, ein sehr grosses Gewicht in die Wagschale werfen, worin heute die politischen Geschicke der Welt gewogen werden. Diese Völker hätten in den Tagen, wo die grossen Nationalvölker immer noch durch den Krieg und die Kriegsfolgen so stark erschöpft sind, gewisse kulturelle Aufgaben mit frischer Kraft anzufassen und vor allem die Atmosphäre der Welt durch einen Geist des Universalismus zu entgiften. Ganz sicher ruht auf ihnen eine Verheissung. Sie können sie aber nur erfassen, wenn sie sich zusammenfinden. Jedes einzelne wird damit zugleich vom Fluch der Kleinheit und Kleinsinnigkeit erlöst und in die Weite gestellt. Das ist sicher keine Utopie,, sondern eine ganz deutliche Forderung der neuen Lage der Welt.

So möchte ich denn uns Schweizern die Aufgabe stellen, die engere geistige Verbindung mit den Brüdern im Elsass auf alle Art, — wenn auch selbstverständlich ohne Aufdringlichkeit, — zu suchen, ihrem Wollen und Tun, der Geschichte und Kultur, Vergangenheit und Gegenwart ihres Landes die liebevollste und ernsteste Aufmerksamkeit zu schenken, und möchte die Elsässer Freunde bitten, diese ausgestreckte Hand vertrauensvoll zu fassen.

Es ist im übrigen ein herrliches Land, dieses Elsass — mit seiner im Osten vom Rhein begrenzten weiten Ebene, die durch kleine und grosse Täler zu den Höhen der Vogesen aufsteigt, diesen sagenreichen Vogesen, von denen die Burgen und die Klöster grüssen, auf deren Waldhöhen der Weltkrieg viereinhalb Jahre lang sein fürchterliches Epos gedichtet hat — mit seinem Strassburger Münster, diesem einzigartigen Hymnus aus Stein, der sich so mächtig und doch so leicht zum Himmel schwingt — mit seinem Kolmar, diesem Schmuckkasten alter Architektur, in dessen Mitte ein Heiligtum ohnegleichen steht, man dürfte fast sagen, trotzdem es chronologisch nicht stimmt: das protestantische Gegenstück zum Werke des Erwin von Steinbach, der Isenheimer Altar des Matthias Grünwald mit der Kreuzigung und Auferstehung Christi, diese Offenbarung durch Kunst, die im Anfang des 16. Jahrhunderts das sagt, was jetzt als neue Reformation der Christenheit aufsteigt und die mich anmutet wie Blumhardts Botschaft als Gemälde.

Wir haben im Elsass über den Kampf der Frau um ihre Würde und die Möglichkeit sozialer Versöhnung geredet. Am Ende stand eine bedeutsame Aussprache in Strassburg mit einer grossen Vereinigung von Pfarrern über die Nachfolge Christi. Es zeigte sich überall, dass das, was uns bewegt, auch diese Menschen bewegt, zum Teil in lebhafterer und freierer Weise, als es bei uns geschieht, und besonders war jene Strassburger Verhandlung eine Verheissung.

Einen warmen Geistesgruss und Dank all den Männern und

Frauen, mit denen wir in diesen nur allzueiligen Tagen durch Menschliches und Göttliches in Berührung gekommen sind.

2. In Holland.

Nach einer Nachtfahrt, die nicht ohne einen etwas abenteuerlichen Zwischenfall verläuft und mir zeigt, was für Geister des Hasses noch die Völker trennen, tauchen in der Morgenfrühe Charleroi, Namur, Brüssel auf. Genau so waren wir unmittelbar vor dem Kriege ebenfalls in der Morgenfrühe in Belgien angelangt — und was für Geschicke haben sich in diesen Gegenden inzwischen erfüllt! Dann geht es weiter, Holland entgegen, zum ersten Mal. Mecheln, Antwerpen tauchen in Bälde auf. Welche alten und neuen Geschichtsbilder verbinden sich damit! Dann fangen das flache Land nach und nach schmale und breite Kanäle zu durchziehen an. Wir sind in Holland. Gegen Mittag donnert der Zug auf gewaltiger Brücke über einen Strom, der wie ein Meeresarm aussieht; es ist das Rheindelta, das hier zusammenläuft und den grösseren Teil des Stromes ins Meer überführt. Welch ein Gefühl überkommt mich bei diesem Anblick! Der Rhein, an dessen jungen Ufern meine Kindheit verflossen ist, der Rhein, an dessen Quellen ich in einsamen Stunden geweilt, der Rhein, an dem drei Stadien meines Wirkens sich abgespielt — wie oft hab ich von seiner Wiege an seine Mündung gedacht und hier nun fliesst er mächtig und heiter ins Meer; seine Wanderung ist zu Ende, das Endliche kommt im Unendlichen zur Ruhe. — Weiter geht es. Dordrecht taucht auf, am breiten Waal, einem der Endflüsse des Rheins, gelegen, sein gewaltiger Dom wie ein Gebirge die Ebene überragend, die Stadt, wo in den Jahren 1618 und 1619 der Calvinismus sich in seiner äussersten dogmatischen Strenge gegen den Versuch einer Aufweichung behauptet. Wieder durch die Ebene, die von Flüssen und Kanälen durchzogen ist, worauf die grosen und kleinen Schiffe ziehen. Dazwischen setzt mir ein aus Belgien vertriebener flämischer „Aktivist" (d. h. Anhänger einer Trennung Flanderns von Wallonien) halb französisch, halb flämisch seine Gedanken auseinander. Dann noch einmal auf gewaltiger Brücke über einen breiten Strom, die Maas: Rotterdam, die Handelsstadt mit dem mächtigen Welthafen. Dann — vorläufig — weiter, nach Utrecht. Man sieht: immer mehr offenbart sich die typisch holländische Landschaft, wie wir sie von Hunderten von Bildern her kennen. Wo bei uns zwischen Wiesen und Aeckern Feldwege laufen, da sind es in Holland Kanäle, grosse und kleine. Es ist das Land des Wassers. Man wundert sich, wie Gras, Kartoffeln, Gemüse und Getreide zwischen diesem vielen Wasser gedeihen können. Auf den winterlichen Feldern weiden Rinder, Schafe, Schweine. Am Wasser schwadern die Enten. Kleine Häuschen

mit weisseingefassten Fenstern gruppieren sich daran. Bauernhöfe lagern sich da und dort in der Ebene, eine Gruppe von Gebäuden, Haus, Stall, Getreideschober und anderes umfassend und von Bäumen — Ulmen, Pappeln, Weiden — eingehegt. Und — selbstverständlich! — auf jeder bescheidenen Landerhebung eine Windmühle, die ihre Arme bewegt. Da auch das Pfeifchen im Munde der männlichen Mitreisenden nicht fehlt und auch nicht die gemütliche Art, ist ja Holland vorhanden wie bestellt. Gegen ein Uhr taucht der Turm des Utrechter Domes gewaltig auf. Ein paar Stunden Aufenthalt; dann geht es weiter, meinem vorläufigen Ziel entgegen: nach Enschede, der Fabrikstadt im Nordosten. Schon hab ich also einen grossen Teil von Holland durchfahren. Welch eine Ueberraschung für mich, der ich noch von Skandinavien her an Entfernungen von zwölf bis vierzehn Schnellzugsstunden zwischen zwei grösseren Städten gewohnt bin! Und nun kommt ein anderer Typus der holländischen Landschaft. An Stelle der feuchten Marschwiese tritt nach und nach die Sandheide mit der Zwergkiefer und dem Heidekraut. Man kommt sich manchmal vor wie in die Alpen — etwa auf die Lenzerheide — versetzt. Aber freilich immer die Ebene, die unendliche Ebene. Wie lieb ich sie, diese Ebene mit ihrer Grösse, ihrer Ruhe, ihrem weiten Horizont, ihrem grossen Himmel darüber, ihrem tiefen Träumen, ihrem Verfliessen ins Unendliche! Wie freudvoll steigt die Sonne am Morgen über ihr auf, wie steht sie am Mittag mystisch still und glänzend darüber und wie prachtvoll versinkt sie am Abend in weiten Gluten! Freilich, es ist uns Kindern der hohen Berge schon, als ob uns ein leiser Schwindel erfassen wollte in einer Landschaft, die nur Ebene ist; es ist uns, als tastete das Auge nach einem Berge irgendwo, dass wir uns daran halten könnten. Und doch — jede Landschaft ist gut, wenn sie nur nicht kleinlich ist. Ich glaube, ich könnte mich an die Ebene so gewöhnen, dass ich tief darin Wurzel schlüge und sie meine Heimat würde. Man begreift, dass ein Volk durch eine solche Landschaft in einem ganz besonderen Sinn seelisch beeinflusst werden muss. Sie begünstigt — besonders in Verbindung mit dem Meere — einen gewissen Freiheitssinn, einen Zug ins Weite. Auch einen Hang zur Mystik — „Entweder Philister oder Mystiker muss man hier werden“, sagte ich mir. Man begreift, dass diese Landschaft die Wiege jener Malerei werden konnte, die durch Jahrhunderte sich in Fruchtbarkeit, Glanz und Originalität gar nicht erschöpfen wollte. Man begreift auch, dass es ein Bedürfnis war, in diese Ebene gleichsam Berge hineinzusetzen in Gestalt jener sie überragenden gewaltigen Dome, die man in solcher Fülle und Macht nicht leicht irgendwo sieht.

Im Abenddunkel komme ich an mein Ziel. Enschede ist eine Stadt von etwa 40,000 Einwohnern, nahe an der deutschen Grenze,

in der Bauart ohne besondere historische Eigentümlichkeit; denn sie ist in den sechziger Jahren abgebrannt und in dem damaligen banalen Stil wieder aufgebaut worden. Nur ein Turm und in der Nähe eine alte Kirche zeugen noch in ihrer Wucht und Kraft von alten Zeiten. Enschede zeichnet sich im übrigen dadurch aus, dass es der Mittelpunkt der holländischen Textilindustrie ist. Diese liegt vorwiegend in den Händen einiger alten Familien. Ein Streik, der zu einer Aussperrung führte, Ansammlungen von Arbeitern auf den Strassen und was dazu gehört, zeigen, dass wir mitten in der modernen Industriewelt stehen. In Enschede nun befindet sich eine „Volksuniversität“ (Volkshochschule) und diese hat mich zu drei Vorträgen über „Die Revolution der Pädagogik“ eingeladen. Den Anlass dazu bildete mein pädagogisches Buch[1]), das ins Holländische übersetzt worden ist und in Holland offenbar sehr viel mehr Beachtung gefunden hat als in der Schweiz. An dieser Volkshochschule in Enschede wirken Bürgerliche, Sozialdemokraten und Kommunisten in guter Eintracht zusammen und auch die bäuerliche Bevölkerung der Umgegend beteiligt sich daran auf ihre Weise. Man ist uns also darin voraus!

Ich bin dann auch von einer Vereinigung von holländischen Schulreformern, die sich „Pallas Athene“ nennt, zu einer ganzen Reihe von Vorträgen eingeladen werden. Den lokalen Mittelpunkt dieser Vereinigung bildet das Gebäude der sogenannten „Internationalen philosophischen Hochschule“ in Amersfort. Diese Institution ist sozusagen eine freie Universität in nuce, die sich das Ziel setzt, durch philosophische Vertiefung der Wissenschaft unsere höhere Bildung zu beleben und zu revolutionieren. „Pallas Athene“ selbst umfasst mit ihrem Streben auch die Volksschule und die Mittelschule. Alljährlich — wenn ich nicht irre — hält sie eine Gesamttagung in dem wundervollen Gebäude, das weiss schimmernd, edel und schlicht, mit Säulenreihen, feierlichen und doch freundlichen Räumen für Vortrag, Musik, Erholung, dazu Schlafgemächern für die Gäste, inmitten eines grossen Kiefernwaldes liegt, in der Nähe der Stadt, die von einem gewaltigen, Wucht und leichtes Aufstreben zum Himmel wunderbar verbindenden Turm beherrscht wird. Wenn wir im Walde uns plaudernd ergingen, über Moos und Weide spazierend, war's mir wieder, wie wenn wir uns hoch oben in der Alpenwildnis befänden.

An diesem herrlichen Ort also kamen für zwei Tage Männer und Frauen aus ganz Holland, vom Volksschullehrer bis zum Universitätsdozenten, vom konservativ gestimmten Bürgerlichen bis zum radikalen Kommunisten und Anarchisten zur Verhandlung der

[1]) Die pädagogische Revolution (Trösch, Olten).

Grundfragen der pädagogischen Umwälzung zusammen. Es waren da sehr viel bedeutende, feine und geistig freie Menschen zu treffen, und das gehört immer zum Schönsten, was das Leben uns bieten kann. Ich habe dabei erfahren, dass ungefähr die gleichen Fragen der Erneuerung der Bildung, die uns andere in der Schweiz bewegen, auch in Holland lebendig sind. Nur scheint es mir, als ob die Geister dort noch offener seien als in der Schweiz. Auch sind wohl die Verhältnisse einen Schritt weiter gerückt als bei uns. Eine Bewegung wie „Pallas Athene" haben wir in dieser stosskräftigen Form nicht. Auch ist den Holländern für das pädagogische Experiment insofern mehr Freiheit geschenkt, als die katholische Kirche es durchgesetzt hat, dass den freien Schulen, seien sie konfessioneller oder anderer Art, eine staatliche Subvention zuteil wird. Diese Durchbrechung des Prinzips der Staatsschule scheinen die Schulreformer im allgemeinen eher zu begrüssen, einmal eben, weil sie eine solche Durchbrechung ist, sodann, weil sie ihnen ermöglicht, ihrerseits Schulen zu gründen, die die neuen Prinzipien verwirklichen, was sie nun schon getan haben und weiterhin tun werden. — Die „Volkshochschule" endlich scheint in Holland ungefähr in den gleichen Formen und Dimensionen vorhanden zu sein wie bei uns.

Jedenfalls bin ich mit all meinen Vorträgen auf das lebhafteste Interesse mannigfaltiger Kreise gestossen und dieses hat sich gelegentlich — wie zum Beispiel an einem Abend in der Universität Utrecht — zu recht eifrigen Aussprachen gesteigert. Man sieht bei solchen Anlässen, dass auch *diese* Welt sich bewegt und wohin sie sich bewegt.

Ich bin auch von der „Bruderschaft in Christus" zu Vorträgen eingeladen worden und zwar meist zu solchen „religiöser" Art. Sie hat sich dazu auch mit andern Vereinigungen, z. B. dem „Bund praktischer Idealisten", in Verbindung gesetzt. So bin ich in einem grossen Teil von Holland herum und mit mannigfachen Kreisen in Berührung gekommen. Ich habe ausser in Enschede, Amersfort und Utrecht auch in Rotterdam, Amsterdam, Haarlem, Haag, Leyden, Apeldoorn, Nymegen, Eindhoven geredet, immer wieder unter andern Umständen und Auspizien. Dadurch hab ich Land und Volk doch ein wenig kennen gelernt. Aus der Fülle dessen, was ich so in mich aufgenommen, meistens im Fluge, möchte ich einiges hervorheben, das mir für uns wichtig und bedeutsam zu sein scheint.

Holland hat, wie die Niederlande überhaupt, zwei oder drei grosse und entscheidende Perioden durchgemacht. Die eine ist die Entstehung seiner freien Städte im Mittelalter mit ihrer ganzen Welt; die zweite sein Befreiungskampf gegen Spanien — der „achtzigjährige Krieg" — und der daran sich schliessende Aufschwung seiner politischen und wirtschaftlichen Macht wie seiner Kultur.

Damit in Verbindung setzen mag man vielleicht jene Frühperiode des Kapitalismus, wo dieser noch Manufaktur, kombiniertes Handwerk, war und die diesseits der Alpen in den Niederlanden ihre erste Blüte erlebte.

Diese zwei oder drei Perioden haben Hollands Kultur geprägt. Die erste spiegelt sich wieder in den Bürgerhäusern, die aus jener Zeit übrig geblieben sind, in den Rathäusern und Zunfthäusern, in einer Malerei, die Werke wie den Genter Altar der Brüder van Eyk hervorgebracht hat, und vor allem in den Kirchen und Domen, von denen ich schon geredet habe. Um mit diesen zu beginnen, so ist mir vor allem die ganz unverhältnismässig grosse Menge von gotischen Kathedralen aufgefallen, die sich durch riesige Dimensionen und ungeheure Wucht des Aufbaues auszeichnen und dabei doch all das wunderbare Höhenstreben und die helle Leichtigkeit dieses Stils bewahren. Die obern Fensterreihen ihrer Chöre sehen oft aus wie Felswände der Alpen, so mächtig und so feierlich zugleich, besonders wenn sie im Licht der Morgensonne strahlen; ihre Türme stehen trotzig wie Festungen und steigen doch so leicht und edel zum Himmel. Wohl das gewaltigste Werk dieser Art ist der Dom von Utrecht. Es steht von ihm nur noch der Turm und der Chor, aber dieser allein ist schon eine gewaltige Kirche — ein Werk, so grandios und so licht zugleich, dass die Seele kaum fähig ist, so viel Kraft und Schönheit aufzufassen und der Vergleich mit einem Gebirge oder einem übermächtigen Hymnus sich aufdrängt. Ich habe diese Grösse und Wucht vorhin durch den Umstand zu erklären gesucht, dass es galt, die weite Ebene zu beherrschen und durch Vertikalen zu ergänzen. Aber noch entscheidender wird ein anderer Grund sein: diese Kathedralen sind der Ausdruck des Stolzes und Machtgefühls einer freien Bürgerschaft. Die Freiheit dieser Bürgerschaft aber bedeutete *freie Arbeit*. Und zur freien Arbeit kam der *Geist*. Diese Arbeit hatte eine *Seele*. Diese Seele tritt wohl am deutlichsten hervor in den Türmen dieser gotischen Städte, die hoch über all das Gewirr von Plätzen, Gassen und Kanälen ragen, von überall gesehen, überall hingrüssend, von überall zur Höhe weisend, langsam vom Festen und Irdischen aufsteigend zu feinerer Gliederung, bis zum Verschwimmen mit dem Himmel. Welch ein Adel! Welch ein Unterschied gegenüber dem Chaos und der Banalität einer heutigen Stadt! Jene Zeit besass noch eine geistige Einheit, eine Beseelung des ganzen Lebens. Denn diese Beseelung drang auch in den Alltag ein. Sie spricht, wie angedeutet wurde, auch aus den Bürgerhäusern, Zunfthäusern und Rathäusern. Diese verkündigen all den Stolz und die Daseinsfreude von Menschen, die eine Arbeit haben, deren Sinn ihnen bewusst und wertvoll ist, und die einer Gemeinschaft angehören, die alle seelenvoll und liebend umfasst, die alle stolz macht,

allen eine Heimat ist. Und der Genter Altar ist — wie der Isenheimer — nur der feinste, intimste und heiligste Ausdruck des Geheimnisses, aus dem dieses ganze Leben quoll. Wahrlich, wenn man sich in diese Welt versenkt, so geht einem mit dem Licht für die Vergangenheit auch solches für die Gegenwart auf: die Verbindung von Geist und Arbeit, von Geist, der mehr ist als Wissen, Intellekt, Technik, mit einer Arbeit, die nicht ein blosses Fertigmachen nach dem Taylor-System ist, die noch Seele, Liebe, Geheimnis in sich hat, die Gemeinschaftsdienst und Gottesdienst und die eine f r e i e Arbeit ist, weil sie als solche empfunden wird. Als ich um die Mittagsstunde vor dem Rathaus von Leyden stand, einem der schönsten und von der Geschichte am meisten verklärten Denkmäler dieser alten Städtezeit, und das Glockenspiel anhob vom Rathausturm herunter, so weltlich und fromm zugleich, so innig und so froh, da ist mir klar geworden, wie noch nie, was für ein — bei allem selbstverständlichen Element menschlicher Unzulänglichkeit — doch von Herzen frohes und seelenvolles, warmes Leben einst eine solche Stadt, die noch eine Gemeinschaft war, durchflutete. Wann werden wir wieder eine solche Gemeinschaft bekommen? Wann werden wir wieder — in neuen Formen — Gebilde wie diese Kathedralen, diese Genter und Isenheimer Altäre schaffen?

Das war — im wesentlichen — das Mittelalter. Es ist dann die Reformationszeit gekommen und in ihrem Gefolge der grosse Freiheitskampf gegen Spanien, den ein Graubündner besonders gut verstehen kann. Es ist sehr radikal zugegangen bei dieser geistigen und politischen Revolution. Nicht ohne allerlei Gedanken kann man es immer wieder sehen, wie man damals die wunderbarsten Gebilde mittelalterlicher Kunst zerschlagen hat, und Entsetzen ergreift uns vollends, wenn wir vor ein Tabernakel traten, das in jenen Zeiten zugemauert worden war und sehen, dass alle Köpfe dieser Gestalten, auch die der Maria und der Heiligen, abgeschlagen sind. Es ist immer wild und roh zugegangen bei all diesen grossen Umwälzungen der Geschichte, — was freilich nicht heissen will, dass es immer so gehen müsse oder gar solle! Dafür ist dann wie ein Wunder aus dem neuen Geist jene höchste Blüte der niederländischen Kunst hervorgegangen, die die Welt mit ihrem Reichtum überschüttet hat und als deren Gipfel wir Rembrandt zu betrachten gewohnt sind. In der Tat ist ein Bild wie das von Saul und David im Mauritius-Museum im Haag vielleicht der stärkste und zarteste Ausdruck der unglaublichen Botschaft an die verfinsterte Seele von der freien Gnade Gottes, die im Mittelpunkt der Reformation steht. Jene D e m o k r a t i e , die aus dem Wesen des Calvinismus hervorgeht und die gerade in den Niederlanden eine der ersten ihrer Entfaltungen erlebt hat, ist bis in die Weltanschauung geströmt und hat den Sinn für

das göttliche Recht und damit die Schönheit des Geringsten erweckt. Die Demokratie — die Frucht der Theokratie — hat starke Individuen geschaffen. Diese treten uns in jenen Bildern von Bürgern und Kriegern, die die holländischen Museen füllen, so einzigartig entgegen. Die Staalmeester von Franz Hals und Rembrandt bilden die Kulmination dieser Linie. Es ist, als Erinnerung an jene Befreiungs- und Heldenzeit, auch allerlei Kriegerisches darunter, aber dieser Bürgeroffizier ist nicht der heutige militaristische Offizier, sondern der bürgerlich gebliebene, tapfere Führer eines freien und demokratischen Volkes. Bis in das Lichtwunder der Rembrandtschen und anderer Bilder hinein treffen wir überall das gleiche Element: die Freude eines freien, demokratischen Volkes an sich selbst, an Gott und der Welt.

Diese eigentümliche Freiheitsluft, die — selbstverständlich mit allen den menschlichen Hemmungen jener Zeit und aller Zeiten — das holländische Leben durchweht, spüren wir überall. Die Niederlande sind stets die Zuflucht der Ketzer aller Art gewesen. Hier haben die Täufer, anderwärts wie Wild gehetzt, sich halten dürfen; die Mennoniten sind noch heute besonders zahlreich vertreten. Tiefergriffen bin ich in Leyden vor jenem kleinen Tempel gestanden, in dem einst der Prediger Robertson jenes Häuflein von Menschen leitete, das dann im Jahre 1620 von Rotterdam mit der May-Flower abfuhr, um im Urwald der neuen Welt eine Stätte zu finden, wo sie Gott in Freiheit dienen könnten, jene Pilgerväter, deren Geist das Beste dieser neuen Welt hat schaffen helfen — und mit nicht viel geringerer Ergriffenheit vor jenem Hause, wo einer meiner ersten grossen Meister, der mich allerdings rasch über sich selbst hinausgeführt, gelebt, gedacht und gelitten hat, Baruch Spinoza, der grosse jüdische Ketzer. Die Mystik, die er auf seine Art vertritt, hat auf diesem Boden, wie schon angedeutet worden ist, immer wieder ihre Blüten getrieben. Die „Nachfolge Christi“[1]) ist hier entstanden. Hier sind aber auch die Häuser der „Brüder und Schwestern des gemeinsamen Lebens“ gestanden, in denen während des Mittelalters ein christlicher Kommunismus Gestalt gewann. Von hier ist ein Johann von Leyden ausgegangen, und wahrlich, dieser Geist wirkt hier in gereinigter Form auch heute noch. Dass auch ein Hugo Grotius, der den Gedanken eines die Völker verbindenden Rechtes zum ersten Mal klassisch formulierte, letzten Endes aus dem von Calvin herkommenden Geiste zu erklären ist, dem Streben, alle Beziehungen der Menschen dem Gesetz und Willen Gottes zu unterwerfen, sei nicht vergessen. Auch das ist Freiheitswerk. Der Friedenspalast im Haag, der Sitz des Internationalen Gerichtshofes, dieses edelsten Teils der

[1]) Des Thomas von Kempis.

Institution des Völkerbundes, steht also in tiefer geschichtlicher Beziehung zu Genf.

Wir werden durch solche Gedanken ganz von selbst auf das heutige holländische Volk geführt. Wenn ich mir erlauben darf, darüber einiges zu sagen, so möchte ich vor allem diesen einen Zug hervorheben: mir scheint, dass sich von diesem Freiheitsgeist viel erhalten habe. Der Holländer hat auch heute eine Neigung zum Ketzertum hin. Er ist bedeutend mehr als der Schweizer imstande, die breiten Strassen des Konventionellen zu verlassen und auch andere, die das tun, zu verstehen. Er ist Individualist wie jene Menschen auf den Bildern von Rembrandt und Hals. Und er neigt zum Radikalismus, geht auf dem einmal gewählten Weg gerne bis zum Ende. Ich habe im übrigen gefunden, ähnlich wie im Elsass, dass eine grosse Verwandtschaft zwischen holländischer und schweizerischer Art bestehe, nur dass mir eben der Holländer im Durchschnitt einen frischeren und freieren Geist zu haben scheint. Darin mag, um neben den vorgenannten Faktoren diesen noch einmal besonders hervorzuheben, auch das Meer seinen Anteil haben, das ins Weite führende Meer.

Diese Grundzüge treten auch bei den Bewegungen hervor, die in Holland den unsrigen analog sind. Der Antimilitarismus ist noch radikaler als bei uns. Nicht zufälligerweise befindet sich das internationale militaristische Bureau gerade in Holland. Einen Zivildienst haben sie auch, freilich einen ungenügenden. Gegenwärtig sitzen etwa 15 Dienstverweigerer in den Gefängnissen. Von der Ablehnung eines Flottenkredites durch die Kammer ist in den „Neuen Wegen“ berichtet worden. Mit Stolz zeigte mir mein Begleiter im Haag den Saal, wo das geschehen ist, wozu freilich bemerkt werden muss, dass dieser Kampf noch nicht am Ende ist. Aber die ganze Art, wie gegen dieses Gesetz agitiert worden ist, wie auch das Auftreten der Opposition bei der Jubiläumsfeier der Königin, zeigt einen Radikalismus als Volksbewegung, von dem wir weit entfernt sind. Ist es ferner denkbar, dass bei uns ein Pfarrer sich einem Zug junger Leute, die zur Rekrutierung geführt werden, quer in den Weg würfe? Bis tief in die bürgerlichen Kreise hinein spürt man etwas von diesem Radikalismus.

Aehnliches gilt vom Sozialismus. Die Sozialdemokratie scheint zwar so ziemlich der unsrigen ähnlich zu sein. Sie hat immerhin Männer von der Bedeutung eines Troelstra zu Führern. Der Kommunismus hat als politische Partei ungefähr so wie bei uns abgewirtschaftet. Intellektuelle wie die bedeutende Dichterin Frau Roland-Holst geben ihm noch einen gewissen Schimmer. Dagegen ist nun charakteristisch, dass der Anarchismus in Holland viel mehr zu bedeuten hat als bei uns. Darin tut sich eben der

Freiheitsdrang, das Ketzertum, der Individualismus des Holländers und vor allem seine Opposition gegen die Gewalt kund. Zu den Anarchisten gehören viele der wertvollsten Sozialisten. Freilich bekämpfen sich im Schosse der Bewegung zwei Gruppen: eine, die alle Gewalt ablehnt und eine, die ihr doch für den proletarischen Befreiungskampf ein gewisses Recht einräumen möchte; doch sagt man mir, dass die erste siegreich sein werde. Diesem ganzen Tatbestand entspricht, dass das Genossenschaftswesen und das Gewerkschaftswesen, doch jenes mehr als dieses, an einer gewissen Zersplitterung leiden.

Das gleiche ist weiter vom religiösen Sozialismus zu sagen. Er ist in Holland schon lange auf dem Plan und spielt eine grosse Rolle. Aber er ist in sich stark gespalten. Es scheint, als ob in den kleinen Völkern die Menschen mehr als in den grossen das Bedürfnis hätten, sich dadurch gross zu machen, dass sie hohe Zäune um sich herum aufrichten und sich in zahllose Gruppen scheiden. Während aber bei uns, im Land des heiligen Kompromisses, bei solchen Trennungen dieses Bedürfnis wohl der entscheidende Faktor ist, scheint in Holland ein gewisser Dogmatismus, der nur seine eigene Formel gelten lassen kann, und der mit dem Geist der Unbedingtheit zusammenhängt, der den Holländer kennzeichnet, die Hauptrolle zu spielen. Jedenfalls zeigt die Bewegung in allen ihren Formen auch einen Geist der Entschiedenheit, wie er der holländischen Eigenart entspricht.

Sie zerfällt, so viel ich sehe, in vier Hauptgruppen. Die am wenigsten radikale dieser Gruppen sind die Christen-Sozialisten. Sie entsprechen etwa dem radikalen Flügel der Evangelisch-Sozialen. Weiter gehen die religiösen Sozialisten im engern Sinne. Sie stehen auf dem Boden der Sozialdemokratie und verbinden diese Stellung mit ihrem christlichen Glauben. Etwa fünfundvierzig Pfarrer gehören dazu. Ihr Organ ist die „Frohe Welt“ („Blijde Wereld“). Sie haben einen Mittelpunkt in der „Arbeitsgemeinschaft der Woodbrooker“, der in der Nähe von Barchem ein Mittelpunkt ähnlich wie der von Amersfort zur Verfügung steht. Noch weiter nach links rücken die religiösen Anarcho-Kommunisten. Sie lehnen alle Gewalt, auch alle politische Betätigung ab, wollen mit dem Staat nichts zu tun haben und erstreben, zum Teil in Form der Siedelung, ein Gemeinschaftsleben im Sinne eines gewaltlosen Kommunismus. Auf religiösem Boden stehend, neigen sie doch zum Teil zu einer gewissen Weltreligion, die Gandhi, Buddha, Laotse neben Christus stellt und diesen nicht für *die* Wahrheit, sondern bloss für *eine* Wahrheit hält. Abstinenz und Vegetarismus sind in diesem Kreis fast selbstverständlich. Sein Organ ist der „Freie Mensch“ („Vrije Mensch“).

Dazu gesellt sich endlich die „Bruderschaft in Christus“. Das sind die Menschen, die zum „Versöhnungsbund“ gehören. Sie sind von der Bilthovener Bewegung ausgegangen und haben immer noch im Bilthovener „Bruderschaftshaus“ ihren lokalen Mittelpunkt. Es sind im übrigen kleine Gruppen und einzelne Menschen, übers ganze Land zerstreut. Was sie wollen, sagt ihr Name und vom Geist der Bruderschaft kann man wirklich etwas spüren, wenn man mit ihnen in Berührung kommt. Sie sind keiner Partei angeschlossen, teilen die Abneigung gegen die Politik, stellen aber, so viel ich weiss, in dieser Beziehung keine Dogmen auf. Ihr Organ ist der „Kämpfer“ („Strijder“). Am meisten sind sie wohl den Quäkern verwandt.

In allen diesen Formen lebt viel edle Kraft; wie sehr möchte man wünschen, dass sie imstande wäre, zu einer bei aller Freiheit und Mannigfaltigkeit doch einheitlichen Bewegung zusammenzufliessen. Vielleicht dass das eines Tages doch kommt.

Abseits von allen diesen Gruppen steht ein einzelner Mann, der doch gegenwärtig das Land mehr bewegt, als sie alle. Man kann nicht lange in Holland sein, ohne von ihm zu hören und den Streit, der ihn umgibt, zu spüren. Es ist unser Freund Kees Boeke in Bilthoven. Um ihn hat sich zuerst die Bilthovener Bewegung gesammelt. Dann haben sie sich getrennt, weil er mit ihrer Arbeitsweise, ihrer Organisiertheit, nicht einverstanden war. Es war sehr, sehr schade. Er selbst ist seinen Weg immer weiter gegangen und darauf in gewissem Sinne immer einsamer geworden. Er hat ein sehr grosses jährliches Einkommen aufgegeben und ist freiwillig arm geworden. Das Einkommen soll von der Arbeiterschaft des Geschäftes, aus dem es stammte, einer Cadbury-Fabrik, verwaltet werden, und zwar so, dass es dem Kampf gegen Krieg und soziales Unrecht diene. Damit soll das Prinzip veranschaulicht werden, dass die Arbeit nicht bloss dem Profit und dem Lohn, sondern der Gemeinschaft gelten müsste. Er hat jedes Staatsbürgerrecht aufgegeben, zahlt keine Steuern, nimmt keinen Pass, fährt auf keiner Bahn. Nachdem er lange mit seiner Hände Arbeit eine grosse Familie ernährt, hat er nun jeglichen Gebrauch von Geld aufgegeben. Er lebt, immerhin hart arbeitend, wie Franziskus ganz vom „Tische des Herrn“. Es ist ein schwindelerregender Höhenweg; es soll über diesen hier nicht weiter verhandelt werden. Eins steht fest: Boeke ist ein ausserordentlicher Mensch. Die Geschichte des Reiches Christi wird von ihm (und seiner Frau) zu erzählen haben. Als Kind und Held will er in einer Welt der Gewalt und des Mammons Gott Bahn schaffen, indem er allein für ihn und von ihm lebt. Und Wunderbares geschieht um ihn herum. Er ist dabei ein reicher und natürlicher Mensch. Er liebt und übt die Musik. Aus seiner Seele

strömen volkstümliche Lieder und Melodien gegen den Krieg, das Geld, für die Bruderschaft, den Frieden, auch Spottlieder, wenn es sein muss, gegen die Götzen. Ein Abend in Utrecht in einer seiner Versammlungen, vorher einige Stunden Gespräch mit ihm (den ich übrigens von einigen bedeutsamen Wochen in Parpan her kannte), nachher eine Nacht und ein Vormittag in Bilthoven in seinem Hause, war vielleicht das Wichtigste, was ich auf dieser Reise erlebt. Es bereiten sich doch grosse Dinge vor im Schosse der heutigen Welt.

Mit diesem Eindruck will ich wieder schliessen, so vieles ich noch zu erzählen hätte. Das Beste, was man erfährt, wenn man heute in der Welt herumkommt, ist doch immer dieses: dass man allüberall auf Menschen und Bewegungen trifft, die jener Welt zustreben und sie zum Teil verwirklichen, auf die auch unsere Hoffnung zielt. Davon reden die Zeitungen freilich nicht, aber die Zukunft ist bei *diesen* Menschen und Bewegungen. Und wenn ich der Meinung bin, dass das, was ich von der Notwendigkeit eines Zusammenschlusses der kleinen Völker gesagt, nicht zuletzt auch von dem Verhältnis zwischen Holland und der Schweiz gelte, so möchte ich hinzufügen, dass besonders wir andern mit jenen holländischen Brüdern zu einer grossen, freien Gemeinschaft werden müssen, worin man sich miteinander verbunden weiss, sich kennt und um einander kümmert, auch zu einander kommt, eine Familie, eine Bruderschaft wird. In diesem Sinne sende ich auch allen den holländischen Menschen, bei denen ich Geistesverwandtschaft gespürt, allen, von denen ich Güte und Hilfe empfangen, Gruss und Dank. Möge der Weg, auf dem wir uns getroffen, immer mehr einer werden, auf dem viele gehen, viele zusammenkommen.

14. März 1924. L. *Ragaz.*

Rundschau

Die Absetzung des Kalifen durch die jungtürkischen Diktatoren ist wohl ganz sicher ein Ereignis von grosser Bedeutung. Es ist zwar sehr gewagt, wenn Leute, die nicht ganz genau orientiert sind, über islamitische Dinge Urteile abgeben. Wenn ich mir trotzdem einige Bemerkungen über jenes Geschehnis erlaube, so tue ich es nur in dem Sinne, dass ich einige *Fragen* aufwerfe, die vielleicht nur durch die kommende Geschichte beantwortet werden können, die zu stellen aber für das Verständnis dieser Geschichte wertvoll sein mag.

Zum ersten. Sollte dieser Akt der Herren von Angora nicht virtuell das Ende der Türkei bedeuten? Jedenfalls der Türkei im bisherigen Stile. Diese hatte ihren Sinn eben als religiöse Macht, als Trägerin des Islam. Wenn dieses Band wegfällt, wird dann das Reich noch zusammenhalten? Das scheint mir wenig wahrscheinlich. Darum kommt mir diese Wendung wie der letzte oder vorletzte Akt in der Sterbetragödie der Türkei vor. Vielleicht ist es

schon der letzte, weil die Türkei, die nun noch bleibt, eben nicht mehr — die Türkei ist. Aber die Frage ist, ob dieser säkularisierte Rest des alten Reiches der türkischen Kalifen leben kann. Sollte das nicht der Fall sein, so wäre es schliesslich kein Unglück. Nur wäre zu befürchten, dass der endgültige Zerfall dieses Gebildes nicht ohne furchtbare Todeszuckungen vor sich ginge.

Auf alle Fälle ist dieser Vorgang ein Symptom der gewaltigen Umwälzungen, die, wie überall, so auch im nahen Osten sich vollziehen und auf die sorgfältig zu achten wir gut tun.

Wie wird — das ist die zweite Frage — das Schicksal des Islam dadurch beeinflusst werden? Es schiene mir ganz falsch, wenn man das Ereignis als Symptom auch seines Zerfalls beurteilte. Das Gegenteil kommt mir wahrscheinlicher vor. Das Kalifat war bei der Türkei eigentlich nie besonders gut aufgehoben. Abgesehen davon, dass die Türken bisher sich als geistig wenig fruchtbare Rasse erwiesen haben — was aber kein Fatum sein muss! — so war das Kalifat durch seine Verbindung mit dem Türkentum an einen Gewaltstaat gebunden und lebte von dessen Schutze. Das konnte seiner geistigen Bedeutung wenig förderlich sein. Es könnte nun leicht geschehen, dass die Befreiung von diesem Schutzpanzer ihm zu neuem Leben verhülfe. Und die Araber, zu denen das Kalifat nun wohl zurückkehrt, sind denn doch ein anderer Schlag, als bis heute wenigstens die Türken waren. Das äussere Zentrum des Islam wird also dahin verlegt, wo sein inneres fast immer, jedenfalls auch in der letzten Periode, lag; er kehrt zu seiner Wiege zurück. Die Absetzung des Kalifen ist vielleicht auch eine Folge, wie ein Symptom, dieses Sachverhaltes: Indier, Araber, Perser haben längst den Islam ganz anders geistig, und zuletzt sogar politisch (ich denke an die Indier), getragen als die Türken. Diese haben ihn eigentlich seit langer Zeit bloss noch mit Blut besudelt. So scheint mir wahrscheinlich, dass dieser Vorgang eine neue Erhebung des Islam anzeige, die vielleicht zunächst geistiger Art sein wird, leicht aber auch weittragende politische Folgen haben kann. Ich würde auch diese Wirkung für gut halten — jedenfalls eine geistige Erneuerung des Islam. Denn so wird auch der Islam in die grosse religiöse Auseinandersetzung hineingezogen, die, wie ich glaube, der wichtigste und verheissungsvollste Zug an dem neuen Bild der Welt schon ist und noch mehr sein wird. Das musste einmal kommen.[1]

L. R.

Die englische Arbeiterregierung. Der Briefwechsel zwischen Macdonald und Poincaré, der seit dem Erscheinen des letzten Heftes der „Neuen Wege" stattgefunden, reiht sich würdig jenen andern Akten dieser — soweit die Möglichkeiten reichen — wirklich sozialistischen und christlichen Regierung an, wodurch das Aufsteigen einer neuen Epoche der Politik markiert wird. Der Mensch tritt an Stelle des Diplomaten. Ebenso die Ablehnung der Flottenbasis von Singapore. Man mache sich doch klar, was dies bedeutet! Wenn man bedenkt, dass das englische Weltreich in Indien und Australien zu Tode verwundet werden kann und eine rivalisierende Weltmacht wie Japan dort so nahe, London aber so ferne ist, so darf man wohl die Behauptung wagen, dass dieser Akt des Verzichtes für England verhältnismässig so viel bedeutet, als für die Schweiz eine völlige Abrüstung ihres Wehrwesens bedeutete. Das Wagnis des Glaubens wäre im zweiten Fall nicht grösser. Ein Wagnis des Glaubens ist es, und ich bin gewiss, dass es auf weitere Sicht auch die beste Politik, wirkliche Realpolitik, weil mit den wahren Wirklich-

---

[1]) Solchen, die diesen Dingen weiter nachgehen können und wollen, sei zur Orientierung die ausgezeichnet Zeitschrift: „The Moslem World" empfohlen. (New York, 156, Fifth Avenue.)

keiten rechnende Politik, ist. Dieser Akt des Vertrauens wird auf die für solche Art tief empfängliche Welt des Ostens den stärksten Eindruck machen, einen stärkeren und dauernderen, als eine mit Dreadnaughts gewonnene grosse Seeschlacht. Wir aber werden an unserer „Realpolitik", der „Realpolitik" der Scheurer, Bircher und Compagnie, zu Grunde gehen.

Angesichts solcher Tatsachen darf man sich nicht irre machen lassen, wenn die Arbeiterregierung einige neue Kreuzer baut und Flugapparate anschafft. Sie kann ja nicht alles, was sie will. Es ist die englische Art, heute das Mögliche zu tun, in der Hoffnung, morgen mehr tun zu können, statt, weil heute noch nicht alles getan werden kann, nichts zu tun. Man darf sicher sein, dass darob jenen englischen Sozialisten die radikalen Ziele nicht verloren gehen. Das Glückwunschschreiben an das neue ägyptische Parlament gehört auf die Linie jener neuen Art, ebenso das Auftreten des Lord Parmoor im Völkerbundsrat, aber auch die Forderung einer Wiederaufnahme der Militärkontrolle in Deutschland. Denn wer so entschlossen ist, die allgemeine Abrüstung einzuleiten, wie diese Männer, der darf wohl verlangen, dass nicht durch das Gespenst der geheimen Rüstungen im Herzen Europas die ganze geistige Atmosphäre der Welt aufs schlimmste beeinflusst werde.

In allen diesen Akten zeigt sich, dass die beste politische Weisheit unserer Tage hinter dieser Arbeiterregierung steht.

Wird sie ihren Weg lange gehen können? Wie sehr sie von inneren und äusseren Gefahren bedroht ist, wissen wir alle. Wir dürfen uns aber durch das Schicksal Wilsons nicht zu dem Fatalismus verleiten lassen, es müsse auch hier unbedingt zu einem, wenigstens vorläufigen, Fiasko kommen. Auch wenn ein baldiger Sturz des Ministeriums einträte, so entspricht es nicht dem Charakter des Engländers, sich durch eine solche Erfahrung von seinem Wege abbringen zu lassen. Der englische Sozialismus wird die, alles in allem genommen, stärkste Macht im politischen Leben Englands bleiben und dieses entsprechend beeinflussen — bis er eines Tages ganz allein stark genug ist, dieses zu leiten und damit einen grossen Teil der politischen Geschicke der Welt.

Caeterum censeo: nicht bloss zuschauen, sei's ängstlich, sei's hoffnungsvoll, sondern mithelfen! L. R.

Wie man den Zivildienst bekämpft. Angst haben diese Herren doch, auch wenn ihre Hoftheologen ihnen noch so viel geistliche Beruhigung spenden. Auch am Parteitag der Berner „Freisinnigen" (welch ein wunderbarer Name für solche Leute!) ist der Zivildienst erörtert worden. Das Referat hielt Dr. F. Trüssel, selbstverständlich ein Oberst. An diesem Vortrag[1]), der im übrigen mit den bekannten Blechwaffen aus dem Arsenal unserer Militaristen kämpft, ist zweierlei hervorzuheben. Einmal seine verleumderische Art, die Motive der Petenten zu behandeln. „Der Zweck ist die Herbeiführung des Umsturzes. Diese Leute wissen wohl, dass auch sie, wenn ihr Traum in Erfüllung gehen sollte, einer Armee nicht entraten können. Es genügt doch wohl der Hinweis auf Moskau." Das wagt dieser Herr speziell gegen Leute wie Cérésole und mich zu sagen. Es ist ihnen offenbar jede Waffe gut, wenn sie nur denken, dass damit bei der unwissenden Masse etwas ausgerichtet sei. Die traurigste Lüge ist ihnen dann gerade recht.

Dass auch subjektive Unwahrheit vorliegt, beweist die Art des Zitierens. Ein Beweis dafür. Trüssel zitiert: „Klara Honegger erklärte denn auch in der Versammlung vom Juli 1922: „Ich persönlich würde die Einführung dieses Zivildienstes begrüssen, weniger aus Rücksicht auf den Dienstver-

---

[1]) Ich zitiere nach dem „Bund" Nr. 118 (18. März 1924).

weigerer; denn um seines Gewissens willen zu leiden, seiner Ueberzeugung Opfer zu bringen, adelt den Menschen und hebt ihn über sich selbst hinaus." Diese Worte werden so kommentiert: „Diesen Petitionären ist der Schutz der Gewissensopfer gleichgültig." Und dann wird die oben zitierte Behauptung vom Umsturz und von Moskau getan. Nun muss man zunächst einmal wissen, dass Frl. Honegger an jenem Abend als bürgerliche Rednerin gesprochen hat und tatsächlich, bei aller geistigen Freiheit, im bürgerlichen Lager steht, dabei Pazifistin durch und durch und von Moskau und roten Garden jedenfalls sehr viel weiter entfernt ist als Oberst Trüssel. Sodann aber beachte man die von diesem Oberauditor der schweizerischen Armee angewendete Methode des Zitierens. Denn Frl. Honegger erklärt nachher mit vollkommener Deutlichkeit, auf was es ihr ankomme, nämlich darauf, dass das Gewissen nicht vergewaltigt werde.[1]) Aber der Herr Oberst hütet sich wohl, das seinen Lesern (und Hörern) zu sagen. Mit solcher Art des Zitierens kann man aus der Bibel ein Buch des Atheismus machen. Selbstverständlich werde auch ich auf ähnliche Weise behandelt und Cérésole nicht minder. Und das ist der oberste Richter der eidgenössischen Armee!

Eine ähnliche Methode liegt auch darin, wie für einige Leute, die besonders getroffen werden sollen, also Cérésole, Frl. Honegger und mich, extra die Kategorie derer geschaffen wird, die unehrlicherweise den Zivildienst verlangten, aber eigentlich den Umsturz und Moskau meinten. Uns wenigstens zu den „religiösen Antimilitaristen" zu rechnen, erlaubt der Hass oder die Taktik diesen Leuten nicht.

Aber auch in der Synode hat man mit ähnlichen Mitteln gearbeitet: mit persönlicher Verleumdung und mit verfälschender Zitierung. Der Berichterstatter z. B. hat Worte von Cérésole so zusammengestellt, dass sie einen andern Sinn ergaben, als sie im Zusammenhang haben. Falls er diese Zusammenstellung von andern übernommen haben sollte, so hat er auf leichtfertige Weise gearbeitet. Aber so hat man es in diesem Kampf stets gehalten. Ich könnte davon noch allerlei erzählen. Dass endlich die vermehrte Schonung der Dienstverweigerer, die diese aus religiösen Gründen sind, eine Unrichtigkeit ist, die man gewissenhafter Weise nicht in eine solche Resolution bringen sollte, sei nur nebenbei bemerkt. Ich kenne aus der allerletzten Zeit Urteile über solche Dienstverweigerer, die so hart sind, wie die aus den ersten Jahren.

Es ist eine schlechte Sache, dieser Kampf gegen den Frieden; darum kann er nur schlecht geführt werden. L. R.

Anm. Dass an der Versammlung der „Freisinnigen" ein ehemaliger Pfarrer den versammelten Obersten und Politikern aus dem Schatze seines theologischen Wissens zu ihrer Beruhigung mitteilte, das Christentum habe immer „Konzessionen an den Staat machen müssen" und auf das Verhalten des römischen Staates als Muster hinwies, gehört zum ganzen Bilde.

Noch einmal Scheurer. Wenn ich von „Scheurer" rede, so meine ich natürlich nicht den Privatmann, denn ich nicht kenne und in Ruhe lasse, sondern bloss unsern Militärdirektor. Man könnte also statt „Scheurer" auch anderswie sagen, meinetwegen „Bircher", „Wildbolz", „Feyler" — ich meine den Typus, nicht das Individuum.

Auf diesen Scheurer also muss ich noch einmal zurückkommen. In seiner im letzten Heft (Seite 91) zitierten Rede erklärte er einem gläubigen Publikum unter anderem auch von der Gas- und Fliegerabwehr, für die unsere Kriegsheiligen selbstverständlich genügend gesorgt hätten und sorgen würden. (So

[1]) Sie fährt wörtlich fort: „nämlich um die andere Seite, den Staat, zu verhindern, Unrecht zu tun und Unrecht ist es, das Gewissen eines Menschen vergewaltigen zu wollen." Vgl. „Neue Wege", 1922, Juli/Augustheft, S. 369 ff.

nach den nicht dementierten Zeitungsberichten.) Und dergleichen — wie soll man sagen? — lässt sich das wohldressierte Volk der Helvetier ruhig gefallen. Und weiss doch jedes Kind, dass kein Gas- oder Fliegerschutz — und wäre er ganz anders, als wir ihn uns leisten können! — auch nur im geringsten verhindern kann, dass unsere Städte: Basel, Zürich, Luzern, St. Gallen, Bern, Freiburg, Lausanne, Neuchâtel, Genf und dazu der grösste Teil der übrigen Schweiz, in einem Nachmittag zu einem einzigen grossen Friedhof werden. Jedes Kind weiss es; es sagen es uns *die* Leute, die davon wirklich etwas wissen, die auch den Krieg selbst gesehen haben — aber Scheurer versichert uns seelenruhig, dass für Schutz vor Gas und Fliegern gesorgt sei! Quousque tandem?

Wir wollen diesen frevelhaften Illusionen die Wahrheit entgegenhalten. „Hätten die europäischen Führer und Massen eine richtige Vorstellung vom *Zukunftskrieg*, so würden sie kein Mittel unversucht lassen, ihn zu verhindern. Aber die Menschen haben keine Ahnung von dem, was ihnen bevorsteht; ihre Phantasie ist zu dürftig und zu sehr nach rückwärts gerichtet statt nach vorwärts. Es ist bequemer, vergangene Berichte in die Zukunft zu projektieren, als sich eine Vorstellung nie dagewesener Dinge zu machen. So kam es, dass sich kaum einer 1913 eine richtige Vorstellung vom Weltkriege machte und dass dessen Schrecken alle Voraussagen übertrafen; so kommt es, dass sich heute kaum jemand eine richtige Vorstellung vom Zukunftskriege macht, dessen Schrecken alle europäische Phantasie übersteigen würden.

Den Weltkrieg stellten sich die Europäer nach dem Ebenbild des Krieges von 1870 vor; den Zukunftskrieg stellen sich die Europäer nach dem Ebenbilde des Weltkrieges vor. Dabei ist es sicher, dass der Zukunftskrieg den Weltkrieg im gleichen Grade an Fürchterlichkeit und Grausamkeit übertreffen wird, — wie dieser den Krieg des Jahres 1870[1]).

Denn die technischen Erfindungen überstürzen sich von Jahr zu Jahr und mit ihnen vervollkommnen sich auch die Zerstörungsmittel. Der Zukunftskrieg wird nicht im Zeichen der Mechanik stehen — sondern im Zeichen der Chemie; er wird nicht mit Stahl geführt werden, sondern mit Gift ...

Der Zukunftskrieg wird über die Front hinweg gegen das Hinterland geführt werden, vor allem gegen die feindlichen Großstädte. Dort werden die Frauen und Kinder der Soldaten durch Giftbomben getötet werden, um einen künftigen Rachekrieg zu verhindern. Es wird weder einen Unterschied zwischen Front und Hinterland geben — noch zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten. Jede erreichbare Stadt wird zerstört, jeder erreichbare Feind ermordet werden ...

Dieser Zukunftskrieg würde nicht durch einen Friedensschluss seinen Abschluss finden — sondern durch die *Vertilgung des besiegten Volkes*. Der besiegte Staat würde das Schicksal Karthagos nach dem dritten Punischen Kriege erleiden.

Auf jeden Fall muss ein solcher Vernichtungskrieg, in den auch die übrigen Nationen des Erdteiles hineingezogen würden, — den *Untergang Europas* beschleunigen. Auch die überlebende Nation könnte sich nie mehr von ihren qualitativen und quantitativen Menschenopfern erholen."

„Um sich eine annähernde Vorstellung von den Möglichkeiten einer (feindlichen) Invasion zu machen, muss man zurückgreifen zu den Berichten über den Einfall des tatarischen Napoleon in Mesopotamien: bei diesem Einfall liess Tamerlan in Bagdad allein achthunderttausend Menschen ohne Unter-

---

[1]) Diese ganze phantasielose Unwirklichkeit zeigt sich in der Scheurerschen Bemerkung, wir müssten mit unserem Heerwesen wieder auf den Vorkriegsstand zurück. — Als ob inzwischen nichts geschehen wäre! — Sicher ist freilich, dass gewisse Gehirne auf dem Vorkriegsstand geblieben sind! R.

schied des Alters und Geschlechts ermorden und zerstörte dieses Zentrum einer Kulturwelt. Beim heutigen Stand der Technik sind solche Ereignisse in künftigen Kriegen viel wahrscheinlicher als in vergangenen. Darum sollten die Bewohner von Berlin und Paris, von Wien und Mailand ihre Phantasie anspannen und sich vorsehen — bevor es zu spät ist."[1])

Ob vielleicht auch die Politiker und Theologen des grössten Kantons der Schweiz, wenn sie diese Wahrheit erführen, ihre Köpfe der Tatsache öffneten, dass wir nicht mehr in den Zeiten des Rudolf von Erlach leben? L. R.

Ein Memento. Von Zeit zu Zeit schreibt die Geschichte ein Zeichen an die Wand, dass die Menschen aus ihrer Verblendung erwachen, bevor es zu spät ist. So berichten uns die Zeitungen, dass am Mort Homme, jener vielumstürmten Höhe vor Verdun, bei Grabarbeiten ein deutscher Unterstand aufgedeckt worden sei; dort standen und lagen in voller Ausrüstung, bis an die Zähne bewaffnet, eine Kompagnie toter deutscher Soldaten — alle von einer Gaswelle erstickt und gleichzeitig durch ein Geschoss begraben. Man denke an die deutsche Mutter, die etwa vernehmen muss, ihr vermisster Sohn sei unter dieser Schar! Aber das ist das Schicksal, das uns allen droht, wenn die Scheurer (und die Wildbolz!) recht behalten. L. R.

Emil Schibli und der Zivildienst. Im „Aufbau" wendet sich Emil Schibli gegen die Verteidigung des Zivildienstes durch unsern Freund Vuilleumier und gegen den Zivildienst selbst. Dies nicht etwa aus Militarismus, sondern aus einem Antimilitarismus, der noch radikaler zu sein glaubt, als der unsrige. Was Schibli sagt, enthält an sich viel Wahrheit, die trefflich formuliert ist, nur trifft er weder die wirkliche Gesinnung Vuilleumiers, noch den Zivildienst selbst. Denn dieser hat nicht, wie Schibli meint, den Zweck, den Dienstverweigerern das Opfer und den Umgang mit Gaunern und Strolchen zu ersparen, sondern er will: 1. den Dienstverweigerern Gelegenheit zu ernsthafter und wertvoller Arbeit für die Gemeinschaft an Stelle von blossem Neinsagen geben; 2. das Prinzip des Militärdienstes (der Vorbereitung zum Menschenmord) durch das Prinzip des Bürgerdienstes (die gegenseitige Hilfe) ersetzen. Wenn dabei eine gewisse Art von Heldentum, das auch wir hoch verehren, wo es nötig ist, verschwindet — sollen wir denn Heldentum an sich züchten? Sollen wir den Fortbestand der Cholera wünschen, weil sie Gelegenheit zum Heldentum der Aerzte und Krankenwärter gibt? Sollen wir den Krieg fortbestehen lassen, weil er ohne Zweifel auch Heldentum erzeugt?

Aber die Bitte an den „Staat", dass er ein Prinzip zulasse, welches ihm doch offenbar entgegensteht? Ich frage: Kann man nicht hinter diesem Staat der Scheurer, Häberlin, Chuard u. Cie. jene Volksgemeinschaft sehen, zu der wir eben doch gehören und von der diese Leute nur vorläufige und verfälschte Vertreter sind? Halten Sie, verehrter Herr Schibli, nicht auch für diesen „Staat" Schule, d. h. also für jene bessere Gemeinschaft der Zukunft, nicht für den Staat, der jetzt noch die Schule beherrscht? Wahrhaftig, wir wenden uns nicht an Scheurer, Häberlin, Chuard u. Cie. Der Zorn und die Angst dieser Kreise — ihre Theologen inbegriffen — zeigen uns, sollten jedem zeigen, um was es in Wirklichkeit geht. L. R.

Versammlung. Eine Zusammenkunft der ostschweizerischen „Freunde der Neuen Wege", zu der selbstverständlich auch die Freunde des „Aufbau" und weitere Gesinnungsgenossen herzlich eingeladen sind, findet am 27. April, nachmittags 5 Uhr, in **St. Gallen**, in der „Habsburg" statt. — Ganz besonders möchten wir die Freunde darauf aufmerksam machen, dass Frau Staudinger aus Zürich für diesen Abend das Referat übernommen hat und sprechen wird über das Thema: „Die Probleme der Gemeinschaft."

[1]) Aus Coudenhove-Kalergi: „Paneuropa".

Von Büchern

Albert Schweitzers Kulturphilosophie.

Erster Teil[1]): **Verfall und Wiederaufbau der Kultur.**

Es ist, mitten im Dunkel unserer heutigen Zeit, ein lichtvolles Bild, da und dort Männer auftauchen zu sehen, denen es nicht genügt, vom Katheder herab der Menschheit neue Lehren zu verkünden, sondern die sich auch sofort aufmachen, diese Lehren in rettende Taten umzusetzen. Ein solcher ist Albert Schweitzer, auf dessen ärztliches Missionswerk im fernen, gefährlichen Aequatorialafrika schon die feinsinnige Besprechung seines Buches „Zwischen Wasser und Urwald" im letzten Heft aufmerksam machte. Während seines viereinhalbjährigen Aufenthaltes im Urwald hat nun Schweitzer nicht nur Neger geheilt, sondern ein philosophisches Werk von monumentaler Bedeutung geschaffen, das er in einer Reihe von Vorlesungen auf europäischen Universitäten vorgetragen hat. Wie sein äusserer Lebensweg ihn vom Katheder in den Urwald trieb, so hat sein inneres Erleben ihn wieder vom Urwald aufs Katheder geführt. Denn in der heiligen Stille des nächtlichen Urwaldes, unter dem Kreuz des Tropenhimmels, ward ihm die Offenbarung über Wert und Unwert, Sterben und Auferstehen unserer europäischen Kultur.

Es ist ein Zeichen grosser Oberflächlichkeit, wenn an Schweitzers Kulturphilosophie in kirchlichen und pastoralen Blättern „die bestimmtere, religiöse Grundlage", „die religiöse Antwort" oder eine schärfere Betonung der Sünde vermisst wird. Wer den ersten Band von Schweitzers Werk lesen kann, ohne religiös ganz stark davon ergriffen zu werden, der muss schon sehr abgestumpfte Sinne haben. Denn dieser erste Teil ist ein erschütterndes Gericht über den Gang unserer heutigen Kultur. Dies Gericht schlägt um so sicherer in unsere Welt hinein und zertrümmert um so rücksichtsloser allen Lug und Trug darin, als eben der Verfasser sich mit voller Absicht von der theologischen und religiösen Sprache fernhält und mit der unerbittlichen Schärfe der unbestechlichen Vernunft sich mit der Wirklichkeit auseinandersetzt. Er schreibt eben als Philosoph und weiss sich als solcher aller Vermischung mit anderen Formen, des Erkennens, deren Berechtigung er vollauf anerkennt, zu enthalten. Und diese Klarheit ist ein sehr bedeutender Zug an seinem Werke.

Wenn schon vor dem Forum der „denkenden Weltanschauung" unsere Kultur so gerichtet ist, wieviel mehr erst vor dem religiösen Gewissen, das durch die „ethischen Vernunftideale" nur noch geklärt und verschärft wird. Dass bei der heutigen Selbstvernichtung der Kultur das Versagen der Philosophie das *einzig* Entscheidende war, behauptet Schweitzer auch gar nicht, wohl aber dass es ein *entscheidendes* Moment war. Und das wird dem Philosophen Schweitzer gewiss jeder Theologe zugeben müssen.

Statt ein „Wächter" zu sein, der mit vorausblickendem Auge den Fortlauf unserer Kultur lenkte, ist die Philosophie, etwa von der zweiten Hälfte des

---

[1]) Wir bringen mit Freuden diese Besprechung von Albert Schweitzers neuestem Buche aus der Feder eines seiner Freunde. Vielleicht werden andere Aeusserungen dazu folgen. Die Bemerkung darf vielleicht schon jetzt gemacht werden, dass die Hochachtung für Schweitzers Person und Afrikawerk noch nicht ohne weiters Zustimmung zu seiner ganzen Philosophie und Theologie bedeutet. R.

Die Fortsetzung wird in einem der nächsten Hefte folgen.

vergangenen Jahrhunderts an, ein „Rentner“ geworden, der mit grossem Aufwand an Wissen „einen gelehrten Betrieb auf allen Gebieten“ unterhielt, aber, weltfremd geworden, sich nicht mehr um die Lebensprobleme der Zeit bekümmerte. So fährt der Wagen unserer Kultur, statt von ethischen Vernunftidealen geleitet zu werden, führerlos bergab, dem Abgrund entgegen. Zu diesem Versagen der Philosophie kamen eine Reihe Umstände, die die Kulturfähigkeit der Menschen verringerten: der Mangel materieller und geistiger Freiheit setzt die Denkfähigkeit des Menschen herab. Der heutige Mensch ist zu sehr eingezwängt in das Räderwerk des Wirtschaftslebens. Er leidet durchweg an Ueberanstrengung und kann sich deshalb nicht sammeln. Er ist zu sehr Spezialist, um das Ganze der Kultur überschauen zu können. Das rein menschliche Verhalten von Mensch zu Mensch ist uns erschwert. Der Mensch ist dem Menschen fremd geworden. Er geht mit seinesgleichen um wie mit Figuren eines Schachbrettes. Die Ueberorganisation unserer öffentlichen Verhältnisse erdrückt die Ehrfurcht vor der individuellen Meinung und erzwingt eine zu starke Ehrfurcht vor den Meinungen der Kollektivitäten. Das alles hindert die geistige Freiheit. „Im Kriege wurde die Disziplinierung der Gedanken vollständig. Die Propaganda setzte sich definitiv an Stelle der Wahrheit.“ Dadurch ist auch in ethischer Hinsicht „das Verhältnis zwischen dem Einzelnen und der Gesamtheit“ gestört. „Unbewusst schränken die meisten Angehörigen unserer kulturlosen Kulturstaaten ihr Ueberlegen als sittliche Persönlichkeiten ein, um mit dem Gemeinwesen nicht fortwährend in innere Konflikte zu geraten.“ Dabei „seien die Handlungen des Gemeinwesens nicht so sehr nach den Maßstäben der Sittlichkeit als nach denen der Opportunität zu bemessen ...“ Wir sehen, wie stark hier die Kritik Schweitzers sich mit den Kämpfen der „Neuen Wege“, etwa um den Zivildienst u. a. m., berührt.

Was ist nun Kultur und was will sie? „Kultur ist materieller und geistiger Fortschritt der Einzelnen wie der Kollektivitäten.“ Sie verwirklicht sich: erstens in der Herrschaft der Vernunft über die Naturkräfte; diesen Fortschritt hat das Maschinenzeitalter in weitgehendem Masse zu verwirklichen gesucht. Wesentlicher aber, wenn auch unscheinbarer, ist der zweite Fortschritt: die Herrschaft der Vernunft über die menschlichen Gesinnungen. Die Bedeutung dieses ethischen Fortschrittes ist nun sehr vernachlässigt worden. Statt dass die Vernunftideale unseres Denkens entscheidenden Einfluss auf die Wirklichkeit gewannen, hat die Wirklichkeit unser Denken immer mehr beherrscht. So ist ein circulus vitiosus entstanden, der durch „die Verherrlichung unseres Wirklichkeitssinnes“ statt aufwärts immer tiefer abwärts führte. „Die menschliche Psyche dient dann als verschlechternder Transformator.“ Das zeigt sich an unserm geschichtlichen Sinn. „Zu den der Wirklichkeit entnommenen Idealen kommen die, die wir der Geschichte entlehnen.“ Es entsteht so eine Art „Kult, den wir der Geschichte weihen.“ „Wie wir durch unsern Wirklichkeitssinn in den gegenwärtigen Ereignissen versinken, so durch unsern geschichtlichen in den vergangenen.“ „Aus Wirklichkeitssinn und geschichtlichem Sinn wurde der Nationalismus geboren ...“ Was ist Nationalismus? „Der unedle und ins Sinnlose gesteigerte Patriotismus, der sich zum Edlen und Gesunden wie die Wahnidee zur normalen Ueberzeugung verhält.“ Hier zeigt Schweitzer am deutlichsten den Niedergang unserer Kultur als eine Folge des Versinkens der ethischen Ideale unter die Wirklichkeitsinstinkte. Die ethische Grösse des nationalen Staates besteht darin, „das Aufblühen des Ewigen und Göttlichen in der Welt sich zum Ziele zu setzen, Heil über die Völker zu bringen.“ Selbstzweck werdend, ist aber der moderne Staat so tief von dieser Höhe gefallen, dass er, „um sich Werte von Millionen streitig zu machen, sich mit Rüstungen von Milliarden belastet,“ also völlig sinnlos, ja sich selbst zerstörend, zu handeln beginnt. Aus der nationalen Wahnidee hervorgehend, ist auch „der Anspruch auf nationale Kultur, wie er heute erhoben

wird, eine krankhafte Erscheinung." Das Gerede über geistige Rassenunterschiede kommt Schweitzer wie „Obsession" (Besessenheit) vor. Die behauptete Rassen- oder nationale Eigenart tritt heute „wie eine eingebildete Krankheit" (Hysterie) auf. Das ist das Urteil des scharf beobachtenden Nervenarztes über unsere Zeit. „Wie sehr aber die Völker der historischen Kulturmenschheit auch heute noch geistig zusammengehören, erweist sich darin, dass sie alle miteinander demselben Niedergang verfielen." Das ist schon eine Art tragischer Sarkasmus, mit dem Schweitzer hier spricht.

Mit diesen Verdrehungen hängt auch unser falsches Vertrauen auf „die Tatsachen" zusammen. Tatsachen aber lösen nicht die Gegensätze auf, sondern setzen sie, wenn sie ungehemmt wirken können, nur bis ins Endlose fort. Das zeigt sich auch in der Aussichtslosigkeit, durch Organisation das Problem unseres Niederganges lösen zu wollen. Der Fehler liegt eben nicht in der Welt der Wirklichkeit, sondern in der Welt des Geistes. „Unsere Zeit hat das Verhältnis zwischen dem Geistigen und dem Wirklichen umgekehrt."

Metanoeite: ändert die Gesinnung, kehrt um, tut Busse, diese urevangelische Losung schlägt als einzige Lösung aus den furchtbaren Irren in unser Gewissen hinein. „Die schweren Probleme, selbst diejenigen, die ganz auf materiellem und wirtschaftlivchem Gebiete liegen, sind im letzten Sinne nur durch Gesinnung zu lösen." Wir müssen zur Ueberzeugung kommen, „dass der Geist alles und die Institutionen wenig sind." „Die zweckmässigsten organisatorischen Verbesserungen, nach denen wir streben müssen, können nur dann etwas helfen, wenn wir zugleich auch fähig sind, unserer Zeit einen neuen Geist zu geben." Schweitzer zeichnet da klar die Aufgabe, die den Männern der „Neuen Wege" vor der Seele steht.

Kann aber die gebrochene Menschheit von heute diese Aufgabe leisten? „Eine ungeheure Revolution muss sich ohne revolutionäres Handeln vollziehen." Wieder stellen sich Berge von Schwierigkeiten aller Art in den Weg. Dabei handelt es sich nicht um den Bestand einer Kultur, sondern der Kultur überhaupt. Alle Völker sind in unsere Kultur verflochten. „Alle sind krank mit uns und können nur mit uns gesunden." „Nicht die Kultur einer Rasse, sondern die der Menschheit, der jetzigen und zukünftigen, ist verlorenzugeben, wenn unser Glaube an eine Regeneration unserer Kräfte eitel ist." Es gehört also ein gewaltiger Glaube an die Macht des ethischen Geistes dazu, das „Weltexperiment" der Regeneration zu wagen. Schweitzer hat diesen Glauben. Aus diesem Glauben heraus reisst er den Trug der Scheinkultur nieder und weist den Weg zu einer neuen, wahren Kultur. Wie ein Held fordert er Feind um Feind in die Schranken und ringt mit ihnen. Und es ist ein titanisches Ringen zwischen Erdgebundenheit und Geistesfreiheit, das in seiner äusserst knappen Form auf 65 Seiten das Buch zu einer dramatisch spannenden Heroengeschichte macht. Man fühlt darin, dass Schweitzer nicht nur Philosoph, sondern mächtig gestaltender Künstler ist. Heinrich Heine sagt irgendwo, dass die Männer der Grossen Revolution nichts als Drahtpuppen der bedeutendsten Denker wie Rousseau oder Voltaire waren. Schweitzer sagt ähnlich: „Kant und Hegel haben Millionen regiert, die nicht einmal wussten, dass sie ihnen gehorchten." „Nur was im Denken der Zeit gegeben ist, können die, die im Grossen und Kleinen befehlen, ausführen." „Der Wiederaufbau der Zeit muss also mit dem Wiederaufbau der Weltanschauung beginnen." Diese Weltanschauung muss eine denkende, d. h. immer weiter arbeitende sein. Und sie muss optimistisch und ethisch sein. Weil die stoische Philosophie, die die ausgehende Antike beherrscht hat, pessimistisch war, darum „woben auch die tüchtigsten römischen Kaiser morsches Garn." „In ihrem Zusammenwirken bringen optimistische Weltanschauung und Ethik Kultur hervor." Nach dieser Richtung wird die Selbstbesinnung unserer Zeit gehen müssen, um neue Kultur hervorzubringen. Schweitzer beginnt gleich

mit dieser Selbstbesinnung. Er fängt selber an optimistisch ethische Weltanschauung zu denken und gibt so den Nornen unserer Zeit statt morschen Garnes gesundes Flachs auf die Spule. Daraus werden die kommenden Führer einmal eine bessere Welt schaffen können. Im Gegensatz zu Spenglers: Untergang des Abendlandes, das Schweitzer, ohne es zu nennen, scharf bekämpft, trägt diese Kulturphilosophie dazu bei, die Kultur vom Untergang zu retten und eine bessere Zukunft heraufzuführen. Das ist wohl der höchste Wert seines Werkes.

So klingt der erste Teil dieser Trilogie, dieses philosophischen Weltgerichtes, recht hoffnungsvoll aus. Wir sind Albert Schweitzer tiefen Dank schuldig, dass er der religiösen Hoffnung auf das Nahen des Reiches Gottes den philosophischen Untergrund zu geben versucht hat. Ein in Wort und Tat mächtig Vorwärtsschreitender spricht zu uns, wenn er in der Vorrede zum zweiten Teil die kühnen Worte schreibt: „Eine neue Renaissance muss kommen, viel grösser als die Renaissance, in der wir aus dem Mittelalter herausschritten: die grosse Renaissance, in der die Menschheit entdeckt, dass das Ethische die höchste Wahrheit und die höchste Zweckmässigkeit ist und damit die Befreiung aus dem armseligen Wirklichkeitssinn erlebt, in dem sie sich dahinschleppte. Ein schlichter Wegbereiter dieser Renaissance möchte ich sein und den Glauben an eine neue Menschheit als einen Feuerbrand in unsere dunkle Zeit hineinschleudern.“ Ch. Schultz (Eckirch, Elsass).

Lebende Worte.

Wir tun stets mehr Gutes, als wir glauben, wenn wir Gutes tun und mehr Böses, als wir denken, wenn wir Böses tun.

* * *

Ein Mensch, der sich vornähme, ganz und gar gerecht zu sein, aber nichts als gerecht, wäre zuletzt auch nicht mehr gerecht; denn vollendete Gerechtigkeit gibt es nur in der Liebe. A. Vinet.

* * *

Dem Tapferen sind glückliche und unglückliche Geschicke wie seine rechte und seine linke Hand; er bedient sich beider.

Katherina von Siena.

Redaktionelle Bemerkungen.

Durch Irrtum ist im letzten Heft zu dem Aufsatz von Trautvetter die Bemerkung „Fortsetzung folgt“ gesetzt worden. Sie liess die Vermutung aufkommen, dass der Aufsatz nicht abgeschlossen sei. Das ist aber der Fall. Es werden freilich noch Fortsetzungen kommen, aber in zwangloser Folge.

Wieder musste einiges schon Gesetzte zu unserm Bedauern zurückgestellt werden.

Zum Zivildienst sind weitere Dokumente eingegangen, die im nächsten Hefte drankommen sollen.

Osterpredigt.[1])

Markus 16, 1—8.

Gebet. Grosser Gott, du Unbegreiflicher, der du deinen Geist durch alle Welten gehen lässest, damit Leben werde, und der du uns verständlich wirst in Jesus Christus und das Licht des Lebens in uns aufgehen lässest, dass wir auf dieser verderbenschwangern Erde nicht mutlos dahinsinken müssen, sondern froh und dankbar sehen und schauen dürfen die Wunder des Lebens, die sich immer wieder auftun, dir danken wir, dass wir dürfen Licht haben, und danken dir für alles, was durch dein Licht wieder aufleben darf in Himmel und Erde und in uns Menschen. Gib uns immer mehr den Geist, der uns verstehen lehrt, wozu wir geschaffen sind, damit wir in unserm ganzen Wesen können in die Höhe des Lebens kommen und das Geringe, Armselige, Widrige und Gemeine von uns bleibe, und wir in der Höhe deines Geistes wahrhaftige Menschen werden dürfen. Nimm unsern Preis und Lob und Dank an und lass uns in Verbindung kommen mit dir, dem Ewigen, damit in uns zur Wahrheit werde, dass wir einen auferstandenen Heiland haben. Amen.

Meine Lieben, wir stehen tief in Leiden, wir stehen im Sterben, wir stehen unter der Decke des Grabes. Haben wir auch Auferstehung? Kommen wir an dies Gebiet, da ist uns Menschen gerade, wie wenn uns der Atem ausgehen wollte. Und ihrer viele wenden sich davon ab und können es nicht begreifen und wollen auch nichts davon wissen und können wir gar keinen Gedanken fassen für das, was uns in der Auferstehung Jesu Christi entgegenleuchtet. Und doch, meine Lieben, was sind wir doch so töricht! Ruht nicht die ganze geschaffene Welt schon auf der Kraft der Auferstehung? Läuft nicht alle Entwicklung einerseits durch ein Verderben und scheinbares Aufhören, und ehe man sich's versieht, ist es herrlicher, mächtiger, glänzender wieder da. Ganz besonders in unserer Zeit sollte dieses Licht der Auferstehung, das das wahrhaftige Licht Gottes ist, jedermann entgegenleuchten, dass auch unser Verstand darin jubeln kann, und wir nicht davorstehen müssen wie vor etwas, das ganz weit, weit weg von unserm Sinn abliegt, das wir gar nicht verstehen

---

[1]) Unsere Leser werden es dankbar begrüssen, wenn wir von Zeit zu Zeit eine Andacht oder Predigt Blumhardts bringen. Die hier veröffentlichte stammt aus dem Jahre 1910, gehört also bereits der letzten Zeit des jüngeren Blumhardt an. Es ist zu beachten, dass es eine wörtliche Wiedergabe der Predigt ist, — für gewisse formelle Mängel mag da der unverwischte Eindruck des gesprochenen Wortes entschädigen. Lj.

können. Wir wissen heute von der Geschichte der Erde, wie wahr schon die Bibel sagt: „Und die Erde war wüste und leer, aber der Geist Gottes schwebte über allem, und da wurde es Licht, es wurde die Erde.“ Und wieviele Entwicklungen hat die Erde durchgemacht! Wir können es heute in den Schichten der Erde studieren. Wieviel Zerstören hat stattgefunden, aber die Kraft der Auferstehung hat das Wüste nicht wüste gelassen, es ist immer herrlicher geworden, und wenn wir heute auf unsere Erdrinde sehen, welch eine Herrlichkeit ist, auf den Trümmern der Jahrtausende entstanden, dass jeder, der noch ein wenig Sinn hat für das Göttliche in der Natur, jauchzen muss und bewusst und unbewusst herauslaufen muss auf die Berge und Täler und dort etwas suchen. Es tut ihm wohl, und in gewissem Sinn hat er Gott gefunden auf seinen Wanderungen.

Aber nicht bloss die Erde, auch das Menschengeschlecht, durch wieviel Zerstören ist es schon gegangen, und wie ist immer die Angst in den Menschen, es werde einmal zu einem Zerstören kommen, von dem es kein Auferstehen mehr gibt. Aber auch wenn wir die leidende und verderbende Menschheit im Lauf ihrer Geschichte betrachten, immer wieder steht sie auf, immer wieder ist sie da. Und nicht bloss körperlich, sondern auch im Geist des Lebens der Menschheit gibt es immer wieder Auferstehung. Oft schien alles aus zu sein durch die Schuld der Menschen, die noch zu klein sind, um das Grosse Gottes auf ihrer Erde zu verstehen. Sie zerstören sich selber, sie zerstören die bedeutendsten Werke, die Gott in den Verstand und in den Geist der Menschen gelegt hat. Sie haben es verstört zu Zeiten so grundmässig, dass man geglaubt hat, es komme nie wieder etwas auf. Und doch, der Geist Gottes schwebte über der Wüste und über allen Abgründen des Todes und des Verderbens, und ehe man sich's wieder versah, waren die Kräfte des Geisteslebens der Menschen wieder instand gesetzt, wie eine neue Welt zu erleben. Ja, meine Lieben, wir können von Wundern sagen, aber wer will es verstehen? Wir wollen alles heute so verstehen, wie wir eine mathematische Formel verstehen, aber so geht es nicht zu in der Natur, die von Gottes Geist durchweht ist. Ehe wir's uns versehen, steht wieder etwas auf, und die Menschheit hat immer wieder eine Hoffnung, und die ganz natürlichen Menschen, die auch gar nicht an Gott mehr denken können, die können die starke Hoffnung haben, dass es mit der Menschheit immer wieder aufwärts geht und sie immer wieder zu höhern Stufen kommt.

Aber auch der einzelne Mensch — da scheint es am schwersten zu sein. Im einzelnen Menschen taucht schmerzlich empor das Bewusstsein vom Verderben. Und das kommt oft so schwer und dunkel über uns, dass der Glaube will schwinden, ob es ein Auferstehen wieder gebe. Zwar erleben wir immer wieder, jeder Einzelne in

seinem Leben, nach Niederlagen, nach Verderbenstagen und -Jahren, auch nach Sünden, in der Vergebung der Sünden eine gewisse Erneuerung, und es lebt in den meisten Menschen immer wieder die Hoffnung. Aber wenn sie dann einmal daran erinnert werden, wie tief oft das Verderben in ihrem eigenen Leben geführt hat, dann will die Hoffnung schwinden, dann wird es oft so Nacht, dass die Menschen meinen: „Ach, ich bin ewig verloren.“ Die einen gehen dahin in Schwermut, die andern gehen dahin in noch übrigem Leichtsinn, aber sie mögen an den eigentlichen Punkt nicht hinschauen, sie haben die Kraft verloren, an eine Wendung zu glauben, dass es mit ihnen, auch mit dem Einzelnen, immer wieder aufwärts geht.

Aber sehet, meine Lieben, warum ist Jesus auferstanden? Es ist bemerkenswert, dass alles, was in der Persönlichkeit Jesu Christi sich vollzieht, all sein Sein und Werden, ganz im Zusammenhang steht mit dem, was in der ganzen Schöpfung sich vollzieht. Er steht mitten im Verderben drin, im Untergang, im schauderhaftesten Tode, wo alles aufzuhören scheint, wo die Finsternisse auch keinen Atemzug ihm vergönnen, mitten drin in den tiefsten Tiefen, wo keine Rettung mehr möglich scheint, aber er steht auch mitten drin in dem, was seines Vaters ist. Seines Vaters? — was ist das anders als die Auferstehung? Das ist Gott in der Schöpfung, und ohne diesen Gott gibt es keine Schöpfung. Würde dieser Gott auch nur einen Augenblick weichen, würde nur einen Moment die Schöpfung aufhören, in der Kraft der Auferstehung zu leben, dann müsste alles in Tod versinken. Jesus ist in dem, was seines Vaters ist, das ist die Auferstehung. Das, was uns erzählt wird von seiner Auferstehung, ist schon in seiner Wurzel begründet in seinem ersten Werden auf Erden. Er ist nicht wie wir ein Doppelmensch, der einerseits in dem Nichtgöttlichen zu Hause ist und sich da tummelt und da seine Sachen treibt, ohne an ein Höheres zu denken. Er ist auch in den irdischen Dingen, unter den Menschen, unter den Sündern, unter den Toten, unter allem Elend der Menschen immer in der Auferstehung. Man sieht so wunderlich an Jesu Geschichte hin; wenn man nicht selbst Auferstehung erlebt hat, dann scheint einem alles unglaublich. Aber Jesus steht ganz mitten drin in dem, was Gottes ist, in dem, was seines Vaters ist. Die lange, lange, lange und bange Linie der Auferstehung, die läuft aus den tiefsten Gründen des Verderbens heraus ganz langsam aber sicher vom Zeitlichen ins Ewige, vom Vergänglichen ins Bleibende, vom Sichtbaren ins Unsichtbare, von unserer Zeit in die Ewigkeit. Meine Lieben, tut die Augen auf und schauet diese Linie des Lebens der Auferstehung. Auf dieser Linie ist noch viel möglich, das die Menschen, die nicht auf diese Linie gekommen sind, gar nicht verstehen können. Ich möchte sagen, unbegrenzte Möglichkeiten sind auf dieser Linie der Auferstehung

denkbar, denn da steht Jesus. Wahrlich, dessen freut sich unsere Seele. Die Linie der Auferstehung, die in Jesus uns offenbar wird, die läuft auch in das körperliche Leben, in unser Irdisches hinein, dass auch unsere vergänglichen Leiber, solange sie leben, hier Zeugen werden müssen von einer Kraft der Auferstehung, welche Gott preisen soll unter vielen Menschen. Ja, was wären wir, wenn diese Gotteskraft, in welcher Jesus lebt, wenn diese Auferstehung, die Gott ist, nicht das Leben Jesu aus Tod und Grab geführt hätte, wenn die Strahlen dieses Auferstehungslebens uns nicht berührt hätten, wo wäre unsereiner? Wo wärest auch du?

Freilich, wir sehen viele Gebiete — ach wieviele! — wir sehen ein Verderben, davor graut es uns. Gerade, wenn man etwas von der Auferstehung erlebt hat, wenn man schon geglaubt hat, man sei im Verderben, und der Geist Gottes einen berührt hat, dann sieht man in die dunkeln Gebiete, wo kein Licht ist, wo es unter der Erde dunkel ist, wo es schon im Leben zum Tode kommt, und wo alles, alles verschlossen scheint. Aber gerade dahin richtet sich die lebendige Linie der grossen Grundlage und des Zieles der ganzen Schöpfung. Gerade dahin, meine Lieben, glaubt mirs, wo alles aus zu sein scheint, wo alles wüst und leer ist, und alles wie in ewiger Verdammnis liegt, gerade dahin richtet sich die grosse, mächtige Lebenslinie in Jesus Christus, dem Leiblichen, der in der Leiblichkeit die Auferstehung trägt, und der deswegen von uns nicht im Grabe gesucht wird, sondern in dem Leben, das ihm, dem Gekreuzigten, zunächst Gott gegeben hat als dem Auferstandenen. Wundert euch nicht, meine Lieben, dass es bei Menschen zu den grössten Ereignissen kommen soll, zu den grössten Wundern. Sehen wir doch auch sonst, dass alles Lebendige auf Erden im Menschen seine Krone bekommt. Von den ersten Empfindungen der ersten Lebewesen durch alle Pflanzen und Tiere dringt das Leben, das der Mensch hat, und in ihm soll alles seine höchste Krone bekommen. Und so muss auch das was Auferstehung in der Schöpfung ist, ich möchte sagen, am intimsten und am umfassendsten im Menschen sich zeigen. Dessen freuen wir uns, meine Lieben, das ist unsere Freude an Jesus, dass er nicht eine abgebrochene Säule ist, wenn er stirbt, wie wir, dass es nicht Ruinen sind, an die wir schauen müssen, sondern dass es in ihm hineinläuft aus der Körperlichkeit heraus in neue Körperlichkeit hinein in die Ewigkeiten hinein. Da ist in dem Auferstandenen eine weite Türe aufgegangen, und aus dieser Türe war eine Stimme zu hören: „Kommet doch, ihr Menschen alle! In euch soll die Krone des Lebens sein!“ Aber sie kann natürlich nur sein, wo Auferstehung ist. Mit dem bisschen Aufleben, das ihr erfahret — ihr waret krank und wurdet wieder gesund, das ist gut! — ihr waret einmal in Schmerzen, in Traurigkeiten des Todes, in wer weiss welchen

Schwierigkeiten der Gesellschaft, in Händeln und Streit, dass ihr geglaubt habt, ihr lebet unter Teufeln, und ihr habt wieder Freude bekommen, ach, wie schön! — aber das ist es nicht, meine Lieben, in dem können wir nicht das Höchste sehen. Das Höchste, was uns die Krone des Lebens gibt, das kommt aus Jesus, dem Auferstandenen. Es muss Auferstehung in uns sein.

Nun sagt man freilich mit ein wenig Wehmut — ich gestehe es euch, ein wenig Wehmut habe ich auch — „Er ist der Einzige." Ich glaube es nicht. Er ist nicht der Einzige. Aber *eins* ist an ihm einzig: in ihm kommt uns irdisch zum Bewusstsein, dass der Mensch in der Auferstehung stehen darf. Es ist in ihm ein Moment, in welchem wir die Linie des Lebens und der Auferstehung über unsere gewöhnlichen Sinne hinauslaufen sehen. Es ist wie für einen Augenblick eine Decke von uns weg, dann schliesst sie sich wieder. Apostel sind gestorben, andere Jünger Jesu sind gestorben. Ich weiss es nicht, ob einmal wieder so ein Moment war, in welchem man die Türe der *leiblichen* Ewigkeit aufgehen sah wie in Jesus — als Geschichte ist es uns nicht überliefert. Aber wir haben einstweilen doch genug; einstweilen haben wir doch in Jesus durch die Türe hindurch gesehen, und, meine Lieben, lasset euch das nicht nehmen! Lasset ihr euch die Auferstehung nehmen, dann wälzet euch im ewigen, langweiligen Kreislauf von Gut und Böse, laufet da weiter und gebet alles auf, auch eure wirkliche inwendige Bildung und Kultur. Wenn ihr nicht hinausschauen könnt durch die Türe, die Jesus aufgemacht hat, dass wir die Auferstehung sehen vor uns, dann mögen wir das Langweilige des täglichen Lebens als Resultat des Kampfes annehmen, aber wie ärmlich! Wir brauchen es ganz notwendig, damit unser ganzes Leben im Schwung bleibt, dass wir weit hinaussehen in die Ewigkeit für unser eigenes Leben, aber noch viel mehr für das Leben unserer Mitwelt, auch für das Leben des Geistes, wie wir es etwa Religion nennen möchten. Ja, was wären wir denn? Was wären wir in unserm Christentum, was wären wir unter dem vielen Klagen und Wehegeschrei über das Verderben der Menschen? Sehet doch die Menschen an, die armen Leute! Sie handeln wider ihren Willen, sie sind durch die Finsternis ins Verderben geführt. Was wollen wir denn hoffen? Wir müssen auch für das, was uns das Höchste ist, für die Speise unserer Seele, die Auferstehung festhalten. Und der Geist Gottes schafft über der Wüste. Auch die Christenheit ist vielfach eine Wüste geworden, eine schauerliche Wüste, und alle Religionen, sie sind oft eine schauerliche Wüste geworden. Sie haben sich nicht mehr zu helfen gewusst und sind denn auf wer weiss welche Geschichten gekommen, Aberglauben und Jammer und Not und kaum noch ein wenig Hoffnung. Was wollen wir hoffen, meine Lieben? Auch in diesem Verderben des

christlichen Wesens steht Jesus Christus, der Auferstandene, und zeigt uns, die wir ihn verstehen, die Linie aufwärts. Aus den Kräften Gottes, Seines Geistes gibt es einmal wieder eine Auferstehung, und dann die rechte. Das ist unsere Hoffnung, ohne die könnten wir keinen Augenblick leben und glauben und an Gott festhalten. Das ist die Kraft, in der wir stehen, nicht bloss eine Hoffnung, nicht bloss ein Glaube, sondern eine wirkliche Kraft im Zusammenhang mit aller Kraft im Himmel und auf Erden. Und Gott ist diese Kraft der Auferstehung in uns, und sie soll in unser Leben hineinkommen, dass wir dessen sicher sind auch in dem Verderben, in das wir gekommen sind, in das die Sünde uns gebracht hat; in alle dem ist die Kraft Gottes mächtig, und wir stehen mitten drin, ja, Gott sei Dank! mitten drin in all diesen Greueln, als die, die ein klein wenig erfahren haben, was Auferstehung ist.

Und darum ist Jesus doch nicht der Einzige geblieben. Es ist zwar verborgen, aber was wären wir denn, wenn wir Evangelium verkündigen wollen, wenn wir überhaupt nur „Gott“ aussprechen wollen, was wären wir denn, wenn wir nicht in einem gewissen Grad Auferstandene wären? Redet nicht viel von Gott, von Jesus, wenn ihr nicht etwas von der Auferstehung erfahren habt, wenn ihr nicht auf die Linie gekommen seid, wenn auch nur ganz im Anfang, mit eurem Leib und Leben. Ich schliesse den Leib nicht aus, ich will von dem Geist des Menschen allein nichts wissen, Leib und Leben, alles miteinander gehört auf die Linie der Auferstehung, und wer da ist, der rede von Jesus, von Gott, vom Reich Gottes. Wer es in den Nebengebieten suchen will, und wer aus Jesus eine Art menschliche Kultur machen will, der rede nicht darüber. Das verstehen die Menschen nicht, aber den Auferstandenen, den verstehen sie, den versteht jedes arme, müde Herz, den Auferstandenen versteht der Sterbende und der Leidende, den verstehen die armen Zerknitterten, Zerstossenen, den Auferstandenen, von dem es heisst: „Ich will das zerstossene Rohr nicht zerschlagen.“ Neu, neu sollen alle leben! Und die Kraft meines Vaters im Himmel, sagt uns Jesus allen, wird euch mehr und mehr auf den gewaltig starken Weg führen, der immer fortgeht trotz allen Feinden und trotz allem Verderblichen der Menschen, der starke Weg in Jesus Christus, dem Auferstandenen von den Toten. Amen.

G e b e t. Lob und Dank sei dir, dem Vater, dem Vater aller Schöpfungen, dem Vater aller Menschen, dass du uns mit deiner Kraft hebst und trägst und uns, auch die Widerstrebenden, immer wieder auf das Rechte hinlenkst, dass wir zuletzt miteinander auf den starken Lebensweg kommen, den wir in Jesus Christus, dem Auferstandenen, haben. Gedenke unser aller im einzelnen und gib uns

immer wieder neuen Mut, dass auch unsere Arbeit etwas Auferstandenes an sich trage, etwas Neues, etwas im Geist Lebendiges, und wir nicht so tot und armselig in unsern irdischen Beschäftigungen uns hinschleppen, sondern alles im Geist geschehe, was wir tun, damit es ein Evangelium sei, was wir leben, und damit es Hoffnung verbreite unter denen, die da leben, dass es Strahlen gebe hinunter in die tiefsten Tiefen und hinauf in die höchsten Höhen, Strahlen des Lebens Gottes, des Lebens Jesu Christi, des Auferstandenen von den Toten. Gelobt sei dein Name über dieser Wahrheit. Amen.

Christoph Blumhardt.

Der Weg zum Leben.

Wie mein Weltbild umgestaltet wurde.

Auf meiner Suche nach Wahrheit kam ich mit den verschiedensten religiösen Richtungen zusammen. In allen fand ich Menschen, die ich bejahen musste. Wo steckt denn auch die Wahrheit? Glücklicherweise half mir das Leben, diese bange Frage lösen.

Von früh auf litt ich viel. Ach, ich war zum Leiden gleichsam veranlagt. Um leben zu können, musste ich im Leiden einen Sinn suchen. Das war besonders damals der Fall, als nach meiner entschiedenen Hinwendung zu Gott ich nicht, wie ich erwartet hatte, von ihm von meinen Schwächen befreit wurde. Da sagte ich mir: Entweder hat das Leiden für unser Leben Bedeutung, oder dann muss ich an Gott und seinen Verheissungen irre werden. So grübelte und las ich viel über das Leiden und fing nach und nach an, durch Adele Kamm, Lhotzky und andere angeregt, tiefen Sinn in ihm zu sehen. Dadurch wurde mein Weltbild verändert. Was mir bis jetzt als gross erschien, wurde nun klein, und das Kleine, fast Unbeachtete, wurde mir gross. In den Pflanzen sah ich plötzlich verwandte Wesen, die hart arbeiten müssen. Ich wusste ja längst, dass sie in ihren Blattgrünkörperchen anorganische Stoffe zu organischen verwandeln. Ja, ich wusste es — es war ein Wissen. Mehr nicht. Jetzt aber wurde mir dieses Wissen zu einem Erleben. Jetzt kamen sie mir vor wie die Reinsten und Tiefsten unter uns Menschen, die ihre schwere Pflicht still im Verborgenen tun, ihre Leiden mit Gott allein tragen und vor der Welt ein freundliches, lächelndes Antlitz zeigen. Nur Freunde hören von ihrem Heiligsten, ihrem Leiden und nur Leidende sehen in ihren vergeistigten Zügen kristallisiertes Leid. Die andern sind der Meinung, diese Leute hätten es gut, sie könnten immer fröhlich sein. Ja, so erschienen mir nun die Pflanzen. Wie schön und friedlich standen sie da, grad, wie wenn sie zu

ihrem Vergnügen, zu ihrer Freude dastehen würden. Wer ahnt ihre Arbeit? Und wie ruhig verrichten sie ihre schwere Aufgabe, wie selbstverständlich! Und wir stolzen Menschen, die wir ganz und gar durch ihre Arbeit leben, zertreten, brechen und schneiden sie, ohne dass uns nur ein Gedanke an das kommt, was diese Lebewesen geschafft und geleistet haben. Wir denken nur an uns, nur an unsere Freude. Wenn auch ein höheres Wesen, als wir Menschen sind, mit uns so verfahren würde? Würden wir es nicht oft mehr verdienen als die Pflanzen, denn sie erfüllen wenigstens ihre Pflicht? Sie müssen sie erfüllen.

Wie oft stieg mir doch schon der Wunsch auf — der einzige grosse Wunsch: O, dass ich doch meine Pflicht erfüllen würde, wie ihr Pflanzen sie erfüllt! Ihr müsst sie erfüllen, wir Menschen können auch anders, darin liegt unsere Grösse, aber auch unsere Verantwortung.

Die Heiligung des Essens.

Tiefe Ehrfurcht erfüllte mich nun vor den Lebewesen, die unter mir zu stehen scheinen. Und durch dieses Mitgefühl mit Pflanzen und Tieren wurde mir das Essen in gewissem Sinne zu einer heiligen Handlung. Unwillkürlich dachte ich dabei, dass diese für mich arbeiten, ja sogar sterben müssen, damit ich leben kann. Welcher Ernst, welche Verantwortung erfüllte mich da! Habe ich ein Recht, Tiere und Pflanzen zu opfern, damit ich essen kann? „Ja, gewiss, so leben wir Pflanzen und Tiere in höherer Form weiter," hiess es in mir, „besser, wir werden geopfert, als dass wir verdorren und verfaulen und wieder Erde werden, nur so dienen wir der Entwicklung. Du aber tue deine Pflicht, opfere dich auch und so dienst auch du der Weiterentwicklung der Welt." Ich merkte, wie wir ganz von Opfern leben und mir wurde klar, dass ich nicht zum Geniessen existiere, sondern um das Leben, um die grosse Entwicklung zu fördern. Wie Pflanzen und Tiere geopfert werden, so habe ich mich selbstbewusst zu opfern, d. h., ich habe nicht mir zu leben, sondern etwas Höherem. Und in diesem existiere ich in vollkommenerer Form weiter.

Jesus und der Opfergedanke.

Jetzt begriff ich, dass Jesus so betonte: Wer sich selbst lebt, verliert sein Leben, wer es für mich dahin gibt, findet es. (Matth. 10, 39; Luk. 17, 33; Joh. 12, 25.) Jesus kam mir nun nicht mehr weltfremd vor. Nein, er war der Offenbarer der tiefsten Weltgesetze. Er lebte nach diesen, erfüllte sie und liess sie uns durch seine Erfüllung erkennen. Wie gut verstand ich jetzt auch das, was man die Einsetzung des heiligen Abendmahles nennt. Wie muss ihm bei dem letzten Mahle vor seinem freiwilligen Tode zu Mute gewesen sein!

So ganz unverstanden zu sterben, von niemand begriffen, gebrochen zu werden! Wie soll ich es meinen Jüngern verständlich machen? Und wie er nun das Brot nahm und in seiner heiligen, ehrfurchtsvollen Art brach, die auf die Leute so grossen Eindruck machte, dass ihn die Jünger von Emmaus an diesem Brotbrechen erkannten, sah er in diesem Brechen ein Gleichnis, das seine unbegreifliche Dahingabe verständlich machen konnte: „So wie dieses Brot gebrochen werden muss, damit es Leben schaffen hilft, so wird mein Leib gebrochen, damit Neues entstehen kann ... Bedenket das immer, wenn ihr esset." War das nicht die Heiligung des Essens? Sollten wir uns nicht bei jedem Essen fragen: „Darf ich essen? Erfülle ich meine Pflicht, wie die Lebewesen, die ich nun verzehre, sie erfüllten? Opfere ich mich auf? Und dann die Bitte, der Wunsch, dass ich es tun möchte. Wäre das nicht das richtige Tischgebet? Wenn überall mit dieser heiligen Gesinnung gegessen würde, so hätten wir ja den Himmel auf Erden. Sie sollte darum recht früh den Menschen eingepflanzt werden.

Aufgabe des Naturkundunterrichts.

Es wäre vor allem die Aufgabe des Naturkundunterrichts, diese Gesinnung in den Kindern zu wecken. Ein paar Pflanzen und Tiere kennen zu lernen, hat sicher seinen Wert. Wir werden dadurch in der Natur heimischer und lernen sie lieben, denn was wir nicht kennen, können wir auch nicht lieben. Und schön und interessant ist auch zu sehen, wie die Lebewesen ganz der Oertlichkeit angepasst sind, in der sie vorkommen. Wenn aber dabei das Wissen die Hauptsache ist, so erfüllt dieser Unterricht seine Aufgabe doch nicht, denn welchen Wert hat es schliesslich, die Zahl der Staubgefässe oder Zähne zu wissen, oder zu begreifen, dass der Storch hohe Stelzbeine und einen langen Schnabel hat, weil er seine Nahrung in Sümpfen sucht. Nein, der Naturkundunterricht hat eine viel höhere Aufgabe zu erfüllen. Er soll in den Kindern Ehrfurcht vor der Natur wecken. Er muss sie ihnen heilig zu machen versuchen. Dazu müssen wir ihnen die Geheimnisse und Wunder der Natur zeigen, sie vor die letzten Fragen führen, so dass sie zu staunen beginnen. So wecken wir in ihnen jenes grosse Wundern, das die Wurzel aller Religion und aller Philosophie ist, und ohne welches die Religion nur Wissenssache ist und an der Oberfläche klebt.

Meine Erkenntnis.

Wir Menschen leben durch Opfer, das ist meine grosse Erkenntnis. Opfer ist das Gegenteil von Geniessen. Es ist das, was dem natürlichen Menschen zuwider ist. Es ist Arbeit, Entsagen und Lei-

den. Unter Geniessen verstehe ich das Ausleben, wie es einem gerade passt, unbekümmert darum, ob jemand darunter Schaden leidet, wenn es einem nur Genuss, Erfolg, Ehre oder Macht einträgt. Wo seine Grenze ist, und wo also das andere, das Opfer beginnt, ist schwer zu sagen. Die Gesinnung ist ausschlaggebend.

Nachdem ich nun wusste, wodurch wir leben, suchte ich den Menschen und die Geschichte von den beiden Grundkräften Opfer und Genuss aus zu begreifen. Ueberall sah ich, wie jede Aufwärtsentwicklung durch Opfer und jede Abwärtsentwicklung durch Genuss bedingt ist. Jede Mutter weiss, wieviel Schmerzen ausgestanden werden müssen, bis ein Kind nur das Licht der Welt erblickt hat und wieviel Arbeit und Entsagung es erfordert, bis es springen kann. Ist die Erziehung der Kinder nicht ein beständiges Entsagen für die Eltern? Ja, das Kind lebt und wird erzogen durch die Opfer der Eltern. Und wenn es schliesslich seine Weitererziehung selbst an die Hand nimmt, so geht diese nur vorwärts, wenn es auf vieles verzichtet und dies ist ein Opferbringen für sich selbst.

Ich wage zu sagen, dass die Grösse eines Menschen und seines Werkes im geraden Verhältnisse steht zu den für ihn (durch sich oder durch andere) gebrachten Opfern. Wenn die Welt einen grossen Mann haben soll, so werden unwillkürlich auch die Opfer vergrössert. Wie oft wird doch der Vater weggenommen! Wer zählt die Leiden der Mutter Pestalozzis oder derjenigen James Garfields u. a. m. Es heisst, dass alle grossen Männer grosse Mütter, d. h. aufopferungsfähige Mütter gehabt hätten. Wer die Bedeutung des Opfers erkennt, der bekommt einen Sinn für das stille Heldentum so vieler Frauen und merkt, dass die eigentlichen Siege ganz anderswo als auf Schlachtfeldern und in Redeschlachten erkämpft werden und deshalb wird ihm klar, dass im Buche des Fortschrittes, im Buche des Lebens andere Namen stehen als in den Chroniken.

Grosse Männer erscheinen mir wie Früchte, für die gelitten und gearbeitet wurde. Ja, damit sich an den Zweigen Früchte bilden können, muss unendlich viel Arbeit geleistet werden, von der niemand etwas sieht. Und bei uns Menschen ists ähnlich. Das vergessen wir so leicht. Wir sehen, was unsere Reformatoren leisteten, vergessen aber gern, was sie dabei litten, wie sie, besonders Calvin, als Leidende ihr Werk vollbrachten. Wir bestaunen Kants Werk; seine Entsagung, seine Selbstbeherrschung dürfen wir aber nicht vergessen, denn ohne diese hätte er sein Werk nicht geschaffen.

Wenn uns einmal die Augen für die Bedeutung des Opfers geöffnet sind, so werden wir überall sehen, dass aller Fortschritt auf ihm beruht. Dass etwas an der Sache sein muss, wird uns schon jetzt ein Blick auf eine verwahrloste Familie beweisen; denn sofort denken wir, wenn nur der Vater auf seinen Alkohol verzichten

könnte, wenn er nur seine Zeit der Familie widmen würde usw. Lauter grosse und kleine Opfertaten wünschen wir von ihm.

Einwendung.

Man wird mir entgegnen, dass es doch Menschen gibt, die von Natur edel und tief sind. Sicher. Aber die sind eben die Früchte der Opfertaten früherer Geschlechter. Wenn ich solche edle Naturwesen finde, so frage ich sofort nach den Eltern und Grosseltern. Das ist für mich das Merkwürdigste, dass wir einerseits wohl selbständige Wesen sind, andererseits aber doch auch ein Glied in einer Kette und darum das Erbe der Vorfahren, sei es guter oder böser Art, übernehmen und weiterführen. So leben solch edle Menschen vom Segen ihrer Vorfahren. Es ist mir furchtbar wichtig, dass das klar bewusst wird. Es gibt unter den ausgesprochenen „Auslebern" feine Menschen, feinere als unter denen, die den Opferweg gehen. Sie sind, was sie sind durch die Opfer früherer Geschlechter. Diese litten, darum können sie nun geniessen. Statt die Entwicklung fortzusetzen, sich zu opfern, leben sie sich aus. Das sind die Menschen mit dem Weltglück. Sie kommen mir vor wie Transformatoren, durch die Segen in Geld, Ehre und Macht umgewandelt wird. Da in ihnen Kräfte aufgespeichert sind, werden sie zu Taten gedrängt. Ihre Arbeit ist aber egoistisch. Sie wollen sich durch diese geniessen. Zu diesen tätigen Selbstgeniessern gehören viele Dichter und Künstler. Sie bilden einen wichtigen Hemmschuh in der Weiterentwicklung der Menschheit. Sie verklären und vergolden das Gemeine, das Geniessen und stellen es als das Höchste hin. So verführen sie die Menschen. Sie haben einen reichen Segensfond, sie können geniessen; denn der Abstieg geht ähnlich langsam wie die Aufwärtsentwicklung. Sie mögen aber noch so geehrt sein, ihre Namen stehen dennoch nicht im Buche des Lebens.

Was das Opfer für die Kunst bedeutet.

Die echten und wahren Kunstwerke sind wie alles Grosse aus Leid und Entsagung herausgewachsen. Es ahnen wenige, was Künstler, die unsterbliche Werke schaffen, auf unserer unvollkommenen Erde leiden. Ihre Schöpfungen sind gleichsam Taten, durch die sie sich über das Leid erheben und es so überwinden. Kein Geringerer als Nietzsche meint in seiner „Geburt der Tragödie", dass die Griechen aus grossem Leid, aus innerer Nötigung heraus die „glänzende Traumwelt des Olympischen" vor sich hingestellt hätten, dass dieses Volk, das wie kein anderes „die Schrecken und Entsetzlichkeiten des Daseins" empfand, seine Kunst schuf, um überhaupt leben zu können. So soll das Volk, das wir so gern als ein glück-

liches und fröhliches betrachten, weil es uns eben eine lichte Kunst hinterliess, ein tief leidendes gewesen sein. Ja, das Leiden ist von den tiefsten Menschen immer als das angesehen worden, woraus das Höchste erwächst. „Wer nicht leiden will, verzichtet auf die grössten Gaben Gottes und begnügt sich ohne Notwendigkeit mit Geringerem“ (Hilty). „Das Leid ist der Pflug, den Gottes Hand führt, um die Wege der Zukunft zu bahnen“ (Isabelle Kaiser). „Wer sind diese mit den weissen Kleidern angetan, und woher sind sie kommen? Diese sind kommen aus grosser Trübsal ...“ (Off. 7, 13, 14.)

So liegt im Opfer die grösste Selbstbejahung. Es führt zur echten Freude, zum wahren Genuss. Mit dem Genuss ists eine eigene Sache. Er darf nicht gesucht werden. Er stellt sich bei richtigem Verhalten von selbst ein, er ist einfach die Folge des Opfers und bedeutet dann eine Selbstbejahung seltener Art, die die gewöhnlichen Geniesser weder kennen noch ahnen.

Der Weg der Erlösung.

Die Natur arbeitet streng gesetzmässig. Bei ihr gibts keine Sündenvergebung. Das härteste Wort der Bibel scheint mir zu sein: „Ich ... bin ein eifriger Gott, der da heimsucht der Väter Missetat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.“ Es ist tief wahr. Aber eine Erlösung von Schuld gibts. Sie liegt im Opfer. Jesus zeigte sie uns.

Klar und bewusst ging er als erster — als Erstling — den Weg der Erlösung, den Weg der Selbstaufopferung. Er ging ihn als Gott, um uns ein Vorbild zu geben und den Bann zu brechen, der uns lähmte. Immer hat er betont, dass seine Jünger denselben Weg zu gehen hätten. Sich selbst verleugnen — sein Kreuz auf sich nehmen — sich hassen und verfolgen lassen, das verlangte er von ihnen, lauter Opfertaten sollten es sein. Jeder sollte wiederum ein Erlöser werden. Das wollte er. Wenige haben ihn verstanden und wenige sind seinen Weg gegangen. Er erschien zu schwer, darum ist auch bis jetzt die Welt nicht in dem Masse umgestaltet worden, wie es der Fall sein könnte. Ich habe mich lange darüber gewundert, dass das Böse so mächtig ist. Heute wundert es mich nicht mehr. Das wahre Gute ist: sich opfern. Und das ist selten. Seit ich sehe, was ein Sichopfernder für die Welt bedeutet, welche Kraft er ausübt, staune ich. Ja, vom Opfer aus wird die Weltentwicklung beeinflusst. Darum ist keiner zu gering, um die Welt fördern zu können, und deshalb möchte ich allen Verzagten und Trostlosen Mut machen, den Opferweg einzuschlagen, denn er führt höhenwärts.

Die Erziehung im Lichte des Opfergedankens.

Nun haben wir eine Idee, die uns bei aller Erziehung leiten kann.

Zunächst erkennen wir, wie falsch heute erzogen wird. Da jedermann soviel als möglich zu geniessen sucht, so werden die Kinder so abgerichtet, dass ihnen ihr späteres Fortkommen gestattet, das Leben möglichst zu geniessen. Dass sie dabei leer und öd bleiben und in diesem tierischen Behagen nie wahre Befriedigung und einen uns Menschen würdigen Sinn des Lebens finden können, erkennt man nicht oder dann zu spät.

Der Mensch mag Erfindungen über Erfindungen machen, um den Kampf ums Dasein besser zu bestehen und ein angenehmeres Leben führen zu können — er bleibt dennoch ein Tier, wenn auch ein sehr hoch entwickeltes, solange er nur sein Behagen sucht. Erst die Hingabe, das selbstbewusste Opfer macht ihn zum Menschen. Erst durch die Selbstaufopferung findet er den Weg zum Leben. So konnte der sagen, dessen ganzes Leben ein grosses Opfer war: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch mich."

Zu allen Zeiten galt derjenige, der sich zu opfern wagte, als Held. Die Sehnsucht nach dem Helden steckt in jedem Menschen, besonders in den Kindern. Es ist die Sehnsucht nach unserm tiefsten Wesen, nach unserer höchsten Vollkommenheit. Nicht umsonst verlangt jedermann nach Heldenverehrung. Besonders sind es wieder die Kinder, die dem Idealen noch näher stehen als die Erwachsenen, die nach grossen Vorbildern verlangen und ihnen, wenn sie die Kraft hätten, auch nacheifern möchten. Erst dann fühlen sie sich wahrhaft glücklich, wenn sie etwas geleistet haben, das gleichsam über ihre Kräfte ging. Und diesem Triebe, Grosses zu schaffen, sich selbst zu überwinden, muss die Erziehung entgegenkommen. Sich selbst überlassen, greift das Kind zum ersten besten Genuss; es tut, was ihm im Augenblicke gerade Vergnügen bereitet. Es kann sich aus eigener Kraft noch nicht überwinden. Da muss ihm ein Führer, der sich selbst überwunden hat und in dem darum sittliche Kraft lebendig ist, helfend zur Seite treten. Nach ihm richtet es sich unwillkürlich, nach ihm beurteilt es sich selbst. Kurz, er wird ihm lebendiges Gesetz. Unbewusst fliesst seine Kraft auf das Kind über und hilft ihm zu verzichten, sich zu überwinden. Durch andauernde Uebungen in solchen Selbstüberwindungen, unter dem Einflusse seines Führers (Vaters) entstehen Gewohnheiten, die ihm so in Fleisch und Blut übergehen, dass sie ihm zu Selbstverständlichkeiten werden und es sie nicht mehr entbehren möchte (z. B. die Arbeit).

Es ist wohl in der Erziehung nichts so bedeutsam, wie das, dass das Kind in der Umgebung eines Menschen aufwächst, der sich selbst überwunden hat, dass ihm also im „Strahlkreis" eines Sichopfernden die Kraft zur Selbstüberwindung gestählt wird. Das ist die Hauptaufgabe des Erziehers, dem noch schwachen Kinde einen

Halt zu bieten, an dem es zum Helden heranwachsen kann. Damit er das kann, ist Selbsterziehung nötig. Die ist viel wichtiger als alles sogenannte „Erziehen“ der Kinder; denn die wahre Erziehung besteht in einem unbewussten Ueberfliessen der Kräfte der sich überwundenen Erwachsenen auf die Kinder. Damit ist klar, dass Lehrer- und Pfarrerberuf nur von Sich-opfernden ausgeübt werden können. Diese zwei Berufe können mit keinem Gelde bezahlt werden. Sie sind ein Sich-aufzehren für andere, sie sind Opferberufe im wahren Sinne des Wortes.

Geschichts- und Religionsunterricht.

Wir sahen, wie alle echte Erziehung Heldenerziehung ist. Neben das lebendige Beispiel der Erziehenden haben Beispiele aus dem Leben anderer zu treten.

Da hat nun der Geschichtsunterricht in Verbindung mit dem Religionsunterricht seine Aufgabe zu erfüllen. Er soll den Kindern zeigen, dass die, welche sich opfern, erst wahrhaft leben, dass sie die Träger der Kultur und somit die eigentlichen Fortschrittsmenschen sind. In der Geschichte sollen sie sehen, dass in unserer Welt alles Grosse durch Opfer errungen werden muss. Dann sollen sie merken, wie jeder Abstieg durch Genuss verursacht wird, und wie dieser einsetzt, wenn ein Volk auf der „Höhe“ zu stehen scheint. So lernen die Kinder die Wellenbewegung der Geschichte begreifen. Sie sehen, wie Tiefstand zu Opfern zwingt, denen dann der Aufstieg folgt. Sobald ein gewisser Segensfond vorhanden ist, verleitet er zum Genuss, der eine Dekadenz bedingt.

Selbstredend ist damit nicht gesagt, dass jedem Tiefstand ein Aufstieg folgt, denn sowohl Völker wie einzelne Menschen können durch Leiden auch gelähmt und damit zugrunde gerichtet werden. An sich ist das Leiden weder gut noch böse. Es wird erst durch u n s zu einem Fluch oder Segen. Durch Tragen ist das härteste Schicksal zu überwinden. Und den Mut und die Kraft zu einem männlichen Tragen gewinnen wir aus dem Glauben an einen liebenden Gott, der uns nichts zukommen lässt, das uns nicht zum Besten dienen kann. Da sehen wir, wie das Leiden erst durch einen lebendigen Glauben zu dem „schnellsten Rosse wird, das uns zur Vollkommenheit trägt“ (Eckhardt).

Zugleich wird uns die ungeheure Bedeutung des Religionsunterrichtes bewusst, von dem erst die Kräfte ausgehen, die die Opfergesinnung tragen und lebendig erhalten werden.

Da aber alles Leben sich nur am Lebendigen entfacht und das Religiöse erst das eigentliche Leben des Menschen ist, so bedarf gerade dieser Unterricht eines lebendigen Lehrers. Nichts wirkt so ertötend, wie wenn hier intellektualistisch und dogmatisch gelehrt

und blödsinnig memoriert wird. Tausendmal besser kein Religionsunterricht als ein solcher. Wie in den primitiven Religionen mit Worten, Sprüchen und Formeln „gebannt“ wird, so wird das Leben mit Liederversen und Bibelsprüchen, die bloss Wortschall bleiben, ertötet.

Dass auch der Geschichtsunterricht umgestaltet werden muss, sahen wir bereits. Es ist dies keine leichte Sache, weil der neue Unterricht das braucht, was die Chronik- und Geschichtsschreiber gewöhnlich nicht beachten, die Opfer, die im Stillen gebracht werden. Die sind so verborgen wie das Fadengeflecht — das Myzelium — der Pilze und das dennoch die eigentliche Pflanze ist. Wir müssen meist aus dem, was in die Erscheinung tritt, auf dieses verborgene, bestimmende Leben schliessen.

Treffen wir auf ein solch tüchtiges Volk, wie die Römer waren, so dürfen wir auf grosse sittliche Kräfte schliessen. Dass die in diesem vor dem Höhepunkt ihres Reiches vorhanden waren, zeigt uns in herrlicher Weise Salust in seiner Vorrede zur Verschwörung Catilinas, die ich jedem zum Lesen empfehlen möchte (Reclam Nr. 889). Den Schlüssel zur amerikanischen Geschichte bilden die Opfer all der Ansiedler, die um ihres Glaubens willen in der neuen Welt eine Heimat suchten. Und der Aufstieg Deutschlands vor hundert Jahren ist nur zu begreifen, wenn wir die Opferwilligkeit, die damals dort herrschte, und die mich staunen macht, genügend kennen und würdigen.

Lösung der sozialen Frage.

Wie bald wäre die soziale Frage gelöst, wenn die einfache Grundwahrheit der Welt verstanden würde. Wie herrlich, wenn der Kapitalist einsehen könnte, dass er nur dadurch wahrhaft lebt, dass er sich opfert, dass seine Geldmittel erst dadurch Ewigkeitswert für ihn bekommen, wenn er sie als Opfermittel braucht. Welchen Segen würden da seine Kinder erben! Und welche Befreiung würde er selbst erleben! Dann würde ihn sein Geld nicht mehr morden können, was es sonst unfehlbar tut.

Ich bin überzeugt, dass dann der Arbeiter auch wieder lieber seine Pflicht tun würde. Der Opfersinn seines Vorgesetzten würde auch ihn ergreifen. Frei und bewusst finge er an, seine Arbeit zu verrichten. Als eine Opfertat würde er sie ansehen und so innerlich durch seine Arbeit reich werden. Welch herrliches Verhältnis könnte dabei zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer entstehen. Die Schranken zwischen ihnen würden fallen und sie verständen sich wieder.

Das ist doch das Wunderbarste in unserer Welt, dass das, was zu unserem Besten dient, auch die Menschheitsentwicklung fördert.

So ist der Streit zwischen Individualismus und Sozialismus ein Wortstreit und bloss dazu angetan, Menschen, die einander nahe stehen, zu entzweien. Wer wahrhaft für sich sorgt, fördert damit auch seine Mitmenschen, denn er kann sich nur dienen, indem er sich opfert und so seinen Mitmenschen dient. Und wer wahrhaft soziale Arbeit leistet, findet durch diese sich aufopfernde Tätigkeit sich selbst.

Aenderung der Verhältnisse.

Wie einfach doch im Grunde die Wahrheit ist! Aber viele werden den Kopf schütteln und sagen: Dein Weg geht zu langsam und führt für die Gesamtheit nie ans Ziel. Die Verhältnisse müssen geändert werden, dann kommts besser. Eine kleine Ueberlegung mag uns zeigen, wie oberflächlich dieser Einwand ist. Die Art, wie sich die Menschen verhalten, bilden diese Verhältnisse. Weil sich in den einzelnen Epochen die überwiegende Mehrzahl der Leute ähnlich verhält, entsteht eben ein Gesamtverhalten, entstehen die sogenannten Verhältnisse, die alles zu beherrschen scheinen, die den Zeitgeist bestimmen und denen heute alles in die Schuhe geschoben wird, als ob sie etwas Selbständiges, von uns Unabhängiges, ja uns sogar ganz Bestimmendes wären. Müssen sich die Verhältnisse ändern, so muss zunächst unser Verhalten ein anderes werden und dies setzt eine Aenderung der Gesinnung voraus. Damit diese kommt, müssen einzelne vorausgehen, den Weg bahnen und die Idee fest begründen. Nein, es soll mir niemand einwenden, der hier gezeigte Weg führe zu langsam zum Ziele. Es ist nicht nur der schnellste, sondern der einzige, der dazu führt; denn er ist der Weg des Lebens. Man möchte doch einmal ein bisschen über die Wirkung von Menschen nachdenken, die sich wirklich aufopferten. Man denke an Paulus, Augustin, Franz von Assisi usw. Wie gewaltig ist doch der Einfluss dieser Menschen. Reicht er nicht bis in unsere Zeit? Ich behaupte, dass die Wirkung eines Sich-opfernden unbegrenzt ist. Du entgegnest mir, aber diese Leute hätten doch die Welt nicht umgestalten können. O, denke, wieviele tausend Menschen vom Segen einer solchen Grösse leben und ihn so zum Fluche umgestalten, statt ihn zu vergrössern. Ja, dieser Weg würde schnell zum Ziele führen, er sollte nur von vielen begangen werden.

Ich weiss schon, warum man ihn nicht gehen will. Man sucht Ehre. Man will etwas leisten, das gesehen wird und Anerkennung findet. Viele streben nach Macht, dieser gefährlichsten Genussform. Sie bieten deshalb den Menschen das, wodurch man sie beherrschen kann. Sie wollen den Magen befriedigen und der Eitelkeit frönen. Man erkennt diese falschen Reformatoren leicht; sie verlangen von andern grosse Opfer, ohne sich selbst zu opfern. Der Weg des Lebens ist eben der Weg der Selbstverleugnung. Und dann ists vor

allem die Sorge, die uns hindert, den Weg des Opfers zu gehen. Sie ist das erste Kind des Unglaubens. Sobald der Glaube an unsern uns liebenden Vater im Himmel grösser ist, als der Glaube an die nächstliegenden, sichtbaren Dinge, so ist die Macht der Sorge gebrochen.

Zweierlei Opfer.

Ich habe bis jetzt so allgemein vom Opfer gesprochen. Mit Recht wendet man mir ein, dass längst nicht alle Opfer aufbauend wirken. Die Dirne opfert sich auch und tut damit sicher nichts Gutes. Die vielen, die ihre Gesundheit und ihren Geist dem Spiele oder Sporte opfern, helfen der Welt auch nicht. Ja, man kann sagen, dass schliesslich jeder Mensch zum Opfer wird. Der eine sucht Genuss. Er findet ihn, kommt aber ganz in seine Macht. Ein anderer trachtet nach Geld und unvermerkt wird er sein Diener. Ein Dritter sucht Ansehen. Er dient den Menschen, um ihr Ansehen, ihre Achtung zu gewinnen. Dabei wird er ihr Sklave, wie es heute soviele Parteiführer sind. So entsteht überall Unfreiheit und durch diese wird sein Innerstes etwas Fremdem zum Opfer gebracht. Das wirkt natürlich nicht weltfördernd. Alle Mächte, die sich in dieer Weise den Menschen zu ihrem Diener machen, entstammen einer Welt, über die wir hinauswachsen sollen. Und alle Opfer dieser Art bauen und stärken natürlich die niedere Welt und ihr werden unendlich mehr Opfer gebracht als der guten, darum hat sie ihre gewaltige Macht.

Was die Welt fördern, was sie emporheben kann, muss ihr überlegen sein. Die Macht, welche das ist, nennen wir Gott. Das wahre Opfer besteht nun darin, dass wir uns Gott hingeben. Soweit ich wahrhaft religiöse Menschen kennen lernte, fand ich immer das eine übereinstimmende Erlebnis: Sie kamen auf einen Punkt, wo sie sich sagen mussten: So, ich bin am Ende meiner Kraft oder Weisheit, ich brauche etwas, das mehr ist als ich. Es ist dies der Zustand, von dem Jesus sagte: „Selig sind, die geistlich arm sind; denn ihrer ist das Himmelreich.“ So gaben sie sich hin, liessen also Gott durch sich wirken.

Das wahre Opfer.

Das wahre Opfer ist die bewusste Hingabe eines Menschen an Gott. Durch diese ist der Weg offen, dass Gottesgeist in ihn hineinströmen und so auf Erden wohnhaft werden kann. Durch das Opfer wird damit der Mensch Schöpfer, ein göttliches Wesen. Die Ausstrahlung dieses innewohnenden Göttlichen ist die Liebe. Ohne Opfer gibt es keine selbstlose Liebe. Diese ist gleichsam der Duft des Opfers. Die Harmonie, die durch die Befolgung des Grundgesetzes der Welt entsteht, ist jener Friede, den einem das, was man so Welt nennt, nicht geben kann.

Es ist uns nun klar, dass das eigentliche, das wahre Opfer nicht einfach darin besteht, dass man ein bisschen „Gutes“ tut oder bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung mithilft. Ja, ich glaube, dass der heutige Wohltätigkeitsdusel zum grossen Teil ein Sich-selbst-geniessen ist und darum wenig Wert hat. Es ist auch mehr als ein Arbeiten für andere, wiewohl das alles Opfertaten sein können, wenn die richtige Gesinnung dahinter steht. Das grosse, bewusste Opfer besteht darin, dass man sich von Gott als Werkzeug brauchen lässt. Das Schwerste, das ich kenne, ist das Stillehalten vor Gott. Das verhält sich zur Arbeit, wie sich diese zum Spiel verhält. Für die, welche dieses Stillehalten lernten, ist Arbeit Spiel geworden. Gutestun, Arbeit für andere ist für sie Wonne. Vor nichts aber fürchtet man sich so wie vor diesem Stillehalten. Wieviel Arbeit, wieviel Gutestun, wieviel Genußsucht ist Flucht vor ihm, ist Flucht vor Gott.

Um aber den grossen Opferweg, also Gottes Weg gehen zu können, muss man ein unbedingtes Vertrauen zu ihm haben. Man muss überzeugt sein, dass er nur das Beste des Menschen will. Gott erscheint uns oft furchtbar hart und es wird uns schwer, an seine Liebe zu glauben. Halten wir aber aus, so erfahren wir, wie diese frei und gross macht. Seine Wege sind keine ausgetretenen Bahnen. Sie führen in Neuland. Wie oft hat man Richtungen einzuschlagen, die einem unklar, ja unbegreiflich sind. Wie oft meint man, gelernt zu haben, wie man zu gehen, sich zu verhalten habe; aber schon die nächste Prüfung ist so anderer Art, dass man sich nur schwer zurechtfindet. Da merkt man, dass sich das Leben nicht wiederholt, und dass ein jeder seinen besondern Weg zu gehen hat, bei dem es immer wieder heisst: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Dies ist wohl das einzige Merkmal, an dem man die sich bewusst Opfernden erkennt. Es ist der Ausdruck der tiefsten Opferwilligkeit. Merkwürdig aber ist, wie man bei diesem Sich-opfern das Gefühl bekommt, als fände man sich selbst. So bedeutet das Opfer ein Auferstehn, ein Finden seiner selbst.

Die alten Völker fühlten die grosse Bedeutung des Opfers. Nicht umsonst wurde überall geopfert. Unsere Aufgabe ist es nun, klar seine Bedeutung zu erkennen und bewusst den Opferweg zu gehen. Tun wir es, so wird man bald statt des „Unterganges“ vom „Aufstieg des Abendlandes“ reden können. A. Lüscher.

Religion und Nationalität.

(Entgegnung.)

1.

Die im Januarheft der „Neuen Wege“ enthaltenen Ausführungen von Franz Gombos über „Die Renaissance der nationalen Religionen in Osteuropa“ geben

mir willkommenen Anlass, mich zu einem Problem zu äussern, das von allgemeinster Bedeutung für die Gegenwart und von ganz besonderer Wichtigkeit für das mittel- und osteuropäische Völkerleben ist. Meine Aeusserungen sind nicht so sehr als Polemik gegen Gombos gedacht, der mit seinen persönlichen Ansichten ja noch kaum hervorgetreten ist, denn als Erörterungen grundsätzlichen Charakters, denen freilich ein gewisser polemischer Ton anhaftet. Der Verfasser jenes Artikels berichtet über die gegenwärtige national-religiöse Entwicklung in der Tschechoslowakei und in Ungarn; sein Bericht scheint als ein objektiver und neutraler kaum angefochten werden zu können. Allein der bekannte Satz Goethes, dass alles Faktische schon Theorie ist, bewahrheitet sich hier. Wer von einer religiösen Wiedergeburt spricht, die sich „im Zeichen des nationalen Gedankens" vollzieht, der bringt schon bestimmte Ansichten über Religion, Nationalität und ihr gegenseitiges Verhältnis mit, die meinen entschiedenen Widerspruch herausfordern. Ich will die enge Beziehung, die hier besteht, gar nicht in Abrede stellen: die Beziehung zwischen dem G e i s t e und dem B l u t e. Aber ich sage, dass sie aus dem Geiste und nicht aus dem Blute gerechtfertigt und gemeistert werden muss. Das Blut im Geiste zu verleugnen, war der Fehler der mittelalterlichen Kirche; aber der imperiale Nationalismus unserer Tage ist die noch weit schlimmere Revolte des Blutes gegen den Geist; am schlimmsten dort, wo sie einen Scheingeist überzieht und religiöse Mimicry treibt, wie im Falle der „nationalen Religionen"; da kann man von einem latenten Imperialismus sprechen. Und zwar einem solchen, der, indem er Gott zu dienen vorgibt, tatsächlich ihn sich dienstbar machen und für die eigenen, selbstischen Zwecke einspannen möchte. Gott soll die Volkskraft und Volksgesundheit stärken; dieser Befähigungsnachweis wird von ihm verlangt. So aber wird wahre Religiosität auf den Kopf gestellt; denn s i e nimmt die Gottheit als das absolute Mass für alles, also auch für Individuum und Volk; während hier Gott an der Volksindividualität gemessen wird. Derartig wird das Unendliche verendlicht, der Weltgott wiederum zum National- und Stammesgott, wir sinken in das wildeste Heidentum zurück. Die Verirrungen der Kriegszeit, an die wir uns mit Abscheu erinnern, die Erbötigkeit der Kirchen, den himmlischen Segen auf die Mordwaffen herabzuflehen, die Verklärung einer Praxis, die in jeglichem ihrer Elemente eine Schändung des Heiligsten beinhaltet, sie werden in System gebracht. Und was wir vom Krieg gelernt haben, ist nicht der Friede, der Welt- und Gottesfriede, sondern wieder — der Krieg! Nein, die religiöse Erneuerung und Wiedergeburt vollzieht sich nicht im Zeichen des Nationalismus, aber auch nicht der sogenannten Internationale, sondern des U n i v e r s a l i s m u s, dem Nation u n d Internationale zu dienen haben.

Es kommt hier oft auf eine ganz leichte Wendung des Gedankens und Fühlens an, die darüber entscheidet, ob wir uns noch im Guten oder schon im Bösen, in der Religion oder in der krassesten Irreligion, im Gottes- oder im Götzendienste befinden. Kein Zweifel besteht daran, dass Nation wie Individuum — jede Nation ist ja Individualität — gerade in ihrer Eigenart und Eigenkraft durch Religion nicht gehemmt oder gedämpft, sondern aufs Höchste gefördert werden; dass sie einzig und allein durch s i e wahre Förderung erfahren. Aber Religion besteht eben darin, dass wir nichts mehr für uns — als Einzelindividuum wie als Volkstum — sondern alles für Gott suchen und wollen. Das nationale wie das individuelle Interesse darf nicht Richtung gebend sein für das religiöse; es darf nicht einmal in ihm mitschwingen; die Religiosität, sich selbst überlassen, bloss sich selbst bestimmend und sich selbst gehorchend, wird aus ihrer Kraft Nation und Individuum erneuern. Es kommt für sie auf nichts anderes an, als dass wir einmal loslassen, aus dem Bannkreis völkischer Vorstellungen und Tendenzen heraustreten und uns ins Unendliche wagen. Denn für den Nationalisten gilt wie für den Individualisten das Hei-

landswort, dass wer sein Leben findet, es verliert, wer es aber verliert, es finden wird.

Andernfalls ist das negative Ergebnis unvermeidlich. Der Mensch ist dann nicht mehr der von Gott Berufene und Auserwählte, sondern er ist es, der Gott ruft und wählt, der ihn nach seinem — menschlich-allzumenschlichen — Ebenbilde schafft, der ihm ein Mandat erteilt und es ihm auf Termin wieder kündigen kann. Ein Schritt folgt dem andern und ehe man sich's versehn, steht man am Abgrunde, stürzt in ihn. Ich brauche die Realität nicht zu stilisieren, sie stilisiert sich selbst, ohne dass ich etwas dazu tue, ja, sie liefert ihre eigene Karikatur viel vollkommener, als es der beste Karikaturist vermöchte; damit zugleich dem Sittenlehrer die undankbare Mühe abnehmend, an ihr ein abschreckendes Beispiel zu demonstrieren. Haben wir nicht in diesen Jahren schaudernd von einer sogenannten germanischen Religion oder Deutschgläubigkeit vernommen? Das Christentum, an dem so viel herumgebastelt wurde, um ihm nationale und imperialistische Zugeständnisse zu erpressen, hat sich schliesslich doch als zu spröde erwiesen; darum soll es ganz abgeschafft werden. Man will zu Wotan und Walhalla zurückkehren. Im Jahr des Heils 1920 und darüber! Und was ist der tiefste Grund? Weil Jesus Christus, um seine Herkunft befragt, sich nicht als bodenständiger Arier ausweisen konnte.

Man hält mir entgegen, dass dies Extreme sind. Aber das Extrem hat wenigstens den Vorzug der Ehrlichkeit, Ganzheit und Unbedingtheit. Es macht den Zweideuteleien ein Ende; es zeigt uns, was wir von einer Sache, wenn sie sich durchsetzt, zu erwarten haben.

2.

Aber die gegenwärtige Wirklichkeit, wendet man ein, ist nun einmal so. Will ich mich vielleicht der undankbaren, ja ein wenig lächerlichen Aufgabe unterziehen, sie zu schulmeistern und an ihr herumzukorrigieren? Gemach! Diese Absicht ist gar nicht von der Hand zu weisen. Alles Schaffen und Bauen ist Korrektur des Wirklichen — oder richtiger dessen, was sich fälschlich und unbefugt dafür ausgibt, Korrektur im Sinne der wahren Wirklichkeit.

Sonst müssten wir ja auch den Weltkrieg gutheissen, ihm wenigstens unsere nachträgliche Zustimmung erteilen. Nein, auf unser Tatsachengebiet hingewendet, muss ich sagen, dass was sich jetzt als national-religiöse Renaissance in Mittel- und Osteuropa auftut, mir — auch von den Ideenexzessen der Hakenkreuzler abgesehen — nicht von vielem Belange zu sein scheint. Wo sind die kulturellen, die praktisch-sittlichen Resultate, auf die allein es ankommt? Hat sich der tschechische Hussitismus etwa in greifbarer Weise — damit den Geist der Nächstenliebe bekundend — der nationalen Minderheiten angenommen? Hat er Einschränkung der Rüstungen gefordert? Und der magyarische Kalvinismus, für den Gombos so warme Worte findet? Hat er gegen die Horthywirtschaft, die auch unsere österreichischen Reaktionäre herbeisehnen, Protest erhoben? Ich befürchte eher das Gegenteil. Und das einzige, worin dieser sogenannte „christliche" Kurs Ungarns seinem Namen Rechnung trägt, scheint mir die tätlich bezeugte Abneigung gegen das Judentum zu sein.

Und damit kommen wir zu einem weiteren Punkte von grosser Wichtigkeit, der von Gombos berührt wird, zum Problem des Antisemitismus, mit dem ich mich hier vorderhand freilich bloss sehr summarisch befassen kann. Dass es — namentlich für Mittel- und Osteuropa — eine Judenfrage gibt, will ich ganz und gar nicht in Abrede stellen. Sie war immer da und durch die Bolschewisierung Russlands und den Zusammenbruch der Zentralmächte ist sie noch dringlicher geworden. Tatsachen lassen sich nicht wegtheoretisieren, seelische Realitäten nicht durch Toleranzpatente aus der Welt schaffen, Blut ist stärker als Tinte und Druckerschwärze. Wenn aber der Liberalismus das

Problem nicht gelöst hat, so verfehlt es der Antisemitismus noch mehr, und zwar nicht bloss in seiner aggressiven Ausdrucksform, die im Pogrom gipfelt, sondern auch in der Form des konkurrierenden Nationalismus, die Gombos jedenfalls als historische Notwendigkeit anerkennt und bejaht. Er schreibt wörtlich: „Aus der tragischen Erkenntnis dieser Tatsache (i. e. der zivilisatorischen Ueberlegenheit des Judentums über die Ostvölker) spricht der Antisemitismus Osteuropas, sowie die triebhafte Bestrebung, in einer einheitlichen nationalen und religiösen Weltanschauung Zuflucht (!) zu suchen, in der sich alle Lebensinteressen der eigenen Rasse zusammenfassen und die dann in der Seele eines jeden einzelnen Individuums zur herrschenden Macht erhoben werden soll. Wie auch in der gefährlichen konkurrierenden Rasse, im Judentum, die nationalen und die religiösen Interessen und Anschauungen zusammenfallen und unzertrennlich miteinander verbunden sind."

Das ist eine jener Viertelswahrheiten — denn zur Hälfte langt sie nicht einmal — durch die sich die arischen Völker, weit entfernt, sich national zu sanieren, tief ins eigene Fleisch schneiden. Dahinter spukt noch immer jenes kindische Vorurteil, welches sich Israel gar nicht anders vorstellen kann, denn als homogene, in grenzenloser Stammesselbstsucht um den eigenen Mittelpunkt kreisende Masse, die bei dieser Drehbewegung alles an sich reisst und mitnimmt, was sie von der Umwelt erhaschen kann. Davon leiten sich jene läppischen Märchen von der angeblichen Weltverschwörung Judas her, die am europäischen Krieg die Schuld tragen soll; obschon es doch männiglich bekannt ist, dass gerade die reaktionären, klerikalen, nationalistischen und antisemitischen Schichten ihn am meisten begrüsst und verteidigt haben, dieselben Schichten, die — mir steht hier aus eigener Anschauung das Bild unserer alten Monarchie vor Augen — den Juden gar nicht genug ihre unkriegerische Gesinnung, ihren „unmännlichen" Pazifismus vorwerfen konnten und den Sommer 1914 als Anbruch einer neuen Aera priesen. Aber die Untersuchung dieser Frage würde hier zu weit führen und eine eigene Erklärung fordern, zu der ich bei anderer Gelegenheit gerne bereit bin. Ich kehre zum engeren Thema zurück und bemerke, dass in obiger Auffassung gerade das verkannt wird, das dem Judentum seine geistige Stosskraft gibt: dass es nämlich — weniger freilich in seiner Masse als in seinen begabteren Vertretern — ein übernationales, humanistisches, ja kosmisch-göttliches Ziel vor Augen hat, nämlich den prophetischen Messianismus, der sich dort auswirkt, wo Israel an den Aktionen der Weltbühne teilnimmt oder sie sogar dirigiert; so namentlich in den sozialistischen und kommunistischen Bewegungen. Das möchten die anderen Nationen nicht am Wort haben; wenigstens soweit sie judenfeindlich orientiert sind; ihnen erscheint vielmehr auch das Messianische als Ausdruck eines nationaljüdischen Egoismus, der in den Weltbeglückungsträumen, die er den andern vorgaukle, insgeheim bloss sich selbst bejahe.

Nun soll keineswegs behauptet werden, dass der moderne Sozialismus, Kommunismus, Bolschewismus, an dem die Juden so hervorragenden Anteil haben, seinem idealen Urbilde sehr ähnlich sieht; wie auch einzuräumen ist, dass neben fanatischer, zuweilen nicht vor dem Aeussersten zurückscheuender Gewalttätigkeit jüdischerseits bei solchen und ähnlichen Aktionen auch brutale Ausnützung der Situation und rücksichtslose Profitgier am Werke ist. Ueberhaupt, wer wollte leugnen, dass dem Antisemitismus in den letzten Jahren reiche Nahrung geboten wurde? Allein er hat sie seinerseits auch gesucht und gierig nach ihr gegriffen; der Hass stand ihm höher im Preise als die unbefangene Betrachtung und Würdigung des gehassten Objektes; so verblendete er sich gegen jede bessere Erkenntnis und wollte hinter den mannigfachen schweren Verdunkelungen die Flamme lebendigen Gottums nicht wahrnehmen, die in der Substanz Israels verborgen ist und immer wieder aus ihr hervorleuchtet. Er vergass — ein seit fast zwei Jahrtausenden immerfort sich wie-

derholender Vorgang — den inneren, wurzelhaften Zusammenhang zwischen Judentum und Christentum, blieb der messianischen Forderung taub, verkapselte sich in seine nationalen Ideologien und wollte Religion als eine historische Ueberlieferung pflegen.

Was ist die Folge? Dass er nun erst recht — allen Blutgreueln, die er heraufbeschwören möchte, zum Trotze — den kürzern ziehen muss. Je blinder er sich in seinem Dogma verstockt, um so mehr spielt er Israel die Fäden der Weltregie in die Hände. Denn die Welt, die durch den grössten aller Kriege hindurchgegangen ist, braucht nun einmal Messianismus; sie verschmäht ihn in keiner Form, in der er ihr dargeboten wird.

Was ist die Summe dieser Betrachtungen? Dass der nationale Antisemitismus, der sich im Bedürfnis nach einer Nationalreligion bekundet, so ingrimmig er die Juden befehde und so Arges er ihnen zufüge, doch das schlechteste Konkurrenzunternehmen ist. Er wähnt, ihnen den Vorsprung abzugewinnen, indem er mit ihnen im Nationalen konkurriert; jedoch er konkurriert nicht in demjenigen mit ihnen, was ihnen den Vorsprung sichert: im übernationalen Menschheitsprinzip. So kommt es, dass er sich gerade mit der Schuld belädt, deren er Israel zeiht: er stellt die Sache des eigenen Volkes höher als die der Welt.

Aber man verstehe mich: der Gesichtspunkt der Konkurrenz kann nicht der letzte und tiefste sein. Es handelt sich doch nicht darum, einander die europäische Kundschaft abzujagen, oder sich um die Vollstreckung eines Auftrages zu reissen — und käme er von Gott selber. Um Wechselwirkung und Zusammenarbeit handelt es sich. Das eine göttliche Ziel vor Augen müssen alle Völker und Rassen, müssen vor allem Sem und Japhet sich die Hände reichen.

Die Nation hat Wiedergeburt ebenso nötig wie der Einzelne; aber nicht die Religion kann aus ihr, sondern sie muss aus der Religion wiedergeboren werden. Und so will ich zur Besiegelung solchen Bundes diese meine Betrachtung mit den Worten des Psalmes abschliessen, die die vollkommenste Kritik der Zeit, den vollkommensten Hinweis auf das Werk der Erlösung enthalten.

„Wo nicht der Herr das Haus baut, vergebens arbeiten die Bauleute. Wo nicht der Herr die Stadt schützt, vergebens wacht der Wächter."

Oskar Ewald.

Ein Buch zur Weltlage.[1])

Pan-Europa.

1. Darstellung.

Vor kurzem ist von Wien ein Buch ausgegangen, von dem ich sagen möchte: „Das ist eines der Bücher, wie sie jetzt geschrieben werden müssen." Es trägt den Titel: „Pan-Europa" (zu deutsch: All-Europa[2]). Sein Verfasser ist N. St. Coudenhove-Kalergi, ein österreichischer Graf, wenn ich nicht irre, trotz dem halb holländisch, halb griechisch klingenden Namen, aber deswegen bei weitem kein feudalistisch denkender Mensch, sondern ein „guter

[1]) Wir ziehen diesmal die beiden Rubriken „Zur Weltlage" und „Von Büchern" in eine zusammen.

[2]) Pan-Europa-Verlag, Wien (166 Seiten).

Europäer" und ein guter Demokrat und Pazifist, der offenbar auch für das soziale Problem ein offenes und freies Verständnis besitzt.

Das Buch verrät sich sofort als ungewöhnlich. Frei, weit, von einfacher und kraftvoller Architektonik ist schon Druck und Ausstattung. Aber auch der Stil. Ganz besonders aufgefallen ist mir die völlige Abwesenheit jener Gesuchtheit und genialen Pose, die sonst besonders im heutigen Jugendstil üblich ist. Es kündigt sich schon darin etwas Neues an.

Doch das sind Nebensachen. Wenn ich erklärt habe, es sei eines von den Büchern, die jetzt geschrieben werden müssten, so habe ich vor allem eins im Auge gehabt: es ist ein Buch, das unserm Denken, und zwar speziell dem politischen, einen grösseren Stil verleiht. Und das haben wir bitter nötig. Denn dieses Denken ist für die neue Welt, in die wir beinahe plötzlich gestellt worden sind (wenigstens ist es für unser Empfinden plötzlich geschehen), zu klein. Es steckt noch in Kategorien, die völlig veraltet sind. Die geistige Landkarte der Welt, die wir benützen, entspricht einer vergangenen, nicht mehr der heutigen Welt. Und da gibt es nun, soweit die weltpolitischen Dinge in Betracht kommen, nicht leicht ein Buch, das so wie dieses imstande wäre, uns aus unsern altvertrauten und bequemen, aber veralteten Denkgewohnheiten herauszureissen und uns diejenige Welt zu zeigen, mit der wir es heute zu tun haben. Was man auch gegen das Buch einwenden möge — und ich habe selber Wesentliches einzuwenden — diesen Dienst, den es uns tun kann, schätze ich sehr hoch ein und bin dafür selbst auch höchst dankbar.

Die Frage, die das Buch stellt, lautet:

„Kann Europa in seiner politischen und wirtschaftlichen Zersplitterung seinen Frieden und seine Selbständigkeit den wachsenden aussereuropäischen Weltmächten gegenüber wahren — oder ist es gezwungen, sich zur Rettung seiner Existenz zu einem Staatenbunde zu organisieren?" (S. 9).

Es beantwortet die zweite Frage mit einem sehr energischen Ja. Wir müssen uns mit unerbittlicher Klarheit vor die eine Tatsache stellen, dass uns das erste Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts den Sturz der europäischen Weltherrschaft gebracht hat. Das neunzehnte Jahrhundert sah den Gipfel dieser Weltherrschaft, der ausgeübt wurde von sechs Grossmächten: England, Russland, Deutschland, Oesterreich, Frankreich und Italien. Nun hat sich die Welt von Europa politisch emanzipiert. Die Hauptursachen dieser politischen Umwälzung sind:

1. Das Herauswachsen des britischen Weltreiches aus Europa. Es ist aus einem europäischen Reich mit aussereuropäischen Kolonien ein interkontinentales Bundesreich geworden.

2. Das Herauswachsen des russischen Weltreiches

aus Europa. Es war früher ein europäischer Staat mit Kolonien und ist heute ein Bundesreich ohne Kolonien, dessen grösserer Teil in Asien liegt. Russland ist eine eurasische Weltmacht. Es hat auch durch den Bolschewismus das System der europäischen Demokratie aufgegeben.

3. Die Emanzipation Asiens unter Führung Japans, die dieses zu dem mächtigsten Volk der Welt nach dem angelsächsischen gemacht und die Vorherrschaft der weissen Rasse gebrochen hat.

4. Der Aufschwung Amerikas. Südamerika hat sich gewaltig entwickelt und die Vereinigten Staaten sind das reichste, mächtigste und fortgeschrittenste Reich der Welt.

„Europas Hegemonie ist für immer gestürzt. Einst wurde es gefürchtet, heute wird es bemitleidet. Aus seiner herrschenden Stellung ist es in die Defensive gedrängt: militärisch bedroht von der russischen Invasion, wirtschaftlich bedroht von der amerikanischen Konkurrenz; verschuldet, zersplittert, unruhig, geschwächt; zerrissen durch nationale und soziale Kämpfe; schwer geschädigt in seiner Bevölkerungskraft und Industrie; in einem Wirtschafts- und Währungschaos. So geht es aus einer trostlosen Gegenwart einer ungewissen Zukunft entgegen.“ Ob diese Zukunft wieder erfreulich sein wird oder nicht, hängt davon ab, ob es die Forderung der Stunde begreift oder nicht. Die Forderung der Stunde aber ist, dass es sich zu einer Einheit, einem Staatenbunde, einer europäischen Konföderation, zu einem Pan-Europa zusammenschliesse. Seine heutige Zersplitterung in ein paar Dutzend Staaten widerspricht nicht nur der weltpolitischen Lage, sondern auch dem heutigen Zustand der „Kultur“, im besondern der Technik. Die Welt ist kleiner geworden. Durch die heutigen Verkehrsmittel hat sich das Verhältnis zwischen Entfernungslänge und Entfernungsdauer gründlich geändert und ist, was einst gross war, klein geworden. Daraus haben die fortgeschrittensten Völker zum Teil schon die Konsequenz gezogen: Amerika schliesst sich immer mehr zu einem friedlichen pan-amerikanischen Staatenbund zusammen, dessen Erweiterung ins Ganze der Völkerwelt der Völkerbund ist. An Stelle des alten Grossmachtsystems treten überall Staatengruppen, die man auch Völkerbünde nennen könnte. Das russische Reich ist zu einem Völkerbund geworden, der Grossrussen und Weissrussen, Ukrainer und Osttürken, Georgier und Tscherkessen, Tataren und Armenier umfasst. Das britische Reich ist ein Völkerbund, der Angelachsen und Iren, französische Kanadier und Buren, Araber und Indier, Aegypter und Malayen umfasst. Pan-Amerika entwickelt sich zu einem Völkerbunde, der aus Anglo-Amerikanern, Spaniern, Portugiesen, Indianern, Negern und Mischlingen besteht. So ist auch die chinesische Bundesrepu-

blik ein Völkerbund, der Nord- und Südchinesen, Tibetaner, Mongolen, Mandschus und Turkmenier umfasst. Kurz, überall in der Völkerwelt herrscht eine synthetische Tendenz, nur in Europa die anlytische. Hier ist das Streben nach Freiheit stärker als das nach Ordnung; auch die kleinste Nation will hier ihre volle Souveränität. Aber diese Befreiung der Völker Europas (die der Weltkrieg so mächtig gefördert hat) muss ergänzt werden durch ihre Einigung, wenn Europa nicht von den wachsenden Weltmächten verschlungen werden soll. Auch Europa wird einen Ausgleich zwischen Freiheit und Organisation finden müssen und wird ihn finden müssen in der Verbindung der weitestgehenden Autonomie nach innen, mit der weitestgehenden Föderation nach aussen. Es wird ein Europa, ein zugleich freies und einiges Europa-Volk werden müssen.

Es bilden sich durch den geschilderten Prozess fünf künftige Weltreiche heraus, den fünf „planetaren Kraftfeldern" entsprechend, deren Zentren Washington, London, Moskau, Tokio und Paris sind. Diese Kraftfelder sind: 1. das amerikanische, 2. das britische, 3. das russische, 4. das ostasiatische, 5. das europäische. Aus diesen Kraftfeldern werden sich fünf neue Weltreiche entwickeln. Das Reich der Neuen Welt, Pan-Amerika, umfasst das Gebiet, das wir Amerika nennen, Kanada ausgenommen. Die Alte Welt wird sich in vier Reiche gliedern. Das Reich des Südens um den Indischen Ozean herum bildet den Kern des britischen Weltreiches. Es umfasst die Osthälfte Afrikas, die nordische und indische Welt und Australien: Kapstadt—Suez—Kalkutta—Singapore—Sidney. Seine Nordgrenze bildet das Mittelmeer und der Himalaya. Das Reich des Nordens, gegen das Eismeer zu, ist das russische Weltreich. Es grenzt im Westen an Europa, im Süden an Britannien, im Osten an Ostasien. Die Reiche des Ostens sind China und Japan. Die Staaten des Westens sind Europa. Dazu gehört der europäische Kontinent vom Nordkap bis Morea und sein afrikanisches Kolonialreich: die Westhälfte Afrikas von Tripolis und Marokko bis Kongo und Angola.[1])

Man beachte: weder England noch Russland werden zu diesem Europa gerechnet. Der Westen und Osten des bisherigen Europa wird von ihm abgeschnitten.

Dieses Europa nun unterscheidet sich von den übrigen grossen Verbänden, zu denen sich die Welt zusammenfasst, dadurch, dass es umgegliedert und durch Hass und Eifersucht zerrissen ist. Es gibt noch kein Europa als politischen Begriff. Aber die Pan-Europäische Föderation muss kommen, sonst ist Europa als Ganzes wie

---

[1]) Dazu noch die holländischen und französischen Kolonien in Asien.

seine einzelnen Staaten zum politischen Untergang verurteilt. Es wird von Russland so beherrscht werden wie einst Griechenland durch Mazedonien, oder es wird das Schlachtfeld, auf dem französische und deutsche Soldaten im Dienste der russischen oder britischen Weltmacht ihre Gegensätze austragen. Nur Pan-Europa kann Europas Rettung sein.

Man sieht schon bisher, dass die Idee Pan-Europas sozusagen auf einer neuen Einteilung der Welt beruht. Es ist nach Coudenhove streng zu scheiden zwischen Weltteilen, Weltreichen und Weltkulturen. Geographisch zerfällt die bewohnbare Welt in fünf Kontinente: Eurasien, Afrika, Australien, Nordamerika, Südamerika. Politisch zerfällt die Welt in das amerikanische, europäische, ostasiatische, russische und britische Kraftfeld. Kulturell zerfällt die Welt in vier grosse Kulturkreise: den europäischen, chinesischen, indischen und arabischen.

Was nun Europa betrifft, so hat es deren schon mehrere gegeben: das erste Europa war Hellas, das zweite Rom, das dritte das der Völkerwanderung (Karls des Grossen!), das vierte das des Papsttums, das fünfte das des fürstlichen Absolutismus (in Napoleon gipfelnd); das sechste wird das der Vereinigten Staaten von Europa oder die Pan-Europäische Föderation sein. Es ist durch den Weltkrieg möglich geworden, in dem Mazzini über Metternich siegte, während England durch seine stärkere Verbindung mit seinen Kolonien und Russland durch den Sovietismus sich von Europa scheiden, letzteres, um nun ähnlich wie einst das seleukidische Reich (d. h. das Reich der Nachfolger Alexanders des Grossen) und das byzantinische als eurasisches Reich sich zwischen Europa und Asien zu legen.

Die europäische Kultur umfasst ausserhalb der geographischen Grenzen Europas noch den amerikanischen Kontinent, Australien, Südafrika und Neuseeland, dazu die europäischen Kulturoasen in allen Kolonien. Diese europäische Kultur, die der weissen Rasse, ist die christliche. Sie ist gekennzeichnet durch die beiden Pole des Individualismus, der ein von Griechenland überkommenes Erbe ist (was nicht ohne Vorbehalt zuzugestehen ist. D. B.) und des Sozialismus, der dem Christentum ursprünglich eignet (!). Sie ist daneben aktivistisch und nationalistisch, ihre höchste (?) Leistung die Wissenschaft. Sie ist siegreich über die Welt vorgedrungen und es scheint, dass sie in einem Jahrhundert alle andern aufgesaugt haben wird. Der Amerikanismus bildet den äussersten Gegensatz gegen alles Orientalische, während die russische und die japanische Kultur einen eurasischen Charakter zeigen.

Während Europa also kulturell seine Welthegemonie behält, so wird es (falls es sich zu Pan-Europa zusammenschliesst) poli-

tisch nur *ein* Weltreich neben den andern sein. Es wird etwa 431 Millionen Einwohner zählen. Neben den europäischen Staaten (ohne Grossbritannien und Russland) werden zu ihm, wie gesagt, das afrikanische Kolonialreich und die zerstreuten Kolonien Pan-Europas gehören. Dieses Weltreich könnte besonders bei richtiger Ausnützung des afrikanischen Kolonialreiches sich wirtschaftlich selbst genügen und es könnte noch lange Zeit Kulturzentrum der Erde sein.

Wenn dieses Pan-Europa zustandekommen soll, so ist eine Auseinandersetzung nach zwei Seiten hin nötig: gegen England und gegen Russland.

Gegen *England*. Hier ist vor allem eins zu betonen: Pan-Europa darf nie und nimmer *gegen* England gerichtet sein, sondern muss mit ihm im Bunde stehen. Es liefert ihm eine Garantie vor jedem Angriff von Europa her (gegen den England bei der Kriegführung der Zukunft fast wehrlos wäre), es ist ihm Schutz schon durch sein Dasein; denn Pan-Europa ist, wie Pan-Amerika, seinem Ziel und Wesen nach eine Friedensmacht. England übernimmt dafür den Schutz der asiatischen Kolonien Pan-Europas und hält seine eigenen Kolonien, wie die Dominions, europäischer Einwanderung zu gleichen Bedingungen wie seinen eigenen Kindern offen. Auf solche Weise getrennt und verbunden, können das britische und das pan-europäische Weltreich einander und der Welt am meisten nützen. Jenes wird dabei kulturell einen mehr extensiven, dieses einen mehr intensiven Charakter haben.

Anders gegen *Russland*. Dieses ist in Coudenhoves Darstellung schlechthin *der Feind* Europas. Denn Russland ist seit Jahrhunderten auf dem Marsch nach dem Westen. Dieser war lang durch die grossen Militärmonarchien Preussen-Deutschland und Oesterreich-Ungarn, gelegentlich auch durch England (Krimkrieg!) gehemmt; diese Mauer hat der Weltkrieg zerstört und nun ist der Weg frei. Vielleicht wird eines Tages der Rhein die Grenze Europas sein (und sich damit die Gefahr erfüllen, die so manche europäische Demokraten gequält hat: dass die Kosaken ihre Pferde im Rheine tränken. D. B.), aber auch diese Grenze wird dann wohl überschritten und Europa russisch werden, wie einst Griechenland mazedonisch wurde. Der *Bolschewismus* ist nur die neueste Form des russischen Vorstosses, der noch keineswegs als erledigt betrachtet werden darf. Aber ob rote oder weisse Invasion Europas durch Russland — die Gefahr ist in beiden Fällen riesengross.

Diese russische Gefahr bekommt eine besondere Verstärkung und Aktualität durch die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit einer *russischen Orientierung Deutschlands*. Was Coudenhove über *diese* Gefahr sagt, stimmt völlig mit dem überein, was die „Neuen Wege“ stets betont haben. „Die russische Orientierung

Deutschlands bildet eine der grössten Gefahren für die Zukunft Europas.“ Die falsche Politik Frankreichs trägt daran die Hauptschuld. Es ist die letzte Stunde zur Rettung Europas; sie hängt von Frankreich ab. Ist dieses verblendet und treibt Deutschland endgültig in die Arme Russlands, dann hat weder Frankreich noch Deutschland einen Gewinn: dieses geht in Russland auf und jenes wird im besten Falle zu einem Protektorat Englands. Nur die rechtzeitige Schaffung Pan-Europas kann helfen.

Und doch brauchen auch Russland und Pan-Europa einander. Russland braucht Europa für seinen wirtschaftlichen Wiederaufbau, Europa braucht Russlands Getreide. Wenn Europa sich zusammenschliesst, kann es mit Russland eine Verständigung finden, die diesem gibt, was es braucht und sich selbst sicherstellt. Dann ist die Weltabrüstung möglich, also das, was das Ziel des Buches bildet.

Eine besondere Beziehung besteht auch zwischen Pan-Europa und Pan-Amerika. „Pan-Amerika bildet für Europa die grösste Gefahr — oder die grösste Hoffnung“ — jenes, wenn Europa zerrissen bleibt; denn dann wird es von Amerika erdrückt; dieses, wenn es sich zu einem ähnlichen Friedensbund zusammenschliesst wie Amerika. Pan-Amerika ist für Europa das Vorbild, es zeigt, was auf dem Weg der Friedensorganisation möglich ist. Weltbritannien, Pan-Europa und Pan-Amerika verbunden, wären ein unerschütterlicher Hort des Weltfriedens.

Aber wo bleibt denn der Völkerbund? Dieser will doch in erster Linie die Friedensorganisation der Welt, und zwar der ganzen Welt sein.

Den Völkerbund unterwirft Coudenhove einer Kritik, die vor der im allgemeinen üblichen den Vorzug der Originalität hat. Als Hauptfehler des Völkerbundes erscheint ihm, dass er zwei Ziele auf einmal erreichen wolle, die Organisation Europas und die Organisation der Welt, dass er die Menschheit organisieren wolle, bevor Europa organisiert sei. „Erst muss Europa sich einigen, dann die Menschheit.“ So, wie er jetzt ist, muss der Völkerbund als „Fehlschlag“ bezeichnet werden. Er führt namentlich zu einer Bevormundung Europas durch die andern Erdteile, die es sich nicht länger gefallen lassen soll. „Europa den Europäern.“ Nicht etwa, dass er damit verurteilt werden sollte. „Seine Idee ist ein grosser Fortschritt in der menschlichen Entwicklung und muss von jedem ehrlichen Pazifisten begrüsst werden als erster schüchterner Versuch, an die Stelle der internationalen Staatenanarchie eine ökumenische Weltorganisation zu setzen. Die Mängel des Völkerbundes liegen nicht in seinem Wesen, sondern in seiner Organisation . . . Solange keine pan-europäische Staatenorganisation besteht, ist der Völ-

kerbund das einzige internationale Forum, auf dem sich die Staaten Europas begegnen, der einzige Schutz gegen das intereuropäische Chaos.“ Nur muss er anders organisiert werden. Es muss zuerst Pan-Europa werden. Dieses wird seine innern Streitfragen selber regeln, wird Europas Völkerbund sein. Aehnlich werden sich die pan-amerikanische, die britische, die russische, die mongolische Gruppe verhalten; sie tun es zum Teil schon jetzt. Ueber diese verschiedenen Völkergruppen erhöbe sich dann als oberste Instanz der Weltareopag des Völkerbundes, auf Grundlage der demokratischen Kooperation all dieser einander so ziemlich ebenbürtigen Gruppen. So erst würde er zum Garanten des Weltfriedens. Die Streitigkeiten der verschiedenen Gruppen untereinander würden durch ihn erledigt. Als sein Zentrum scheint sich Coudenhove Washington zu denken, während Genf das Zentrum Pan-Europas würde.

Europa hat jedenfalls, wenn es in letzter Stunde dem Untergang entgehen will, nötig:

Organisation statt Anarchie;
Schiedsgericht statt Krieg;
Abrüstung statt Wettrüstung;
solidarische Garantie statt Selbsthilfe;
Kooperation statt Konkurrenz.

Sonst geht es jenem Kriege entgegen, dessen Schilderung zum grossen Teil das letzte Heft der „Neuen Wege“ gebracht hat. Niemand soll davon etwas Gutes erwarten. „Es gibt in Europa keinen politischen Erfolg, der nicht durch einen Krieg tausendfach überzahlt wäre.“ Wenn Deutschland einen Rachekrieg gegen Frankreich unternähme, „so würde es im Falle einer Niederlage vernichtet, im Falle eines Sieges ruiniert werden.“ Ebenso ginge es Frankreich. Der Gewinner wäre höchstens Russland. Angesichts dieser Sachlage „muss es für jeden Europäer, ohne Unterschied der Nationalität und des Standes, eine Frage der persönlichen Ehre sein, sich der Kriegspropaganda mit allen Mitteln entgegenzustellen. Wer sich dem Zukunftskriege gegenüber passiv verhält, nimmt einen Teil der künftigen Kriegsschuld auf sich, die noch schwerer sein wird als die vergangene. (Sollen sich die Berner Synodalen merken! D. B.) In einer Frage auf Leben und Tod für die europäische Menschheit und Kultur darf es keine Neutralität geben. Wer sich vor der Entscheidung drückt, . . . ist Hochverräter an seinem Volke, Hochverräter an Europa, Hochverräter an der Menschheit.“

Vieles erleichtert heute nach Coudenhove den Zusammenschluss Europas. Einmal die Befreiung der vorher national unterdrückten

osteuropäischen Völker und der Sturz der Monarchien, durch die sie unterdrückt waren. Vorher hätte ein Zusammenschluss für die Unterdrückten und ihre Freunde dauernden Verzicht auf Freiheit bedeutet. Als eine sehr wertvolle Vorarbeit für die Einigung Europas ist die Kleine Entente (das Werk von Masaryk und Benesch) zu werten. (Wieder freue ich mich dieser Bestätigung der durch die „Neuen Wege“ vertretenen Auffassung der Kleinen Entente durch einen Oesterreicher! D. B.) Die wirtschaftlichen Faktoren vollends weisen so deutlich als nur möglich auf diese eine Hilfe hin. Dabei sollte man nicht von einer Revision des Versailler Vertrages ausgehen; das würde Europa nur aufs neue ins Chaos stürzen (auch darin sehen wir eine viel angefochtene Ansicht der „Neuen Wege“ bekräftigt. D. B.); sie kann vielmehr erst das Ende sein. Besser gesagt: Pan-Europa wird von selber die Aufhebung dessen sein, was am Versailler Vertrag falsch ist.

Das europäische Zentralproblem ist natürlich das Verhältnis von Deutschland und Frankreich. Hier gibt es nur eine Lösung: Entweder Vernichtung oder Versöhnung. Wenn Frankreich Deutschland vernichten will, dann mag es das erreichen, aber um den Preis, eines Tages durch Russland vernichtet zu werden, und ganz das Gleiche wird umgekehrt Deutschland geschehen. Alles andere ist Traum und Schaum. Also bleibt nur Versöhnung übrig, wozu beide Teile gleichmässig bereit sein und beitragen müssen. Nur ein weitblickendes Frankreich und ein republikanisches Deutschland werden das können. Möchten sie beide noch rechtzeitig erkennen, „was zu ihrem Frieden dient.“ Der circulus vitiosus, den die deutschen und französischen Chauvinisten herstellen, indem die deutschen die französischen und die französischen die deutschen täglich in ihrem Tun bestärken, muss dadurch gesprengt werden, dass „jeder Pan-Europäer sich entschliesst, bei sich mit der Europapolitik zu beginnen, ohne auf den andern zu warten.“

Voraussetzung der Entwicklung zu Pan-Europa hin ist die Ueberwindung des heutigen Nationalismus. Wir müssen lernen, dass „die Nation ein Reich des Geistes ist“. Die Nationalität entsteht nicht aus Blut, sondern aus Geist, d. h. aus gemeinsamem Erleben geistiger Faktoren. Sogar die Sprache ist dabei nicht wesentlich. (Wofür Coudenhove auf die Schweiz verweisen könnte, was er merkwürdigerweise nicht tut. D. B.) Nun sind wir Europäer aber doch alle durch eine gemeinsame Kultur- und Geistesgeschichte verbunden. Es gibt darum eine europäische Nation. Als solche müssen wir Europäer uns fühlen lernen. Was aber die untergeordneten nationalen Gebilde oder besser: die Abwandlungn dieser europäischen Nationalität (Romanisch, Deutsch, Slawisch, Magyarisch und so fort) betrifft, so kann es sich nicht

darum handeln, die Grenzen von Nationalität und Staatlichkeit zusammenfallen zu lassen, sondern die Trennung von Nation und Staat zu proklamieren, „die freie Nation im freien Staat.“ (Alles wieder gar sehr das, was auch wir vertreten. D. B.) Im übrigen wird, wie einst nach der Herrschaft des religiösen Fanatismus das Zeitalter der religiösen Toleranz, so nach dem Zeitalter des nationalen Fanatismus das der nationalen Toleranz anbrechen. Toleranz im tiefsten Sinn aber ist Ehrfurcht.

Die Entwicklung Pan-Europas denkt Coudenhove im übrigen so: Den ersten Schritt würde die Einberufung einer pan-europäischen Konferenz bilden. Ihr Programm müsste sein: die Schiedsgerichtsfrage, die Garantiefrage, die Abrüstungsfrage, die Minoritätenfrage, die Verkehrsfrage, die Zollfrage, die Währungsfrage, die Schuldenfrage, die Kulturfrage. Ein pan-europäisches Bureau müsste zum Organ dieser Konferenz, die immer wieder zusammenträte, werden. Der zweite Schritt wäre der Abschluss eines obligatorischen Schieds- und Garantievertrages, der dritte eine Zollunion, der vierte und letzte die Gründung der Vereinigten Staaten von Europa.

Alle demokratischen Parteien haben die Pflicht, Pan-Europa mit aller Kraft anzustreben. Die Demokratie und der Sozialismus finden darin ein positives weltpolitisches Programm, das ihnen bisher so sehr fehlt. Gegner werden ihrem Wesen nach sein die Chauvinisten, die Kommunisten, die Militaristen, die Schutzzollindustriellen — und diese sind die schlimmsten. Dagegen appelliert Pan-Europa an die Frauen Europas, die Führer des europäischen Geistes, alle Europäer, die guten Willens sind, und vor allem an die Jugend Europas, der das Buch auch gewidmet ist.

2. Kritik.

Ich habe die Gedanken dieses Buches so ausführlich dargestellt, weil es mir nötig scheint, dass jeder Europäer, der eine lebendige Seele hat, sie aufs ernsthafteste erwäge. Die Lektüre des Buches selbst wird dadurch nicht unnötig gemacht; es besitzt eine suggestive Kraft, die durch keine Wiedergabe erreicht werden kann; denn es ist ein mächtiges, ein grosses, ja grossartiges Buch!

Wenn ich nun noch in aller Kürze dazu Stellung nehme, so soll und kann es nur im allgemeinen geschehen. Ich bin übrigens gerade im einzelnen fast immer, jedenfalls vorwiegend, einverstanden. Das Buch enthält jedenfalls eine Fülle von wesentlicher Wahrheit, die eigenartig geschaut oder doch eindrucksvoll formuliert ist. Es trägt den Charakter einer schöpferischen Tat. Trotz dem tiefernsten Hintergrund wirkt es hoffnungserregend — wie ein Stück politischer

Osterbotschaft. Vor allem regt es, wie schon eingangs bemerkt worden ist, zu einem grossen und dem heutigen Weltzustand entsprechenden Denken an und belebt die Seele durch gewaltige Zukunftsperspektiven nach allen Seiten hin.

Es ist ein Buch des Friedens. Dem Weltfrieden zu dienen, die neue und endgültige Weltkatastrophe abzuwenden, ist sein Ziel. Schon darum können wir damit im Tiefsten nur einverstanden sein. Auch wir ersehnen ein geistig und organisatorisch geeinigtes Europa und halten diese Einigung nur für möglich auf Grund einer Verbindung von Autonomie und Föderation, was wir gewöhnlich in Kürze Föderalismus nennen. Und doch müssen wir gegen das Buch einen starken Einspruch erheben.[1]) Uns scheint, dass gerade der Weg zur Einheit Europas, den es so stark als falsch und töricht verurteilt, der rechte und der von ihm als der rechte angegebene der falsche ist. Es scheint uns, dass wir gerade nicht von unten, sondern von oben her beginnen (so sehr dies architektonisch ein falsches Bild ergibt), nicht von den Nationen her die Menschheit, sondern von der Menschheit her den Bund der Nationen schaffen müssen. Wenn wir heute wieder anfangen, die Nation zu betonen — und seis auch die Gruppen-Nation — so besteht die grosse Gefahr, dass wir dabei stehen bleiben. Der Kollektiv-Egoismus dieser grossen Gruppen bedeutet keine Friedensbürgschaft. Wenn wir die geschichtliche Entwicklung fragen, so hat gerade die Herausgliederung solcher „Gruppen" aus der geistigen Einheit, die einst das Abendland umfasste, dieses zuletzt in das Chaos und die Hölle gestürzt. Das Gleiche könnte sich in riesig vergrössertem Maßstab wiederholen, wenn diese Herausgliederung gewaltiger Völkergruppen aus der Einheit der Menschheit ohne stärkstes Gegengewicht vor sich ginge. Nein, was jetzt not tut, das eine, was not tut, ist die starke Betonung dieser Einheit. Das muss nun zuerst kommen. Das allein bändigt die Dämonen des nationalen Egoismus und löscht die Gluten der überall in der Welt zum Hervorbrechen bereiten Hölle aus. Gewiss soll diese Einheit nur auf Grund der Freiheit erfolgen, das Selbstbestimmungsrecht der Völker ist in diesem Rahmen durchaus notwendig, aber dass über all diesen Selbstbestimmungen mit ihren oft so leidenschaftlichen Rechtsansprüchen die sittliche Solidarität der Menschheit, die Verbundenheit der Völker in einer höchsten Einheit verkündigt und dargestellt werde, das ist, scheint uns, die Hilfe, also nicht Pan-Europa, sondern der Völkerbund. Und zwar der universelle, so wie es seinem Sinn nach der „Genfer Völkerbund" ist. Dieser

---

[1]) Ich gehe darin mit der Beurteilung, die Gerber im „Aufbau" (Nr. 2) Pan-Europa unterwirft, völlig einig.

Völkerbund ist gewiss erst in den Anfängen, er ist gewiss der Erweiterung, Vertiefung, Verbesserung, Kräftigung bedürftig. Darüber brauchen wir kein Wort mehr zu sagen. Aber ihn aufzuheben und durch ein Pan-Europa einerseits und einen, etwas sehr abstrakten, Weltareopag anderseits zu ersetzen, schiene uns falsch. Wir zerstörten damit etwas Wertvolles und dürften keineswegs sicher sein, etwas auch nur ebenso Gutes, geschweige denn etwas Besseres, dafür umzutauschen. Coudenhove tut dem bestehenden Völkerbund trotz dem Willen zur Gerechtigkeit doch Unrecht. Er ist nicht einfach ein „Fehlschlag", sondern bloss ein Anfang. Dass er zur Unterdrückung Europas durch die Vertreter anderer Erdteile gedient hätte, ist eine blosse Konstruktion. Gerade diese Vertreter anderer Erdteile sind meistens für das eingetreten, was dem Sinn des Völkerbundes entspricht. Wenn Coudenhove von der Washingtoner Konferenz behauptet, dass „ihre Erfolge alles in den Schatten stellen, was der Genfer Völkerbund bisher geleistet hat," so liegt die Ungerechtigkeit auf der Hand; die Washingtoner Konferenz ist ja nur zustandegekommen, weil der Völkerbund das Gewissen Amerikas beunruhigt. Denn wenn Coudenhove behauptet, der Völkerbund stelle keine „moralische Weltautorität" dar, so ist das ebenso falsch. Er bedeutet trotz allem Hohn und Spott als Verkörperung, wenn auch noch so mangelhafte, einer notwendigen Wahrheit eine grosse moralische Macht.

Wenn derart der heutige Völkerbund mehr ist, als Coudenhove erkennt, so ist sein Pan-Europa problematischer, als er sieht. Wenn man den heutigen Zustand Kontinental-Europas, besonders die Stimmung seiner Völker, nüchtern beurteilt, dann ist nicht abzusehen, wie diese zusammenkommen sollten, es sei denn, dass eine über ihnen stehende Macht versöhnend und entgiftend auf sie einwirke. Das ist aber gerade der universelle Völkerbund. Darum muss er zuerst da sein. Und darum darf in erster Linie England mit seinen Kolonien und Dominions nicht fehlen, weil es der machtvollste Träger dieses bessern Geistes ist. Erst unter dem Einfluss dieser Atmosphäre kann nach und nach ein Pan-Europa werden. Denn dass ein solches werden soll, darin sind wir mit Coudenhove einverstanden, auch wenn wir es uns noch etwas freier, loser organisiert, vielmehr weniger organisiert als organisch denken.

Coudenhoves Grundirrtum scheint uns darin zu bestehen, wie er sein Europa (Pan-Europa) konstruiert.[1]) Wir können wieder nicht zugeben, dass er England so, wie er tut, von Europa abschneidet.

---

[1]) Etwas zu viel Konstruktion scheint mir überhaupt in dem Buche zu walten.

Wenn wir uns dagegen wenden, so tun wir es nicht, um Pan-Europa zu sabotieren, sondern um es möglich zu machen, und wir tun es nicht als „Grosseuropäer“, sondern einfach als Europäer und dazu Weltbürger. Warum sollte die Tatsache, dass England mit weit entlegenen Gebieten zu einem eigenen Völkerbund verbunden ist, es von uns trennen, solange es kulturell so eng mit uns verbunden ist, wie das tatsächlich der Fall ist? Ich möchte die Coudenhovesche These geradezu umkehren und sagen: ein Europa ohne England ist gar nicht mehr Europa. Man denke nur einmal Cromwell, Milton, Carlyle oder gar Shakespeare aus Europa weg! Aber auch Tolstoi und Dostojewski sind nicht mehr davon zu trennen.

Wir stossen damit freilich auf den grossen Irrtum Coudenhoves, Politik und Kultur so zu trennen, wie er tut. Die Politik richtet sich aufs innigste nach der allgemeinen Kultur, sie ist nur ein Teil davon. Was also kulturell geeinigt ist, gehört auch politisch zusammen. Darum gehört England zu uns und wir zu England, solange es so sehr Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blute ist. Und dass das Soviet-System als solches Russland von Europa trennen sollte, scheint mir unerwiesen. Echt europäische Denker (z. B. Reinhold Plank) haben das Rätesystem lange vor den Russen empfohlen. Es ist älter als der Parlamentarismus und ist jedenfalls demokratisch. Der Bolschewismus hat es freilich verdorben, aber ist er selbst nicht vor allem eine Steigerung jenes Etatismus, der — leider! — nur allzu europäisch ist?

Wir kommen immer wieder darauf zurück: Coudenhove verkennt die Macht und Notwendigkeit des ökumenischen Elementes schon in der heutigen Welt. Er übersieht z. B. ganz, dass der Sozialismus so international ist, dass er sich niemals in das Schema jener Staatengruppen fügen liesse. Er übersieht das Durcheinanderfliessen des Lebens in der heutigen Menschenwelt, das einer Einhegung in seine fünf „Reiche“ durchaus widerspricht. Wenn man das alles bedenkt, dann kommt einem sein Pan-Europa beinahe als ein Rückschritt vor. Wir sind schon weiter, Pan-Gaea (All-Erde) ist unsere Losung — nicht „Europa den Europäern“, sondern „Europa der Menschheit“.

Trotzdem — Pan-Europa soll, als Frucht des Völkerbundes, kommen. Umfasst von dieser Einheit, können diese Sondergruppen doch auch ihr dienen; von ihrem Licht beschienen, können sie auf sie vorbereiten. In diesem Sinne bleibt Coudenhoves Pan-Europa, trotz allem Einspruch gegen seinen Weg, eine Tat und ein Ereignis. Es ist ein grosses Buch und wird dem Guten Europas und der Welt dienen.

11. April 1924. L. Ragaz.

Rundschau

Von Zivildienst, Eidgenossenschaft und „Bund“. Unser Freund Cérésole hat an den „Bund“, der jenes Referat des schweizerischen Oberauditors Dr. Trüssel veröffentlichte, von dem auch im letzten Heft der „Neuen Wege“ die Rede war, den Brief gerichtet, den wir abdrucken. Der „Bund“ hat selbstverständlich seine Aufnahme verweigert. Man lese den Brief von Cérésole, dazu das von mir im letzten Heft zu diesem Thema Bemerkte und, wenn man dazu Gelegenheit hat, das Referat von Dr. Trüssel selbst, und man wird wieder einmal wissen, wie die Macht heisst, der unsere offizielle Presse dient.

Chailly s. Lausanne, den 26. März 1924.

An die Redaktion des „Bund“ in Bern.

Sehr geehrter Herr Redaktor!

In einem Referat über die Zivildienstpflicht („Bund“, 18. März) ist mir zum zweitenmal unter Anführungszeichen ein Satz zugeschrieben, der schon am 26. Februar in der Berner Synode vorgelesen wurde, als ob ich mich selbst in dieser Form ausgedrückt hätte.

Dieser Satz enthält nichts, was von meinen Ansichten wesentlich abweicht, er ist aber ohne Berücksichtigung des logischen — oder irgendwelchen Zusammenhanges aus drei verschiedenen Stücken meines Referates in den „Neuen Wegen“ vom Juli 1922 (Seiten 355, 362 und 365) zusammengesetzt worden.

In ähnlicher Weise ist aus dem darauffolgenden Zitat von Professor Ragaz ohne Warnung gerade der Teil ausgelassen worden, der den Standpunkt des Verfassers von demjenigen der Bolschewisten, mit dem er später identifiziert wird, am schärfsten unterscheidet; entsprechend wurde auch weiter darüber geschwiegen, dass die Kommunistische Partei in der Schweiz die erste gewesen sei, die gegen den Zivildienst Stellung nahm.

In Sachen, wo alles auf Gesinnung und so viel auf Ton und Färbung des Ausdruckes ankommt, ist ein solches Verfahren kaum zulässig. Ich möchte Sie deswegen bitten, mir einige ergänzende Bemerkungen hier zu gestatten.

Wir haben immer betont, dass die uns zum Vorwurf gemachte Hoffnung auf allmähliche Abrüstung, auf eine „Bresche“ in das allgemein herrschende Militärsystem, sich nicht auf die Schweiz allein, sondern auf sämtliche Staaten beziehe. Es existiert schon eine internationale Arbeitsgemeinschaft für Zivildienst. Bei diesem Versuch, durch eine langsame konstruktive Arbeit einen neuen internationalen Geist zu schaffen, glaubten wir auf die Unterstützung des ganzen Volkes und besonders der christlichen Kreise rechnen zu dürfen.

Es scheint aber, dass die Mehrheit unseres Volkes und die Behörden sich in Wirklichkeit nicht nach dem Tage sehnen, wo das Militärwesen ganz oder teilweise entbehrt werden könnte.

Ein Vorschlag — wie derjenige des Zivildienstes — zur Beibehaltung und Entwicklung der Vorteile und der schönen Seiten des Militärdienstes unter Ausschaltung der wirklichen oder virtuellen Kriegsgreuel findet heute bei uns keine wohlwollende oder auch nur unparteiische Aufnahme. Man freut sich vielmehr, dass die Meldungen aus Dänemark ungünstig seien und unterdrückt bewusst oder unbewusst die guten Nachrichten aus Schweden. Neulich ist eine Schrift des „Schwedischen Bundes für christliches Gesellschaftsleben“: „Zivildienst anstatt Kriegsdienst“ in der Schweiz verteilt worden. Sie enthält unter anderem die — nach späteren Berichten etwas zu geringe — Zahl (131) der Zivildienstpflichtigen im Jahre 1922 und auch die günstigen Berichte der Oberförster der Hunneberger und Hamraer Reviere und des Vorstehers der Kraftzentrale Aelfkarleo, welche die Arbeit der drei Gruppen geleitet haben. Die

gleiche Zahl 131 findet man im Referat des „Bund". Sie stammt also wahrscheinlich aus dieser Schrift. Die drei günstigen Berichte haben ihren Weg zum Referenten nicht gefunden: er erklärt, dass „zuverlässige Berichte fehlen". Jeder Leser möge sich ferner selbst dahin prüfen, ob er mit Freude hört, dass der Zivildienst in Schweden sich in befriedigender und gesunder Weise entwickelt: nach einer Statistik des Ministeriums für Landesverteidigung vom Januar 1924 beträgt die genaue Zahl der in den Jahren 1921, 1922 und 1923 dem Zivildienst zugeteilten Mannschaft bezw. 151, 152 und 210.

Warum freut man sich nicht darüber? Offenbar weil ein Erfolg in Schweden allgemein anstecken könnte.

Diese Ansteckung würde zu den besten Friedensgarantien gehören. Trotzdem wird sie nicht gewünscht, sondern gefürchtet. — Unsere Gegner bekennen sich nicht nur zu dem Grundsatz „Salus publica suprema lex" („Bund" vom 18. März), der in der deutschen Auslegung „Not kennt kein Gebot" das kaiserliche Deutschland zugrunde gerichtet hat; sie erklären ausdrücklich, dass sie sich die Eidgenossenschaft ohne die Armee gar nicht denken können. Dabei verstehen sie unter Armee nicht etwa jede Organisation des opferfreudigen Dienstes an der Gemeinschaft — wie der Zivildienst auch eine sein könnte — sondern im üblichen Sinne eine Organisation, die wesentlich mit Kanonen, Gewehren, Giftgasen und allen mörderischen Gewaltmitteln operiert. —

Wir gelangen hier an den Scheideweg und müssen ganz deutlich sprechen: Jene Eidgenossenschaft, zu deren Definition die widerwärtigsten Merkmale eines überlebten Zeitalters ganz wesentlich und unzertrennlich gehören, die in Mord und Blut bezw. im Spiele mit solchen Dingen bis in die Ewigkeit hinein stecken möchte, auch wenn andere Möglichkeiten geboten wären, ist uns nicht die geliebte Mutter, sondern ein Stück des leibhaftigen Satans, des Moloch, das würdige Geschöpf des verstockten und vergötterten Volksegoismus. Wir hassen es, verfluchen es und verwerfen es vom ganzem Herzen. Unter dem geheuchelten Vorwand der Landesverteidigung bereitet dieses Wesen selbst mit allen Mächten, die den Geist verleugnen und brutale Gewalt anbeten, den nächsten Krieg. — Ueberzeugt und ruhig im Gefühl der erfüllten Pflicht stehen die Meisten — stehen die Besten unseres Landes noch im gefährlichen Banne; so standen auch 1914 ganze Völker einstimmig — ahnungslos für die schlechteste Sache zum höchsten Opfer bereit; so brachten sie über ihr eigenes Vaterland die grosse Katastrophe herbei.

Ein Ruf wird sie kaum wecken.

Tatkräftiges Vorgehen und opferfreudige Arbeit mögen es tun. Wird die Möglichkeit zu dieser Arbeit nicht gewährt und der Zivildienst abgelehnt, so wird dann auch bei vielen ein neues Licht aufgehen.

Mehr denn je mit eidgenössischem Gruss

Pierre Cérésole.

II. Antwort des „Bund".

Bern, den 1. April 1924.

Herrn P. Cérésole, Lausanne.

Sehr geehrter Herr!

Wir senden Ihre Zuschrift vom 26. März mit bestem Dank wieder zurück, nachdem wir darin nichts gefunden haben, was als tatsächliche Berichtigung der Arbeit von Dr. Trüssel über die Zivildienstpflicht in Betracht fällt. Dass in Schweden die Berichte über den Zivildienst günstiger lauten als in Dänemark, ist in jenem Referat nicht verschwiegen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Redaktion des „Bund":
(Ernst Schürch.)

Kirchen und Militarismus. Es tut uns Schweizern gut, immer wieder daran erinnert zu werden, dass die Welt jenseits unserer Grenzpfähle nicht aufhört, sondern im Gegenteil eher anfängt. Denn es wäre ein schlimmer Irrtum, wenn wir meinten, die Welt sehe überall so reaktionär aus wie bei uns; vielmehr kann es uns ein Trost sein, wenn es freilich auch gleichzeitig eine Beschämung ist, dass manches, was bei uns noch Entrüstung, ja Entsetzen erregt, anderwärts schon eine Ueberzeugung vieler, und zwar der Frömmsten und Besten, bildet, wenn nicht gar zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Nach jener Offenbarung eines von Obersten und Regierungsräten inspirierten Kantonschristentums, die uns die Berner Synode geliefert, wirken die folgenden Dokumente als eine Erquickung.

1. **Bekehrte Militaristen.** Während des Krieges war eine der populärsten Persönlichkeiten an der englischen Westfront der Feldprediger Studdert Kennedy, von den Tommies „Woodbine Willy" genannt. Von Angesicht abschreckend hässlich, besass er eine hinreissende seelische Kraft, die er mit Ueberzeugung in den Dienst der Sache seines Landes stellte, um ihm zum Siege zu verhelfen. Sein anfeuernder Einfluss auf die Soldaten, die er zum Durchhalten immer wieder ermunterte, war so gross, dass ihm dafür die Anerkennung der Ernennung zum „Chaplain of the King" geschenkt wurde. Dieser „Kriegstheologe" im besten Sinne, Verteidiger des Vaterlandes, hat vor kurzem eine Reise durch Amerika gemacht und vor vielen Tausenden, auch vor der sechstausendköpfigen Versammlung des Student Volunteer Movement, gesprochen und überall tiefen Eindruck gemacht durch seine Erklärung, dass er seine frühere Tätigkeit als Feldprediger nicht mehr wieder aufnehmen könnte, wenn es Krieg gäbe. Dieser Feldprediger, der den Krieg von Nahem sah, ist gründlich enttäuscht über seine Wirkung. Er könnte nicht mehr zu kriegerischer Tapferkeit auffordern, denn all das, was man ihr als Frucht des Kampfes verhiess: eine neue Welt, Frieden, Gerechtigkeit, Demokratie, ist nicht gekommen. Wenn Norman Angell den Krieg schon vorher „die grosse Täuschung" nannte, so nennt ihn hier einer so, der ihn mit reinsten Motiven und edelsten Hoffnungen durchgemacht hat.

Es ist ebenso bedeutsam, dass vielleicht der berühmteste gegenwärtige Prediger Amerikas, Harry Emerson Fosdick, der, ohne in den Krieg zu ziehen, doch diese nationale Sache religiös verklärte in Schriften und Predigten, nun öffentlich erklärt, er könnte das nicht mehr tun, er müsste die Unvereinbarkeit des Evangeliums mit dem Kriege heute viel radikaler verkündigen, als er je während des Krieges ahnte.

Dass Männer, die so tief in der Kriegspsychologie und geistigen Kriegsführung drin staken, heute so sprechen müssen, Vertreter grosser Nationen mit gewaltigen Heeren, ist auch ein Zeichen der Zeit, das namentlich einem kleinen Lande tief zu denken geben sollte. A. K.

2. **Kirchliche Abrüstung.** (Mitgeteilt.) Der amerikanische Kirchenbund des Federal Council hat für 1924 ein Programm ausgegeben und an alle Pfarrer verschickt, das unmissverständlich Stellung nimmt gegen das Kriegssystem, unter dem heute nicht nur die ganze politische, sondern auch die soziale, ökonomische und sogar die kirchliche Welt leider noch steht. Es erklärt dieses Kriegssystem, das die Industrie hindert, Kapital verzehrt, Millionen zu hoffnungsloser Armut verurteilt, alle Bestrebungen zu gemeinsamer Wohlfahrt hindert und auch im geistigen Leben der Völker Unheil anrichtet, als unchristlich, unnötig und als die grösste Gesamtsünde der christlichen Welt.

Es wird zwar zugegeben, dass Polizeigewalt für die Unterdrückung von Gesetzlosigkeit und Verbrechen auf nationalem und internationalem Boden leider eine Notwendigkeit ist. Es wird auch zugegeben, dass, solange nicht eine

internationale Verständigung zur Sicherung der Völker wirksam ist, die einzelnen Nationen sich noch auf ihre Armeen stützen. Aber es wird erklärt, dass das ganze Kriegssystem der Nationen unnötig und unchristlich ist, dass nationale Sicherheit, Ehre, Gerechtigkeit und jeglicher berechtigte nationale Ehrgeiz erfüllt werden kann durch internationale Gesetzgebung und wirksame Organe für internationale Zusammenarbeit.

Im einzelnen macht das Federal Council vier bestimmte Vorschläge wie folgt:

1. Hilfstätigkeit. Lasst uns als Volk weiterfahren, von unserm Reichtum freigebig den notleidenden Völkern anderer Länder zu helfen. Lasst uns aus vollem Herzen auf diese Schreie menschlicher Not antworten und so die Last des andern tragen und das Gesetz Christi erfüllen, und lasst uns als Nation in Beratung mit den Nationen, die unsere Schuldner sind, alle Verständigungen treffen, die notwendig sind auf finanziellem oder anderm Gebiet, um ein freundschaftliches und geordnetes internationales Leben zu fördern und wirksame Verständigungen zum Aufgeben des Kriegssystems und zur Bekämpfung des Krieges zustande zu bringen.

2. Der internationale Gerichtshof. Wir schlagen vor, dass die Vereinigten Staaten ein Mitglied dieses Gerichtshofes werden, unter den Bedingungen, die Präsident Harding in seiner Botschaft an den Senat vom 24. Februar 1923 gegeben hat und wie auch Präsident Coolidge in seiner Botschaft an den Kongress vom 6. Dezember 1923 es gewünscht hat.

3. Mitarbeit mit andern Nationen. Wir schlagen vor, dass die Vereinigten Staaten mit andern Völkern in einer wirksamen internationalen Organisation mitarbeiten, in welcher alle Völker ihren vollen Anteil in der Aufrichtung einer internationalen Gerechtigkeit haben, die gemeinsame Last tragen und den Weltfrieden aufrecht erhalten. Dies kann geschehen entweder durch Benützung des Völkerbundes, wobei die nötigen Zusätze zu seiner Verfassung gemacht werden können, oder durch eine andere, wirksamere Organisation.

4. Wir schlagen vor, dass jede Kirche in den Vereinigten Staaten die Einsetzung einer Kommission für internationale Verständigung erwäge oder andere Massregeln ergreife, auf nationalem oder internationalem Boden, die die Aufrichtung eines christlichen Systems internationaler Beziehungen fördern können.

In Beziehung auf Abrüstung sagt das Federal Council folgendes:

Wir fühlen aufs dringendste die Notwendigkeit weiterer Beratung aller Völker behufs einer gemeinsam zu erreichenden Abrüstung. Wir erwarten ungeduldig den Tag, wenn die militärischen und Seestreitkräfte aller Völker nicht mehr grösser sein werden, als notwendig ist, um eine Polizeigewalt zur Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung zu halten. Wir hoffen, dass unsere Regierung so bald als möglich Schritte tue, um die Mitarbeit anderer Völker zu diesem Zwecke zu sichern. (Fortsetzung folgt.)

Predigten über den Zivildienst. Ueber die Frage des Zivildienstes sind zwei vortreffliche Predigten erschienen:

1. **K. v. Greyerz**: Das Militärproblem im Lichte des Evangeliums (Herbert Lang & Cie., Bern).
2. **E. Hubacher**: Der Gewissenskonflikt des Dienstverweigerers (Franz Schnyder, Bern).

Während der ersten dieser Predigten wohl alle Leser der „Neuen Wege" aufs wärmste zustimmen können, werden viele von ihnen zur zweiten einige Vorbehalte machen. Sie werden finden, einmal, dass der Prediger dem Zweck

jener Motion nicht ganz gerecht werde[1]), sodann dass es nicht angehe, um eines Grösseren willen, das nach seiner eigenen Meinung noch nicht möglich ist, das Kleinere, jetzt Mögliche, zu entwerten. Aber die Predigt enthält im übrigen bedeutsame Wahrheiten, die zu überlegen und zu beherzigen gerade jetzt wichtig ist. L. R.

Die „**Menschheit**" erscheint wieder, und zwar in Wiesbaden, wohin der Arm des Generals von Seekt nicht reicht. Förster nimmt darin seinen immer gleich unerbittlichen Kampf um die Seele des deutschen Volkes wieder auf. Das ist gute Botschaft. Er ist heute nötiger als je. Aber damit er es tun könne, muss die „Menschheit" leben können und dazu helfe, wer kann. Er wird die Ausgabe nicht bereuen. L. R.

Hugo Stinnes ist gestorben. Und er sagte ihnen ein Gleichnis und sprach: Es war ein reicher Mensch, dess Feld hatte wohl getragen. Und er gedachte bei sich selbst und sprach: Was soll ich tun? Ich habe nicht, da ich meine Früchte hin sammle. Und sprach: Das will ich tun: ich will meine Scheunen abbrechen und grössere bauen und will darin sammeln alles, was mir gewachsen ist und meine Güter und will sagen zu meiner Seele: Liebe Seele, du hast einen grossen Vorrat auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iss und trink und habe guten Mut. Aber Gott sprach zu ihm: Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern und wessen wird sein, was du bereitet hast? Also geht es, wer sich Schätze sammelt und ist nicht reich in Gott. Ev. Lukas 12, 16—21.

St. Gallen. Eine Zusammenkunft der ostschweizerischen „Freunde der Neuen Wege", zu der selbstverständlich auch die Freunde des „Aufbau" und weitere Gesinnungsgenossen herzlich eingeladen sind, findet am 27. April, nachmittags 5 Uhr, in St. Gallen, in der „Habsburg" statt. — Ganz besonders möchten wir die Freunde darauf aufmerksam machen, dass Frau Staudinger aus Zürich für diesen Abend das Referat übernommen hat und sprechen wird über das Thema: „Die Probleme der Gemeinschaft."

Bern. Zusammenkunft der Freunde der „Neuen Wege" und des „Aufbau" Sonntag den 27. April, abends 8 Uhr, im Volkshaus, Zimmer Nr. 9. Da der Besprechung des Themas „Wissen und Glauben" ein so reges Interesse entgegengebracht wurde, soll der Abend noch einmal ihr gewidmet werden. Damit die freie Aussprache über unser Thema zu ihrem Rechte komme, wird diesmal kein einleitendes Referat gehalten.

Für Sonntag den 11. Mai ist eine ungezwungene Zusammenkunft im Dählhölzli-Restaurant abends von 6 Uhr an geplant zum Zwecke des sich Näherkennenlernens und zur Besprechung des künftigen Arbeitsprogramms. Der Ausschuss.

---

[1]) Es muss doch bei dieser Gelegenheit eines wieder hervorgehoben werden: Es ist ein Unterschied, ob man selbst ruhig um seines Gewissens willen ins Gefängnis geht, oder ob man andere ruhig gehen lässt. Nicht die Dienstverweigerer selbst sind es, die die Zivildienstbewegung in Gang gebracht und getragen haben. Auch handelt es sich nicht um den „Schutz des Gewissens", sondern darum, dass diese jungen Leute eine rechte Arbeit für das Volksganze tun dürfen, statt mehr oder weniger müssig im Gefängnis zu sitzen. Endlich aber ist nicht die Rücksicht auf die Dienstverweigerer, sondern die Ersetzung des Kriegsdienstes durch einen Friedensdienst, also eines Prinzips durch ein anderes, der eigentliche und letzte Sinn des Zivildienstes.

Redaktionelles.

Mit dieser Nummer tritt unser Freund, Herr Lejeune, formell von der Redaktion der „Neuen Wege" zurück. Er übernimmt dafür die Leitung der „Vereinigung der Freunde der Neuen Wege", beides so, wie schon im letzten Heft berichtet worden ist. Es handelt sich nur um eine formelle Aenderung, die durch die neue Organisation der Arbeit der „Neuen Wege" und Herrn Lejeunes Ueberlastung notwendig geworden ist. Herr Lejeune wird wie bis anhin regelmässiger Mitarbeiter unserer Zeitschrift und Berater der Redaktion bleiben, nur von allerlei Redaktionsgeschäften entlastet werden. Dennoch sei dieser Anlass benutzt, um ihm für alle die Arbeit, die er bisher im Dienste der „Neuen Wege" geleistet, den wärmsten Dank zu sagen. Es geschieht dies gewiss im Namen aller Leser. Seine Beiträge bildeten einen eigenartigen und besonders wertvollen Bestandteil der „Neuen Wege", den wir nicht missen möchten. Darum erwarten die Leser, dass Herr Lejeune mit ihnen auch durch das Organ der „Neuen Wege" nach dem Masse seiner Kraft und Zeit in Verbindung bleiben möchte und ich bin sicher, dass ihr Wunsch nicht unerfüllt gelassen wird.

Vielleicht darf ich selbst bei dieser Gelegenheit meine tiefe Dankbarkeit für all das Vertrauen, das mir in diesen letzten Monaten wieder bewiesen worden ist, aussprechen. Ich werde mir erneute Mühe geben, es zu rechtfertigen und bin entschlossen, an die Arbeit der „Neuen Wege" einen noch grösseren Teil meiner Kraft zu setzen, aber ich muss auch herzlich aufs neue um Geduld und Nachsicht bitten, wenn sie doch nicht ausreicht, dazu um immer eifrigere Mitarbeit und um Verzeihung für das, was trotz allem etwa falsch gemacht wird. L. Ragaz.

Anmerkung. Die Fortsetzung des Aufsatzes von Blum „Der Habertshof etc." musste diesmal leider unterbleiben, dafür hoffen wir, das nächste Mal die ganze zweite, viel grössere Hälfte bringen zu können.

Ebenso ist Weiteres zum Zivildienst gerüstet.

Druckfehler. In dem Aufsatz „Eine Fahrt nach dem Westen" im letzten Hefte ist folgendes zu berichtigen: S. 123, Z. 21 von oben ist zu lesen: Robinson (statt Robertson) und S. 125, Z. 11 von unten „Heim" (statt „Mittelpunkt") und „das" (statt „der").

Ich habe ein Weib genommen.

„Der Dritte sprach: Ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht kommen.“ (Luk. 14, 20.)
„Wem ein tugendsam Weib beschert ist, die ist viel edler denn die köstlichste Perle.“
(Sprüche 31, 10.)

Dass der dritte Eingeladene, der sich damit entschuldigte, er habe ein Weib genommen, Unrecht tat und sich durch kein Hindernis hätte abhalten lassen dürfen, zum grossen Abendmahl zu kommen, ist klar.

Aber schliesst dieses Wort Jesu nicht die Feststellung ein, dass das Weib ein Hindernis für den Mann auf dem Wege zu Gott ist? Ist es nicht oft so wie in der Geschichte von Simson und Delila, dass das Weib dem Mann die Kraft nimmt und Schuld ist, dass Gott sich von ihm wendet? Ist die Simsongeschichte nicht typisch? Dem „Verlobten Gottes“, dem zum Richter des Volkes, zum Sachwalter Gottes Berufenen wird immer wieder ein Weib zur Versuchung und zum Fall, ja zuletzt zum Verderben. Um des Weibes willen vertut er seine grosse Kraft immer wieder in Mord und Brand. Durch das Weib verliert er sie zuletzt ganz und kann sich nur noch einmal aufraffen zur letzten grossen Tat der Vernichtung seiner selbst und so vieler anderer, dass der Toten mehr waren, die in seinem Tode starben, denn die bei seinem Leben starben.

Ist nicht das Weib von Evas Zeiten an bis auf den heutigen Tag Versuchung und Fall des Mannes? Trifft sie nicht auch dafür der Stachel des Fluchs, bitterstes Elend und Verderben, als offenbares Zeugnis ihrer Schuld? Ist irgend etwas sonst so häufig Schuld an tragischem Geschehen, nicht nur in der Literatur, auch im Leben, und zwar hier für eine Tragik, die sich weniger im Kampfe des einen Menschen gegen den andern vollzieht, als im vergeblichen Ringen des bessern Selbst gegen den niedern Menschen in sich? Die Schuld, die um des Weibes willen auf dem Manne liegt, ist in der Tat ungeheuer und ihr Gewicht fällt noch schwerer auf das Weib zurück.

Müssen wir da nicht zur Ansicht kommen, dass das Weib Schuld daran trägt, dass die grossen Kräfte, die Gott dem Manne wie einst dem Richter Simson zum Richten und Einrichten einer Welt nach Gottes Willen gab, sich immer wieder in Mord und Greuel vergeuden und zuletzt ausklingen in eigner und fremder Vernichtung? Anerkennt nicht Jesus selbst diese sadistisch-pessimistische Auffassung als nicht unbegründet, indem er den dritten Eingeladenen sagen lässt: Ich habe ein Weib genommen, ich kann nicht kommen?

* * *

Martin Buber berichtet in einer ganz kurzen Erzählung der „Legende des Baalschem“, der „Himmelswanderung“, wie der heilige Gottesmann zu einer Zeit tagsüber allen Kreaturen diente, ein Rater und Tröster, ein Helfer und Heiler aller Leidenden war, in den Nächten aber schwang sich seine Seele empor in die zeit- und raumlose Weite, weiter, immer weiter. Zuletzt gelangte sie eines Nachts an eine grosse Wand ohne Tor noch Ende. Eine Stimme erklang: „Scheide ab von dem Leib und von der Erde und ich öffne mich dir. Oder wende den Flug. Denn wer mich berührt hat, kehrt nicht wieder.“ Ohne Besinnen hub die Seele des Baalschem zu sprechen an: Ich scheide ab ... In diesem Augenblick aber beugte sich in einer Erdenkammer das Weib des Baalschem über den Körper des Mannes und sah ihn erblasst, wie wenn die Seele daraus entweichen wollte. Ein Schrei durchflog die zeit- und raumlose Weite und rührte an die Seele ihres Mannes, noch bevor sie ihr Wort des Abscheidens vollendet hatte. Da endete die Seele das Wort nicht, sondern kehrte zur Erde zurück und unternahm künftig keine nächtliche Himmelswanderung mehr.

Ist es nicht auch da wieder das Weib, das den Gottesmann zurückhält auf dem Wege zu Gott? Heisst es nicht auch hier: Ich habe ein Weib genommen ...?

N e i n ! Diese Geschichte spricht vielmehr: Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat! Das Weib holt den Baalschem nicht von Gott fort, sondern zurück zu Gott, zu den ihm von Gott gegebenen Pflichten, deren Erfüllung der Weg ist, auf dem er zu Gott eingehen kann. Nichts legt der grosse Versucher lieber an als die feinsten Masken. So hat er sich auch hier im Schutze der Nacht in das Gewand der Sehnsucht nach Gott gehüllt und den Baalschem fortgelockt vom Dienst des hellen Tages an den Brüdern. Sein Weib aber holt ihn zurück.

Jenes Wort des dritten Eingeladenen ist ja auch gar nicht Jesu Wort. Es ist vielmehr die von Jesus wiedergegebene Stimme des grossen Betrügers. Weder Acker und Ochsen, der Besitz, den Gott den Menschen gab, und die Arbeitskraft, die den Besitz fruchtbar macht, welche die beiden ersten Eingeladenen vorschützen, noch die Gefährtin, die Gott dem Manne, und der Gefährte, den er der Frau gab, brauchen die Menschen auf ihrem Wege zu ihm aufzuhalten. Nicht sie sind das Hindernis, sondern die Einstellung des Herzens auf Gut, Gewinn und Gier. Was dem Leben zur Erhaltung d i e n e n soll, was Gott und den Brüdern d i e n e n soll, darf nur nicht über das Leben und die Menschen h e r r s c h e n und zum Abgott werden. Dass der Gastgeber im Gleichnis vom grossen Abendmahl reich ist und die Mittel hat, ein Fest zu bereiten, dass er ein schönes Heim und viele Diener hat, hält ihn nicht ab, die Armen und Elen-

den von den Gassen und Zäunen zu Gast zu laden. Im Gegenteil, das alles dient ihm, die Hungrigen zu speisen und die Zerlumpten zu kleiden, denn sein Herz hängt nicht an dem Gut, sondern gehört der Liebe zu den Brüdern. So dienen Heim und Gut Gott und den Brüdern durch seine Liebe.

Dieses Dienen im besten Sinn, Dienst der Liebe ist die besondere Gabe und Aufgabe der Frau. Der englische Prediger F. W. Robertson, dessen Predigten sich, trotzdem sie über 50 Jahre alt sind, auch heute noch so frisch lesen, hat in einer Predigt über die Hochzeit zu Kana an Hand von Marias Wort: „Sie haben keinen Wein mehr", den Ruhm der Frau in ihrer bedachtsamen, taktvollen Aufmerksamkeit auf anderer Bedarf, ihre zarte Sorge, andern Unangenehmes zu ersparen, in ihrer Sorgsamkeit in den gewöhnlichen, materiellen Dingen des Lebens gesehen. „Das ist der Ruhm des Frauentums," sagt er, „und sicherlich kein niederer Ruhm, — grobe und gemeine, greifbare Dinge, die Gegenstände der Sinne, Speise und Trank und Haushaltsachen zu vergeistigen, sie durch den Geist, in dem sie besorgt werden, zu etwas Verklärtem und Hohem zu erheben. — Es ist das Vorrecht und der Ruhm der Frau, selbst die geringsten Dinge durch selbstloses Dienen zu weihen." Jesus ist eben dadurch, sagt Robertson weiter, dass er mit den männlichen Tugenden der Kraft und der Tapferkeit und des Herrschens, die in der alten Welt allein geachtet waren, die weiblichen Tugenden der Milde, der Hingabe, des Dienens in sich vereinigte, der vollkommene Mensch geworden.

Wenn die Frauenbewegung die Anerkennung der Gleichbedeutung der Aufgabe, die Gott der Frau in der Welt und für sein Reich gab, und ihrer Kräfte mit denen des Mannes will, dann ist das Christentum sicherlich der Nährboden des Frauenrechtes. Eines Frauenrechtes, das die Entfaltung der besondern Gabe der Frau und die Erfüllung ihrer besondern Aufgabe im Dienst der Liebe bedeutet. Die Schwierigkeiten dieses Dienstes sind freilich riesenhaft, so gut für die einfache Frau, die in der Mietskaserne mit all ihrer Unruhe und ihrem Unfrieden sich und den Ihrigen den Frieden wahren und ihrer Umgebung noch eine Friedensbringerin sein möchte, wie für die Frau, die sich vielleicht bei der Arbeit für Völker- und Klassenversöhnung führend einsetzt.

Solches Frauentum ist wahrlich kein Hindernis auf dem Wege zum Gottesreich, und dem Mann, der im Ernst den Vorwurf erheben wollte, der in der Ausflucht des dritten Eingeladenen liegt, gälte das Gleichnis vom Balken im eignen und Splitter im fremden Auge im höchsten Mass. Sicherlich hat sich der Mann überreichlich so viel an der Frau versündigt wie sie an ihm.

Aber es handelt sich nicht darum, sich gegenseitig Vorwürfe zu

machen. Wo immer wir das wahre Wesen der Dinge und der Menschen, der Männer wie der Frauen, ansehen, findet sich das Wort am Ende des Schöpfungsberichtes bestätigt: Gott sah an, alles, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut. Der Fehler liegt nicht in der Schöpfung ausserhalb von uns, in den Aeckern und Ochsen und unsern Lebensgefährten. Von innen, aus unserm Herzen gehen alle bösen Stücke heraus und machen uns gemein. So demütigend das ist, so tröstend ist es auch, denn so liegt das Böse innerhalb unseres Machtbereiches, und wir können es mit Gottes Hilfe ändern. Die Reiche der Welt und auch der Menschen, der Männer und Frauen, sind ihrer Anlage nach auf Gott hin geschaffen und finden darum keine Ruhe, bis sie sein geworden sind. Mann und Frau müssen zusammen wandern, ohne sich aneinander zu versündigen und ohne die eigene Schuld auf den andern zu schieben. Ihre Gemeinschaft ist einer der Grund- und Ecksteine der Gottes-Reich-Gemeinschaft, nach der wir uns sehnen. A. B.-G.

Der Habertshof.[1])

(Schluss.)

Der Habertshof liegt in der Gemarkung Elm, in der Nähe des hessischen Städtchens Schlüchtern. Die Strasse zum Habertshof führt von Elm an der Eisenbahn vorbei bergan. Da liegt die Siedlung etwa 200 Meter über dem Tal, auf dem Landrücken, der sich zwischen Rhön, Vogelsgebirge und Spessart durchzieht. Der Berghang steigt vom Habertshof noch leicht nordwärts an; nach Süden bietet sich schöne Aussicht über die in der Ferne wellig dahinlaufenden blauen Berge des Spessarts.

Der Habertshof besteht aus etwa 80 preussischen Morgen Land (ungefähr 20 Hektaren); das meiste ist Wiese und Ackerland, ein Teil ist unkultiviertes Oedland, das als Weide dient. Als der Habertshof im Herbst 1919 von einem der Gründer der Siedlung gekauft wurde, stand darauf der Hof, in dem heute die Landwirtschaft noch immer betrieben wird. Er besteht aus Scheune und Stall, die beide der Reparatur sehr bedürfen, einem kleinen angebauten Wohnhaus, dessen tragende Balken bald morsch sind, und dem daran angebauten neuen Wohnhaus, in dem vom frühern Eigentümer eine Gastwirtschaft betrieben worden ist. — Die ersten Glieder der jungen Siedlungsgemeinde kamen grösstenteils aus einem Kreis der Jugendbewegung her, der lebensreformerisch eingestellt war; Enthaltsamkeit von alkoholhaltigen Getränken, von Tabak und fleischlicher Nahrung war unbestreitbare Selbstverständlichkeit. Dass Leute,

[1]) Vgl. das Märzheft.

die ohne Fleisch auskommen, körperlich tüchtig arbeiten können, war für viele Bauern des Dorfes höchst erstaunlich. — Ein starker Enthusiasmus trug die Siedler in ihrer Arbeit. Sie wollten auf gesunde Art leben und brüderlich alles miteinander teilen. Nicht um Lebensreform im äussern Sinn allein war es ihnen zu tun. Sondern unter Preisgabe persönlicher Eigenliebe wollen sie ein Stücklein Gemeinschaft darstellen, auf dass das Licht, das in ihrer Seele brannte, hineinleuchte in die Welt. Dienst am Volke galt es. Der Anfang war sehr schwer. Das ganze Gut war auf Schulden hin gekauft worden. Die Kaufsumme von 110 000 Mark war für jene Zeit ein schönes Stück Geld. Dazu kamen noch die Darleihen zur Anschaffung des Viehes. Der grosse Teil der Schulden musste verzinst werden. Man bekam das Geld meist zu einem anständigen Zinsfuss. Aber eine 100%ige Verschuldung drückte doch schwer. Die Hälfte der Bareinnahmen brauchte man zur Verzinsung der Schulden. Es wurde viel gearbeitet und viel gespart. Man lernte auch Brennesseln und ähnliches Kraut essen; an Fett war man arm. „Die Leute hungern sich durch," hat dem Schreibenden sein Begleiter aus Schlüchtern beim ersten Gang zur Siedlung gesagt. Man entbehrte viel. Die Raumnot war gross und erschwerte das Zusammensein. Aber die Begeisterung half über vieles hinweg; man wusste sich als Pioniere und sah seinen Adel im Entbehren. Ob sich die Kolonie bei den drückenden Schulden und manchen innern Schwierigkeiten auf die Dauer aus eigener Kraft gehalten hätte? Wo erst noch neue Wege im Zusammenspiel der Arbeit gesucht wurden, das Verhältnis von Meister zu Knecht, Frau zu Magd aufgehoben war, und im Tasten nach andern Formen manche kaum zu vermeidende Fehler begangen worden sind? Die unerwartet fortschreitende, in späteren Jahren sich überstürzende Markentwertung hat dann viel geholfen, die Siedlung zu halten; die Hypotheken konnten leichter abgetragen oder weiter verzinst werden.

Natürlich machte die Siedlung manche innere Krise durch; es gab Enttäuschungen, persönliche Reibereien, man erkannte scharf vorher verhüllte Wesens- und Richtungsunterschiede der Mitarbeiter. Es gab aufgeregte Verhandlungen, viel Herzeleid, und mehr als einmal zogen Leute im Zorn weg, die voller Hoffnung gekommen waren. Es sind heute wenige auf der Siedlung, die vom allerersten Anfang an dabei waren.

Dabei wuchs die Siedlung. Ein kleines Haus wurde mit Beihilfe von Staatsunterstützung gebaut, um Siedlern Wohnung zu geben. Die Siedler bauten es unter Leitung eines Baumeisters, der damals auf der Siedlung lebte, selbst. Bei dieser Gelegenheit sei übrigens gesagt, dass die Siedlung Arbeiten, für die keine Fachleute unter der Siedlerschar sind, in der Regel durch Handwerker von Elm oder

Schlüchtern machen lässt. Käme eigenes Arbeiten auch zunächst billiger, so fährt man auf die Dauer mit bezahlten Handwerkern, die solid arbeiten, besser, als mit eigenem Werk, wenn man es nicht von Grund aus versteht.

Den Gründern war von Anfang an der Gedanke eines *Kinderheims* im Sinn gelegen. War man glücklicher Besitzer von Land, wollte man auch Notleidenden den Genuss der guten Luft und der gesunden Lebensweise bieten. Es sollte ein Kinderheim für sechs bis acht Waisen geschaffen werden. Die Unterbringung von Waisenkindern leidet meist daran, dass die Kinder entweder in grosse Anstalten kommen, wo dem Kinde die Familie fehlt, oder dass sie, bei Bauersfamilien untergebracht, von ihren Geschwistern getrennt sind. Der Habertshof wollte ein Kinderheim schaffen, das klein ist, den Charakter der Familie bietet, und das doch Geschwistern Aufnahme bieten kann. Mit Hilfe von Freunden gelang es, ein eigenes Kinderheim zu errichten. Das Häuschen ist im Sommer 1922 fertig geworden und wurde durch ein Fest mit eingeladenen Freunden der Siedlung eingeweiht. Heute ist ein halbes Dutzend Kinder im kleinen, vom Grün umgebenen Haus untergebracht und ein neu angelegtes Hausgärtchen hat seine ersten Früchte getragen. — Der Habertshof nimmt in sein Heim keine seelisch kranke Kinder auf, dafür ist er nicht gewappnet. Auch leiblich kranke Kinder nimmt er nicht ins Kinderheim auf, wenn keine Aussicht auf Besserung vorhanden ist. Die heutige Unternährung der Stadtkinder hat es natürlich mit sich gebracht, dass im Kinderheim schwache, stark unterernährte Kinder Aufnahme gefunden haben, die wir vor dem ihnen drohenden Verderben zu retten hoffen. Erst hielten wir uns an den Plan, nur Vollwaisen aufzunehmen; aber es zeigte sich schnell, dass es oft nötiger ist, uneheliche Kinder oder Kinder aus unglückseligen Verhältnissen aufzunehmen, weil es für solche viel schwerer ist, eine Heimat zu finden, als für Waisen, für welche Gemeinden und Staat aufzukommen haben. Beigefügt sei noch, dass für die meisten Kinder ein bescheidener Pensionspreis bezahlt wird; doch sind diese Einnahmen für den Unterhalt des Heimes durchaus unzureichend, und die Siedlung will das Mangelnde durch Ertrag eigener Arbeit einbringen.

Die Siedlung hat sich heute in *verschiedene Tätigkeitszweige gegliedert*. Dabei wird versucht, die Menschen, welche in einem selben Betrieb miteinander arbeiten, auch in der Wohnung zu vereinen; ganz ist das bisher aus äusseren Gründen nicht möglich gewesen.

In der Erwähnung der einzelnen Arbeitszweige sei zuerst die *Landwirtschaft* genannt, die zusammen mit der Gärtnerei womöglich immer die erste Stelle einzunehmen hat. Die Landwirtschaft ist klein, wie alle einzelnen Zweige der Siedlung bescheiden

an Umfang sind. Sie besitzt zur Zeit einen Viehstand von acht Stück Rindvieh, zwei Pferden und drei Schafen. Dazu hat sie etwa vierzig Hühner. Ferner sind einige landwirtschaftliche Maschinen ihr eigen. Die Landwirtschaft überschreitet also keineswegs den Rahmen eines mittleren Bauernbetriebes. Die Wiesen sind nicht sehr ergiebig; im Laufe der Jahre wird das Land durch Drainierung und Düngung zum Teil recht verbessert werden können. — Sollte sich je die Möglichkeit bieten, der Landwirtschaft mehr Boden zu verschaffen, so müsste sie in Betracht des Anwachsens anderer Siedlungszweige unbedingt ergriffen werden.

Die Gärtnerei hat Beerenanlagen geschaffen, welche bei den Bauern viel Kopfschütteln erregten. Der beste Weizenacker für Himbeeren und Erdbeeren! Vor den nagenden Hasen musste die Beerenkultur durch Umzäunung geschützt werden. 300 junge Obstbäume sind gepflanzt worden und ein neu errichtetes kleines Treibhaus erlaubt gute Tomatenzucht. — Die Gärtlein vor den einzelnen Häusern sollen von den Bewohnern des Hauses in freien Stunden besorgt werden. In intensiver Ausnützung des Bodens kann noch sehr viel getan werden. Mit der Gärtnerei ist ein Samenhandel verbunden, der als Saisongeschäft hauptsächlich Frühjahrsarbeit bedeutet. Anfänglich waren von solchen Siedlern, denen aller Handelsgewinn als unehrlich galt, Bedenken erhoben worden. Diese Auffassung konnte sich nicht durchsetzen; denn einmal bewies die Zufriedenheit der Käufer, dass der Samenhandel der Umgebung einen wirklichen Dienst tut, und sodann waren die erzielten Gewinne durchaus in einem gesunden Verhältnis zur geleisteten Arbeit. Der Habertshof hat in gesunder Weise überspannten Radikalismus ruhig überwunden und hier wie auch sonst gegen alle Schwärmerei einen klaren Blick für die Wirklichkeit gewahrt.

Als sich im Herbst 1922 der mit dem Habertshof befreundete Neuwerkverlag Schlüchtern auflöste, übernahm die Siedlung die Zeitschrift Neuwerk und nach einigem Zögern auch wenige Bücher des Verlags, die aus dem Kreise der Freunde der Siedlung stammten. Die Siedlung hatte früher schon Bücher des Neuwerkverlages vertrieben und baute nun den Verkauf von Büchern zu einer kleinen Versandbuchhandlung aus, die unter dem Namen: Neuwerkverlag Schlüchtern/Habertshof in den Buchhandel eingeführt ist. Der Verlag hat heute noch Zwerggestalt, und eine rasche Vergrösserung scheint infolge des Mangels an Mitteln und Räumen ausgeschlossen. Der Verlag bedeutet so kaum mehr als eine Verstärkung der Zeitschrift. Er ereicht in erster Linie deren Leser und ist im Buchhandel wenig eingeführt. Ein späterer Ausbau des Verlages liegt im Rahmen des möglichen. Er versucht vor allem solche Bücher herauszugeben, die in der Linie dessen liegen, was Neuwerk,

von dem noch die Rede sein wird, vertritt, und die sich durch leichte Verständlichkeit auszeichnen.

Für die Zukunft plant der Habertshof ein Schulheim. Das Gebäude dazu ist 1922/23 errichtet worden und bedarf nur noch des inneren Ausbaues. Im Schulheim sollen zehn bis zwanzig junge Menschen, Burschen und einige Mädchen, im ungefähren Alter von 20 Jahren einige Zeit zubringen, am liebsten je etwa fünf Monate. Den Stadtmenschen sei durch den Besuch des Schulheims Gelegenheit geboten, aus der Zerstreuung heraus zu innerer Sammlung und Besinnung auf die innersten Grundkräfte des Lebens zu gelangen, Landkindern der Horizont geweitet und das innere Leben gefördert. Ein Zusammensein von jungen Menschen aus verschiedenen Klassen und die Berührung mit Ausländern, die wir auch gern in der Schule vertreten sähen, möge in vieler Hinsicht von gutem sein. Das Schulheim Habertshof will keine Bildung geben in dem Sinne, dass man Dinge lernt, mit denen sich nachher das liebe Selbst aufblähen lässt, um gross zu tun, oder auf der sozialen Stufenleiter eine Sprosse höher zu klettern. Eigentlich soll „nur" der Charakter gebildet werden, soweit solcher Dienst getan werden kann. Der junge Mensch sei in die geistige Luft der Siedlung aufgenommen, atme etwas Gemeinschaftsgeist und trage ihn in die Welt mit hinaus, aus der er gekommen und in die er zurückkehrt. In einzelnen Lehrkursen, an denen sich die Schülerschaft möglichst selbständig betätigt, sollen Grundfragen unseres Lebens beleuchtet und durchdacht werden. Religiöse Fragen werden zunächst im Vordergrunde stehen und immer das Zentrale bilden. Die Behandlung politischer, wirtschaftlicher, geschichtlicher, künstlerischer und philosophischer Fragen wird aber, soweit es im gesteckten kleinen Rahmen möglich ist, erstrebt. Dieses hier skizzierte Programm ist ein Ideal. Es wird sich nicht voll verwirklichen lassen, vielleicht wird anfänglich sogar herzlich wenig davon in die Tat umgesetzt werden können; denn der Kampf mit den finanziellen Schwierigkeiten wird uns davon abdrängen. So wird das Schulheim vielleicht zunächst Ferienheim für zahlungskräftige Pensionäre aus dem uns verbundenen Freundeskreis sein, es wird anfänglich nur zwei- bis dreiwöchentliche Kurse veranstalten können, es wird vorläufig für Freizeiten einzelner Berufsgruppen des Neuwerkkreises zur Verfügung stehen.

Schon lange hätte der Habertshof gern eine Gruppe befreundeter junger Schreiner aufgenommen. Doch liegt der Plan mangels Räumlichkeit und andern Gründen noch in der Zukunft.

Eine Kinderkrankheit des jungen Werkes war das anfängliche Sträuben der helfenden Mitarbeiter gegen jegliche Unterordnung Einzelner in ihrer Arbeit unter andere, die die Arbeit zu leiten haben.

Die Abneigung gegen die alten, auf starrem Autoritätsprinzip gegründeten Verhältnisse von Vorgesetzten und Untergebenen (etliche Siedler hatten den Krieg an der Front mitgemacht!), von Herr und Angestelltem, war so stark, dass jegliche Unterordnung als unwürdig erschien. Heute ist anerkannte Regel, dass jedem Betrieb ein verantwortlicher Leiter vorsteht, wie jeden Haushalt eine Frau verantwortlich leitet. Dabei kann bei weiterer Ausdehnung in einem Betrieb die Arbeit wieder gegliedert werden, um jedem Mitarbeiter möglichst viel Selbständigkeit zu gewähren. Wir müssen ein neues Verhältnis zwischen Leiter und Mitarbeiter, Hausfrau und Helferin finden, welches, auf Freundschaft und gegenseitigem Vertrauen beruhend, das alte Magd-, Angestellten- und Knechtsverhältnis überwindet, eine Aufgabe, deren Lösung uns bisher nicht immer geglückt ist.

Wenn irgend möglich, dezentralisiert die Siedlung die Arbeit und Verwaltung. Dadurch wird den einzelnen Siedlern mehr Verantwortlichkeit und Freude an der Arbeit gewährt und die Siedlung vor den Gefahren einer öden Regiererei durch den Vorstand bewahrt. Es hat bei Besuchern gelegentlich Erstaunen erweckt, dass der Habertshof, der doch finanziell eine Einheit bildet, nicht auch die Arbeit einheitlich durchführt. Dadurch könnte doch manches gespart werden! Die Ersparnis durch Grossbetrieb gegenüber dem Kleinbetrieb war ja gerade ein zugkräftiges Argument in den ersten sozialistischen und kommunistischen Theorien. Statt dass jeder Haushalt seinen eigenen Herd führt, seine eigene Wäsche hält, die Leute ihre Kleider einzeln anschaffen, könnte man doch eine grosse gemeinsame Küche führen, um Holz, Fett und Arbeit zu sparen, könnte man eine grosse Wäscherei haben, um Zeit und Feuerung zu ersparen, könnte man gar die Kleider wie christliche Waisenhäuser oder Diakonissenheime sich im Grosseinkauf uniform anschaffen. Aber wieviel persönliche Werte werden durch Massenbetrieb zerstört! Es ist ein Jammer, wenn die Familie nicht mehr am eigenen Tisch essen kann; dass die Not in den Städten die Zerstörung der Familie oft erzwingt, ist kein Grund, solches bei uns einzuführen. Der Gewinn an Zeit scheint grösser, als er in Wirklichkeit wäre; denn die Leute von der Landwirtschaft können nicht immer zu bestimmten Zeiten essen, im Kinderheim ist es der Schule wegen nötig, um durch ein Beispiel zu sprechen. Es ginge durch Warten und Sich-auf-einander-richten-müssen auch viel Zeit und damit Arbeit und Ertrag verloren. Zentralisierung bedeutet Spezialisierung der Arbeit. Ein Mädchen hätte dann bespielsweise immer nur zu waschen! Das aber ist das Gegenteil des Weges, den wir gehen müssen.

Die Familie ist als Grundlage der Siedlung anerkannt. Die Einzelehe Selbstverständlichkeit. Dem Charakter des Anstaltsprin-

zips entspräche es, die Kinder den Müttern wegzunehmen und in ein Kinderheim zu stecken! Mit dem Augenblick, da die Familie als Grundlage der Siedlungsgemeinde anerkannt wird, ist das Anstaltsprinzip verworfen. Der einzelnen Familie sind freilich ledige Burschen und Mädchen angeschlossen, um auch ihnen ein Familienheim zu bieten. In späteren Jahrzehnten, wenn mehr junge Leute aus den eigenen Familien da sind, und der Zuzug neuer Menschen geringer geworden sein wird, wird die Familie noch geschlossener sein als gegenwärtig.

Die finanzielle Regelung in der Gliederung der einzelnen Siedlungszweige ist noch unabgeklärt. Es gilt die schwierige und reizvolle Aufgabe zu lösen, die Einheit des Habertshofes in finanzieller Hinsicht zu behalten und den einzelnen Abteilungen doch Selbständigkeit zu gewähren. Bisher war einfach eine gemeinsame Kasse, in die alle Einnahmen flossen, und aus der alle Ausgaben bestritten wurden. Streitigkeiten über Verwendung des Geldes gab es dabei keine. Mit dem Anwachsen der verschiedenen Betriebe liess dieses System aber die klare Einsicht in die Rentabilität der einzelnen Zweige vermissen. Die rein buchhälterische Berechnung versagt in der Zeit der sich überstürzenden Markentwertung vollständig. Und auch bei stabilisierter Währung lässt die Selbständigkeit einzelner Abteilungen auch selbständig gesonderte Kassen wünschen. Darum ist jetzt beschlossen worden, dass die Hauptabteilungen — Landwirtschaft, Gärtnerei, Schulheim, Verlag, Kinderheim — zunächst selbständig arbeiten. Jeder Betrieb wird seine Einnahmen für sich nehmen und daraus seine Ausgaben bestreiten; die Betriebe werden ihren Austausch untereinander verrechnen. Ueber die Verwendung vielleicht erzielter Ueberschüsse beschliesst ein Betriebsrat. Diese Aenderung darf nicht soweit gehen, dass der einzelne Leiter Gelegenheit fände, persönliche Gewinne zu erzielen oder die Lebenshaltung seiner Familie und Mitarbeiter über bescheidenen Rahmen hinaus zu erheben. Die Einkünfte bleiben in rechtlicher Hinsicht Einkünfte der Gesamtheit. — Diese finanzielle Gliederung soll die klare Rentabilität der einzelnen Abteilungen erweisen und nötigenfalls erzwingen. Die Schaffung einer Zentralkasse ist daneben selbstverständlich. Einzelnen Kassen, wie der des Kinderheims, muss durch die andern geholfen werden; das geschieht wohl am besten durch die Zentralkasse oder durch Naturallieferungen der Gärtnerei und Landwirtschaft. Das Schulheim wird seine Einkünfte sich vor allem durch ein Schulgeld verschaffen müssen, das die Schüler zahlen oder Freunde des Werkes für die Schüler stiften. — Diese Lösung der finanziellen Gliederung wird kaum die endgültige sein; sie ist ein Korrektiv gegen die bisherige Art und wird

wahrscheinlich später, wenn die Verhältnisse dazu reif sind, durch ein feiner ausgebildetes System ersetzt werden müssen.

Die Siedlung Habertshof ist in rechtlicher Hinsicht eine Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht. Der Hof war erst auf einen persönlichen Namen gekauft und dann einer hierzu gegründeten Genossenschaft übertragen worden. Der Genossenschaftskreis und der Siedlerkreis decken sich nicht. Alle Siedler, die für bleibend sich auf der Siedlung aufhalten, werden in die Genossenschaft aufgenommen. Zudem aber sind viele Freunde des Werks in die Genossenschaft aufgenommen worden, die nie auf der Siedlung lebten und nie dort zu leben gedenken. Letzt massgebende Instanz ist die jährliche Generalversammlung, für die Führung der Siedlung das Jahr hindurch verantwortlich ein dreigliedriger Vorstand, der aus Siedlern gebildet sein muss. In Wirklichkeit wird mit der Zeit die Verantwortlichkeit des Vorstandes eine immer mehr nur juristische sein, indem tatsächlich beschliessende „Behörde" der Rat aller Betriebsleiter bilden wird in engster Fühlungnahme mit all den Siedlern, die sich für bleibend auf der Siedlung aufzuhalten gedenken. Auch bisher hat der Vorstand wichtigere Beschlüsse meist nur in Uebereinstimmung mit der gesamten Siedlerschaft gefasst. Leitendes Prinzip darf uns in Fragen von allgemeiner Bedeutung weniger die Herrschaft der Mehrheit als die freundschaftliche Uebereinstimmung aller sein, und wo diese Uebereinstimmung fehlt, ist es besser, die Mehrheit wartet mit einem Beschluss, bis Einmütigkeit erreicht ist. Die Genossenschaft ist Eigentümer des Landes, der Häuser und der Maschinen und Installationen, Eigentümer des Viehbestandes, der Landwirtschaft, des Papiervorrates und der Büchermasse der Verlagsbuchhandlung, des Samenlagers der Gärtnerei ... Privates Eigentum der Siedler bleiben die Kleider, Wäsche, Möbel, welche jeder mitbringt. Damit ist natürlich ein Hineinragen der Klassenunterschiede in die Siedlung gegeben. Doch wird weitherziger Sinn darüber leicht hinwegkommen. Besitzt einer von zu Hause oder aus früherem Verdienst her eigenes Vermögen, so ist er frei, das Vermögen privat zu behalten; er wird aber, solange er auf der Siedlung lebt, der Siedlung die Nutzniessung seines Kapitals lassen. Ebensowenig war ursprünglich die Anerkennung privaten Kapitaleigentums selbstverständlich. Erst die Erfahrung, dass Menschen manchmal im Streit aus der Siedlung scheiden und dann gebrachte Opfer bereuen können, hat dieser Vorsicht Anerkennung gebracht. In Wirklichkeit kommt heute der Fall, dass ein Siedler persönlich vermöglich ist, fast nicht vor, und wo einer einige Mittel hat, wird er meist mehr als nur den Zins seines Vermögens hineingeben, wenn sich sein Vertrauen zur Siedlung bewährt hat und er von Rücksichten auf Dritte frei ist. Denn diese Anerkennung von pri-

vatem Kapitaleigentum liegt weniger in der Linie der Siedlung an sich, als dass sie eine Vorbeugung gegen allzu eilfertige Opfer bedeutet.

Die Zahl der Siedler und Helfer beträgt zur Zeit ungefähr zwanzig Erwachsene und zehn Kinder. Nicht alle Erwachsene sind für ihr Leben auf die Siedlung gekommen, etliche von ihnen gedenken nur einige Monate oder ein bis zwei Jahre zu bleiben. Der feste Stamm von Erwachsenen, die sich ganz eingesetzt haben und auf dem Habertshof zu bleiben beabsichtigen, beträgt nur etwa zwölf Leute; darunter befinden sich drei Ehepaare. In der Regel sind Ehen für die Siedlung ein Gewinn; sie verleihen der kleinen Gemeinde den stärksten Rückhalt. Das äussere Gemeinschaftsleben neben der Arbeit hat sich im Laufe der Jahre stark gewandelt. Ursprünglich war es ausserordentlich stark; man verbrachte jeden Abend gemeinam, besprach untereinander den geringsten Entschluss und gelegentliche Absonderungen wurden verübelt. Zu Anfang stand ja nur der Hof, wo alle beisammenwohnten und anfänglich war ein einziges Ehepaar unter den Siedlern. Mit dem Entstehen neuer Häuser und der Gründung und dem Zuzug anderer Ehen wurde das Zusammensein nach Feierabend sehr gelockert. Das ist eine durch den Gang des Wachstums der Siedlung notwendig gegebene Entwicklung. Die Abendzusammenkünfte leiden Sommers unter dem Arbeitsandrang, Winters unter dem schlechten Zustand der die Häuser verbindenden Wege. — Ueber praktische Fragen von allgemeiner Bedeutung wird in den sogenannten Wirtschaftsbesprechungen beraten und beschlossen, an denen alle teilnehmen, die für längere Zeit auf der Siedlung weilen. Diese Wirtschaftsbesprechungen haben lange Zeit hindurch regelmässig Sonnabends stattgefunden. Vor Zeiten wurde versucht, neben diesen wöchentlichen Wirtschaftsbesprechungen noch zweimal in jeder Woche abends zusammenzukommen, einmal zum Musizieren und Vorlesen aus einzelnen Dichtungen, ein andermal zur Bibelstunde; da diejenigen, welche diese Abende leiteten, nicht geschickt genug waren, um wirklich das Interesse zu fesseln, brach der Versuch anlässlich der Heuernte zusammen. Wertvoller als diese Abende, die manchmal einen kleinen Anstrich von Erzwungensein an sich hatten, — man pflegte willentlich Gemeinschaft, statt dass sie einfach da war — waren die unregelmässigen allgemeinen Zusammenkünfte anlässlich von Geburtstagfeiern, Ankünften und Besuch besonders guter Freunde, Weihnachten, Neujahr. — Mit einem weitern Anwachsen der Siedlung werden diese Gesamtzusammenkünfte unvermeidlicherweise seltener werden; dafür wird man mehr in einzelnen Freundschaftsgruppen und im Kreise der Bewohner der einzelnen Häuser sich zu Besprechungen, Feierstunden oder gelegentlichen Hausfesten

vereinigen. Sonntag vormittags findet eine gemeinsame Andacht statt. Dabei liest einer eine gute Predigt vor oder liest einen Abschnitt aus dem Neuen Testament, man spricht einige Worte über Wesentliches, sitzt manchmal auch schweigend und lauscht auf die innere Stimme. Bei Anwesenheit von Theologen leiten diese meist die Andacht. Doch unser Ideal ist nicht, dass einer mit theologischer Schulung die Siedlungsgemeinde sonntäglich anpredigt, sondern dass eine lebendige Gemeinde entsteht, die keinen Unterschied zwischen Geistlichen und Laien kennt. Gewiss wird auch im Ausdruck des Religiösen ein Unterschied zwischen Führenden und Geführten bleiben. Doch wird das nur ein Gradunterschied sein. Es war ein Mangel der protestantischen Kirche, dass sie den Katholizismus zersprengend das allgemeine Priestertum der Gläubigen erklärte und dabei doch in starrer Weise den Pfarrstand als alleinigen Verwalter des im Wort gegebenen Heils den katholischen Priester ähnlich von der Gemeinde absonderte. — Der Sonntagnachmittag führt gelegentlich — verhältnismässig selten — eine Schar Siedler zu gemeinsamem Gang über die Felder und in die nahen Wälder. Gelegentlich ziehen auch einige Freunde den ganzen Sonntag über aus. Abschliessend sei vom Gemeinschaftsleben allgemein gesagt: Wo eine Siedlungsgemeinde bewusst Gemeinschaft pflegt, Gemeinschaft haben *will*, weil sie gerade darin den Sinn der Siedlung erkennt, wird diese Gemeinschaft leicht krampfhaft und unecht, sie wird so gerade verdorben. So wahr als Gemeinschaft den Sinn der Siedlung bildet, so wahr muss man sich in greifbaren Aufgaben finden; denn auch da gilt das Wort, dass das Leben verloren wird, wo man es einzufangen versucht.

Gelegentlich ist vom Habertshof behauptet worden, er liege ausser der Welt und sei in seiner Absonderung unfruchtbar. Diesem Urteil liegt meist ein städtischer Hochmut zugrunde, der meint, die Stadt sei die Welt. Oder diese Kritiker messen die Bedeutung der einen Siedlung von zwanzig Menschen mit der Bedeutung des gesamten Genossenschaftswesens des Volkes oder mit der Bedeutung des ganzen Proletariats. Oder sie urteilen, ohne ein richtiges Bild von der Siedlung zu haben. In Wahrheit steht der Habertshof *in enger Verbindung mit der Umwelt*; mit dem Dorf Elm, dem Kreisstädtchen Schlüchtern und einer in Deutschland zerstreuten Schar von Freunden verbinden ihn viele Fäden; es strömen jährlich, ohne die grösseren Feste auf dem Habertshofe zu rechnen, Hunderte von Besuchern hindurch. Zur Zeit, da ich Pfarrer in einem Städtchen war, fühlte ich mich entschieden mehr ausser der Welt, als auf der Siedlung Habertshof. — Die Bauernschaft von Elm und Umgebung war erst gegen die Siedlung sehr misstrauisch. Solch eine Schar junger Menschen, die ein Gut bebauen wollen, ohne

selber von bäuerlichen Eltern abzustammen, ist etwas gar Sonderbares. Man nahm an diesem und jenem Anstoss. Es kam ja vor, dass junge Burschen mit entblösstem Oberkörper auf dem Felde arbeiteten. Die Siedlung geriet in Verdacht, sie wolle im Verkehr der Geschlechter keine sittliche Gebundenheit anerkennen. Zudem war der Hof in einer Zeit höchster innerpolitischer Erregtheit übernommen worden, und politische Gegensätzlichkeit erzeugte starke Spannung. Man erzählte sich, dort oben auf Habertshof lebten Bolschewisten, welche für die Gegend noch gefährlich werden könnten. Sie hielten sich ja sozialistische Zeitungen, es waren Leute oben gewesen, die nachher als Mitglieder der kommunistischen Partei verhasst waren. Es kamen sonderbar viel Besucher auf den Habertshof und darunter waren viel Ausländer! Es war auch gelegentlich geschehen, dass Siedler mit dem herrschenden politischen Geist des Dorfes zusammengestossen waren. — Und die Felder des Habertshofes trugen zwar Frucht, aber immer standen sie nicht tadellos. Mit der Zeit ist das Misstrauen gemildert worden; es haben sich Beziehungen angesponnen, von denen wir hoffen, sie werden noch zu guter Kameradschaft und Freundschaft führen. Handwerker des Dorfes haben auf Habertshof Arbeit bekommen, der Samenhandel und andere Geschäfte haben manchen mit der Siedlung in Berührung treten lassen, und so kann langsam mit manchem falschen Vorurteil aufgeräumt werden. Die Siedlung selber wünscht sehr, in immer engere Verbindung mit dem Dorfe zu kommen. Mit Schlüchtern ist die geschäftliche Verbindung noch stärker; einer der Siedler ist im Verwaltungsrat des dortigen Konsumvereins, zudem ist da manch freundschaftlicher Faden geknüpft.

Ein eigentliches Kapitel für den Habertshof bilden seine B e s u c h e r. Es kommen junge Menschen auf ihrer Ferienfahrt auf dem Hof vorbei, weil sie wissen, hier übernachten zu können und ein Essen zu finden, ohne dafür einen festen Preis bezahlen zu müssen. Es kommen oft junge Leute, die für einige Tage oder auch zwei, drei Wochen in der Arbeit mithelfen. Es kommen ältere Leute, die von der Siedlung gehört haben und welche die Sonderbarkeit einmal mit eigenen Augen sehen wollen (und es ist so wenig zu sehen!). Es kommen Freunde, die uns persönlich besuchen. Es kann vorkommen, dass eines schönen Samstagabends ein halbes Dutzend und mehr Leute erscheinen, die bei uns übernachten wollen, ohne sich vorher angemeldet zu haben und uns irgendwie bekannt zu sein. Sie schlafen in der Scheune auf dem Stroh oder unter dem Dach eines Wohnhauses auf den Strohsäcken. Immer kann die Siedlung auch nicht ein Essen geben. Wenn plötzlich ihrer Fünfe dastehen, kann es der besten Hausfrau beim besten Willen unmöglich werden, ihnen etwas aufzutischen. Im Notfall werden unerwartete

Gäste eben abgewiesen; aber das tun wir immer ungern. Regel ist: Ueber die Aufnahme von Gästen entscheidet die Hausfrau, an deren Tisch der Gast angeschlossen ist! Gäste arbeiten tagsüber draussen mit! Die Leistung des Gastes ist freilich oft das Essen kaum wert, und schliesslich kommen die meisten Gäste über den Sonntag, wenn nicht gearbeitet wird. Wie geht das finanziell? Eine Gästekasse ist da; für die einen, welche nichts zahlen, gaben andere doppelt. Grosse Geschäfte machen wir an den Gästen nicht; aber im gesamten haben wir an ihnen vermutlich auch keine grossen Verluste.

Auch die enge Verbundenheit der Siedlung Habertshof mit dem Kreis Menschen, die sich um die Zeitschrift Neuwerk herum gesammelt haben, bringt manchen Besucher auf die Siedlung und führt den einen oder andern von uns gelegentlich zu Vorträgen oder Besprechungen andernorts hin. Ein Kreis von Neuwerkfreunden hat sich schon mehr als einmal für einige Tage auf dem Habertshofe getroffen. Zur Einweihung des Kinderheimes und über die letzten Ostertage sind grössere Scharen von Freunden eingeladen worden. Das Pfingsttreffen des Neuwerks hat 1923 5—600 Teilnehmer auf den Habertshof geführt. Bei solchen grössern Zusammenkünften vereinigt sich der Freundeskreis ausser zu Vortrag und Verhandlungen zur Sonntagmorgenandacht, zu Reigentanz und Spiel. Am letzten Pfingsttreffen hatten die Elmer Familien in schöner Weise unsere Gäste zu den ihren gemacht und ihnen Herberge geboten. Eine grosse Schar von Elmern hatten dem Vortrag und dem Spiel vom verlorenen Sohne gelauscht. — Das Gesagte genüge, um der Legende von der idyllischen Abgesondertheit und der das Leben ertötenden Abgeschnürtheit von der Welt entgegenzutreten.

Die Ausführungen über die Idee der Siedlung, wie sie zu Beginn dieser Zeilen geboten sind, gelten dem Sinn, der hinter der Siedlung Habertshof steht. Sie sind aber so allgemein gehalten, dass sie wahrscheinlich für die meisten Siedlungsversuche in Deutschland gelten können. Im folgenden sei die innerste geistige Haltung angedeutet, die dem Habertshof besonders eigen ist, und in der er sich von andern Siedlungen unterscheiden mag. Die Siedlungsgemeinschaft Habertshof hat von vager idealistisch-religiöser Einstellung eine Wandlung zur klar bewussten christlichen Einstellung durchgemacht. (Muss für kritische Leser besonders gesagt sein, dass es sich in den folgenden Ausführungen um die Idee handelt, hinter der die Erscheinung weit zurückbleiben mag? Dass das genannte und geschilderte Christentum vielfach mehr Bewusstsein und Sehnsucht ist als erfüllende Wirklichkeit?) Diese Wandlung ist durch die Berührung mit Neuwerk gefördert worden. Zufällig wohnten Leute, die gewissermassen das Hauptquartier des Neuwerks bildeten, in der

Nähe des Habertshofes, und durch das Neuwerk-Pfingsttreffen 1920, das in Schlüchtern stattfand, kam es zur ersten Berührung. Neuwerk ist, das sei hier nebenbei wiederholt, eine Zeitschrift, die vor einigen Jahren von einer Schar „christlicher Demokraten“ gegründet worden ist. Sie hat seit ihrem Bestehen manche Wandlung durchgemacht. Um die Zeitschrift hat sich dann ein weiterer Kreis von Menschen gesammelt, unter denen die Jugend verhältnismässig stark vertreten ist. Da sich heute die geistige Grundeinstellung des Habertshofes mit jener, welche Neuwerk vertritt, wesentlich deckt, möge die folgende Darlegung dieser Einstellung zugleich auch als ein ungefähres Bild der im Neuwerk verfolgten Tendenzen gelten.

Die Siedlungsgemeinschaft hätte die genannte Entwicklung wohl auch ohne die zufällige Nachbarschaft mit Neuwerk durchgemacht, wenn schon sie dadurch etwas beschleunigt und zu grösserer Klarheit gebracht worden ist. Auf Habertshof lebten Leute, welche aus religiösem Elternhaus stammen und einen Sinn dafür hatten, dass die Erde und die ganze Erscheinungswelt nicht die letzte Wirklichkeit ist. Durch deren Einfluss wäre die Siedlung wohl auch sonst zu der geistigen Eigenart gekommen, die sie heute hat. Zudem liegt diese Entwicklung im Wesen der Sache: Entweder lebt der Mensch grundsätzlich selbstsüchtig für sein eigenes Ich oder er fasst sein Leben als einen Dienst auf für die Brüder, ist von einer Sache ergriffen, der er Opfer zu bringen bereit ist und gibt an die höhere Macht, welche ihre Hand auf ihn gelegt hat, seine Persönlichkeit hin. Wo Menschen wirklich Gemeinschaft untereinander suchen, auf einer Siedlung zusammen leben und ihre Siedlung in den Dienst für die Umwelt stellen wollen, ist die zweite Einstellung grundsätzlich gewählt, und sie ist doch wohl durch keinen Namen deutlicher bezeichnet als durch den Namen Christi, das vollkommene Bild der Liebe, Hingabe und des Opfers.

Es ist immer schwierig, die geistige Einstellung einer Gruppe von Menschen scharf zu umreissen; leicht fliesst die persönliche Eigenart dessen, der schildert, in das Bild der gemeinsamen, die Gruppe verbindenden Eigenart. Wenn im folgenden wenige Striche das Bild unserer inneren Haltung andeuten, so sei bedacht, dass ein anderer die Striche vielleicht etwas anders zöge.

Gott ist unser Vater und wir sind alle Brüder! Das ist eine den Inhalt christlicher Religion auf eine kurze Fassung bringende Formel, die auch dem Habertshof recht nahe liegt. Es gibt eine andere Welt, als jene, die unsere Augen sehen und unsere Hände greifen. Hinter unserem Dasein steht eine geistige Welt, von der alles äussere Geschehen nur eine unklare Abspiegelung ist. Es gibt eine uns tragende Urkraft im Unsichtbaren, zu der wir in geheimnisvoller Be-

ziehung stehen. Wir leben aus tieferen Kräften heraus, als jene Kräfte, die der Wissenschaft zugänglich sind. Wir sind alle Brüder. In unserer Seele scheint es hell: die Erkenntnis Gottes in der Gestalt Jesu, der die Liebe ist. Wenn wir die Brüder lieben, so hat unser Leben seinen tiefsten Sinn gefunden. Um der Brüderlichkeit willen müssen die Schranken zwischen den Klassen überwunden werden und darf es nicht mehr sein, dass die einen in ihrem Reichtum aus der Not der andern systematisch ihren Nutzen ziehen. Um der Brüderlichkeit willen müssen die Schranken zwischen den Nationen fallen, und es sind solche unter uns, welche in kommenden Kriegen keine Waffen tragen werden. Für einander lebend, erfüllen wir des Lebens Urgesetz, und wenn wir in selbstsüchtigen Interessen wider einander stehen, erwächst daraus Zerstörung und Verderben. Gemeinschaft verbindet die Menschen in der Schuld, Gemeinschaft in der Erlösung von Schuld und Verderben.

„Der Mensch muss überwunden werden." Die Erneuerung, deren wir bedürfen, bricht aus Tiefen empor, die nicht der Name Nietzsches bezeichnet. Jesus von Nazareth ist den Ursprüngen so nah, dass um seine Person ein Geheimnis gewoben zu sein scheint.

„Brüder bleibt der Erde treu!" Das Wort machen wir uns eigen und sehen darin keinen Widerspruch zu Christus. Religion Christi ist doch nicht die herkömmliche Frömmigkeit, die den Einzelnen auf sein seliges Plätzchen nach dem Tode warten lässt und alle kirchlichen Sitten als Vorausbezahlung für den himmlischen Platz anschaut. Religion Christi ist Hoffnung, dass die ganze Erde einmal noch der Herrlichkeit Gottes trotz allem voll werden soll, dass das Chaos sich einst zum Garten wandeln wird. Körper und Geist wollen zur Vermählung kommen im Menschen und die Menschengeschichte will damit enden, dass das Unedle und Gemeine, das Kranke und Dämonische überwunden wird. Weil die Durchdringung allen Stoffes durch den Geist als Ziel erkannt ist, wird für den Sehenden alles Leben wichtig, auch der Leib, auch die Politik, auch die Wirtschaft. Christus entwertet die Erdengüter nicht. Er heisst uns keine Askese treiben. Aber um der Brüder willen wird ein Christ doch nicht reich leben. Und wenn eine Christengemeinde unter sich alle Habe gemeinsam hätte, aber dabei Schätze sammelte für sich, wo doch Brüder ausser der Gemeinde darben, so wäre es Untreue und ausser der rechten Bahn.

Herkömmliche Frömmigkeit denkt oft über die Welt dieser Zeit gering und erklärt sie doch handkehrum als göttlich geordnet! Wir sehen eher umgekehrt! Um des Höchsten willen ist uns die Erde sehr wichtig. Und doch müssen wir — gerade um des letzten willen — die Veränderung des Bestehenden von Grund aus ersehnen. Wir warten auf eine neue Welt. Wir tragen in uns die utopische Sehn-

sucht nach einem Reich der Gesundheit, der Gerechtigkeit und des Friedens; dieser neuen Zeit möchten wir dienen, ihrer harren wir gläubig, auch wenn sich zunächst vor uns nur finstere Abgründe öffnen. Zwischen der Idee und der Wirklichkeit klafft heute noch ein tiefer Graben. Er klafft auch in unserm persönlichen Leben, klafft auch zwischen dem, was hier als innere Haltung des Habertshofes gezeichnet ist, und dem Bild, das nüchterne Erfahrung von ihm gibt. Das Licht brennt uns in der Seele, doch vermag es nicht alle Finsternis, die in uns wohnt, zu durchleuchten. Als einmal in einem Vortrag der Siedlung letzte Ziele und letzte Sehnsucht dargelegt wurden, schrieb einer, der den Habertshof von eigenem Aufenthalt her kannte, die Worte hätten ihm geklungen wie Hohn.

Die Siedlung Habertshof hat ihre typischen Gefahren. Von ihnen sei zum Schlusse die Rede.

Eine Gefahr für den Habertshof bildete lange Zeit hindurch sein starker Expansivdrang; er unternimmt leicht zu viel für seine Kräfte. Die Siedlung begann ein neues Werk und hatte nachher bei dessen Anwachsen kaum die Kraft, es zu bewältigen. Die Gefahr war dadurch verstärkt, dass die Arbeit von jungen Menschen geführt wurde, die noch nicht viel Erfahrung hinter sich hatten. So drohte anfänglich der Siedlung der Dilettantismus, der ja die gesamte deutsche Jugendbewegung bedroht hat. Die Gefahr des Dilettantismus ist für den Habertshof durch die Schwierigkeit der Personenfrage besonders gross. Es ist leicht, begeisterte Menschen zu finden, die sich für ein Ideal einsetzen wollen; es ist leicht, bei guter Bezahlung für jedes Gebiet tüchtige Fachmänner zu gewinnen. Aber schwierig ist es, Begeisterte zu finden, die eine gute berufliche Ausbildung genossen haben, die Erfahrung besitzen und Ausdauer und Beständigkeit kennen; schwierig ist es, Fachmänner zu finden, die nicht für persönlichen Gewinn arbeiten, sondern für die Siedlung und ihre Aufgaben zu leben bereit sind. Schwierig ist es vor allem, starke Menschen zu finden, die in der Enttäuschung und in Anwandlungen von Bitterkeit aushalten und starke Geduld bewahren, um zu gestalten, was gestaltet sein muss. Heute ist diese Schwierigkeit im wesentlichen vielleicht gelöst. Aber immer noch müssen wir aufmerksam darauf achten, einen starken, tüchtigen Stamm von Siedlern zu haben. Viel Friedlose, viel solche, die mit dem Leben nicht fertig werden, suchen auf der Siedlung Zuflucht. Viele, die in ihrer Welt unter dem Mangel an Ehrfurcht vor des Menschen Seele, unter der Härte des Kampfes um das Brot, unter Hass und Streit leiden, suchen auf der Siedlung den Ort, da ihre Seele genese. Es sind von den besten der Menschen oft; aber sie sind in der Seele wund und krank, durch sie lässt sich keine starke Gemeinschaft aufbauen. Denn stark

ist die Siedlungsgemeinde nur, wenn ein Stamm von Menschen da ist, die im Kern gesund sind. Denn es lebt sich bisher auf der Siedlung nicht leicht. Neue Wege begehen, ist immer beschwerlich. Ist ein solch starker Stamm von Siedlern da, so wird er einige Schwache tragen können, die der Anlehnung und Schonung bedürfen. Aber es müssen viele Zuflüchtlinge abgewiesen werden. Sonst wird die Siedlung selbst lebensunfähig. Man kann nie über seine Kraft, und die Gefahr eben droht der Siedlung, dass sie Aufgaben über ihre Kraft auf sich nimmt.

Einer weiteren Gefahr erliegt die Siedlung, wenn sie zwischen F r e i h e i t u n d G e s e t z nicht das Gleichgewicht findet. Starker Geist bedarf keinerlei Vorschrift und keines Zwanges. Eifer arbeitet ohne vorgeschriebene Stundenzahl genug, Liebe sorgt ohne aufgestelltes Recht für die andern mit, Verantwortungssinn bindet sich ohne Regel. In Satzungen gefasstes Recht ist immer schon Abfall von Gott. Darum hat die Siedlung starre Regeln und festgelegte Rechte verabscheut, das Recht tappt in der Fülle der Lebendigkeit immer irgendwie am Rechte vorbei. Und doch muss im Fall, dass der starke Geist fehlt, ein Recht gelten. Es ist ein Damm gegen ärgeres, als erstarrte Rechtlichkeit. Wo Unverantwortlichkeit herrscht, muss bindendes Versprechen abgenommen werden, um willkürliche Laune zu bannen. Wo Gäste weilen, die Unordnung stiften, muss strenge Regel heilend zwingen. Wo Mitarbeiter säumig zur Arbeit gehen, muss festes Gesetz Gerechtigkeit schaffen. Sonst entsteht Unfriede, Lotterei und Zerfall. Aber viel Reglemente lähmen die Freude, starre Satzungen vergewaltigen persönliche Besondernheit, Gesetze ertöten das Leben. — Zugleich beiden Gefahren ausweichen, der Schwärmerei, die meint Geist zu haben, wo Leere ist, und der Gesetzlichkeit, die dem Geist keinen Raum lässt, beiden Gefahren auszuweichen ist Kunst, in die keine Regel einführt.

Die grösste Gefahr aber ist, was ich die G e f a h r d e r K i r c h e nennen möchte. Menschen geben vor, Gott zu dienen und wollen es auch; hinter ihrem Willen aber ist in der Verborgenheit des Herzens heimliches Begehren, das Eigenes sucht, und in den Taten verrät sich das Herz. Um dieser Leute willen ist Gottes Name übel beleumdet. Auch auf der Siedlung geschieht es, dass die Worte schöner klingen, als die Tat es ausführt, dass die Liebe über alles gepriesen wird, und die Menschen sich viel Herzeleid zufügen, dass die Wahrheit als heilig erklärt wird und Raum ist für unauffällige Lügen. — Noch ein anderes nenne ich der Kirche Gefahr, das auch daher kommt, dass wir das Eigene suchen, wo wir uns einbilden, der höhern Sache zu dienen: Die Mittel, die wir uns zum Dienste für die Brüder schaffen und die zur Ehre Gottes verwendet sein wollen, werden zum Götzen erhoben, und um des Mittels willen wird Gott

verraten. Unter dem Vorwand, Gott zu dienen, wird Gottes Heiligkeit missachtet. Nebenbei gesagt, lässt sich der getane Schaden, der statt eines angeblichen Gewinnes erreicht wird, leicht nachweisen. Wir bewahren uns etwa durch eine Unwahrhaftigkeit das Wohlwollen einer einflussreichen Person und meinen, so für die Siedlung einen Gewinn davon zu tragen. In Wahrheit ist es Schaden; denn die Kameraden, die davon wissen, verlieren das Zutrauen in unsere Wahrhaftigkeit und die Umgebung, die auf die Dauer unsern Schwindel spürt, wird selber in eigener Unehrlichkeit bestärkt. Wo bleibt denn da ein Gewinn? Oder wir müssen die Gästeflut eindämmen und sind dabei schroff gegenüber solchen Gästen, die nichts bezahlen werden, und einladend gegenüber solchen Gästen, von denen für die Siedlung etwas zu erwarten ist; werden wir denn so ein kräftiges Werkzeug zur Ueberwindung des Mammonismus? Auf Kosten der Idee, der unsere Siedlung dienen will, bauen wir die Siedlung aus; das ist das Unwesen des Kirchentums, das sich selber an die Stelle des Reiches gesetzt, dem es zu dienen vorgibt. — Bist du mit der Kirche auseinandergekommen, weil in ihr Mangel an Geist, Untreue am gesteckten Ziel, Schwäche und Verrat wohnt, so ziehe auf eine christliche Siedlung, und du wirst mit der Kirche dich aussöhnen. Denn wir springen aus der Kirche nicht heraus, sie zieht in uns mit uns. Das ist nicht zur Beruhigung der Pfarrherren und anderer Kirchenleute geschrieben, sondern zur Beunruhigung derer, die den Schaden der Kirche erkannt haben.

Die letzte Gefahr stammt aus der genannten grössten Gefahr: dass nämlich die Siedlungsgemeinde eine innerlich verbundene Gemeinde zu sein scheint, ohne es zu sein, dass von Liebe, Vertrauen, Verbundenheit mehr geredet wird, als da ist, dass Gemeinschaft mit Lippe und Feder verkündet wird und in Wahrheit keine Gemeinschaft unter uns Raum hat. Das ist der Siedlung besondere Gefahr und ihr erliegt sie immer wieder. Es ist unsere Schande, wie viele Menschen schon in Verbitterung weggezogen sind, die voll Hoffnung gekommen waren. Nicht ist es der bleibenden Siedler Schuld allein, doch ist es auch die ihre. *Die Zwiste* sind der Siedlung besondere Gefahr. Viel daran ist freilich Kinderkrankheit gewesen. Es gibt Streitigkeiten, die eine junge Siedlung durchmachen muss, wenn nicht besonders günstige Umstände walten. Solange die Siedlung jung und unentwickelt ist, besitzt sie keine scharfe Prägung, verschiedene Wege liegen vor ihr, und noch ist der Siedlung Seele leicht zu formen und zu verändern. Da erwarten und wollen die verschiedenen Siedler verschiedene Entwicklung, sie wissen es kaum voneinander. Wenn aber die Siedlungsgemeinde am Kreuzweg steht, prallen die geheimen Gegensätze aufeinander; oft liegen solch sachliche Spannungen scheinbar persönlichen Reibereien zu Grunde, und

es gibt keine Ruhe, bis ein Teil der Siedler ausgeschieden ist oder den Stärkern bleibend nachgegeben hat. — Und es gibt Streitigkeiten, weil die Siedlerschaft zu enge aufeinander wohnt. Es ist nicht gut, wenn vier Kameraden auf die Länge ein Zimmer bewohnen müssen, wenn ein Ehepaar leidet, weil es für sich keine einzige warme Stube hat. Bei Nordpolfahrern soll das Zusammenleben oft unerträglich werden, weil die Schiffskameraden zu sehr aufeinandergedrängt sind und nie zu andern Menschen kommen. Der Habertshof machte diese Nordpolkrankheit in seiner ersten Zeit durch, als der eine Hof allein stand und darin doch über zwanzig Leute beisammen wohnten. Heute hat die Siedlung gelernt, dass der Seele Kraft nicht überspannt werden darf: Opfer sind gut, aber es bringe sie nur, wer sie zu tragen fähig ist. — Und es gibt Streitigkeiten, die aus der Unzulänglichkeit der Personen immer neu entstehen, sie gehören nicht zu den Kinderkrankheiten, sondern werden das Leben der Siedlung immer wieder stören. Stille Eigensucht, heimliche, leise Unehrlichkeit, Bequemlichkeit, eitle Empfindlichkeit, Härte zerreissen das umschlingende Band der Gemeinschaft. Heben diese Zwiste den Sinn der Siedlung auf? Ja, insofern Zank unter Gatten, Streit zwischen Eltern und Kindern den Sinn der Familie aufheben. Nein, so wenig als Zank unter Gatten, Streit zwischen Eltern und Kindern den Sinn der Familie aufheben .

Alles ist verloren, wenn wir das eigene suchen, eigene Behaglichkeit, eigenes Recht, eigene Ehre. Alles ist gewonnen, wenn wir ausharren und dulden können, um des Grösseren willen, dem wir dienen, wenn wir verzeihen können in Erkenntnis eigener Schuld. Eine höhere Macht als unser liebes Ich muss uns alle umfangen und verbinden; darin liegt allein das Heil. Nach dem Wort des Johannes: So wir im Lichte wandeln, wie er — Christus — im Lichte ist, so haben wir Gemeinschaft untereinander.

Emil Blum.

Zur Weltlage

Eine britische religiös-soziale Konferenz.[1])

Was sollen wir denn nun tun? Nichts, warten! sagen die einen. Andere aber fühlen sich von der entsetzlichen geistigen und mate-

[1]) Wir bringen diesen wertvollen und bedeutsamen Bericht unter der Rubrik „Zur Weltlage", weil er einen der entscheidend wichtigen Faktoren der heutigen Weltlage, vielleicht den entscheidenden, die „religiös-soziale" Umgestaltung des Christentums (die nicht nur in England vor sich geht) beleuchtet.
D. Red.

riellen Not der Zeit, von allerdringendsten Notständen so beunruhigt, dass sie nicht zusehen und warten können: Menschen verhungern, Kinder verkümmern, Seelen verderben, Familien und Völker werden durch Alkohol und Unzucht vergiftet, der Friede wird gemordet, der Abgrund zwischen den Volksschichten klafft tiefer und tiefer, mein Nachbar und Bruder versinkt in Not und Verzweiflung. Da können wir nicht warten. Es ruft uns eine nächste, augenblickliche Pflicht. Sie m u s s , vielleicht mit Verzweiflung an menschlicher Kraft, aber doch, im Namen Gottes, getan werden. Was uns dazu treibt, sind nicht weichliche Gefühle, sondern der Geist und die Liebe Jesu Christi. Darin sind wir einig. So lasst uns einen Augenblick zurückstellen, was uns trennt in Lehre, Verfassung, Kirchentum, Kultur, und in dieser Einigkeit die n ä c h s t e Pflicht tun oder sie wenigstens suchen.

Diese Unruhe und dieser gemeinsame Wille hat die C o p e c - K o n f e r e n z zusammengebracht, die vom 5.—12. April in Birmingham tagte. (Copec ist eine Abkürzung von „Conference on Christian Politics, Economics and Citizenship.[1])

Copec ist innerhalb des ungeheuren britischen Reiches der erste grosszügige, allgemeine Versuch, über alle kirchlichen, konfessionellen und Richtungsunterschiede hinweg die Ueberzeugung zum Ausdruck zu bringen, dass im Geist des Evangeliums die Lösung für die praktischen Nöte unserer Zeit gefunden werden müsse, dass das Christentum mitverantwortlich sei für den Zustand der Welt und dass nur in einer neuen gemeinsamen und entschiedenen Hinwendung zu Christus ein Weg aus den verstrickenden Problemen der Gegenwart gefunden werden könne. Staatskirchen und Freikirchen, von den Hochkirchlichen bis zu den Quäkern, Bischöfe und einfache Männer aus dem Volke, Lords und Arbeiter vereinten sich an dieser Konferenz in einem Geist der Busse und des Glaubens, um aus dem Evangelium Licht für diese Fragen zu gewinnen. Bisher war solche Arbeit Sache einzelner Seher und Pioniere geblieben oder Versuch einzelner Arbeitsgruppen. Copec scheint nun der Wendepunkt zu sein, in dem die Kirche selbst eine neue Vision gewinnt und an die Arbeit geht. „Und sie bewegt sich doch."

Eine ganze Woche lang blieb die Versammlung in der Central Hall in Birmingham zusammen. Unter den 4000 Teilnehmern etwa 1500 offizielle Delegierte von Kirchen und sozialen Körperschaften aus allen Teilen des britischen Reiches, auch aus Amerika und vom Kontinent. Konferenzen können nicht studieren, prüfen, lehren. Das taten die Kommissionen, zusammengesetzt aus den anerkanntesten Vertretern eines vorwärtsdrängenden, sozial orientierten Christen-

[1]) Konferenz über das Christentum in Politik, Wirtschaftsleben und Bürgertum. D. Red.

tums und aus Sachverständigen in den einschlägigen Fragen, die jahrelang den ungeheuren Stoff verarbeitet hatten und ihn in zwölf Bändchen mit ihren Vorschlägen der Konferenz vorlegten. Ihre Resolutionen waren dem Sturm der religiösen Leidenschaft einer grossen Versammlung ausgesetzt, die oft hinreissend zum Ausdruck kam, zahme Resolutionen wegfegte und einen radikalen Zug bewies, den bisher höchstens Einzelne aufbrachten. War es ein neuer sozialer Geist oder die Unverantwortlichkeit einer Konferenz?

Es ist kaum ein Zweifel, dass diese grosse religiös-soziale Konferenz innerhalb der britischen religiösen und kirchlichen Welt eine neue Epoche bedeuten wird. Denn was Einzelne bisher wollten und versuchten, was kleine Gruppen taten im Kampf mit den sozialen Uebeln, was soziale Propheten schauten, das wurde hier zum Willen einer massgebenden Vertreterschaft von Kirchen und Körperschaften, die vom Evangelium aus Heil für unsere Welt erhoffen. Mit dieser allgemeinen Ueberzeugung ist es aber noch nicht getan. Es gilt die Tatsachen in ihrer vollendeten Trostlosigkeit kennen zu lernen, den Ort zu suchen, wo das Evangelium Menschen und Verhältnisse in einer dunklen Welt verwandeln kann, die Methoden zu finden, die jeder Stoff für seine Bearbeitung verlangt, die Leitsätze auszuprägen, die nun für die psychologisch-pädagogische, gesetzgeberische, technische Arbeit massgebend sein müssen.

V o r allen diesen im Grund technischen Fragen kam das Zentrale zur Geltung, die Verkündigung vom Vater-Gott an eine sündige und abgeirrte Menschheit. Daraus gewinnt die Konferenz[1]) den Glauben, dass Gott mit der Welt etwas vorhat, dass sie von Gott aus gesehen einen Sinn haben muss, dass sie von einem heiligen guten Willen neu geschaffen werden soll und dass es gilt, diesen Willen zu suchen, zu erkennen und zu tun.

Dem ganzen anglo-amerikanischen Glauben an den Wert psychologisch-pädagogischer Methoden entsprechend, wandte sich die Konferenz sodann der Frage der E r z i e h u n g zu. Es leuchtet auch ein, dass nicht an bestehenden Menschen und Verhältnissen herumgeflickt werden kann, sondern dass es zuerst gilt, den neuen Menschen zu bilden, der den Willen Gottes tun will und die Welt als Material seiner Pflicht empfindet. Die Konferenz vertrat durchaus die Gesinnungsschule, wenn sie erklärte, dass alle Erziehung auf dem Glauben an den lebendigen Gott und an die Nähe seines Reiches beruhen müsse. Im einzelnen wurde von der Erziehung auch die Heranbildung jenes internationalen Empfindens erwartet, das die geistige Grundlage für den Völkerbund bilden muss. Für britische

[1]) 1. Bändchen: Gottes Wille in der Welt.

Verhältnisse bedeutsam war die Forderung, dass das Land viel mehr für Erziehung aufbringen müsse.

In tieferes und gefährlicheres Wasser geriet die Konferenz bei der Behandlung der Fragen, die das Familienleben betreffen, denn sowohl das sexuelle, das sittliche als das soziale Problem wurzeln tief in diesem Boden. Hier fielen besonders schwere Schläge auf eine Politik, die das Behausungsproblem im heutigen England so tief im Sumpf stecken lassen konnte. Das fehlende Heim wurde unmittelbar verantwortlich gemacht für den Stand der Volksgesundheit, für einen Teil der Sterblichkeit, für das Ueberhandnehmen des Lasters und Verbrechens, für den Tiefstand der Bildung. Die Konferenz erhob die Forderung, dass die Gemeinden und der Staat durch Hausbau grossen Stils dieses Problem lösen helfen solle und machte solche Anregungen den Kirchen geradezu zur Pflicht. Ausdrücklich wurde solche soziale und gesetzgeberische Arbeit auf dieselbe Höhe gestellt wie die blosse Wohltätigkeit.

Einen ausserordentlichen Mut bewies die Konferenz in der Behandlung der sexuellen Frage, an der die offizielle christliche Welt sonst so gern vorbeisieht oder sich mit rascher und oberflächlicher Verurteilung begnügt. Lauter als vielleicht auf einem andern Gebiet ertönt hier der Ruf eines unsicher gewordenen Geschlechts, namentlich der Jugend, nach Führung, nach einem klaren und deutlichen Wort, das sowohl aus wirklichem Verständnis des Problems als aus der Höhe reiner Ideale stammt. Gegenüber der mittelalterlichen Auffassung, die die Sexualität gern als die Sünde an sich erklärt, wurde deutlich, wie das heutige christliche Empfinden die Geschlechtlichkeit als Gabe und Aufgabe Gottes wertet. Gegenüber der alten Auffassung, die die Sexualität nur als Zweck der Kindererzeugung ertragen kann, drang aus dem Munde erfahrener Volksmänner, Feldprediger, die tief in die Not des jungen Mannes hineingesehen hatten, sowie hochstehender Frauen, erschütternd die Würdigung durch, dass im Geschlecht ein göttliches Geheimnis liegt, das im höhern Sinne als gegenseitiger Dienst verstanden werden und in seiner Funktion wieder sakramental aufgefasst werden muss. Hier mussten einige der klaffendsten Wunden unserer Zeit angerührt werden: die Prostitution, die Scheidung, die Geburtenbeschränkung. Die letzte Frage, die in der Seelsorge viel zur Sprache kommen mag, aber z. B. auch schon von der Compagnie des Pasteurs in Genf als gemeinsame seelsorgerliche Angelegenheit behandelt wurde, entfesselte einen scharfen Kampf zwischen der katholischen Auffassung, die keinerlei künstliche Beschränkung duldet, und einer zwar nicht mildern — denn das Ideal ist nicht zweifelhaft — aber menschenfreundlichern, in der Not der Zeit aus sozialen und biologischen Gründen eine vom Gewissen und Sachkenntnis ge-

leitete Beschränkung zulassen will, aber gerade darum den Kampf gegen den Skandal aufnimmt, den die gegenwärtige Verbreitung solcher Aufklärung und solcher Mittel heute in allerweitesten Volkskreisen bedeutet. Es versteht sich von selbst, dass eine solche Konferenz den Kampf gegen die Prostitution und den heutigen Leichtsinn der Scheidung aufnimmt.

Tiefer als durch die Behandlung der Fragen der Erholung und des Kampfes gegen das Verbrechen wurden die Gemüter bewegt, als das Thema „Christentum und Krieg" zur Sprache kam. Unter beklemmendem Schweigen erzählte der frühere Feldprediger Studdert Kennedy, welch abgrundtiefe Enttäuschung nach dem Kriege über ihn, den Verteidiger des Vaterlands und Anfeuerer der Truppe, gekommen war, als er sah, dass der Krieg keine der Hoffnungen und Verheissungen erfüllte, die man gehegt hatte. Er ist nur zerstörend und der Christ kann ihn daher nur mit allen Mitteln bekämpfen. Ein Gegenredner wurde unmissverständlich niedergeschrien, als er zu fragen wagte, ob denn nicht gewisse Kriege den kulturellen oder sittlichen Fortschritt förderten, ob denn nicht Lord Kitchener im Sudan einen solchen Krieg zu führen gehabt hätte? Ein geschrieenes, gefluchtes und geschworenes No! war die Antwort der Riesenversammlung. Die Konferenz mahnte ausdrücklich die Kirchen auf ihre Pflicht, den Frieden zu fördern und trat in diesem Zusammenhang kräftig für den Völkerbund ein, der überhaupt nicht leicht aufrichtigere Freunde besitze als in den britischen Kirchen. Die Behandlung der sozialen und industriellen Fragen enthüllte das ganze Elend der Zeit, aber auch das aufgeschreckte Gewissen, das tiefere Brudergefühl und die wachsende Gerechtigkeit Gottes in den Menschenherzen. Wenn eine solche Versammlung ein Anzeichen sein kann für den Willen eines grossen Teils des vorwärtsdringenden Kirchenvolkes, muss man sagen, dass der soziale Wille in der britischen Welt die Gemüter tiefer durchdringt als bei uns. Die Gegensätze von Armut und Reichtum sind auch brennender, aber es scheint auch mehr Ernst vorhanden, das Evangelium hineinwirken zu lassen in die letzten, scheinbar materiellen Gebiete des Daseins. Schweizer mussten an dieser Konferenz sehr bescheiden werden. Englische und amerikanische Kirchen scheinen tiefer beunruhigt durch die trostlosen Verhältnisse und die Verwüstung in den Seelen, die die abgelaufene Zeit angerichtet hat. Allerdings mag es den anglo-amerikanischen Kirchen leichter fallen, kühn vorwärtszugehen, weil sie es viel weniger als wir mit einer religiös entleerten und materialistischen Arbeiterschaft zu tun haben und auch viel weniger mit jenem schimpfenden kirchlichen Pessimismus, der von den Kirchen nichts mehr erwartet. Es ist eine viel breitere geistige Basis des sozialen Willens zwischen dem Kirchenvolk, den religiös-

sozialen Pionieren und der Arbeiterschaft und den Gebildeten vorhanden. Das fühlt man namentlich bei einem Seitenblick auf die jetzige Arbeiterregierung, deren Führer vom Evangelium nicht so weit entfernt sind wie unsere Arbeiter und unsere Akademiker. Wir hörten an der Konferenz die Botschaft von Ramsay Macdonald, hörten so hervorragende Staatsmänner und Sachverständige wie Lord Parmoor, Mitglied des Kabinetts, Sir George Paish, Sir W. Dickinson, Sir W. Musprat, den Generalstaatsanwalt Slesser und andere hervorragende Vertreter der führenden Schicht des Landes und der Arbeiterschaft, die sich nicht scheuten, ihren Glauben an die Heilskraft des Evangeliums für unsere Zeit zu bekennen. Wie selten hört man bei uns einen Mann wie Prof. Max Huber, der das weiss, glaubt und auch ausspricht. Es scheint, dass hervorragendste englische Staatsmänner, Nationalökonomen, Gelehrte, ganz anders zu jener letzten Erkenntnis durchgedrungen sind, dass nicht in unsern industriellen und ökonomischen Versuchen die Besserung liegen kann, sondern allein im Geist des Evangeliums. Wo sind unsere Gebildeten, Fabrikbesitzer, Staatsmänner, Arbeiterführer, die das bekennen?

Sachlich sprach die Konferenz die Ueberzeugung aus, dass die gegenwärtigen Verhältnisse nicht einfach resigniert hinzunehmen seien, sondern als von uns geschaffen. Deshalb sind wir auch für sie verantwortlich. In die Tiefe der Motivation des heutigen Arbeitssystems hinabsteigend, fordert sie, dass das Motiv des Dienens dem Motiv des Profits übergeordnet werde. Die Industrie als Dienst am Ganzen — das ist eine Meinung, die namentlich in Amerika neben krassestem Yankeetum in ganz grossen Unternehmungen vielfach angetroffen und auch praktisch betätigt wird. Für die Aenderung der Gesinnung ist nichts bedeutsamer als ein Vergleich zwischen Rockefeller Vater und Rockefeller Sohn, der laut seinem letzten Buche immer bewusster sich zur Gesinnung einer wirklichen Wirtschaftsdemokratie durchgearbeitet hat gegenüber der frühern Generation, die den Zweck des Geschäfts eben im Geschäft sah.

In England vertreten namentlich die Quäker die neue Gesinnung. Aufs nachdrücklichste wurde gefordert, dass an die Stelle des Klassenkampfes die gemeinsame Anstrengung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern treten solle und dass alle an einem Unternehmen Beteiligten in zunehmendem Masse das Recht der Mitsprache haben sollten in allen Fragen ihres Lebens und ihrer Arbeit. Ungenügender Lohn, Arbeitslosigkeit, Extreme von Reichtum und Armut müssen dem christlichen Gewissen unerträglich werden. Das Recht auf Besitz muss in viel grösserm Masse von der Frage abhängig gemacht werden, in welcher Weise der Besitz zu der Entwicklung der Persönlichkeitswerte und zum Wohl der Gemeinschaft bei-

trägt. Besitz ist nur unter solcher Bedingung anständig. Niemand innerhalb einer christlichen Gesellschaft kann weder durch Reichtum, Geburt oder Stellung von der Pflicht befreit werden, als dienendes Glied sich dem Ganzen einzufügen. Der müssige und sich isolierende Reiche wurde an den Pranger gestellt. Aus dem Willen Gottes allein können die Gesetze hergestellt werden, die auch den menschlichen Wirtschaftsorganismus beherrschen.

Die Diskussion der Stellung des Christen zu Politik und Staat war ein anschaulicher Beweis der innern Freiheit des Engländers, der sich der Allgewalt des Staates nicht so unterworfen hat, dass sie ihm zum Tyrannen wird. Anderseits wird trotz aller Auflehnung gegen die Omnipotenz des Staates eingesehen, dass der Christ eine positive Stellung im Staatsleben einnehmen muss, auch hier einen Dienst zu leisten hat und sich nicht in unfruchtbarer oder spielerischer revolutionärer Kritik dieses Dienstes einfach entledigen darf. Lord Eustach Percy, Mitglied des Parlaments, sprach vom Götzendienst dem Staat gegenüber, dem Ultrakonservative wie Ultraradikale gleich leicht verfallen. Das Höchste für den Christen ist nicht der Staat, sondern die Erlösung der Menschheit durch Gott, die durch keine Politik erreicht werden wird. Anderseits kann der Staat seine Autorität, durch die er Recht, Freiheit und Leben zu schützen sucht, nur von Gott haben und darf daher Achtung und Mitarbeit beanspruchen, auch wenn diese Autorität beschränkt sein muss durch die letzte Beugung vor Gottes Willen.

Copec hat in der Presse, in der gesamten britischen und amerikanischen Kirchenwelt und der Oeffentlichkeit einen ausserordentlichen Widerhall gefunden. Der König, der Prime Minister, Mr. Asquith, Stanley Baldwin, sandten Botschaften. Weit in der britischen Welt wird empfunden, dass ein neuer Schritt getan worden ist und dass die Kirchen diesmal nicht im Hintertreffen stehen bleiben.

Der Geist der Konferenz war stark vom Quäkertum beeinflusst; das bedeutete Arbeit von innen heraus, Abwesenheit alles Drängens auf rasche Betriebsamkeit und doch mutiges Anpacken des sozialen Uebels im Vertrauen auf den Geist, der uns geschenkt wird.

Copec ist mehr als eine Konferenz, bestehend aus akademischen Reden und leicht hinzuwerfenden Postulaten. Copec bedeutet fortan eine Richtung, einen Mittelpunkt, ein Aktionszentrum, ein Zusammenrücken, eine Vorhut, denn der grossen Konferenz sollen nun innerhalb des britischen Reiches viele Teilkonferenzen folgen, um das Gewonnene zu verarbeiten und die Anregungen in praktische Arbeit überzuleiten.

Die Bände, die die Konferenz veröffentlicht hat, werden wohl lange eine Art Syllabus für soziale Arbeit bleiben und

auch der ausserbritischen Welt Anregung und Richtung geben, soweit die einzelnen Kirchen nicht bereits sich zu sozialer Arbeit aufgemacht haben. Das Ausland war stark vertreten. Eine Schar von einem halben Hundert amerikanischer und kontinentaler Vertreter waren anwesend. Sie waren in dem Quäker College Woodbrooke zusammen untergebracht und genossen eine Gastfreundschaft, die mehr bedeutete als Nahrung und Unterkunft, vielmehr eine wohltuende Atmosphäre jenes stillen, so gar nicht betriebsamen und doch so tätigen Quäkergeistes, für dessen Botschaft unsere Zeit ein neues Verständnis bekommen hat. Der Bischof von Manchester und Principal Garvie, die beide die Konferenz geleitet hatten und damit zusammen mit der Quäkerin Lucie Gardner schon äusserlich eine Arbeitsgemeinschaft zwischen anglikanischer und freikirchlicher Gemeinschaft darstellten, die nach den neuen, fehlgeschlagenen Einigungsversuchen nur auf praktischem Boden möglich ist, schlugen die Einsetzung eines Fortsetzungskomitees vor, dessen Aufgabe sein wird, die soziale Botschaft gerade in den Kirchen lebendig zu erhalten und so gleichsam als Wächter auf den Mauern die Stimme immer wieder zu erheben. Ein Fonds ist bereits zusammengelegt, um die Fortsetzungsarbeit von Copec und die Hineinarbeitung ihrer Ergebnisse in das kirchliche Bewusstsein zu sichern.

Die Kirchen und die mit ihnen arbeitenden sozialen Körperschaften haben die Bürde der Brüder neu auf sich genommen. Mit allgemeinen Beschlüssen einer Konferenz ist es zwar nicht getan, aber sie hat eine Unruhe entfesselt, sie in Postulaten formuliert, eine wirkende Kraft hinterlassen, die sich nicht mit allgemeinen Protesten begnügen wird, sondern ganz bestimmte Probleme, wie z. B. das Behausungsproblem, die Abschaffung der Todesstrafe, die Untersuchung der Frage der Geburtenbeschränkung, die Gefahr der Industrialisierung des Ostens, praktisch in Angriff nehmen wird. Das letzte Wort der Konferenz war die Forderung des Opfers, ohne welche im Reich des Geistes kein neues Leben geschenkt wird.

Die Konferenz wird eine aussergewöhnliche Bedeutung bekommen als Vorbereitung der Konferenz für praktisches Christentum, die nächstes Jahr in Stockholm, 1600 Jahre nach Nicäa, sich versammeln wird. Diese allgemeine Kirchenkonferenz; die in den vier Gruppen der kontinentalen Kirchen, des britischen Reiches, der amerikanischen Kirchen und der anatolischen Kirchen vorbereitet wird, hat im Grunde denselben Zweck wie Copec, nur auf breiterer internationaler und interkirchlicher Basis: sie will die Nöte der Zeit nicht mehr nur auf dem Gewissen von Einzelnen oder einzelnen Gruppen liegen lassen, sondern in gemeinsamer Arbeit sie aufnehmen und aus dem Geist des Evangeliums, aus gemeinsamer

Busse und Beratung heraus die Richtlinien finden und niederlegen, die für die Stellung der Kirche zu den grossen praktischen Problemen der Zeit massgebend sein können. Sie will dadurch auch der Annäherung der Kirchen aneinander dienen in dem Glauben, dass es möglich ist, aus dem Geiste der Liebe heraus vorläufig zusammenzustehen im Kampf gegen den Alkoholismus, die Verwilderung der Sitten, die Zerstörung der Familie, die Verhetzung der Völker, die Bekämpfung des Verbrechens, die Förderung des Friedens, auch wenn eine Einheit in Lehre und Verfassung unter den Kirchen noch nicht erreicht oder noch nicht möglich ist.[1])

Adolf Keller.

---

[1]) Indem ich dieses niederschreibe, spüre ich die ganze Schwierigkeit der Kirche, die gerade in diesem Vorhaben zwei ganz verschiedenen Vorwürfen ausgesetzt ist. Der erste heisst: „Ihr tut nichts!" der zweite: „Euer Fehler ist eben, dass ihr etwas tun wollt.". Ich fürchte, dass der Bannstrahl von Karl Barth ebenso auf diese Konferenz niederfahren wird, wie dieser radikale Neinsager glaubte, ihn auf die Konferenz des Reformierten Weltbundes in Zürich schleudern zu müssen (im V. Heft seiner Zeitschrift „Zwischen den Zeiten"), weil sie nämlich laut einem oberflächlich orientierenden Zeitungsbericht nicht wartete, bis in der Frage der Lehre „eine Klarheit, ein Wille, eine Notwendigkeit auf dem Plan ist," sondern praktische neben theologischen Fragen erörterte.

Wir sollen also laut Barth solch unnütze Arbeit unterlassen, wie den deutschen Pfarrhäusern Hilfe zu bringen, evangelische Diakonissenhäuser und Spitäler zu retten, protestantische bedrohte Schulen zu erhalten, eine unterernährte und verwahrlosende Kindergeneration wohl lieber gleich sterben lassen, weil wir uns vorher in der Lehre einigen müssen. Wir sollen wohl auch unbesehen die evangelischen Minoritäten in Polen und Rumänien der liebevollen Ausrottungsarbeit Roms und des Staates überlassen, weil wir Protestanten uns noch nicht genügend „mit uns selbst auseinandergesetzt haben und wir erst die reformierte Sachlichkeit" schaffen müssen. Den Kriegsstoff zwischen den Völkern im Balkan durch Versöhnungs- und Friedensarbeit zu mindern, ist voreiliges Handeln und mangelnde Besinnung. Aber diesen Kriegsstoff zwischen den Konfessionen neu aufzuhäufen, das wäre Gott wohlgefällig. Wie wohltätig müsste eine Dordrechter Synode im Hungerelend des letzten Winters gewirkt haben! Und anstatt dass reformierte Schweizer Pfarrer in herzlicher evangelischer Liebe ihren unierten und lutherischen Kollegen halfen, hätten sie besser getan, den krypto-calvinistischen Streit wieder hervorzuholen.

Dialektik statt simpler Liebestat! Lehre statt praktischer, unaufschiebbarer Arbeit! Ich denke an lehr- und wehrhafte schottische Theologen, an Amerikas südliche Presbyterianer, an holländische kuyperische Calvinisten, die an diesen Konferenzen teilnahmen und die lehrhafte Besinnung sehr gründlich vorher vorgenommen haben. Der Herzenskündiger Barth weiss es besser. Ich denke auch an bekümmerte, einfache Männer und Frauen an der Copec-Konferenz, die den Willen Gottes einfach und treu tun wollen und damit beim Bruder anfangen, Christen, denen es nicht weniger ernst ist als Karl Barth mit ihrer Verzweiflung an sich selbst, die aber im Glauben an den Gott, der es tut, an die Arbeit gehen! Turmbau zu Babel! Ich denke an die Quäker, an ihre so gar nicht lehrhafte, wortarme, undialektische geistige Atmosphäre, in der man aber neben dem Geist etwas spürt, was ich bei Karl Barth auch gern einmal spüren würde: die Liebe. Ihr armen, stillen Leute, geht heim und schafft euch erst eine ordent-

Internationale Vereinigung für den Zivildienst und die gegenseitige Hilfe.[1])

Die Bewegung zu Gunsten eines Zivildienstes nach dem Muster von Dänemark, Schweden, Norwegen und Holland hat gezeigt, wie wertvoll es wäre, wenn die Gruppen der verschiedenen Völker, die sich für diese Frage interessieren, sich so eng als möglich zu gemeinsamer Arbeit zusammenschlössen.

Eine internationale Bewegung zu Gunsten des Zivildienstes würde das öffentliche Interesse wecken und die Regierungen in jedem einzelnen Lande zum Handeln anregen, indem sie die Oeffentlichkeit genau über die in den andern Länder getroffenen Massnahmen unterrichtet und die Angst jener zerstreute, die fürchten, dass die Entwicklung dieses Dienstes ihr Land rascher entwaffne als die andern Länder. Sie hätte auch noch ein höheres Ziel: dasjenige, den Zivildienst nicht nur innerhalb der nationalen Grenzen, sondern auch ausserhalb derselben als einen Dienst internationaler gegenseitiger Hilfe auszubauen.

Diese Ausdehnung des Zivildienstes wäre von grosser Wichtigkeit, denn nur dies würde dazu führen, dass der Zivildienst jeder einzelnen Nation — und allen Nationen — zur Verteidigung diente, weil damit ein neues Prinzip verkörpert würde, indem allmälig an Stelle der Drohungen und Rüstungen zum Verteidigungskrieg die sichere und glücklichere Methode der Vorbeugung träte, die in einem allgemeinen guten Willen der Völker untereinander läge.

---

liche Dogmatik, bevor ihr mit andern Kirchen zusammen euch der Armen und Elenden in der halben Welt annehmt!

Wer etwas von dem Geist der Busse und des Glaubens an den Höhepunkten solcher Versammlungen spürte, wer weiss, wie wenig es sich da handelt um ein menschliches Machenwollen oder um eine Verwässerung des wesentlichen Glaubensgehaltes durch allerlei praktischen Betrieb, der kann solche überhebliche Herzenskündungen und Anwürfe nur bedauern oder vielleicht als Auswüchse einer kämpferischen Natur entschuldigen. Barth hat so Tiefes zu sagen, deckt so unerbittlich alle menschliche Blösse vor Gott auf, stellt den Menschen so unerbittlich immer wieder vor Gott, zwingt uns so gewaltig zurück auf die reformatorische Grundposition von Sünde und Gnade, leuchtet so zündend hinein in alles Religions- und Kirchenwesen, hinter das wir uns vor Gott verstecken, dass wir ihn hören und ihm für diese Kritik und diesen Hinweis danken müssen. Dieser Ernst von Gott her lehrt ihn rücksichtslos alle Menschenherrlichkeit zu Gottes Ehre vernichten. Aber es wäre schade, wenn derselbe Ernst ihn nicht auch davor schützen würde, der Lust an einer kämpferischen feinern geistigen Verleumdung zu verfallen zur Ehre Gottes und der Dialektik.

Es wäre auch schade, wenn diese Kritik nicht nur die leere praktische Betriebsamkeit, sondern auch notwendigste praktische Arbeit töten würde. Schon hören wir aus Deutschland, dass, wo dieser Geist Einfluss gewinnt, solche unabweisbare praktische Arbeit aufhört. Das darf aber bei allem Blick auf den Ursprung praktischer Arbeit nicht sein. Denn einiges muss nämlich wirklich hic et nunc getan werden: Hungernde müssen gespeist, Versinkende gestärkt, Kinder erzogen werden, die reformierte Professur in Göttingen muss aufrecht erhalten werden, damit Barth lehren kann, Bibeln müssen nach Russland geschafft werden, damit dort das Wort wirken kann — praktische Arbeit, die weder vom Geist noch von der Liebe Christi verlassen ist.

[1]) Wir veröffentlichen und unterstützen diesen Aufruf um des darin enthaltenen allgemeinen Prinzips willen, trotzdem wir im einzelnen nicht überall zustimmen können. D. Red.

Unser Wunsch, diese Organisation entstehen zu sehen, stimmt in den grossen Grundlinien überein mit einem Plane, der vor kurzem durch den Präsidenten des italienischen Roten Kreuzes, Senator Ciraoli, der Elften internationalen Konferenz des Roten Kreuzes vorgelegt wurde. Derselbe befasst sich mit der Schaffung eines „gegenseitigen Bündnisses der Staaten zum Zwecke der Hilfeleistung für von Unheil betroffene Völker" unter der Oberaufsicht des Völkerbundes. Er ist unabhängig von den Forderungen der Männer, die keinen Waffendienst mehr leisten wollen und erwähnt ihrer nicht.

Anderseits hat im Laufe des Kampfes, der sich gegenwärtig in der Schweiz vollzieht, Nationalrat Dr. Bolle, ein Gegner eines auf rein nationaler Grundlage ruhenden Zivildienstes, vorgeschlagen, die Dienstverweigerer aus Gewissensgründen aller Länder dem Völkerbund zur Verfügung zu stellen, damit er von ihrer Arbeitskraft Gebrauch mache.

Man sieht demnach, dass es genügen würde, diese beiden, durch zwei gleich kompetente und erfahrene Männer unabhängig voneinander ausgesprochenen Vorschläge zu verbinden, um den internationalen Zivildienst zu verwirklichen, den wir verlangen.

Man hat auch die Einrichtung einer Kontrolle, ausgeübt durch den Völkerbund, vorgeschlagen, damit der allmälige Uebergang der militärischen Streitkräfte in den Zivildienst sich in den verschiedenen Ländern vollziehe, ohne die relative Stärke der beibehaltenen militärischen Kräfte zu vermindern. Das Prinzip dieses Vorschlages, der von denen der Herren Ciraolo und Bolle völlig unabhängig ist, ist von Anhängern einer „Internationalen Vereinigung für freiwillige Abrüstung" ausgegangen, die in Deutschland entstanden ist. Diese teilweise und proportionelle Abrüstung, die derjenigen analog wäre, welche für die Seestreitkräfte durch das Abkommen von Washington verwirklicht worden ist, wäre vielleicht leichter und natürlicher durchzuführen, wenn sie mit der positiven Aufgabe der Schaffung eines internationalen Hilfsdienstes verbunden wäre. Vergessen wir übrigens nicht, dass mehrere Völker kein Bedenken getragen haben, den Zivildienst für sich allein und ohne die gemeinsame Aktion der andern Länder einzuführen.

Diese Vorschläge müssen hier erwähnt werden, denn sie tun das Vorhandensein einer Strömung in verschiedenen Ländern und Volkskreisen kund, die schon jetzt direkt auf das Ziel gerichtet sind, das wir im Auge haben, und sie geben vielleicht die beste Methode für die Einrichtung des internationalen Zivildienstes an.

Dieser Dienst sollte einen möglichst selbständigen Organismus bilden. Er könnte eines Tages eine ähnliche Stellung wie das Internationale Arbeitsamt einnehmen und sich diesem wertvollen Hilfsmittel des wirtschaftlichen Lebens der Völker anreihen, indem er es durch einen direkten Hilfsdienst ergänzte.

Uns auf diese Erwägungen stützend, schlagen wir darum die Schaffung einer Gruppe der internationalen Aktion für Zivildienst und gegenseitige Hilfe vor, der zum Zwecke hätte:

1. Auf alle Weise und in allen Ländern den offiziellen Uebergang der Dienstverweigerer aus Gewissensgründen vom Militärdienst zum Zivildienst zu unterstützen, der ihre Kräfte loyal für ein Werk des Aufbaus und des Friedens nutzbar machte.

2. Die Verbindung des Zivildienstes der verschiedenen Völker und ihre Beteiligung an einem internationalen Hilfsdienst zu studieren.

Der Hauptgrundsatz dieser Aktion wird das möglichst enge Zusammenwirken mit allen Arten selbstlosen, guten Willens aller religiösen, ethischen, politischen oder wirtschaftlichen Gruppen sein. Er wird sich namentlich mit aller Kraft an der pazifistischen und aufbauenden Arbeit der grossen offiziellen Institutionen wie Staat oder Völkerbund beteiligen, ohne ihre gegenwärtigen Unvollkommenheiten und die Notwendigkeit ihrer Umgestaltung zu verkennen.

Die Gruppe könnte sich auflösen, wo andere von einem ähnlichen Ideal geleitete Organisationen wie das Internationale Rote Kreuz oder die Vereinigung für den Völkerbund die oben angegebenen Ziele vollständig übernähmen und ihrem Programm beifügten.

Wenn das Bedürfnis darnach sich geltend machen sollte, so sollen später Statuten ausgearbeitet werden, die die Organisation und das Arbeitsprogramm der Gruppe feststellen. Vorläufig erklären die Personen beiderlei Geschlechts, die Glieder der Gruppe werden wollen, damit unverbindlich bloss folgendes:

1. dass sie die Ziele und das allgemeine Prinzip der Gruppe billigen.
2. dass sie wünschen, über ihre Tätigkeit auf dem laufenden gehalten zu werden.

Die Mitglieder sind gebeten, alle Mitteilungen (Auskünfte und Bitten um Auskünfte, Räte für die Propaganda und die Betätigung, Kritiken etc.), von denen sie glauben, dass sie direkt oder indirekt der vorgesehenen Aktion nützlich sein könnten, dem Sekretariat einzusenden.

Die Kosten werden durch freiwillige Beiträge gedeckt.

Die Arbeit der Gruppe wird hauptsächlich in Korrespondenz bestehen. Ueber eine allfällige Mitglieder- oder Delegiertenversammlung kann später verhandelt werden.

Die nächsten Aufgaben.

Diese Gruppe kann vielleicht durch die blosse Tatsache ihrer Existenz schon einen glücklichen Einfluss auf die Entwicklung des Zivildienstes und einer internationalen gegenseitigen Hilfe ausüben.

Sie wird den Völkern, die den Zivildienst eingeführt haben, zeigen, dass ihr Bestreben in der ganzen Welt mit Interesse und Sympathie verfolgt wird, und wird den andern Völkern die Dringlichkeit zeigen sich diesem Bestreben durch neue gesetzgeberische Massregeln anzuschliessen.

Sie wird die Aufmerksamkeit des Völkerbundes und der für den sozialen Fortschritt arbeitenden sozialen Institutionen auf die Möglichkeit lenken, die Menschen, die die Vorbereitung auf die kriegerische Verteidigung bekämpfen, mit all ihrem guten Willen und all ihrer Energie, von der sie schon so oft Proben abgelegt haben, für das grundlegende Werk der internationalen gegenseitigen Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Sie wird die offiziellen oder privaten Einrichtungen von ihrer Konstituierung und ihrem Programm benachrichtigen, indem sie ihnen den gegenwärtigen Aufruf mit der Liste der Personen aus allen Völkern, die ihre Zustimmung ausgesprochen haben, mitteilt.

Die Tatsache dieser Zustimmung bildet an und für sich schon einen wichtigen Beitrag zu der Arbeit, die die Gruppe auszuführen hat.

K. Svelmö Thomsen, Dänemark; Nathanael Beskow, Schweden; Halvard Lange, Norwegen; Nannie Groundhout, Holland; Ubert Parris, England; Oliver Dryer, England; Lilian Stevenson, Irland; Helene Holmes, Vereinigte Staaten; Yanko Todoroff, Bulgarien; Mathilde Wrede, Finnland; Felix Iverson, Finnland; Leonhard Ragaz, Schweiz; Karl v. Greyerz, Schweiz; Paul Birukoff, Russland; Henry Huchet, Frankreich; Paul Passy, Frankreich; Premysl Pitter, Tschecho-Slowakei; Siegmund-Schultze, Deutschland; Karl Keinath, Deutschland; Max Metzger, Oesterreich; Vilma Glücklich, Ungarn.

Sekretär: Pierre Cérésole,
11, rue de Pré du Marché, Lausanne.

Von Büchern

Ein Buch über Amerika.[1])

Die Aufgabe, Amerika (worunter wir zunächst die Vereinigten Staaten verstehen, ohne damit die wachsende Bedeutung des übrigen Amerika leugnen zu wollen) besser kennen zu lernen, ist ungeheuer dringlich. Dieses Amerika hat sozusagen über Nacht, infolge des europäischen Zusammenbruchs, die wirtschaftliche, politische und kulturelle Führung der Welt übernommen — zum mindesten ist ihm diese Führung durch die Weltverhältnisse nahegelegt. Der Neubau der Welt kann auf keinen Fall geschehen, ohne dass Amerika entscheidend mitmacht. Damit das aber richtig und rechtzeitig geschehen kann, muss die Welt das amerikanische Wesen besser als bisher begreifen können. Man kann, um nur ein Beispiel, freilich das wichtigste, zu nennen, dem Völkerbund, auch seinem hauptsächlichsten Begründer, Woodrow Wilson, nie gerecht werden, wenn man die Eigenart des amerikanischen Geistes nicht versteht. Daran mangelt es in Europa aber noch allerwärts in ungeheuerlichem Masse. Immer noch ist Amerika für die europäische Masse, die der „Gebildeten" inbegriffen, bloss das Land des erfüllbaren Märchens, des reichen Onkels, der Jagd nach dem Dollar, der riesigen Ströme, Bauten, Reichtümer, des Taylor-Systems, der Truste, der Sensation und des Humbugs. Von den gewaltigen geistigen Kräften, die die Neue Welt in ihrem Schosse birgt, von ihrem jugendlichen Idealismus, ihrem Glauben, ihrer Liebe, ihrem Heroismus, ihrer Opferkraft ahnen sie nichts, und wenn sie etwas davon hören, so sind sie rasch bereit: „Heuchelei" zu rufen. Diesen selbstgerechten Wahn, der den Europäer freilich nicht hindert, die Hand weit für die materielle Hilfe Amerikas zu öffnen, unterstützt unbewusst und bewusst eine gewisse politische Tendenz, die nicht will, dass unter uns von der angelsächsischen Welt Gutes und Grosses geglaubt werde.

Ganz besonders traurig und ein Teil unseres schweizerischen Jammers wird dieser Zustand, wenn die Schweiz daran beteiligt ist. Denn, wenn es, neben England und seinen Kolonien, ein Land in der Welt gibt, das Ursache hat, sich mit Amerika aufs tiefste verbunden zu wissen, so ist es die Schweiz. Das Beste und Tiefste am amerikanischen Wesen ist in letzter Instanz von der Schweiz, von dem Zürich Zwinglis und vor allem dem Genf Calvins ausgegangen. Umgekehrt ist einiges vom Wertvollsten an unserer demokratischen Ordnung von Amerika her zu uns gekommen, um von der in der Kriegsnot erfahrenen materiellen Hilfe und dem Völkerbund mit dem Sitz in Genf (den wir Wilson danken) ganz zu schweigen. Wir wüten gegen uns selbst, wenn wir Amerika verlästern, wir rauben uns selbst etwas von unserem Besten, wenn wir die Verbindung mit dem Grossen, das dort, als Fleisch von unserem Fleische, lebt, vernachlässigen. Dieses Grosse verachten und dafür gierig jede Tagesparole aufnehmen, die uns der Wind von jenseits der Grenze, namentlich einer Grenze, zuträgt — heute Hindenburg, morgen Spengler, übermorgen Hitler und so fort —, bedeutet wahrhaftig noch Schlimmeres, als die Erstgeburt um ein Linsengericht wegwerfen.

Ein rechtes Buch über Amerika gehört daher zum Notwendigsten, was die Schweiz, was Europa braucht. Ein solches hat Adolf Keller, der

---

[1]) **Dynamis.** Formen und Kräfte des amerikanischen Protestantismus, von Adolf Keller. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.

ehemalige Pfarrer am St. Peter in Zürich, geschrieben. Ich stehe nicht an, es das beste zu nennen, das es in deutscher Sprache gibt. Der Verfasser war dazu durch seinen Lebensgang, der ihn besonders auch mit der angelsächsischen Kultur in vielfache Berührung gebracht hat, seine Sprachenkenntnis, seine Stellung als Vermittler zwischen den amerikanischen Kirchen und den europäischen und allerlei anderes hervorragend befähigt. Das Buch handelt zwar zunächst nur von einem Gebiete des amerikanischen Lebens: dem religiösen Leben, aber das ist kein Nachteil, sondern ein Vorteil; denn dieses Gebiet ist das Zentrum des amerikanischen Wesens; wer den Schlüssel zu seinem Verständnis besitzt, der hat Zugang zur Seele Amerikas. Von diesem Zentrum aus versteht er dann auch den ganzen Umkreis, das politische, soziale und kulturelle Leben.

Es war innerlich notwendig, dass ein Schweizer dieses Buch schrieb. Denn in der Schweiz liegt der Schlüssel zum Herzen Amerikas. Der Schlüssel ist Genf, das Genf der Reformation — ist der Geist Calvins, der von dort nach England und von England nach der Neuen Welt gedrungen ist. Es gehört zu dem Grossen und Wertvollen des Buches, dass es dieses Herauswachsen des Riesenbaumes der amerikanischen Kultur aus dem Geiste nachweist, dessen letztes Wort: Soli Deo Gloria — Gott allein die Ehre! heisst, und dessen Lebensauffassung vielleicht am besten die in England entstandene Formulierung ausdrückt: What is mans chief end? Mans chief end is to glorify God and enjoy him for ever (Was ist des Menschen höchstes Ziel? Des Menschen höchstes Ziel ist, Gott zu verherrlichen und sich sein ewig zu freuen). Aus dieser Quelle stammt jener Energismus, das heisst, jener Geist weltgestaltender Tatkraft, der vor allem das Amerikanertum charakterisiert (der griechische Titel des Buches „Dynamis" = Kraft, Wirksamkeit, soll diese Tatsache ausdrücken); aus ihr jener dafür ebenso charakteristische Freiheitsdrang, Demokratismus und Individualismus; aus ihr endlich jener Optimismus, der sicher ist, dass die Welt für Gott erobert werden könne und dass der Mensch als Mitarbeiter Gottes zu diesem Werke berufen sei.

Das Buch zeigt in grossen Zügen und, trotz allem Reichtum des Inhalts, in verhältnismässiger Kürze, wie aus dieser Grundkraft in Verbindung mit der durch Jahrhunderte gehenden Eroberung und Besiedelung der Neuen Welt, vornehmlich durch die englischen Puritaner, allmälig das politische, soziale und vor allem das religiöse Amerika entsteht. Es schildert an Hand zutreffender Kategorien einfach und klar die bunte Mannigfaltigkeit und innere Einheit seiner Kirchen. Dieser Individualismus hängt mit dem Demokratismus, der völligen Freiheit vom Staate und vor allem mit jener Unmittelbarkeit zu Gott, die gerade in dieser Form des Protestantismus, seiner echtesten, so mächtig hervortritt, zusammen. Er aber zeitigt, vermöge einer innern Dialektik, auf der andern Seite wieder eine Einheitsbewegung, die in dieser Form auf dem Gebiete des Protestantismus sonst nirgends anzutreffen ist. Man sieht, dass diese völlig staatsfreien religiösen Gemeinschaften und Organisationen mit dem Volksleben viel tiefer verbunden sind als unsere Staats- und Landeskirchen; dass sie, während diese sich ihr Gewissen vom Staate geben lassen, umgekehrt das Gewissen des Staates und des ganzen nationalen Lebens werden; dass sie ungescheut in die Politik eingreifen, ihr idealistische Ziele setzend; dass sie, sie vor allem, das ungeheure Werk der Alkohol-Prohibition durchsetzen; dass sie eine Fülle von Liebestätigkeit aller Art entfalten, und endlich — was vielleicht das Grösste ist — dass sie das soziale Problem als Ganzes mit einer Energie und Tapferkeit anfassen, von denen unsere Kirchen himmelweit entfernt sind. In neuerer Zeit hat der amerikanische Protestantismus besonders vier Aufgaben mit weltumfassender, enthusiastischer Tatkraft ergriffen: die Hilfe für alle Arten unmittelbarer Not der Welt, vor und während des Krieges (es ist eine gigantische Leistung, man kann nur

staunen, wenn man die Uebersicht bei Keller liest); die Missionierung der Welt — wobei wieder praktische Hilfe die Hauptrolle spielt; die Einigung des Protestantismus, ja der ganzen Christenheit, und endlich die Bewältigung des politischen und sozialen Problems als Ganzem im Sinne der Gerechtigkeit, der Brüderlichkeit und des Friedens im Reiche Gottes.

Gigantisch wächst diese Leistung und Aufgabe des amerikanischen Protestantismus vor uns empor. Wer Augen hat zu sehen, der sieht, wie unermesslich dankbar wir sein müssen, dass wir auch diese Form des Protestantismus haben. Wie stünden wir heute mit einem quietistisch in eine kaum mehr sichtbare Innerlichkeit eingeschlossenen, an die Taten und Schicksale des Staates geketteten Luthertum oder irgendeinem Pietismus dieser Art der gewaltig vordringenden Macht des Katholizismus gegenüber da? Diesem grossartigen religiösen Energismus Amerikas weist Keller gerade für die gegenwärtige Periode der Welt und des Christentums eine absolut notwendige und entscheidende Rolle zu. Mit Recht!

In immer neuen Formen droht das kontinentale Christentum dem Quietismus und Intellektualismus zu verfallen, das heisst, aus Christus eine Schutzmacht bestehender Dinge und eine Philosophie oder Theologie zu machen. In diese Stagnation des Lebens muss immer wieder ein Stoss des Aktivismus fahren, immer wieder muss der Schritt vom ruhenden Glauben zur wagenden Tat und von der Gabe zur Aufgabe gemacht werden. Vor allem aber ist nötig, dass die Nebel einer müden Skepsis, die über dem alternden Europa liegen, durch die Jugendkraft des Glaubens an die Eroberung der Welt durch Gott vertrieben und eine neue Jugend auch über der Alten Welt heraufgeführt werde.

So ist denn nur zu raten, dass jeder, der die gestaltenden Kräfte dieser Zeit kennen lernen will und irgendwie sich genötigt weiss, selbst an ihrem Werke teilzunehmen, sich dieses Buch nicht entgehen lasse. Möchte es stark dazu beitragen, dass endlich all jenes traurige Geschwätz über amerikanisches Wesen unter uns verschwinde; möchte es besonders unsern Intellektuellen und unter ihnen wieder besonders unsern Pfarrern helfen, dass sie endlich aufhörten, sich ihre Orientierung von Professoren geben zu lassen, für die ein einseitig verstandener Luther und eine reichsdeutsche Kultur das einzige und letzte Wort sind. Wir haben als Schweizer etwas Eigenes und Grösseres, weil Umfassenderes. Dass das Buch nicht nur die amerikanische, sondern ganz von selber auch die ganze angelsächsische Welt beleuchtet, dient diesem Zwecke trefflich.

Doch sei gerade hier eine Ergänzung angebracht. Man wird mit Recht fragen, ob denn das amerikanische Wesen nicht auch für das sympathische Auge Schranken, Mängel, tiefe Schatten aufweise. Keller kennt diese gewiss, wie auch wir sie kennen. Sie werden in dem Buche immer wieder angedeutet. Wenn das nicht noch mehr geschehen ist — auch von uns andern — so liegt der Grund darin, dass es zunächst einmal gilt, gegenüber der üblichen Verkennung das Tiefste und Beste des amerikanischen Wesens ins Licht zu setzen. Solange dieser Kampf dauert, ist eine gewisse Einseitigkeit oder doch der Schein davon fast unvermeidlich. Sobald er aber einmal zum Ziel geführt hat, wird es vielleicht eine Aufgabe werden, die Mängel und Gefahren des Amerikanismus, wie des Angelsachsentums überhaupt, hervorzuheben. Noch einmal: es fehlt daran durchaus nicht!

Zu dieser Ergänzung gehört ferner die Feststellung, dass durch die Erkenntnis des Guten und Grossen am amerikanischen, überhaupt am angelsächsischen Wesen anderes Gute und Grosse nicht herabgesetzt werden soll. Es soll, um nur dies eine hervorzuheben, damit nicht vermindert werden, was

deutsche Art und deutsche Kultur Eigenartiges und Grosses bedeuten.[1]) Wir müssen bloss einmal eine gerechte und tiefdringende Würdigung der angelsächsischen Welt durchsetzen, nachher wird der Blick für den Wert anderer Kulturen erst recht frei. Wir werden dann vielleicht — um wieder dies eine Beispiel zu nennen — die Eigenart und den unvergleichlichen Wert wirklich deutschen Wesens und deutscher Kultur sogar viel besser erkennen, als wenn wir die alldeutsche Brille tragen. Man könnte sagen, es bestehe zwischen angelsächsischem und deutschem Wesen das Verhältnis der Polarität. Beide Pole sind nötig, wenn der Lebensstrom nicht aufhören soll: Tun und Ruhe, Energismus und Quietismus, Aufgabe und Gabe, Handeln und Denken, Auswirkung und Vertiefung.

Und noch eine zweite Bemerkung ist nötig. Wenn in Amerika so Grosses angelegt und wirksam ist, warum haben wir denn an ihm solche Enttäuschungen erlebt? Hierauf wäre Vieles zu erwidern. Amerika ist so wenig als Europa das Reich Gottes. Neben den edlen walten auch dort unedle Kräfte. Solche unedle Kräfte sind es zum Beispiel, die das amerikanische Protektorat über Armenien verhindert haben, während die edlen Kräfte Amerikas für die Rettung dieses Volkes durch Spitäler, Waisenhäuser, Speisungen, Schutz aller Art mehr getan haben, als sonst irgendwer. Wenn Amerika sich nach dem Friedensschluss von einem Werk zurückzog, das nur unter seiner aktivsten Mitwirkung gedeihen konnte, so war daran neben einem amerikanischen Egoismus und Hochmut auch enttäuschter Idealismus schuld. Und wenn es wenig willig ist, die europäischen Schulden zu streichen, so doch nicht nur aus hartem Mammonismus, sondern auch darum, damit daraus nicht neue Unterseeboote und Flugapparate für Gasbomben würden.

Vor allem aber gilt eines und das ist für uns das Beste an diesem besten Buche über Amerika: es zeigt uns, dass es zwar für die Stosskraft des edelsten amerikanischen Geistes Hemmungen, Stillstände, Rückschläge geben kann, dass aber dort drüben, im Lande der Kraft, eine gewaltige Macht des Guten gerüstet ist, die sozusagen mit der Sicherheit eines Naturgesetzes sich auswirken muss und von der Grosses, Grösstes zu erwarten ist.

L. Ragaz.

Rundschau

Die Wahlen in Deutschland und Frankreich. Auch wenn man zu unserm heutigen Parlamentarismus ein grosses Fragezeichen setzt (was nicht im Sinne Mussolinis oder Léon Daudets zu geschehen braucht und nicht bloss aus Antidemokratie, sondern aus Demokratie fliessen kann), darf man Parlamentswahlen unter Umständen als Ereignisse von grosser Wichtigkeit betrachten. Diese Wichtigkeit kann sowohl in ihrer symptomatischen Bedeutung wie in ihren unmittelbaren und mittelbaren Wirkungen liegen.

Die Wahlen in Deutschland und Frankreich stehen auf den ersten Blick in einem seltsamen Gegensatz zueinander. Die Deutschen in ihrem unvertilgbaren Bedürfnis nach Verehrung für das, was „über uns ist", heben ausgerechnet jene Kaste wieder in den Sattel, durch die sie ins tiefste Elend gestürzt worden sind, bejubeln einen so zweifelhaften „Helden" wie Ludendorff, den Besiegten und in der Niederlage als klein und feig Erwiesenen, einen der

[1]) Ich habe mich über das Verhältnis dieser beiden „Kulturen" einmal in einem Aufsatz der „Süddeutschen Monatshefte" („Deutschland und wir. Zum geistigen Friedensschluss."), 16. Jahrgang, Heft 11, ausgesprochen.

schlimmsten Verderber Deutschlands, wie einen Halbgott und wählen ihn in den Reichstag; die Franzosen verabschieden das System, das ihnen — scheinbar wenigstens — den Sieg gebracht hat, stürzen seine Hauptvertreter, Poincaré und Millerand, und verweigern dem um die Rettung Frankreichs hochverdienten und siegreichen General de Castelnau[1]) den Eintritt ins Parlament. Die verschiedene Art der beiden Völker scheint damit in das hellste Licht zu treten. Doch ist das nur ein vorläufiges Bild; sehen wir genauer zu.

An sich sind die deutschen Wahlen, wie mir scheint, nicht so schlimm, als man meinen möchte, weniger schlimm, als man hätte befürchten müssen. Alle Umstände waren für eine nationalistische Hochflut günstig. Poincaré hatte tüchtig dafür gearbeitet. Diese Hochflut ist trotz dem Ruck nach rechts nicht gekommen. Das will doch etwas heissen! Wenn das deutsche Volk nach all dem, was ihm von Frankreich wirklich angetan worden ist und vollends nach all dem, was man davon ihm überdies vorgelogen hat, doch noch eine, wenn auch sehr geringe, nicht dem extremen Nationalismus verschriebene Mehrheit in den Reichstag geschickt hat, so ist das doch wohl ein Zeichen, dass das neue Deutschland stärker ist, als viele glauben. Auch dieses neue Deutschland wird freilich anders sein, als das radikale Frankreich, aber es kann auf seine Weise ebenso demokratisch sein. Wie viel stärker wäre es dies vollends und wie viel weiter darin entwickelt, wenn eine von einem grossen Vertrauen getragene, weitsichtige Politik der Entente ihm vom Anfang an zu Hilfe gekommen wäre!

Auch der Sozialismus ist bei weitem nicht so schlecht weggekommen, wie zu befürchten war. Die Verluste der Sozialdemokratie muss man wohlverdient nennen, sie sind aber nicht katastrophal. Die in so manchen Punkten verkehrte, vor allem charakterlose Politik der Sozialdemokratie hat grosse Haufen ihrer Anhänger ins Lager der Kommunisten getrieben. Man darf darum die Bedeutung der kommunistischen Erfolge nicht überschätzen. Es sind Augenblickserfolge, die bald wieder zerfliessen können. Alles kommt darauf an, ob in Deutschland eine innere Erneuerung des Sozialismus eintritt, die das marxistische Epigonentum endgültig abtut, aber nicht, um zu irgendeinem reformistischen Philistertum zu gelangen, sondern zu einem bessern, weil geistigern Radikalismus vorzudringen. Dafür sind vielleicht gerade diese letzten Entwicklungen günstig. Auch sind gerade in Deutschland in der Tiefe, zunächst vielfach abseits von der Politik, Kräfte tätig, die in dieser Richtung wirken müssen. Auf alle Fälle wäre es gerade angesichts dieser für den Sozialismus unter den schlimmsten Zeichen geschehenen Wahlen verkehrt, von einem endgültigen Fiasko des Sozialismus zu reden. Man sollte sich besonders auch in den religiös-theologischen Kreisen hüten, so hastig den Bewegungen des Kinofilms der Modestimmungen zu folgen und sich einen tieferen, freieren Atem bewahren. Der Sozialismus wird in irgendeiner Form die nächste Zukunft (die lange dauern kann) charakterisieren.

Es scheint mir auch, dass durch diese Wahlen die verhältnismässige Ungefährlichkeit der reaktionären Kräfte Deutschlands bewiesen sei. Es ist hier offenbar viel mehr Geschrei als Wolle. Diese Kreise sind unter sich uneinig. Auch entbehren sie der rechten Führer.[2]) Wenn sie nach dem neuesten Erfolg doch nichts anderes tun können, als entweder die „Erfüllungspolitik" mitmachen oder mit blossen hochtönenden Worten dagegen protestieren — und sie werden wohl nicht leicht etwas anderes tun können — so könnte ihre Rolle bald ausgespielt sein, trotz Stahlhelm und Ludendorff. Dass ein Stinnes und ein Helfferich, beide Symbole und Vertreter des reaktionären Deutschland,

[1]) Der dazu vier Söhne auf dem Schlachtfeld gelassen hat.

[2]) Als was für eine traurige Gesellschaft sind sie durch den Hitlerprozess enthüllt worden!

wenn auch jeder auf seine besondere Weise, so plötzlich und unter so bedeutsamen Umständen weggenommen worden sind, so ist das vielleicht auch ein Symbol der neuen Lage. Es geht trotz allem einer andern Welt entgegen.

Die französischen Wahlen können und müssen dazu mithelfen. Ihr Sinn ist unzweideutig. Sie bilden eine zweite Phase des Lichtaufganges in der Weltpolitik, als deren erste wir die englische Arbeiterregierung begrüssen konnten. Es ist etwas ganz Ergreifendes um die Tatsache, dass das französische Volk trotz den reaktionären deutschen Wahlen seinen sehr starken „Ruck nach links" vollzogen hat. Es bewährt damit seine alte Freiheitstradition und hochgesinnte Art. Mit den trotz allem augenblicklichen Schein des Rechtes dennoch so oberflächlichen und irreführenden Redensarten vom französischen Imperalismus und Militarismus muss es von nun an vorbei sein. Das ist ein grosser Gewinn für die Wahrheit. Wir werden wieder jenes Frankreich haben, das vor dem Kriege war: ein zwar mächtiges und lebensstarkes (freilich immer noch tiefer und vielfacher Regeneration bedürftiges), aber im wesentlichen pazifistisches und humanitäres Frankreich, das Frankreich des „Quotidien" und der „Ligue pour les droits de l'homme".

Poincaré aber ist mit samt seinem Ruhrsieg liquidiert. Gerechtfertigt ist die Auffassung, dass die augenblickliche französische Hegemonie mit ihrem Militarismus und Imperialismus doch kein so bedrohlicher Faktor sei, wie etwa einst die preussisch-deutsche, weil es ihr an den innern Voraussetzungen einer längeren Dauer fehle.

Auch wenn man sich hütet, die Folgen dieser Wendung zu überschätzen, so wird man sie doch für weittragend halten dürfen. Sie genügt, um in Verbindung mit der in England geschehenen einen Umschwung in der europäischen und sogar der Weltpolitik herbeizuführen. Mit dem Frankreich Herriots wird sich das England Macdonalds gut verständigen können. Die Reparationsfrage muss sich nun lösen lassen, es sei denn, dass Deutschland mit Verblendung geschlagen sei. Der Völkerbund, nun getragen von dem einmütigen Willen der zwei stärksten seiner bisherigen Glieder, kann einen ungeahnten Aufschwung nehmen. Der Zug des neuen Geistes wird über die ganze Welt hin spürbar werden und auch die Schweiz beeinflussen. Gegen ein zu seiner alten Freiheitstradition zurückgekehrtes Frankreich wird die Bildung eines Ostblockes, d. h. einer deutsch-russischen Allianz mit Revanchezielen, unmöglich sein. Und hier ist eins nicht zu vergessen: ein Frankreich, das trotz dem Furchtbaren, das es doch erlitten hat, verhältnismässig rasch eine Politik der Angst und des Hasses abschüttelt, gewinnt sich die halbverlorenen Sympathien der Welt rasch zurück, und wenn Deutschland einem solchen Frankreich gegenüber etwa eine Politik nationalistischer Verblendung treiben wollte, so hätte es die ganze Welt genau so gegen sich, wie während des Krieges, und sein endgültiger Untergang wäre gewiss. Nichts kann gerade dieser Lage gegenüber törichter sein, als die ablehnende Stellung zum Völkerbund, die letzthin wieder der Reichskanzler Marx bekundet hat. Eine falschere Spekulation kann es nicht geben. Deutschland verscherzt damit die Sympathien Englands, ohne diejenigen Amerikas zu gewinnen; es bleibt ihm nur der Dank der Bolschewisten, und der könnte von besonderer Art sein. Wer Deutschland wirklich lieb hat, der muss alles daran setzen, dass es gerade jetzt in den Völkerbund komme, wo diesem so wertvolle neue Aussichten eröffnet sind. Es kann dort mit einem Schlag vieles wiedergewinnen. Wenn es aber in selbstischem Hochmut sich abseits hält, von irgendwelchen politischen Veränderungen und Ludendorffiaden sein Heil erhoffend, so könnte es einem schweren und fast vernichtenden Gericht verfallen.

Noch einen bedeutsamen Zug möchte ich an dem Ereignis der französischen Wahlen hervorheben: den überraschenden neuen Aufstieg des Sozialismus, der es mit einem Schlag von 55 auf 103 Mandate gebracht hat.

Wenn der Kommunismus, der sich doch lange als die französische Mehrheitspartei ausgegeben hat, dem gegenüber bloss 29 Abgeordnete zählt, so zeigt das wieder, dass er in Mittel- und Westeuropa keine Aussicht mehr hat, die herrschende sozialistische Bewegung zu werden, sondern zu der Rolle einer, wahrscheinlich immer kleiner werdenden Minderheit, und zwar nicht einer ketzerischen und darum fruchtbaren, sondern einer überorthodox-unfruchtbaren verurteilt ist. Dadurch ist eine Gesundung des ganzen europäischen Sozialismus und damit wieder eine der ganzen Lage Europas und der Welt angebahnt.

Um nun diese ganze Betrachtung auf ihre letzte Formel zu bringen: Was uns in diesen Entwicklungen, besonders den französischen, tief erfreuen darf, ist das langsame Vorrücken der neuen Welt, auf die wir hoffen. Es zeigt sich, dass jener Pessimismus, der sich durch die Erwartung einer langen Periode der „heiligen Allianz", das heisst der Reaktion, bedrücken liess, doch von einer falschen geschichtlichen Analogie betrogen war. Gewiss wird es noch einer seelischen Erholung und geistigen Erneuerung bedürfen, gewiss noch vielen Kampf kosten, bis Müdigkeit und Reaktion überwunden sind, aber die Geschichte kann doch ganz anders verlaufen, als einst von 1815 bis 1847. Dabei ist uns eines selbstverständlich klar: das Vorrücken der neuen Welt, das in den politischen Entwicklungen, die uns Freude machen, sich kundtut, vollzieht sich gewiss nicht auf der tiefsten Linie; aber wenn es auch mehr auf der Oberfläche geschieht, so ist dies doch eine Verheissung für Entwicklungen tieferer Art. Und sollte etwas auf der Oberfläche geschehen können, ohne dass etwas in der Tiefe vor sich ginge? Gewiss dürfen wir auch für das Grösste wieder fröhlicher hoffen. Es naht, trotz dunklen Wolken, doch etwas wie Frühling.

Die nahende Lösung der Reparationsfrage. Manchmal kann man doch im Dunkel der Geschichte deutlich eine „Hand" beobachten. In dem Augenblick, wo durch das Aufsteigen einer englischen Arbeiterregierung und den Sieg der französischen Linken eine Lösung des Reparationsproblems politisch und psychologisch möglich wird, ist durch den sogenannten Expertenbericht auch die technische Lösung geboten. Dieser Expertenbericht über die Reparationsfrage ist ein Dokument und Ereignis von grösster Bedeutsamkeit. Nach fünf Jahren Streit, Quälerei, tiefster geistiger und materieller Not und Unruhe bis hart an den Ausbruch eines neuen Weltbrandes setzen sich 15 Männer, Amerikaner vor allem, dazu Engländer, Franzosen, Belgier, Italiener hin, arbeiten einige Monate mit sachlicher Gründlichkeit und ernstem Willen zur Gerechtigkeit und Wahrheit, und siehe, es kommt ein Ergebnis heraus, von dem alle Menschen guten Willens sagen müssen: „Das ist die Lösung!" Warum konnte das nicht vorher geschehen?

Dieser Bericht, der eine gute Broschüre ausfüllt, ist ein Aktenstück von solcher Wichtigkeit, dass ihn lesen und studieren sollte, wer dazu irgendwie in der Lage ist.[1]) Er wirft ein sehr belehrendes Licht auf diese ganze Seite des Verhältnisses von Frankreich und Deutschland in den Jahren nach dem Kriege. Besonders sollten ihn Deutsche lesen. Sie können daraus aufs zuverlässigste allerlei erfahren, was für die innere und äussere Politik ihres Landes wichtig ist. Eine sehr grosse Schuld gewisser deutscher Kreise an dem ganzen Unglück dieser Jahre tritt aus dem Bericht deutlich hervor. Er lässt keinen Zweifel darüber betehen, dass die Inflation mit all ihrem Elend von der deutschen Grossindustrie, wahrscheinlich im Bunde mit den Regie-

[1]) Ich kenne ihn in der englischen Ausgabe: The Dawes Report, World Peace Foundation, 40 Mt. Vernon Street, Boston, U. S. A. Eine deutsche Uebersetzung wird wohl bald erscheinen.

rungen, zum mindesten derjenigen Kunos, herbeigeführt worden ist, einmal, um die Schulden der Industrie und des Staates (Kriegsanleihen, Eisenbahnen) loszuwerden, sodann, um den Steuern zu entgehen und endlich, um riesige Gewinne auf Kosten des notleidenden Volkes zu machen. (Und diese Leute hat man dafür belohnt, indem man ihnen durch die Wahlen zur Macht verhalf!) Er zeigt, wie diese Kreise die Steuern illusorisch zu machen wussten, indem sie sie stets in bereits entwertetem Geld bezahlten, abgesehen davon, dass sie überhaupt zu gut wegkamen. „Man darf zuversichtlich sagen, dass die wohlhabenden Klassen beim Tragen der nationalen Lasten mit einem Anteil davongekommen sind, der weit geringer ist, als er sein müsste." Das schreiben Männer, die doch selbst der grosskapitalistischen Welt angehören. Und die gleichen Männer erklären: „Der vorhandene [deutsche] Reichtum ist in einem unerhörten Gerade schlecht [d. h. ungleich] verteilt." Die Fähigkeit, Deutschlands (das heisst: dieser Klassen) verhältnismässig hohe Reparationen zu zahlen, ohne ernstlich Schaden zu leiden, wird ebenso klar, wie der schlechte Wille der entscheidenden Kreise. Poincaré bekommt ein Stück Recht — freilich nur ein Stück! Es wird zur Ablenkung des Grolles gegen Frankreich viel beitragen, wenn diese Dinge in Deutschland einmal allgemein bekannt werden.

Der Bericht ist im übrigen ein herzstärkendes Dokument, durch den Geist der Umsicht, Weisheit, Gerechtigkeit und Hochsinnigkeit, der ihn durchleuchtet. Endlich, endlich erlebt man wieder, was „fairnes", ja Hochsinnigkeit, und dazu Solidaritätsgefühl, ja beinahe Brüderlichkeit im internationalen Leben wäre. Das Hauptverdienst daran scheint der Präsident, General D a w e s, zu haben, der in seiner Eröffnungsrede und in seinem Begleitbrief amerikanische Art von ihrer besten Seite wahrhaft glänzend kundtut. Hochsinnig und taktvoll durch und durch ist der T o n des Schriftstückes. Kein verletzendes Wort über Deutschland wird gesagt, wenn auch einige kritische über seine regierende Klasse. Es wird überall aufs ängstlichste darauf Bedacht genommen, dass die Kontrolle seiner Finanzverwaltung, die Deutschland als Sicherung für die Schuldner und Ersatz für die militärische Besetzung auferlegt werden muss, die Grenzen des absolut Notwendigen nicht überschreitet und fast mehr eine Beratung als eine Bevormundung wird. Was die finanzielle B e l a s t u n g Deutschlands betrifft, so wird als Maßstab betrachtet, dass sie nicht kleiner sein dürfe, als die der Alliierten, dass sie aber auch Deutschlands völlige Erholung nicht hindern dürfe. Das ist ein Maßstab, dessen Gerechtigkeit niemand anzweifeln wird. Dabei wird besonders darauf Bedacht genommen, dass die a r b e i t e n d e B e v ö l k e r u n g keine zu schweren Lasten zu tragen bekomme. Diese Bürde wird der G r o s s i n d u s t r i e aufgelegt und es bleibt den Deutschen überlassen, den G r o s s g r u n d b e s i t z selber dazu herbeizuziehen. „Der deutsche Steuerzahler darf ohne Angst auf den Rest der Bezahlung von 2½ Milliarden Mark [als Jahresleistung nach der Periode der Erholung] blicken, denn sie stellt eine verhältnismässig geringe Last für die deutsche Industrie, die im Genuss ganz spezieller Profite gewesen ist, und bloss einen bescheidenen Teil vom Ertrag des grossen, in den Eisenbahnen angelegten Kapitals dar ... Wir sind überzeugt, dass die Beiträge von seiten der Eisenbahnen und der Industrie sich nicht in irgendeiner nennenswerten Weise zu einer Last für den einzelnen deutschen Steuerzahler gestalten werden." Dieses aufrichtige s o z i a l e Interesse fremder („feindlicher") Männer für das deutsche Volk hebt sich eigentümlich ab von dem Verhalten seiner eigenen Herrenkaste. Dabei muss vor allem nicht vergessen werden, dass diese jährlichen Leistungen, wenn ich nicht irre, noch nicht die Kosten des alten Heeres und der alten Flotte ausmachen, die das deutsche Volk glücklich losgeworden ist. Eine vollendete Sachkenntnis, Freiheit des Urteils und praktische Weisheit spricht aus allen Ausführungen. Mit äusserster Genauigkeit

und Geschicklichkeit sind alle zugänglichen Quellen der Wahrheit geprüft worden. Auch ein Laie muss den Eindruck bekommen, dass hier das Beste geleistet worden ist, was geleistet werden konnte.

Wenn Deutschland gut beraten ist, dann nimmt es dieses Ergebnis ohne Zögern und Markten an, selbstverständlich so, dass es darnach trachtet, auch die Ruhrbesetzung und die Besetzung überhaupt sobald als möglich loszuwerden. Wenn es jetzt noch zögern wollte, dann setzte es sich vor der ganzen Welt aufs schwerste ins Unrecht und die Folgen müssten verhängnisvoll sein.

Es ist ja, wie gesagt, so, dass die Kontrolle der deutschen Finanzverwaltung ein wenig wie Bevormundung aussieht. Man kann zum Trost freilich anführen, dass ihr Maß von Strenge von dem deutschen guten Willen abhängen wird und dieser sie zu etwas ganz Unwesentlichem machen kann; sodann, dass diese Kontrolle die internationale Sicherheit und damit auch das deutsche Wohlergehen fördern wird. Sie verstösst aber gegen gewisse bisherige Begriffe von „nationaler Ehre". Indes: haben diese Begriffe noch viel Sinn und Wert? Bedeutet nicht vielmehr gerade diese Lösung des Reparationsproblems einen höchst bedeutsamen Uebergang aus der Periode der absoluten nationalen Souveränität in die des Völkerbundes, das heisst, der solidarischen Völkergemeinschaft? Wenn Deutschland auf diesem Wege leidend vorangeht, so bedeutet das auf der einen Seite vielleicht eine Sühne für seine Sünden gerade in *diesem* Punkte, auf der andern vielleicht einen in der Form des Nachteils versteckten Vorzug und kann ihm dafür wohl eine geschichtliche Kompensation werden. Den Eintritt in den Völkerbund sollte es auch aus diesem Grunde so rasch als möglich vollziehen. Dieser wird zuletzt ja doch wohl die Kontrollinstanz werden und dann ist es, wenn es dazu gehört, seine eigene. So markiert dieses Dokument die grosse Wendung der Geschichte, die sich heute vollzieht.

Es wäre auch sonst noch viel darüber zu sagen. Bedeutsam und verheissungsvoll ist, dass *Amerika*, ohne dessen Mitwirkung dieses Werk nicht zustande gekommen wäre, nun doch noch einen so wichtigen Beitrag an dessen Lösung leistet und dabei eine geniale Hand zeigt. Auch die *Hintergründe* wären wohl lehrreich. Ob nicht die amerikanisch-englische Hilfe gegen den Frankensturz und also auch dieser selbst zu dieser Wendung mächtig beigetragen haben und die vorherige Zustimmung zum Ergebnis der Expertenarbeit der eine Preis war, der dafür bezahlt werden musste? Dann wäre wieder die „Hand" in diesen Vorgängen zu sehen. Auch das ist bedenkenswert, dass gerade jetzt in Deutschland Bestrebungen im Gange waren, durch eine sittliche Tat der Einzelnen das Reparationsproblem zu lösen, das die Diplomatie nicht lösen konnte. Von zwei Seiten ging diese Bewegung aus: von *Förster* und seinen Gesinnungsgenossen mit ihrem *Versöhnungsopfer* und von dem Kreis der „*deutschen Bauhütte*" mit ihrem Vorschlag eines freiwilligen „Zehntens" vom Vermögen vieler Einzelner für den französischen Wiederaufbau.[1]) Auch *dieses* Zusammentreffen ist kein Zufall.

Doch nun genug! Wir haben alle Ursache zur Dankbarkeit. Alle guten Geister mögen weiter am Werke sein. Wir dürfen wieder getroster als schon lange an das Bessere glauben.

Unser Militarismus wird immer schlimmer — während es anderwärts bessert. Inzwischen wird unser Militarismus immer schlimmer. Wir bekommen eine neue Truppenordnung, und es wird uns angedeutet, dass das wieder

---

[1]) Das eigenartige Buch von Fl. Ch. *Rang*: „Deutsche Bauhütte" soll in Bälde eine Besprechung erfahren.

„Einiges“ (sagen wir so 10 bis 15 Millionen im Jahre) mehr kosten werde. Also etwa 120 Millionen (alles in allem gerechnet) jährlich für das Militär, das heisst: für ein Weniger — als — nichts, und dabei kein Geld für die Alten, die Tuberkulösen, die Leidenden aller Art.[1]) Unser Heer soll immer mehr, heisst es, so ausgestaltet werden, dass es sich im Gebirge halten könne. Wozu wir bemerken: während inzwischen Frauen und Kinder in den Städten und Dörfern der Ebene an den unsichtbaren, unriechbaren Giftgasen ersticken! Was ist das alles für ein frevelhafter Wahnsinn!

Hören wir wieder einen Mann, der vom Krieg mehr versteht als unsere Militaristen. Oberst Fiala, ein Mann, der den Weltkrieg mitgemacht, schreibt in der „Prager Presse“:

„Eine zielbewusste Fliegerabwehr muss sich des Umstandes bewusst sein, dass die modernen Flugzeuge mit Stationen der drahtlosen Telegraphie, eventuell auch Telephonie ausgerüstet sind, durch welche der Luftkrieg zu etwas Ungebundenem, Grossem und Schrecklichem für ein Volk und einen Staat werden kann, welche beispielsweise eine derart ungünstige Lage haben würde wie unsere Republik. Die ganze Republik wird im künftigen Kriege zu einem einzigen Kriegsschauplatz werden, legen wir deshalb nicht ein grösseres Gewicht auf den Schutz der Grenzen als auf den Schutz sämtlicher Zentren im Hinterlande. Heute befinden wir uns in einer Situation, in der es der ganzen Bevölkerung schlecht ergehen würde, da sie gegen einen durch die Luft kommenden Feind nicht zu kämpfen vermag.

Vor den Bomben muss man sich, namentlich in den Städten, in unterirdische Deckungen flüchten. In Prag würde es z. B. gleich beim ersten Fliegerangriff zu einer Panik kommen, da es hier keine Untergrundbahnen gibt, wohin man flüchten könnte. Zum Schutz gegen Gasbomben müsste jeder Mensch und jedes lebende Geschöpf überhaupt ständig eine Gasmaske zur Hand haben, überdies müsste in die Deckungen gegen Gasangriffe Sauerstoff geleitet werden. Solche Deckungen müssten in jeder Gasse, nach Möglichkeit jedoch in jedem Hause vorhanden sein und schon im Frieden planmässig angelegt werden. Gegen eventuelle Angriffe durch Bazillen enthaltende Bomben müssen Gegenangriffe, Desinfektoren und ein ausgedehnter Sanitätsdienst vorbereitet werden.“

Während auf die geschilderte Weise unsere Obersten und ihr ganzes System es immer toller treiben, wird es in der übrigen Welt allmälig Tag. England ist von einer Regierung geleitet, der nichts so sehr am Herzen liegt, wie der Weltfriede. Frankreich kehrt zu seiner pazifistischen Tradition zurück. Dänemark bereitet eine Abrüstung „im Sinne des Völkerbundes“ vor. Im holländischen Senat hat ein Antrag auf vollständige Beseitigung des Heeres von 29 Stimmen 10 erhalten (man denke an unsern Ständerat!); nur die Schweiz rüstet „unentwegt“ weiter, den Völkerbund verratend, die Schweiz verratend, Fluch auf uns herabziehend. Wie lange noch?

Wie unsere Patrioten dabei die Unabhängigkeit der Schweiz schützen. An der Technischen Hochschule der schweizerischen Eidgenossenschaft in Zürich war eine Professur für Geographie, die schweizerische eingeschlossen, zu besetzen. Wenn es ein Katheder gibt, von dem aus ein Schweizer jungen Schweizern ihr Vaterland und die Welt bekannt machen soll, und zwar vom schweizerischen Standpunkt aus, wenn auch natürlich mit ehrlicher und gründ-

---

[1]) An der „freisinnigen“ Parteiversammlung, die am 17. und 18. Mai in Zürich stattfand, trat dieses Verhältnis drastisch hervor. Scheurer pries unsere Armee (c'est son métier) und Schulthess erklärte, wir hätten für die Sozialversicherung kein Geld.

licher Wissenschaftlichkeit und mit menschheitlichem Ausblick, so ist es dieses. Und es waren Schweizer vorhanden, ganz in der Nähe, die auf ganz ausgezeichnete und einzigartige Weise für diese Aufgabe befähigt waren. Ich nenne nur den einen, den ich genauer kenne: Professor Alfred de Quervain in Zürich. De Quervain ist Titularprofessor, das heisst Privatdozent, für Meteorologie und ähnliches. Dass er nicht schon lange Professor Ordinarius ist, bedeutet, besonders in Verbindung mit einigen andern Tatsachen ähnlicher Art, ein Kapitel für sich und beweist, dass es in diesen Tagen für einen Mann, der Geist und Charakter hat, der ausser einem Gelehrten auch ein Mensch ist, und zwar einer mit eigenen Ansichten, die er sogar äussert (es sind in diesem Falle keineswegs extreme Ansichten), nur schwer möglich ist, an unsern Universitäten seinen Platz zu finden. Dass de Quervain ein ungewöhnlich bedeutender Mensch und Gelehrter ist, weiss man zum mindesten im Ausland, man weiss es im Grunde auch bei uns. Seine beiden Durchquerungen Grönlands haben ihn zu einem weit in der Welt herum bekannten Mann gemacht und seine zwei Bücher darüber zeigen ihn auch als begabten Schriftsteller wie als tiefen und liebenswerten Menschen, für den alle Wissenschaft schliesslich ein menschliches Interesse hat und dem des Menschen würdigstes Studium der Mensch ist. Dieser Mann, der eine Leuchte der Wissenschaft ist, ist auch ein Lehrer, der wie nur wenige seinem Stoff ein menschliches Interesse einzuhauchen versteht. Ein Kurs über Astronomie, den der Schreiber dieser Zeilen bei ihm mitgemacht, gehört zum Genialsten, was er in dieser Art erlebt. Und dieser Mann, der die weite Welt kennt und liebt, ist zugleich ein Schweizer, der wie wenige sein Land und Volk kennt und mit Herz und Gewissen umfasst.

Warum hat man diesen Mann nicht gewählt? Wenn man hinterher erklärt, dass es Zweige der Geographie gebe, für die er keinen Ausweis besitze, so ist dies eine faule Ausrede. Wer etwas von akademischen Dingen kennt, der weiss, dass sozusagen jeder Dozent sich in diesen oder jenen Zweig seiner Aufgabe erst einarbeiten muss, dass dies oft gerade von den Besten gilt und dass man das einem begabten Mann auch ohne weiteres zumuten darf. Nein, es ist ein offenes Geheimnis, dass andere Gründe den Ausschlag gegeben haben. Die Intrigue hat sich ans Werk gemacht, wie es scheint, von zwei Seiten her, die in „Patriotismus" wetteifern. Der Geist dieses Mannes passte gewissen Leuten nicht. Das Ergebnis war, dass auf diesen Lehrstuhl für schweizerische Geographie ein Böhme gewählt wurde, ein Deutschböhme, Prof. Dr. Machatschek. Ein Deutschböhme! Wer diese Art kennt, musste von vornherein annehmen, dass es zugleich ein Alldeutscher sei. Und richtig: die Bestätigung dieser Vermutung folgt auf dem Fuss. Dieser Professor für schweizerische Geographie, der einen wichtigen Teil unserer Jugend in die Kenntnis unserer heutigen Völkerwelt einführen soll, ist ein alldeutscher Politiker. Die deutschnationale, d. h. alldeutsche Vereinigung in Prag hat ihm eine Abschiedsfeier bereitet, wovon die „Bohemia", ihr Organ, am 15. April folgendes berichtet[1]): „Dem aus Prag scheidenden Obmannsstellvertreter der Kreisparteileitung der deutschen Nationalpartei, Prof. Machatschek, Lebewohl zu sagen, versammelten sich deren Mitglieder und Freunde ... Abgeordneter Lodgmann [der bekannte Führer der Alldeutschen Böhmens. D. Red.] gedachte der Verdienste, die Professor Machatschek in Prag auf wissenschaftlichem, kulturellem und politischem Gebiete geleistet hat und gab der Ueberzeugung Ausdruck, dass er nunmehr bei seinem Uebergang von der höhern Schweiz in die niedere [was soll das heissen? D. Red.] die Sache unseres Volkes mannhaft vertreten und zum Nutzen der bedrängten Deutschen wertvolle Aufklärungsarbeit leisten werde" [zu deutsch: alldeutsche Propaganda

---

[1]) Zitiert aus dem „Demokrat", Nr. 37.

betreiben werde, wobei es ihm von vornherein an Kollegen in allen Fakultäten nicht fehlen wird. D. Red.]

Sollte man so etwas für möglich halten? Es ist aber Tatsache. Wohlverstanden: „Alldeutsch" ist nicht „deutsch". Aber auch ein Alldeutscher kann ein trefflicher Mensch sein, und ob die Deutschböhmen Alldeutsche sind oder nicht, ist ihre eigene Sache. Nur für unsere schweizerische Jugend, und besonders für Fächer, die nicht „reine Wissenschaft" sind, können wir keine alldeutschen Politiker oder gar Agitatoren als Lehrer brauchen.

Dazu nur drei Bemerkungen. Zum Ersten: Wenn es ein Volk in Europa gibt, mit dem die Schweiz sich durch eine tiefe geistige Verwandtschaft verbunden fühlen müsste und mit dem in inniger Freundschaft zu leben für sie ein Interesse ersten Ranges bedeutet, so ist es das tschechoslovakische Volk, das Volk der Hussiten, das Volk Masaryks. Und nun wählen wir an eine Stelle, von der aus der Geist unseres Volkes auf so hervorragende Weise gebildet wird, ausgerechnet einen Todfeind dieses Volkes (denn das sind die Deutschböhmen und dazu alldeutscher als die Alldeutschen des Reiches — Ausnahmen abgerechnet, zu denen aber Professor Machatschek nicht zu gehören scheint) und schaffen damit ein Agitationszentrum gegen dieses Volk. So etwas ist doch wohl nur in der Schweiz möglich!

Zum Zweiten: Diese Wahl ist nach dem, was wir aus sicheren Quellen hören, besonders durch den Einfluss eines Mannes zustande gekommen, der diesen Dingen nahe stand und dessen Männerbrust von schweizerischem Patriotismus stets nur so geschwellt war. Man sieht wieder einmal, was dieser Patriotismus ist! Und dass Bundesrat Chuard als letzte Instanz diese Wahl bestätigt, Chuard, ein Welscher, ist auch eine beredte Tatsache.

Diese führt uns zum Dritten: Bundesrat Chuard ist ein grosser Militärfreund. Er stand im Vorderkampf für die Fernhaltung von sehr schweizerisch gesinnten Dienstverweigerern von der Technischen Hochschule. Das führt zu einer allgemeinen Tatsache von grosser Tragweite: Diese Militaristen geben vor, unsere Unabhängigkeit zu schützen. Dafür dient — sagen sie — unser Heer, dienen unsere Festungen. Und während sie hundert und mehr Millionen jährlich für Heer und Festungen ausgeben — ohnehin nutz- und sinnlos — verwenden sie Schweizergeld dazu, unsere beste Armee und Festung, den schweizerischen Geist, dem Ausland auszuliefern. Wenn es so weitergeht, wird es bald nichts mehr zu verteidigen geben.

Die „milde" Behandlung der religiösen Dienstverweigerer. Bei Anlass der berüchtigten Berner Kirchensynode wurde immer wieder betont, es habe eine mildere Behandlung der Dienstverweigerer aus Gewissensgründen Platz gegriffen. Dazu zwei Erläuterungen:

1. Gustav Karrer, Bäcker, ist zum ersten Male zu drei Wochen Gefängnis, zum zweiten Male zu zwei Monaten Gefängnis, zum dritten Male, unmittelbar darauf, zu 7½ Monaten Gefängnis (Untersuchungshaft inbegriffen) und zwei Jahren Einstellung in den bürgerlichen Ehrenrechten verurteilt worden. Kaum aus dem dreivierteljährigen Gefängnis entlassen, hat er soeben das vierte Aufgbot erhalten.

2. Ernst Windler, früher Krankenpfleger, seit einigen Jahren in der Vorbereitung zur Universität begriffen, hat, trotzdem er mehrere Militärkurse als Sanitätssoldat mitgemacht, nach der Verweigerung das erste Mal vier Monate, dann, bald darauf, das zweite Mal wieder vier Monate Gefängnis erhalten.

Schärfer hat man es auch früher nicht gehalten, in manchen Fällen sogar milder. Beide haben aus ernsten religiösen Gründen verweigert. Jene Behauptung stimmt also durchaus nicht mit den Tatsachen. Einzig der Fall

Lang bildete eine Ausnahme, wenigstens soweit ich von der Sache Kenntnis habe.[1])

Ein Buch und die freisinnige Inquisition. Erinnern sich die älteren Leser der „Neuen Wege" noch eines Buches, von dem vor einiger Zeit unter uns viel die Rede war? Einer unserer besten Männer, Dr. Gadient, damals Sekundarlehrer in Chur, jetzt in Klosters, hat damals ein Buch erscheinen lassen, „Das Prättigau", trotz seines mehr regionalen Gegenstandes ein Buch von allgemein schweizerischer Bedeutung und ein vaterländisches Buch, wie wir deren nicht viele haben. Dieses Buch, das grossen Segen zu stiften berufen war, enthielt einige mehr als berechtigte, durchaus im rechten Masse bleibende Sätze gegen den bündnerischen „Freisinn" und seine Magnaten. Diese wussten, in „Alt Fry Rätien", es durch juristische Prozeduren, die ein Hohn auf alles Rechtsgefühl darstellen, zu bewerkstelligen, dass dieses Buch — konfisziert wurde bis zum Austrag des gegen den Verfasser angestrengten Beleidigungsprozesses. Der Prozess wurde dann ans Bundesgericht weitergezogen. Auch solche unter uns, die in der heutigen Schweiz vieles für möglich halten müssen, vertrauten fest darauf, dass wenigstens in Lausanne noch Richter seien. Dann hätten sie selbstverständlich den Prozess aufs rascheste erledigen sollen, damit das Buch frei werde und leben könne. Und nun liegt der Prozess bald zwei Jahre in Lausanne und man hat nichts mehr davon gehört. Inzwischen stirbt das Buch. Denn das Interesse an ihm stirbt. Ein Buch hat seine Zeit. Wenn man ihm die raubt, dann ist seine Wirkung dahin. Gadients Buch war, trotz seines dauernden Wertes, auf eine bestimmte Situation berechnet. Wirkte es in dieser, so konnte es Wurzel fassen und weiter wirken, so aber ist zu fürchten, dass all das, was in dieses Buch an Geist und Herzblut, Glauben und Liebe hineingelegt worden, verloren sei. So wird diese ganze Prozedur zu einem Mord, einem Justizmord an einem Buch. Wir haben vor uns mitten im zwanzigsten Jahrhundert einen Fall von Inquisition, von Anwendung eines „freisinnigen" Index librorum prohibitorum, ausgeübt von Leuten, die ihre Kraft aus dem „Kulturkampf", dem Kampf gegen den „Syllabus" des Papstes, bezogen.

Casoja. Das Ferienheim Casoja auf der Lenzerheide hat schon im ersten Sommer seine Notwendigkeit bewiesen und grosse Anziehungskraft geübt. Es haben etwa 80 Mädchen kürzere oder längere Zeit dort geweilt und die meisten gewiss unvergessliche Eindrücke empfangen. Das Heim, ein einfaches, aber gut eingerichtetes, auf etwa 16—20 Personen berechnetes Gebäude, liegt wundervoll am Heidsee, in der Höhe von 1500 Meter, inmitten einer grossartigen Alpenwelt. Dort sollen die Mädchen vor allem aufatmen dürfen vom physischen und geistigen Wust der Stadt; sie sollen den Segen der Alpenwelt erleben und zugleich in eine Atmosphäre geistigen Lebens und Strebens eingeführt werden. Diesem Zwecke dient einmal das ganze Zusammenleben, dann aber auch besondere „Kurse", das heisst, Besprechungen von Aufgaben, Fragen, Tatsachen, die für ein junges Mädchen lebenswichtig sind. Vom Mai bis zum Juli findet ein „Haushaltungskurs" statt, bei dem die Hausfrauenarbeit den Ausgangspunkt bildet, später, vom Juli an, öffnet sich das eigentliche Ferienheim. Es wird dafür gesorgt, dass jedes Mädchen, auch wenn es nur kurze Zeit bleiben kann, etwas Ganzes bekommt. Die Leitung hat Fräulein Gertrud Ruegg.

---

[1]) Es sei bei diesem Anlass bemerkt, dass der Fall, den ich im Novemberheft erwähnt (S. 535), nicht einen Theologiestudenten, sondern einen, der sich der Mission zuwenden wollte, betraf. Wenn ich bemerkte, er sei „vor kurzem" verurteilt worden, so dachte ich nicht gerade an einen Zeitraum von wenigen Wochen, habe aber die Distanz wohl etwas unterschätzt.

Für diesen Sommer sind folgende Kurse vorgesehen:

29. Juni bis 6. Juli — Frl. Blumer: „Volkshochschulen".
6. bis 13. Juli — Frau Ragaz: „Erziehungsprobleme an Hand einer Frauenbiographie".
13. bis 20. Juli — Frl. M. Fierz: „Die Aufgabe der Frau in der sozialen Arbeit".
22. bis 25. Juli — Herr Pfr. Guidon, Scharans. Thema noch zu bestimmen.
27. Juli bis 3. August — Frau Ragaz: „Die Kulturaufgabe der Frau".
3. bis 10. August — Herr und Frau Gissler, Cassel: „Jugendbewegung".
10. bis 17. August — Herr Prof. Ragaz: „Bündner Geschichte".
17. bis 24. August — Frl. K. Honegger: „Einführung in Bürgerkunde".

Man darf wohl ohne Uebertreibung sagen, dass ein Aufenthalt in Casoja für jedes Mädchen, das auch nur einigermassen die nötigen Vorbedingungen mitbringt, eine herrliche Wohltat an Leib und Seele bedeuten kann!

Anm. Anmeldungen sind zu richten an Frl. M. Grob, Gartenhofstrasse 1, Zürich 4.

Versammlungen. Vom 1. bis zum 8. Mai findet in W a s h i n g t o n ein Kongress der I n t e r n a t i o n a l e n F r a u e n l i g a f ü r F r i e d e u n d F r e i h e i t statt, der das ganze Friedensproblem der Gegenwart in allen seinen Hauptzügen besprechen wird. Wir hoffen, darüber den Bericht einer Teilnehmerin bringen zu können. Es kann gerade unter den jetzigen Umständen ein sehr wichtiger Anlass werden.

Vom 24.—26. Mai werden die J o u r n é e s s o c i a l e s von V a u m a r c u s im Waadtland abgehalten werden, die den Zweck haben, die sozialen Probleme der Gegenwart im Lichte des Evangeliums zu behandeln. Es werden sprechen: Pierre Reymond in Neuchâtel (unser bekannter Gesinnungsgenosse) und William Martin vom Internationalen Arbeitsamt über die „ökonomischen und moralischen Ursachen der gegenwärtigen sozialen Uebelstände", Prof. Duprat von Genf über die „sozialen Aufgaben des Protestantismuss" und Dr. G. Thelin über das „Internationale Arbeitsamt". Dazu soll das Agrarproblem und die Verwendung der freien Zeit durch den Arbeiter diskutiert werden. Hauptsache ist stets die freie Aussprache und das familiäre Zusammenleben. Die Anwesenheit von Deutschschweizern wäre sehr wünschenswert; sie könnten einiges lernen! Man melde sich beim Département Social, 2, Rue Bellot, Genf.

Ostschweiz. Am Sonntag den 15. Juni, nachm. 5 Uhr, soll in der „Habsburg" in S t. G a l l e n eine Zusammenkunft der „F r e u n d e d e r N e u e n W e g e" gemeinsam mit dem „A u f b a u"-Kreis stattfinden, zu der auch weitere Gesinnungsfreunde herzlich eingeladen sind. F r a u S t a u d i n g e r aus Zürich, die im April wegen Krankheit verhindert war, wird diesmal über „P r o b l e m e d e r G e m e i n s c h a f t" sprechen.

Briefkasten.

An Mehrere. Dass wir den plötzlichen Tod von H u g o S t i n n e s durch das bekannte Gleichnis vom „törichten Reichen" kommentierten, hat uns Zustimmung und Widerspruch, diesen teilweise in übler Form (aus Deutschland her) eingetragen. Wahrscheinlich hat dabei ein Missverständnis gewaltet, indem man aus dem Gleichnis mehr herausgelesen hat, als darin liegt und als wir darin lesen. Es will nichts anderes ausdrücken, als den jähen Gegensatz zwischen grossen Plänen ökonomischer Natur, die mit langen Zeiträu-

men für das Wirken und Schaffen eines Menschen rechnen und dem plötzlichen Dazwischentreten des Todes und des ewigen Gerichtes, etwa so, wie es auf ihre Weise und auf einem andern Gebiete Konrad Ferdinand Meyers Novelle „Die Versuchung des Pescara“ meint. In solcher falschen Rechnung besteht auch die „Torheit“ des Mannes. Genau in diesem Sinne wollten wir das Gleichnis auf Stinnes angewendet wissen. Von dem ewigen Schicksal steht in dem Gleichnis nichts und auch wir wollten darüber nichts sagen. Ebenso wissen wir ja seit langer Zeit, dass man Gleichnisse nicht im Einzelnen zu stark ausdeuten und pressen, sondern auf dem Vergleichungspunkt (das tertium comparationis) achten soll. Und dieses ist hier eben der erwähnte Gegensatz. Wenn wir uns mit eigenen Worten und in abstrakter Form hätten aussprechen wollen, dann hätten wir geschrieben: „Es ist etwas Erschütterndes, dieser Gegensatz zwischen leidenschaftlich verfolgten, gigantischen Plänen ökonomischer Erweiterung und dem plötzlichen Abberufenwerden vor die Schranken der Ewigkeit u. s. f.“ Aber man wird zugeben müssen, dass das Gleichnis dies unendlich viel bedeutsamer sagt und dies umso mehr, als Stinnes nicht irgendein Beliebiger, sondern ein Typus, eine repräsentierende Gestalt war. Das Gleichnis war der mildeste Nekrolog, der sich denken liess. Dass wir im übrigen nicht zu den Leuten gehören, für die die Tatsache des Todes aus Bitter Süss und aus Krumm Gerade macht, sei zum Ueberfluss noch hinzugefügt. Aber wir wollten wirklich keinen Stein auf ein Grab werfen, sondern bloss der Stimme der Ewigkeit über den dämonischen Gewalten der Zeit das Wort verleihen.

Kant-Worte.

(Zum 200. Geburtstag Kants.[1])

Sorgt ihr nicht dafür, dass ihr vorher, wenigstens auf halbem Wege, gute Menschen macht, so werdet ihr auch niemals aus ihnen aufrichtig gläubige Menschen machen.

* * *

Der breite Weg, den viele wandeln, ist die Kirche.

* * *

Man muss nicht ohne Not über etwas und das historische Ansehen desselben streiten, was, ob es so oder anders verstanden werde, nichts dazu beiträgt, ein besserer Mensch zu werden . . . Das historische Erkenntnis, welches keine innere, für jedermann gültige Beziehung hierauf hat, gehört unter die Adiaphora [sc. gleichgültigen Dinge], mit denen es jeder halten mag, wie er es für erbaulich findet.

* * *

---

[1]) Jubiläen sind von zweifelhaftem Nutzen, da sie ein künstliches und vorübergehendes Interesse für einen Grossen erzeugen, das einem echten und dauernden nur im Wege steht und den organischen Gang der geistigen Entwicklung stören. Wir tun im allgemeinen gut, sie nicht zu beachten, namentlich, wenn es davon allzuviele nach- und nebeneinander gibt. Unsern Tribut an Kants Grösse und Bedeutung werden wir darum, wie bei Pascal und Zinzendorf, nur durch eine kleine Auswahl von Kant-Worten erstatten.

Um nicht bloss ein gesetzlich, sondern ein moralisch guter (Gott wohlgefälliger) Mensch ... zu werden, das kann nicht durch allmähliche Reform, solange die Grundlage der Maximen unlauter bleibt, sondern muss durch eine Revolution in der Gesinnung im Menschen ... bewirkt werden, und er kann ein neuer Mensch nur durch eine Art von Wiedergeburt gleich als durch eine neue Schöpfung (Ev. Joh. 3, 5, verglichen mit 1. Mos. 1, 2) und Aenderung des Herzens werden ...

Hieraus folgt, dass die moralische Bildung des Menschen nicht von der Besserung der Sitten, sondern von der Umwandlung der Denkungsart und von der Gründung eines Charakters anfangen müsse, ob man zwar gewöhnlicherweise anders verfährt und wider Laster einzeln kämpft, die allgemeine Wurzel derselben aber unberührt lässt.

* * *

Man kann alle Religionen in die der Gunstbewerbung (des blossen Kultus) und die moralische, d. i. die Religion des guten Lebenswandels, einteilen.

* * *

Es ist ein widersinnlicher Ausdruck, dass Menschen ein Reich Gottes stiften sollen (so wie man von ihnen wohl sagen mag, dass sie ein Reich eines menschlichen Monarchen errichten können); Gott muss selbst der Urheber seines Reiches sein.

* * *

Niemals ist ohne Enthusiasmus in der Welt etwas Grosses ausgerichtet worden.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktionelle Bemerkungen.

Der Vortrag von Pfr. Schädelin über „Wissen und Glauben", der im Kreise der Berner Freunde gehalten worden, wird im Juniheft der „Neuen Wege", in einem Stück, erscheinen. Ebenso, wenn möglich, „Tobit" von Pfr. Zulauf. Wir müssen immerfort bitten, Geduld zu haben und uns trotzdem wertvolle Beiträge nicht vorzuenthalten, da wir solche, wenn der Zusammenhang geeignet ist, auch rasch bringen können.

Es sei bei diesem Anlass bemerkt, dass wir nun auf 40 Seiten (2½ Bogen) als Norm beschränkt sind, die im jetzigen Druck 48 Seiten von früher entsprechen.

Nr. 1 dieses Jahrganges ist vergriffen. Für Ueberlassung entbehrlicher Exemplare (gegen Vergütung) wären wir dankbar.

Die Administration.
(Reutimann & Co., Zürich)

Ruhe und Unruhe.

„Vierzig Jahre hatte ich Mühe mit diesem Volk, — — dass ich schwur in meinem Zorn: Sie sollen nicht zu meiner Ruhe kommen.“ (Ps. 95, 10—11.)
„Darum ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes.“ (Ebr. 4, 9.).

Ruhelosigkeit und Ruhe, beides stellt Gott seinem Volk vor Augen. Stehen wir unterm Fluch der einen oder im Segen der andern?

Wenige wohl können sich der Ruhe rühmen, viele stöhnen ob der Unruhe. Wie sollten wir auch Ruhe haben! Sind wir denn ein Volk Gottes? Nicht vielmehr ein Volk, das Gott Mühe über Mühe macht und darum in Unrecht und Unruhe dahinfährt wie in einem wirbelnden Strom ohne Halt noch Rast?

Wie soll z. B. einem Volke eine rechte Feiertagsruhe möglich sein, wenn die einen, die Bessergestellten, die Besitzenden, die Festbesoldeten, sich an den Festtagen besondere Freuden, guter oder schlimmer Art, machen können, für die andern, die Stunden- und Taglohnarbeiter aber Feiertage einen Lohnausfall und Entbehrung bedeuten, so letzte Weihnachten und Neujahr z. B. drei, für manchen sogar fünf lohnlose Tage in einer einzigen Zahltagsperiode von zwölf Werktagen? Wie soll Ruhe und Frieden in unserm Volk da sein bei solchen Spannungen wie zwischen der Bildung und Ueberbildung der einen, der Unbildung und geistigen Verkümmerung der andern, dem Reichtum der einen, der Armut der andern, der Gemütlichkeit, ja Pracht des Heims der einen, dem Wohnungselend der andern? Da *kann* keine Ruhe vorhanden sein.

Aber wollen, dürfen wir nicht überhaupt die Unruhe als das Richtige bejahen? Schreibt Blumhardt nicht: „Es kann noch soweit kommen, dass alle redlichen Anhänger Jesu Christi tüchtig zu schaffen bekommen, ja wenn ihr es erlaubt so zu sagen, dass sie fast keine Zeit mehr haben, lange Andachten zu halten oder in der Kirche zu sitzen, um nur fertig zu werden mit dem, was geschehen muss?“ Ist Unruhe nicht Tat, Ruhe Tod? Haben wir nicht das Recht zu sagen, dass das viele, was wir treiben, „geschehen muss“ für Gott und die Brüder? Sollen wir nicht, vielleicht mit zusammengebissenen Zähnen, aber entschlossen unsere Unruhe bejahen, gar nichts anderes wollen, wenigstens für jetzt und hier? Unsere Zeit, unsere Verhältnisse, sind sie nicht so, dass Ruhe, Erbauung, Andacht fast

Sünde sind, dass unsere Pflicht ist, mitzukreisen im Strudel unserer Völker, mitzujagen in ihrem Gejage? Ziemt es uns nicht, das ewige, zage Gejammer nach Ruhe einmal abzutun und stolz vom Werte, von der Grösse, ja vom Heldentum der Ruhelosigkeit zu reden? Haben wir nicht gar das Recht, uns auf Christus zu berufen, der nicht hatte, wo er sein Haupt zur Ruhe legen konnte? Grüssen wir nicht die grosse Unruhe der Zeit als einzigen Weg zur Ruhe der Ewigkeit? Bezieht sich Gottes Verheissung der Ruhe nicht auf das Land jenseits der Schwelle des Todes?

Und doch: Warum lässt uns die Sehnsucht nach Ruhe für unsere Seele, auch jetzt und hier schon, nie los? Machen wir mit dem Lob der Unruhe nicht nur eine Tugend aus unserer Not und wissen dabei doch genau: Nicht die Unruhe, die Ruhe ist das, was uns not tut?

So frage ich mich selbst.

* * *

In einem der kleinen, bunten Inselbücher erzählt Stefan Zweig eine Legende: „Die Augen des ewigen Bruders". Virata, ein indischer Fürst, der „Blitz des Schwertes" genannt, rettet seinem König, dem er Treue hält im allgemeinen Abfall, das Reich. Aber in der siegreichen Schlacht hat er unwissend mit eigener Hand den einzigen Bruder erschlagen, und der Blick aus dessen grossen, erstarrten Augen lässt ihn das Schwert für immer aus der Hand legen. Er weiss nun, dass jeder, der einen Menschen erschlägt, seinen Bruder tötet. So meidet er forthin alle Gewalttat. Da macht ihn der König zum obersten Richter. Er richtet mit solcher Gerechtigkeit und Güte zugleich, dass alles Volk ihn als „Quelle der Gerechtigkeit" ehrt und liebt. Eines Tages hat er einen vielfachen Mörder zu richten. Er meint, ihn mit Milde zu strafen. Der aber schmäht ihn als einen ungerechten Richter, denn wie könne er das Gewicht einer Strafe ermessen, wenn er sie selbst nie erduldet? Aus seinen Augen trifft Virata der Blick des toten Bruders. Er geht und lässt sich für einen Monat in einem Kerkerverliess einschliessen. Als er wieder herauskommt, legt er das Richteramt nieder; er kann nicht mehr Richter sein. Er geht in sein Haus und lebt still mit den Seinen, versenkt sich in die heiligen Bücher, hilft den Armen und tröstet die Unglücklichen. „Acker des Rates" nennt ihn nun das Volk. Aber als er seine Sklaven freilassen will, um niemanden zu unterdrücken, wehren es ihm seine eigenen Söhne. Da löst er sich von allem, was ihn mit dem Unrecht der Welt verknüpft, und geht in die Einsamkeit des Urwaldes, wo er mit den Blumen und Vögeln lebt im einzigen Wunsch, nicht teil zu haben an aller Schuld des Tuns und Treibens der Menschen. „Stern der Einsamkeit" ist jetzt sein Name; der Ruf seiner Heiligkeit ist gross, und viele tun es ihm nach. Nach Jahren

betritt sein Fuss zum ersten Mal wieder ein Dorf, aus dessen letzter Hütte ihm plötzlich eines Weibes Fluch nachgellt und ihn festhält. Er tritt zu ihr und erfährt, dass ihr Mann, seinem Beispiel folgend, in den Urwald gezogen ist und sie mit den Kindern dem Hunger überlassen hat. Eben liegt das letzte Kind tot in der Hütte. Aus seinem Auge durchbohrt Virata wieder der Blick des toten Bruders. Da zerbricht ihm das heilige Nicht-tun wie früher alles Tun. Er geht zum König und bittet wieder um einen Dienst, was es auch sei. Der König, aufgebracht über eins seiner Worte, weist ihm die Wartung der Hunde seines Palastes zu. Virata nimmt das Amt an. In keines Menschen Leben spielt er forthin mehr eine Rolle, keiner kümmert sich um ihn. Er taucht unter im Dunkel des Vergessenseins; nur von seinen Hunden gekannt und geliebt, stirbt er endlich als ein namenloser Greis.

Aufs feinste zeichnet die Legende in einfach-grossen Linien die Gefahr, die auch dem besten Herrschen eines Menschen über andere innewohnt, und den Wert des treuen Dienstes im Kleinsten, der mit mancher Grosstat wetteifert.

Aber unser Problem des Rechtes oder Unrechtes von Ruhe und Unruhe, von Tat oder Tatenlosigkeit wirft die Legende nur auf, ohne ihm eine Lösung zu bringen, es sei denn die negative Lösung: Tätigkeit ist nicht gut, und Untätigkeit ist auch nicht gut. Gut ist nur das Untertauchen im Nichts.

Gibt es keine andere Lösung? Hat Christus keine bessere Lösung der Spannung zwischen Unruhe und Ruhe, Tätigkeit und Untätigkeit? Er hat gesagt, wie wir wahre Ruhe finden für unsere Seele: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; — so werdet ihr Ruhe finden für euere Seelen."

Sein Joch auf sich nehmen und von ihm lernen, Mühseligen und Beladenen mit Erquickung zu dienen, das ist *sein* Weg. Aus der Tätigkeit, die ein Herrschen über andere, ein Unterdrücken anderer bedeutet, ist nicht Untätigkeit der einzige Ausweg. Es gibt einen andern, die Tätigkeit des Dienens in Liebe. Sie meidet die Gefahren des Herrschens und Richtens und meidet den Fehler der Untätigkeit, die sich von der Not und Schuld der andern fernhalten will und unwissend und unwollend doch diese Schuld und Not selbst mehrt.

Das Dienen der Liebe verliert sich nicht an die Unruhe des Lebens und nicht an lebensflüchtige Ruhe. Es findet sein Ziel nicht im Reich des Dunkels und des Nichts, sondern im Reiche der Liebe und des Lichts, im Reiche Gottes auf Erden wie im Himmel, in dem Gottes Volk endlich die verheissene, wahrhaftige Ruhe zuteil wird.

B.-G.

Wissen und Glauben. [1])

Wenn wir in einem ersten Teile unserer Darlegungen reden werden von der innern Verwandtschaft und Analogie, ja einer tiefen gegenseitigen Durchdringung der beiden Sphären, der des Wissens und der des Glaubens, so bekunden wir damit eine weitgehende Uebereinstimmung mit dem, was in unserm Kreise im vergangenen Winter verhandelt worden ist. Es liegt uns alles daran, dass der Vernunft ihr Teil werde. Wir nehmen kein Interesse an ihrer Herabsetzung oder „Zerstäubung". Ihr Begriff soll nach seiner ganzen Reinheit, Tiefe und Weite zu seinem Rechte kommen. Wir wollen Vernunft als solche nicht verantwortlich machen für einseitige, verkehrte oder im Vorläufigen erstarrte Leistungen, für alles, was Unvernunft und Dummheit verschuldet haben, aber nicht die Vernunft. Unglaube ist es, nicht Glaube, der meint, je unwissender die Leute seien, umso gläubiger würden sie sein. Es ist verkehrt, zu meinen, jeder Verlust des Wissens müsste ein Gewinn des Glaubens sein.

Allein warum ich nun trotz weitgehender Uebereinstimmung mich des Friedens nicht ganz zu freuen vermag, der unter uns zwischen Wissen und Glauben — ausgebrochen ist — es ist ein Frieden, dessen Kosten der Glaube zu bezahlen hatte — das werde ich in einem zweiten Teile zu zeigen versuchen. Sie werden begreifen, dass ich mich von der meist recht beiläufigen Art, mit der unter uns vom Glauben die Rede ging, als von einer wenig belangreichen, unsichern, wo nicht höchst verdächtigen, ja gefährlichen Kategorie, nicht eben befriedigt erklären kann. Es muss darum auch von der tiefen Differenz der beiden Sphären die Rede gehen, von dem grundsätzlichen Widerspruch, der notwendigen Sperrung zwischen Wissen und Glauben, Vernunft und Offenbarung, Philosophie und Theologie oder wie immer man den Gegensatz zu bezeichnen beliebt. Eine letzte Auflösung des Widerspruchs scheint mir in die Sphäre eschatologischer Hoffnung zu gehören. Eine vorzeitige Auf-

---

[1]) Im Kreise der „Freunde der Neuen Wege und des Aufbaus" wurde im vergangenen Winter im Volkshaus in Bern eine Reihe von Vorträgen über das obige Thema veranstaltet, von denen der vorliegende als der letzte am 30. März gehalten wurde. Seine Form ist darum nicht unwesentlich durch die Auseinandersetzungen während des ganzen Winters bestimmt, bei denen namentlich der wissenschaftliche Ausgangspunkt massgebend war. Ausser dem vorliegenden Referat ging, von einzelnen Diskussionsvoten abgesehen, nur noch dasjenige von Herr Pfarrer v. Greyerz vom Gesichtspunkt des Glaubens aus. Ein besonderes Interesse bekam die Auseinandersetzung auch durch die Teilnahme des Herrn Dr. Gawronsky, der mit ausserordentlicher Schärfe und Schlagfertigkeit die Sache des kritischen Idealismus vertrat. Es ist mir Bedürfnis, ihm die Fülle seiner Anregungen sowie die vornehme Sachlichkeit seiner Aussprache hier zu verdanken. Mit der Publikation des vorliegenden Votums komme ich dem Wunsche einiger Hörer nach.

hebung desselben schiene mir nur auf Kosten des einen oder andern Gliedes oder beider zusammen, des Wissens wie des Glaubens vor sich gehen zu können.

I.

Also denn zuerst der Zusammenhang:

1. Das erste, worin Wissen und Glauben uns wesentlich verwandt dünken, scheint uns der grenzenlose Drang nach T o t a l i t ä t , nach der ganzen Fülle, Tiefe und Weite des Lebens und der Wirklichkeit zu sein. Es geht nicht an, aus der Vernunft etwas vom Leben Abgesondertes, in grauer Allgemeinheit Verharrendes zu machen oder etwas, das in einer mechanischen, auf blosses Naturerkennen gerichteter Intellektualität sich erschöpft. In alle Tiefen und Weiten der innern und äussern Welt greift der erkennende Geist, schaffend gestaltend, erleuchtend. Weder Subjekt noch Objekt kann er als fertige, gegebene Grössen anerkennen. Wahres Denken ist immer existenzielles Denken, das heisst Existenz begründendes, verwandelndes, erneuerndes; es fasst den ganzen Menschen, begehrt sein ganzes Herz und seinen ganzen Willen. Nur im steten Umgang und Ringen mit der ganzen Fülle der Wirklichkeit erfüllt der Begriff seine Bestimmung und gewinnt er seinen wirklichen Sinn. Durch und durch praktisch, ganz aufs Reale gerichtet ist der Sinn wirklichen und lebendigen Wissens. Wohl entwindet sich das Innerste der Wirklichkeit in ihrer Besonderung immer wieder der letzten Erfassung durch die allgemeine Regel des Verstandes, aber nichts kann diesen verhindern, in unermüdlicher Jagd dem Geheimnis des Lebens immer wieder nachzusetzen. Wer nie im Akte wahren Erkennens den Abglanz ewigen Lichtes in tiefer Seligkeit erschaut, der mag fortfahren, vom „starren Begriff“ und von „grauer Theorie“ zu reden, er weiss eben nicht, welch glanz- und lebensvolle Sache die „Schau der Idee“, die wahre „Theoria“ ist. Ohne sie würde das Leben, in unendliche Dumpfheit versinkend, seiner Menschlichkeit verlustig gehen.

Aber eben das genannte Merkmal trifft nun auch in vollem Umfang auf den Glauben zu. Wie könnte Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde, der Sinn des Glaubens sein, wenn der Glaube eine Sache wäre, die nur im Winkel abgesonderter Subjektivität sorglich „domestiziert“ in der psychologischen Sphäre des subjektiven Gefühls, als zahmes Haustier der Kultur ein dürftiges Dasein fristen dürfte, wie es die Meinung des gebildeten Publikums von heute zu sein scheint.

Gottes ist der Occident,
Gottes ist der Orient.
Nord und südliches Gelände
Ruhn im Frieden seiner Hände.

Alle Lande sollen voll werden seiner Herrlichkeit. Von keiner Sphäre des Lebens darf die Herrschaft seines Geistes ausgeschlossen sein. Nie und nimmer lässt er sich in eine religiöse Sondersphäre einschliessen. Sein Reich ist Sache der ganzen Welt. Er wohnet nicht in Tempeln von Menschenhänden gemacht, als der jemandes bedürfte, der doch jedermann Leben und Odem gab. Wir wissen, dass er auch der Heiden Gott ist und oft von denen gefunden wird, die ihn nicht gesucht, dass vor ihm die Gerechtigkeit des Kirchenfrommen genau so gut in Rauch aufgeht wie die der Juristen, Grossräte und Redaktoren. Ueberall, wo echte Erkenntnis geschieht, echte Tat sich begibt, da geschieht immer auch ein Hinweis auf ihn, welches Gewand der Erkennende oder Handelnde auch tragen mag. Und auch die letzten, verborgenen Tiefen des Herzens werden vom Glauben erfasst, bewegt, erneuert und durchglüht. Die jetzt noch zurechtbestehende Unterscheidung von Religion und Kultur, von Kirche und Welt, hat nur psychologisch-methodische, nicht letzte, grundsätzliche Geltung. Jede echte Kulturbewegung trägt zutiefst eine letzte Frage in sich, die sie zum Glauben in Beziehung bringt, jede rechte Regung des Glaubens wendet ihr Angesicht der Welt zu.

2. Im Vorbeigehen lassen Sie uns ein Wort von der Toleranz und der gemeinschaftbildenden Kraft von Vernunft und Glauben sagen, weil davon unter uns so viel die Rede war. Vernunft wurde als die friedenstiftende, gemeinschaftbildende Macht schlechthin gepriesen, für sie wurde Toleranz in Anspruch genommen, während der Glaube durch seine vermeintlich notwendige Verbindung mit dem Subjektivismus immer wieder zum Element der Entzweiung und Zerstörung, zur verderblichen Macht des Fanatismus und der Intoleranz werden müsse. Durch nichts vermöge der auf Offenbarung sich Berufende an der Erklärung gehindert zu werden, er werde alle töten, die anders lehrten und glaubten als er, da Gott es ihm so befohlen habe. Nun besteht kein Zweifel, dass, wo durch den Glauben absolute Kräfte in Bewegung geraten, dies eine höchst gefährliche Sache ist. Werden sie falsch geleitet und missbraucht, dann muss ja fürchterliches Unheil geschehen, wie die Kirchengeschichte reichlich Zeugnis gibt. So kann die Kirche zu einer Macht der Gewissensknechtung ohnegleichen werden, gerade weil sie an das Allerinnerste im Menschen rührt. Aber Vernunft müsste nicht eine so edle Gabe sein, wie sie es tatsächlich ist, wenn nicht auch sie durchaus ähnlichen Gefahren ausgesetzt wäre. Wenn nun die Kirche die Schöpfung des Glaubens — oder Unglaubens — ist, so kann der Staat als Gebilde der Vernunft — oder Unvernunft — angesprochen werden. Welche Geschichte ist aber mehr von Blut gerötet als die der Staaten? Ist nicht der „aufgeklärte Despotismus" des aufgeklärten 18. Jahrhunderts eine Wortverbindung von

höchst bezeichnender Kraft? Hat nicht die aufgeklärteste Nation der Welt im selben Augenblick, da sie die Vernunft zur Göttin erhob und ihr einen affektierten Kultus widmete, auch die Guillotine erfunden und ausgiebigsten Gebrauch von ihr gemacht, getreu dem Satze: Ich werde jeden töten, der nicht einsieht, was doch ohne Zweifel vernünftig und zu seinem Glück notwendig ist. Es gibt gewiss einen wildgewordenen „Glauben", aber auch eine wildgewordene „Vernunft". Und wenn es einmal um Sein oder Nichtsein geht, wird es sich wohl fragen, wie mancher Vernunftgläubige Hass und Fanatismus noch für unvernünftig halten wird. Und das ungleich viel grössere Entsetzen über die verhältnismässig geringe Zahl verbrannter Ketzer im Vergleich mit den Hekatomben im Namen von Vernunft und Vaterlandsliebe hingemordeter Menschen beweist im Grunde nur, dass die Menschen ein solches Tun vom Glauben noch viel weniger erwarten als von der Vernunft. Sie wissen genau, dass im Glauben eine Kraft göttlicher Liebe ohnegleichen wohnen müsste, wie denn auch der flüchtigste Blick in die Geschichte sofort zeigt, dass der Glaube tatsächlich die unverhältnismässig stärkste gemeinschaftbildende Macht der Geschichte ist, die wie keine andere die Menschen in so umfassenden und dauerhaften, greifbaren Organisationen und Institutionen zu verbinden vermag, auch wenn sofort gesagt werden muss, dass hierin die Gerechtigkeit des Glaubens nicht steht. Die Sprengkraft der religiösen Entzweiungen wäre nicht so eklatant, wenn sich nicht entzweien würde, was vorher geeint worden war. Die protestantischen Kirchen von heute sind, wenigstens hierzulande, übrigens alle so zahm geworden, dass in einem Kirchenaustrittsvortrag im Volkshaus vor einigen Jahren der Referent kein besseres Beispiel für die schreckliche Intoleranz der Kirchen hervorzuholen vermochte, als — man staune — die Tatsache, dass die Taufe in unserm Volke noch allgemein in Uebung stehe, und die Kirche nichts tue, das zu verhindern, so dass die Freiheitshelden von heute sich wider bessere Ueberzeugung gezwungen sähen, ihre Kinder ebenfalls taufen zu lassen, weil sonst eine Tante sie schief ansehen könnte. Das laisser aller in unsern Kirchen hat wahrlich nicht eitel erfreuliche Gründe. So tief wir allen religiösen Fanatismus auch verabscheuen, so steht es doch so, dass man die Sozialdemokratie beinahe um einige der Ursachen beneiden könnte, um deretwillen Intoleranz und Dogmenwahn bei ihr so üppig gedeihen, wie ehedem nur noch in Kirchen. Man verzeihe den Spott. Aber es fällt wirklich schwer, ihn zu unterdrücken, wenn man immer wieder sehen muss, wie der Glaube verantwortlich gemacht wird für Dinge, die dem Unglauben zur Last fallen im gleichen Augenblick, wo man sich aufs wehleidigste beklagen würde, falls die gleiche Methode auf die Vernunft angewendet würde, was uns

aber nicht einfallen kann. Glaube hat nirgends weniger Anlass zu Fanatismus, als wo er Offenbarungsglauben ist. Mit Subjektivismus hat er nichts zu tun.

3. Wenn wir darauf hingewiesen haben, dass Vernunft und Glauben nur in steter engster Beziehung zur Totalität der Wirklichkeit sich entfalten, so müssen wir jetzt darauf hinweisen, dass diese Beziehung immer wieder den Sinn bekommt, dass der gesamte Bereich des Wirklichen und Gegebenen immer wieder *in Frage gestellt* wird. Es gibt keine wahre Wissenschaft, die nicht ihren Stolz darein setzte, durch und durch *kritische* Wissenschaft zu sein. Das vermag Wissenschaft nur kraft der ihr innewohnenden, aller Wirklichkeit vorausgehenden Idealität. Der Sinn der Idee ruht in ihrer Transzendenz, ihrer echten (nicht unechten, metaphysischen) *Jenseitigkeit*. Weil die reine Idee aus der Unendlichkeit stammt, darum kann der Prozess der Erkenntnis nie zu Ende gedeihen, darum wird jede Gegebenheit, auch jedes geschlossene Erkenntnissystem notwendigerweise auf Grund neuer Erkenntniselemente schliesslich immer wieder in Frage versetzt, um dann bis auf den Grund abgetragen und neu wieder aufgebaut zu werden in rastlosem, nie endendem Fortgang. Auf diesem Wege wird die Sphäre des mit Bewusstsein noch nicht gewussten mit jedem Schritte der Erkenntnis grösser, der Kreis der neu auftauchenden Fragen nur immer umfassender. So befindet sich theoretische wie praktische Vernunft stets auf dem Wege nach einem im Unendlichen liegenden Ziel. In dieser kritischen Fähigkeit, die sich in Kultur und Gesellschaft als Wille zu permanenter Revolution bekundet, kündigt sich die Unendlichkeitsbestimmung der Vernunft an. Allen Vorträgen über Wissenschaft, die wir angehört haben, spürten wir es an, dass wir hier den innersten Herzschlag der Vernunft vernommen haben. Das Adelszeichen der Vernunft ist die Kraft einer rastlosen Bewegung in der Richtung auf ein in der Unendlichkeit liegendes Ziel.

Sollte davon der Glaube nichts wissen? Trägt nicht sein Name schon den Stempel höchster Idealität; ist er nicht ganz und gar auf das gerichtet, was sich noch nie und nirgends hat begeben innerhalb der Sphäre von Raum und Zeit, was kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehöret hat und in keines Menschen Herz gekommen ist? Heisst glauben nicht bauen auf eine unsichtbare Welt, schauen auf den unsichtbaren Gott? Weist der Glaube nicht mit Macht auf eine neue kommende Welt, kraft deren dieses alte zeitliche Wesen immer wieder grundsätzlich in Frage gestellt wird? Uns dünkt, gerade der Sozialismus, soweit er nicht gänzlich versandet ist in fadesten Opportunismus, sondern noch für unbedingte Ziele kämpft, deren Kraft gerade darin steht, dass sie noch nicht verwirklicht sind, sondern erst im Geiste leben, gerade er müsste, so scheint es, ein

volles Verständnis haben für die innere Wahrheit des biblischen Reichsgottesgedankens, von dem die Zukunftsbilder des Sozialismus nur schwache Abbilder sind, gerade ihm müsste das Verständnis aufgehen für den Sinn echter Jenseitigkeit, die nichts zu tun hat mit metaphysischen Träumen, sondern die wahre Kraft alles diesseitigen Tuns ist. Und des Glaubens Aufgabe ist gerade die, darüber zu wachen, dass Gott allein die Ehre gegeben und nichts Vergängliches vergötzt und verabsolutiert werde, weder Kirche noch Staat, weder System noch Partei, weder Welt noch Mensch, auch die Vernunft des Menschen nicht, und dass vom Menschen aus Gott nie anders erfahren werden kann, als durch eine letzte kritische Negation des ganzen Menschentums, als durch Busse und Kreuz hindurch. Nur so haben die biblischen Männer Gott gekannt und sein Wort uns gesagt, als Wort vom Kreuz, als Wort von der kritischen Negation, und erst jetzt als das von der Auferstehung. Nur durch das Nein hindurch bekundet sich das Ja.

4. So dürfen wir denn füglich von einem Element des Glaubens in der Sphäre des Wissens selber reden. Ohne Glauben an Wahrheit schlechthin, die sie nie beweisen, nur immer neu erwahren und bewähren kann im Fortgang des Erkennens selbst, die sie eben nur glauben und ohne Beweis voraussetzen kann, gibt es weder Vernunft noch Wissenschaft. Wahrheit ist gleichzeitig Ursprung und Ziel alles Erkennens. Und darum wohnt in allem Tun echter Wissenschaft jenes Element der Ungewissheit, des immer neu geforderten Wagnisses, das auch für allen echten Glauben immer charakteristisch ist. Es ist eine Verleumdung der Vernunft, sie als solche philiströs und schulmeisterlich zu schelten, als wäre sie nur dort zuhause, wo man ohne Wagnis und Risiko schreiten kann auf den sichern Bahnen dessen, was sich schon zum voraus ohne Rest berechnen und beweisen lässt. Nicht nur Columbus war kühn und ein Held des Glaubens, als er nach unbekannten Meeren fuhr, auch Newton, auch Kant bedurften der Kühnheit und des Glaubens, ihren Fuss auf Wege zu setzen, die keines Menschen Fuss vor ihnen betrat. Wir wollen uns freuen, wenn Wissenschaft eine Sphäre sicherer Methodik schafft, wo wir zu wandeln vermögen, ohne jeden Augenblick zu straucheln. Doch nicht im festen Holze des bereits erkannten pulsiert das eigentliche Leben der Wissenschaft, sondern dort in der feinen Schicht zwischen Rinde und Stamm, wo die Säfte auf- und niedersteigen, dort an den Rändern der Kultur, des Wissens und Könnens, dort, wo es noch Urwälder, Meere und Hochgebirge, wo es noch etwas zu entdecken und zu erfinden gibt, wo die geographische Karte noch weisse Flecken zeigt, dort, wo Licht und Dunkel sich scheiden und der freche Griff und Sprung der Hypothese nur dem kühnen Mute ge-

lingen kann, wo aus unbekannten Welten der Blitz der Erkenntnis in unser Dunkel bricht. Vernunft ist kein blosser Registrierapparat. Kraft des Glaubens wohnen erfinderische Kräfte in ihr.

5. So ist es denn endlich kein Wunder, wenn auch der G o t t e s - g e d a n k e selbst echter Wissenschaft auf ihren Höhepunkten nicht fremd gewesen ist, sondern bei einem Plato, einem Leibnitz und Kant, um nur diese grössten zu nennen, an entscheidender Stelle steht. Es fällt uns denn auch nicht ein, den Begriff einer n a t ü r - l i c h e n G o t t e s e r k e n n t n i s , eines Vernunftglaubens in Abrede zu stellen. wenn wir auch sofort gestehen müssen, dass uns nur vom Offenbarungsglauben der Bibel her dieser Begriff seinen Vollgehalt zu empfangen scheint und letztlich vollziehbar dünkt. Ohne ihn müsste er in eine letzte Dunkelheit stürzen. Von daher aber können wir mit freudiger Zustimmung den Satz des Vernunftglaubens aufnehmen, dass der Mensch als Gottes Schöpfungswerk auch in der schlimmsten Verzerrung und Verirrung seine Herkunft nie ganz verleugnen könne. Gerade die Möglichkeit jener abscheulichen Entstellung des Menschenbildes zeugt auf ihre Weise noch davon, welch edles Bild da verzerrt worden ist, so wie das wahrhaft transzendente Grauen, das uns unter Umständen beim Anblick eines erstarrten Leichnams ergreift, noch ein Zeugnis ist für des Menschen Bestimmung zu ewigem Leben; so entsetzlich könnte der Anblick nicht sein, wenn nicht darin gerade die Ewigkeitsbestimmung des Menschen in der Umkehrung sich widerspiegelte. — Das unvergängliche Glanzstück rationalistischer Gotteserkenntnis ist und bleibt der Lobpreis des Schöpfers aus seinen Werken, wie er etwa in Gellerts Liedern so herrlich erklingt.

II.

Doch genug, vielleicht schon übergenug der Friedensschalmeien. „Der Krieg ist der Vater aller Dinge“, das ist ein Philosophenwort. Und darum müsste Vernunft vielleicht selber nicht wünschen, dass der Glaube so leichten Kaufes sein eigentliches Element, die Offenbarung, preisgeben würde.

„Wir sehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würd'ger und schöner brennt,
Als in dem Neuen Testament.“

Solche Anwandlungen hat selbst Faust zuweilen, und es wird kein Zufall sein, wenn gerade in diesem Moment der Teufel in Pudelgestalt zu heulen beginnt. Jedoch aus logischer Notwendigkeit ist Offenbarung nie ableitbar. Nur als freie Tat Gottes kann sie gedacht werden. Es kann nicht anders sein, als dass an ihr Vernunft immer wieder in Frage versetzt wird. Die häufigen Wendungen über die letzte Ohnmacht menschlicher Vernunft, wie sie in der Bibel so gut als bei den Reformatoren anzutreffen sind, sind grundsätz-

lich gemeint und haben durchaus nicht nur eine zufällige geschichtliche Lage im Auge. Dass Gott als die ewige Weisheit, als die Vernunft schlechthin gedacht wird, macht, dass die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang ist, und wenn das vernunftgemässeste Buch der Bibel, in dem auch die scheinbar triviale Alltagsweisheit von der Gasse zu ihrem Rechte kommt, das Buch der Sprüche, erklärt: „Verlass dich auf den Herrn von ganzem Herzen und verlass dich nicht auf deinen Verstand," so erhellt aus dem Gesagten, dass dies nicht den Sinn des Obskurantismus hat. Ein Wissen um das Grundverderben menschlicher Natur und Vernunft, wie es nur durch Offenbarung gedacht werden kann, ist das Gegenteil von Obskurantentum. Dass wahre Weisheit ein Wissen um das eigene Nichtwissen ist, ist eine der tiefsten Erkenntnisse echter Philosophie. Glaube ist nichts als Erfüllung dieser Weisheit, „docta ignorantia", bewusste Unwissenheit, in der der Mensch sich selber kennt, der Schranken seiner Vernunft schmerzlich bewusst ist. Darum kann Offenbarung von einer sich selbst absolut setzenden menschlichen Vernunft nur mit Empörung abgelehnt werden. Das Aergernis ist mit ihr unabtrennbar verbunden. Wie kann es anders sein, als dass vom Standort menschlicher Vernunft und Weisheit aus göttliche Weisheit anders denn als Torheit erscheinen könnte? „Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht? . . . Was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, dass er die Weisen zu schanden mache, auf dass sich vor ihm kein Fleisch rühme" (1. Kor. 1). Das sind nicht etwa Worte eines Sektenpredigers — solche haben es leicht, eine Vernunft zu schmähen, an der es ihnen oft nur allzusehr gebricht — sondern eines Dialektikers; sie bezeugen, dass ohne ein Element grundsätzlicher Paradoxie Glaube nicht Glaube sein kann, dass der Weg zu Gott nur über die Schwelle des Kreuzes gangbar ist.

1. Die Forderung der Rationalisierung des Glaubens ist so alt wie der Glaube selbst. Jedenfalls stand die Theologie des vergangenen Jahrhunderts völlig in diesem Zeichen. Offenbarung wurde gänzlich ausgeschaltet. Die Methoden der allgemeinen Vernunftwissenschaften fanden auch auf dem Boden der Theologie hemmungslose Anwendung. „Die Bibel ist nicht Gottes Wort, sondern ganz einfach Literatur" — das war das Motto. Die biblischen Gestalten wurden rein historisch-psychologisch gewertet und in die Masse unserer „religiös-sittlichen" Vorstellungen gezwängt. Alles, was im Rahmen einer modernen Normalvernunft nicht Platz fand, wurde als antiquarisch beseitigt. Aus dem Schriftinhalt wurde ein schwächliches Duplikat des modernen Kulturbewusstseins, bei dem mit der Gefahr der Intoleranz gegen die Welt auch jede Einsicht in ihre Erneuerungsbedürftigkeit, jede Hoffnung

und erneuernde Kraft fast vollständig entschwand. Vom Christus des Neuen Testamentes blieb als dürftiger Rest der „Zimmermannssohn von Nazareth“, das sogenannte „moderne historische Jesusbild“, ein durch und durch unglaubwürdiges Gebilde. Wir wissen zur Genüge, was bei dem Postulat der Rationalisierung des Glaubens herauskommt. Wir sind ernüchtert und helfen nicht mehr mit bei der Umarbeitung des Christentums zu einer Religion für Gebildete und zum Gebrauch in Sekundarschulen — bei allem Respekt für diese seis gesagt.

Und doch sind wir weit davon entfernt, die Notwendigkeit der rationalen Methode in ihrer Anwendung auf die Dinge des Glaubens irgend in Abrede zu stellen. Diese Arbeit muss und soll auch fürderhin mit allem Ernste getan werden, je exakter, umso besser. Wir sind nicht orthodox. Wer wagte in Abrede zu stellen, dass Religion eine menschliche Erscheinung sei und Kirche eine allzumenschliche; es ist wahr, dass der Glaube dem Kulturbegriff untergeordnet werden kann, insofern er in der Tat eine psychologische Seite hat und unter diesem Gesichtspunkt auch mit den ergiebigsten Resultaten erforscht werden kann. Es ist unleugbar, dass die Bibel auf jeder Seite Zeugnis gibt, wie tief sie drinsteht in der ganzen antiken orientalisch-griechischen Kultur- und Geistesgeschichte. Kein Bibelwort, das nicht deutlich die Zeichen davon an sich trüge. Aber je ehrlicher und rücksichtsloser diese Arbeit geleistet wird, umso deutlicher muss es werden, dass mit diesen Methoden an die Sache schlechterdings nicht heranzukommen ist, die der Schrift den eigentlichen Sinn und Inhalt verleiht, dass sie auf diesem Wege in eine nur immer rätselhaftere Ferne rückt. Gerade bei konsequenter Anwendung der rationalen Methoden wird sich schliesslich mit elementarer Gewalt die sachliche Frage des Glaubens stellen. Es wird dann unumgänglich, sich mit den Inhalten der biblischen Aussagen auf ihrem eigenen Boden, von ihren eigenen Voraussetzungen her neu zu befassen, anstatt immer nur fremde Gesichtspunkte von aussen an sie heranzutragen. Bei allen wertvollen Hilfen, die kritische Vernunft immer wieder beizubringen im Falle war — die Erneuerung von Kirche und Religion, oder besser ihre Ueberwindung, ist nicht von daher zu erwarten. Die vermag nur der Glaube selber zu leisten. Was Renaissance und Humanismus an Kirchen- und Religionskritik geleistet haben, war doch letzten Endes nur ein kraftloses Hereinreden von aussen her. Wahrhaft erneuernde und überwindende Kraft fuhr doch schliesslich nur vom Glauben der Reformatoren in die Kirche hinein.

2. So kommt denn alles auf die S a c h e der Bibel an, nicht auf ihre zufällige Form, ihren literarischen Niederschlag, ihre psychologischen Reflexe, ihre geschichtliche Umgebung und Wirkung, ihre

menschliche Widerspiegelung. Von dieser Sache sind die biblischen Männer in einzigartiger Weise hingenommen, bewegt und umgetrieben, und nur wenn auch uns diese eine und selbe Sache zu bedrängen und zu beunruhigen begönne, wären wir überhaupt im Falle, in der Bibel etwas anderes als einen chaotischen Haufen verbrauchter Phantasien vergangener Zeiten zu sehen. Wir wissen, welches diese Sache ist und um was es da geht: es geht um Gott, es geht um seine Wirklichkeit, nicht im Sinne metaphysischer Spekulationen und ontologischer Träumereien, sondern im Sinne eines erlösenden und errettenden Handelns Gottes an uns. Die Frage ist die, ob Gott eine Erfindung menschlicher Köpfe sei, nichts weiter als ein methodischer Hilfsbegriff der Logik und Ethik, oder ob er selber lebt und handelt als der Schöpfer und Erlöser und uns erretten will aus den Banden der Finsternis und des Todes. Wir wissen, wie sich für die biblischen Männer diese Frage löst, aber auch, dass sie sich der Unerhörtheit, ja Menschenunmöglichkeit ihrer Botschaft sehr wohl bewusst sind, so sehr, dass sie trotz der tiefen Seligkeit, die in ihr verborgen ist, doch unter ihr seufzen, als unter einer unerträglichen Last und sie wie ein verzehrendes Feuer empfinden; denn sie wissen sich damit als Ausgesonderte, wie von einem Brandmal Gezeichnete, dem Spott der Welt, dem Hohne der Vernunft Preisgegebene. Sie möchten am liebsten dem ihnen aufgetragenen Worte entlaufen, wenn sie nur könnten. Unsinnig und unmöglich kommt ihnen ihr Erwähltsein vor. Auch der Vernunft fällt es zuweilen ein, gleichsam als Schützerin seiner Ehre, von Gottes völliger Unerkennbarkeit, von der Unmöglichkeit der Offenbarung zu reden. Aber wie ein leeres, kraftloses, ja unglaubwürdiges Gerede mutet das an, wenn solche Rede ihre Kraft und Legitimität nicht selber schon aus Offenbarung schöpft. Ungleich viel mächtiger und glaubwürdiger wurde immer wieder die Diskongruenz zwischen göttlicher und menschlicher Vernunft, die Unmöglichkeit, dass menschliche Vernunft Gottes Wort zu fassen vermöge, von den Trägern der Offenbarung selber vertreten und behauptet. Nur geschieht es hier in einer ganz andern Weise. Nicht mit dem selbstsichern Gefühl einer unangreifbaren logischen Operation, durch die sich menschliche Vernunft für alle Zeiten gegen den Hereinbruch des unbeherrschbaren, immer herrschenden Gottes glaubt sicherstellen zu können, sondern in jener letzten Not und tötlichen Bedrängnis, mit der das Grauenhafte dieser Einsicht in die Getrenntheit von Gott und Mensch nur dann erfahren werden kann, wenn sich das Wunder des Anfangs eines neuen Wesens schon begeben hat. Stünde es wirklich so, dass jene Pensionierung Gottes in die äussersten Fernen völliger Unerkennbarkeit, ja Beziehungslosigkeit, der Ehre Gottes besser entspräche als die Botschaft von Weihnacht, Karfreitag, Ostern?

Aber vielleicht schöpft Vernunft ihr Recht zu diesem Verfahren noch aus einer andern Quelle, nämlich aus der — Religion, aus der menschlichen, kirchlich-religiösen „Vertretung Gottes“ in der Welt; denn die Frage ist in der Tat brennend genug, wie es denn hier um die Wahrung der göttlichen Ehre stehe. Wir trauen der kritischen Vernunft trotz allem ein feines Gefühl zu für das Unangemessene, Anmassende, Ehrfurchtslose, womit hier oft über Gott und göttliche Dinge mit einer strafwürdigen Unbedenklichkeit verfügt wird. Kirchen und Religionen sind stets in Gefahr, sich selber auf Kosten der Wahrheit wichtig zu nehmen. Und wenn sie diese Gefahr auch mit allen andern Kulturgebilden teilen, so sind doch die Folgen dieses Abfalls nirgends so verhängnisvoll und tödlich, wie gerade bei der Religion, die vermöge ihrer Innerlichkeit, ihrer gewaltigen Geschichte und des Reichtums ihrer geistigen Mittel ein besonders mächtiges Bollwerk bildet, hinter dem der Mensch sich gegen den Angriff der Wahrheit glaubt verschanzen zu können. Wohl ist auch in verdorbener Religion die Erinnerung an den lebendigen Gott immer auch noch vorhanden und kann jederzeit hervorbrechen. Aber sofern das geschieht, wird sich sofort auch der Protest gegen selbstherrliche Kirchen- und Religionstümer aus dem lebendigen Glauben selbst erheben. Besser als die Vernunft erkennt der Glaube selbst die ganze Tiefe der Gefahr, die sich von der Religion her erheben kann und nur er selbst verfügt über die Kraft, sie zu beschwören. Der flüchtigste Blick in die Bibel überzeugt schon davon, wie ernst hier der Kampf wider gottverlassenes Kirchen- und Religionswesen beständig geführt wird. Die Sache der Bibel ist nicht Religion, nicht Kirche, sondern deren stets sich erneuernde Aufhebung von Gott her. Wer Kirche und Religion zu seiner Gerechtigkeit macht, verdirbt an ihnen. „Denket nur nicht, wir haben Abraham zum Vater. Ich sage euch: Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken.“ „Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen,“ das muss die Parole der Kirchen sein. Das muss gerade darum besonders deutlich gesagt werden, weil die Welt fast nur für das Sichtbare, Positive, Greifbare, Organisierte, Machtmässige der Kirchen Sinn hat, und sich fast nur davon imponieren lässt. Es darf nicht dazu kommen, dass Kirchen und Religionen Gott in ihre Schranken einzufangen und einzuschliessen sich vermessen, um schliesslich sich selber an seine Stelle zu setzen, wie gierig auch das Volk gerade darnach, gerade nach dem Götzen schreit. Dass das nicht und nirgends geschehe, dass nichts in der Welt sich selber absolut setze, das, gerade das ist die Mission derer, die das Wort Gottes gehört haben. Am allerwenigsten darf diese Verabsolutierung mit der Religion selber geschehen.

Aber gerade darin wird es sich bewähren, dass Gott allein es ist, der ganz und ausschliesslich den Sinn des Glaubenden ausfüllen muss, dass Religion und Kirche, wo sie anders sich selber recht verstehen, ihr alleiniges Existenzrecht in der Frage nach Gott haben. Gerade diese Frage aber ist es, die Wissenschaft und Vernunft, trotz ihrer Vorliebe für die Sphäre des Ungekannten und noch nicht Gewussten, am liebsten bis zum äussersten Rande ihres Bewusstseins in möglichst grosse Ferne hinausschieben oder besser in ein völliges Jenseits dessen, was noch für sie Interesse hat. Das Unbekannte, um das es sich für die Wissenschaft noch handeln kann, wird nie das Absolute sein, sondern immer nur das Relative. Wie von einem Alpdruck atmeten Philosophie und Wissenschaft auf, als sie erkannten, dass die Sorge um das Absolute nicht ihres Amtes sei, und gerne überliess man diese gefährliche Zone der Religion. Darum bewegt man sich heute allgemein lieber in den mittleren Regionen. Die Frage nach den Grenzen der Humanität, nach dem mehr als Menschlichen, ist unbeliebt. Anfang und Ende scheinen, weil in unendliche Fernen gerückt, der Dringlichkeit beraubt. „La question de Dieu manque d'actualité," antwortete der Herausgeber einer der bedeutendsten Zeitschriften Frankreichs einem Mitarbeiter, als dieser ihm einen Aufsatz unter dem Titel „Dieu" zustellte. Nach den Voraussetzungen alles Tuns und Denkens wird besser nicht gefragt. Es genügt, wenn Wissenschaft Schritt um Schritt im sichern Gang des unendlichen Progresses die absolute Richtung innehält, wobei der Weg mehr interessiert als das Ziel. Mit der Tatsache, dass jeden Augenblick aus unbekannten Regionen verheerende Gewalten vernichtend in die friedlichen Gefilde der Kultur hereinbrechen können, hat man mit Resignation sich abzufinden. Man tut, was man kann.

Wir wundern uns im Grunde über diese Verfassung, über den heitern Optimismus, den Vernunft anscheinend immer wieder aufzubringen vermag angesichts der furchtbaren und tragischen Lage des Menschen. Wir verstehen, wie Pascals Genie auch in seinen rein mathematischen Visionen keinen Augenblick diese Lage des Menschen selbst aus den Augen verlieren konnte und ihm selbst der Gedanke des unendlichen Raumes Grauen erweckte, wie er den auf sich selbst gestellten Menschen schaute als einen im Schlaf auf eine wüste und schreckliche Insel Verbannten, der beim Erwachen nicht weiss, wo er sich befindet und kein Mittel hat, von da wieder fortzukommen, der nicht begreifen kann, wie seine Mitverbannten, abgelenkt durch einige angenehme Dinge, diese Lage vergessen können, die den nur mit Verzweiflung erfüllen kann, der sie einmal wirklich erkannt und geschaut, solange nicht von irgendwoher ein Licht wirklicher Hoffnung winken würde.

Aber vollends unbegreiflich ist es, wenn auch Religion, deren

einziges Thema eben jene Frage sein müsste, diese ihr aufgetragene Frage vergisst, sich mit tausend vermeintlichen Antworten begnügt, unter denen die verhängnisvollste und hoffnungsloseste die ist, dass man glaubt, mit der blossen Wiederholung der biblischen Worte sei die Antwort schon gegeben. Sobald die Kirche aufhört, den Ruf nach Gott immer neu zu erheben, sobald sie anfängt, die Last der Gottesfrage von sich abzuwerfen, und sich die Zeit zu vertreiben beginnt mit dies und das, sich hergibt als Lückenbüsser bei allerlei nützlicher Kulturarbeit, dann verliert sie sofort ihr Daseinsrecht und wird zu einer unmöglichen Figur, zum kläglichen Duplikat kultureller Funktionen, die anderswo viel besser geleistet werden. Wir können zwar ruhig behaupten, die Religion werde heute vom Oberflächenbewusstsein des modernen Menschen fast ausschliesslich um solcher Dinge willen geschätzt, die nicht ihre Sache sind. Gar gerne verwendet man den Pfarrer als Agent und Betriebsrat für die unmöglichsten Dinge, nur dass er sozusagen auch berufen wäre, das Wort Gottes zu sagen, wer trägt mit ihm die Last dieser Sorge? Kein Wunder, wenn er selbst anfinge, es in diesem Punkte sich's leichter zu machen. Aber gerade das wäre dem öffentlichen Bewusstsein, wenn wir es ernster nehmen, als es sich zuweilen selber nimmt, der Grund zu einer tiefen Enttäuschung; denn im Grunde will auch der Sozialist nicht die Sätze vom Pfarrer hören, die er im Volkshause ja besser haben kann. Gewiss muss ein volles Verständnis für alle menschlichen und vornehmlich auch für die sozialen Dinge dort vorausgesetzt werden können, wo die Botschaft von Gott ertönt. Nur diese selbst darf hier niemals an den äussersten Rand hinausgeschoben werden, womöglich unter dem Vorwand, als gehörte sie zu den erledigten Dingen, und könnte man nun unbedenklich weitergehen. Mit grimmiger Ausschliesslichkeit, mit der Empfindung des unerträglichen Dunkels und einer tödlichen Not alles Menschentums, muss die Frage nach Gott hier immer wieder durch alles hindurchtönen.

3. Ja, einer letzten Not und eines tödlichen Schmerzes. Hier ist nun der Punkt, wo vielleicht sich einige Hoffnung öffnet, dass wir mit der Vernunft und nicht gegen sie an den Ort sollten treten dürfen, wo das Wort Offenbarung seinen Sinn empfängt, ja wo echte Offenbarung vielleicht schon stattgefunden hat. Ist nicht etwas in der Vernunft selbst, was sie beständig und dringlich hinweist auf ihre eigenen Grenzen, was ihre Not und ihren Mangel ihr schmerzlich zum Bewusstsein bringen muss? Wenn es der Stolz und die Ehre vernünftigen Strebens ist — und es ist sein Stolz und seine Ehre — niemals fertig zu sein, niemals an ein Ende zu kommen, ist es dann, so will uns dünken, nicht ebensogut eine schreckliche, ja unmögliche Lage des erkennenden Menschen, immer gerichtet sein

zu müssen auf ein in unendlicher Ferne liegendes Ziel, an dessen Erreichung überhaupt nie im Ernste gedacht werden kann, demgegenüber, weil es ein unendliches ist, es ein näher oder ferner nicht gibt, so dass von einem wirklichen Fortschritt überhaupt nicht geredet werden kann? So sinkt angesichts des Unendlichen, vor dem jede endliche Grösse zur Null wird, das einzige, worauf Vernunft glaubte pochen zu können, der unendliche Progress, zur puren Illusion herab. Es ist ein Gehen an Ort, ein sich drehen im Kreise. Zu wissen, dass mit jedem Schritt des Wissens das Feld des Nichtgewussten nur immer grösser wird, mit jedem Blitz der Erkenntnis die schauerliche Finsternis des Daseins nur immer noch greller beleuchtet wird, ist das nicht grauenvoll? Muss der nicht ein frivoler Spieler sein, dem es um Erkenntnis im Grunde nicht ernst sein kann, der über diese Lage nicht tödlich erschrickt? Wohl ist das Streben der Menschen sehr wohl verständlich, sich diese unmögliche Lage verhüllen und zudecken zu wollen, begreiflich der Zorn der Vernunft, wenn Gottes Wort auf diese verzweifelte Lage unablässig hinweist und als ein guter Arzt die Wunde des Daseins rücksichtslos entblösst. Alle Kulturtätigkeit lässt sich durchaus verstehen als geboren aus der Flucht vor Gott, aus dem Willen, es zu dieser letzten Enthüllung unserer Lage nicht kommen zu lassen. Aber im Erkenntnisvorgang selbst brennt der Schmerz dieser Wunde immer wieder auf, und das wilde Hereinstürzen der chaotischen Mächte in den Ziergarten der Kultur lässt es zu jener falschen Beruhigung nie kommen. Nicht des Menschen Ruhm, sondern seine Not ist ausgesprochen mit dem Bekenntnis Fausts: „Und sehe, dass wir nichts wissen können.“ Der Ernst dieses Bekenntnisses wäre nicht glaubwürdig, wenn Faust nicht fortfahren würde: „Das will mir schier das Herz verbrennen.“

Jedoch zu des Menschen Not gesellt sich seine Schmach. Das Nichtwissen ist noch bei weitem nicht die tiefste und schmerzhafteste Stelle in unserer Not. Das Nichtkönnen da, wo wir doch sollten, ist noch bei weitem schmerzlicher. Noch tiefer ist die Wunde, die durch das Wort S c h u l d bezeichnet wird. Hier liegt der Nerv des Lebens bloss. Das Böse ist radikal, positiv dynamisch in seiner Feindschaft wider Gott. Auch mit dieser Erkenntnis stehen wir schon auf Offenbarungsboden. Auf Grund wovon denn, wenn nicht auf Grund von Offenbarung, soll der Mensch seiner Abgefallenheit von Gott gewahr werden? Oder käme jenem Grundsatz alles Vernunftglaubens letzte Wahrheit zu, dass der Mensch im Grunde gut sei? Wie steht es um diesen „Grund“? Ist d a s Gute wirklich gut, das immer nur Kehrseite und Widerspiel eines Bösen ist? Ist es möglich, dass der Mensch von der Idee aus seine Rechtfertigung zu finden vermöchte, indem er vom ewigen Eidos des Menschen her,

wie es in seiner Vernunft tatsächlich aufleuchtet, sich selbst in seiner empirischen Gestalt immer wieder das Urteil spräche, sich dort ausnehmend vom Urteil, wo er eben in seiner Vernunft der Sprecher dieses Urteils ist? Aber wie könnte das wirkliche Rechtfertigung sein, was selber wieder zur Anklage werden muss? Woher denn diese Zerspaltenheit in Idee und Wirklichkeit, woher dieses Sollen, das immer nur ein Sollen bleibt? Wird nicht hier gerade des Menschen Schmach und Schuld erst recht offenbar? Oder ist da etwa wiederum der Gedanke des unendlichen Fortgangs von Aufgabe zu Aufgabe, aber auch von Schuld zu Schuld, eine Rettung aus dieser Schmach, und nicht vielmehr ihr Wahrzeichen? Wird nicht im Lichte des Vollkommenen und Heiligen, des wirklich und allein Guten, der wahre Charakter d e s Guten unabwendbar offenkundig, das immer nur gut ist im Verhältnis zu einem minder guten, so stolz der Mensch in seinem Tugendwahne auch darauf sein mag, und würde er zu seinen vielen Tugenden auch noch gar die der Demut fügen? Zeigt sich da nicht seine wirkliche Getrenntheit, sein Abfall von Gott? Und gefährlicher noch als seine Gottlosigkeit im Bösen ist des Menschen „Gottlosigkeit im Guten“, darum gefährlicher, weil eitler Selbstbetrug gerade hier so viel näher liegt. Das Gute selbst will nicht in einem unendlichen Prozess jetzt ersehnt und erstrebt, jetzt auch wieder gemieden, bekämpft, gelästert, jetzt halb getan und jetzt auch wieder ganz verworfen sein. Nein, es will gelten, jetzt und hier, es will getan und ganz getan sein, ohne Abstrich und Vorbehalt. Gottes Gerechtigkeit verwahrt sich gegen den Ersatz durch die Menschengerechtigkeiten alle, wie breitspurig sie sich auch geltend machen mögen, unsere Familien-, Standes- und Klassengerechtigkeiten, unsere bürgerlichen und sozialistischen, unsere Geschäfts- und Parteimoralen. Was hat Gott mit dem allem zu tun? Wer wagt es noch, auf diese Dinge zu pochen und sie im Ernste geltend zu machen, wenn der Name Gottes genannt, sein Wort und Gebot vernommen wird? Muss dann nicht all das in Rauch und Asche zergehen? Was macht die Männer der Bibel zu „Gerechten“? Weil sie das, vor allem das wissen, was wir nicht mehr wissen, sondern gerade in unserm Frommsein am gründlichsten scheinen vergessen zu haben, indem wir auch vor Gott noch uns wichtig dünken in unserer frommen Menschengerechtigkeit. „Man denke doch an all die lieben, frommen und wirklich gläubigen Leute und ihre Frömmigkeit, an all die Treue im Kleinen und Grossen, an all die stille Pflichterfüllung und Selbstlosigkeit, die landauf, landab glücklicherweise immer noch zu finden ist — und das alles sollte nichts gelten vor deinem entsetzlichen Gott?!“ Wir meinen, wenn jene Frommen, Treuen und Selbstlosen wirklich fromm, treu und selbstlos sind, so werden sie die ersten sein, ihren Mangel zu

spüren und zu bekennen: „wir sind unnütze Knechte“, und die letzten, auf ihre Tugend und Frömmigkeit zu pochen. Wenn nicht auch sie von gröberem oder feinerem Pharisäismus und eitlem Tugendwahne verdorben sind, so werden gerade sie am besten wissen, was ihnen die Furcht Gottes gebietet, und dass vor Gott kein Fleisch gerecht ist. Gerechtigkeit und Wahrheit sind nicht beim Menschen zu finden. „Wir sind allesamt wie die Unreinen, und alle unsere Gerechtigkeit ist wie ein unflätig Kleid“ (Jes. 64, 5). Gott allein ist unsere Gerechtigkeit und Wahrheit, und nur des Glaubens kann der Gerechte leben. „Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist; ein geängstet und zerschlagen Herz wirst du, Gott, nicht verachten“ (Ps. 51, 19). „Ich sehe an den Elenden und der zerbrochenen Geistes ist und der sich fürchtet vor meinem Wort“ (Jes. 66, 2). Oder hätten wir es hier etwa nur mit dem unberechenbaren, finstern und zornigen Willkürgott des alten Bundes zu tun? Ist der Vater Jesu Christi, der Gott des neuen Bundes anders? Hört das Neue Testament: „Und es kam, dass er mit dem Tode rang und betete heftiger. Es ward aber sein Schweiss wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde.“ Und wahllos weiter: „Es folgte ihm aber nach ein grosser Haufe Volks und Weiber, die klageten und beweineten ihn. Jesus aber wandte sich um zu ihnen und sprach: Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch und eure Kinder. Denn siehe, es wird die Zeit kommen, in welcher man sagen wird: Selig sind die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren haben, und die Brüste, die nicht gesäuget haben! Dann werden sie anfangen zu sagen zu den Bergen: Fallet über uns! und zu den Hügeln: Decket uns! Denn so man das tut am grünen Holz, was will am dürren werden?“ (Luk. 23, 27—31). Und weiter: „Und von der sechsten Stunde an ward eine Finsternis über das ganze Land bis zu der neunten Stunde. Und um die neunte Stunde schrie Jesus laut und sprach: Eli, Eli, lama asabthani? das ist: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Matth. 27, 45 f). So geht es zu, wo Gott sich offenbart. Da ist des Menschen Ruhm und Herrlichkeit zu Ende, da senkt sich der Weg in das finstere Tal des Todes, da geht das enge Pförtlein auf. Da zeigt es sich: es ist kein Uebergang von hier nach dort, keine Brücke, kein noch so schmaler Steg führt hinüber vom Menschen zu Gott.

Und das ist nun das Paradox, dass die Unüberschreitbarkeit dieser Grenze nur dort wirklich manifest werden kann, wo Gott selber sich offenbart, wo er sein heiliges Wort ergehen lässt, in dessen Glanz alle menschlichen Lichter, auch die hellsten, erblassen, nein, zu Schatten werden. Aber gerade in diesem Offenkundigwerden der letzten Not des Menschen, in diesem Betreten der Todeslinie, in diesem Getroffenwerden vom Pfeil der ewigen Gerechtigkeit er-

weist es sich, dass dieses richtende und tötende Wort zugleich als richtendes das Lebenswort von Gottes Güte, das rettende Schöpferwort seiner ewigen Liebe in sich barg, das uns rettet und — vergibt. Vergebung — ein Wort voll Wunders und unendlichen Glanzes für den, der das Schrecknis der Schuld nach seiner ganzen eschatologischen Tiefe geglaubt und geschaut, ein erlösendes Offenbarungswort schlechthin, das aber in absolute Kraftlosigkeit versänke als blosse Setzung menschlicher Vernunft. Es ist ein Wort, das geglaubt werden muss, und nur dort geglaubt werden kann, wo Gottes selber spricht. Der innerste Keim alles Pharisäertums liegt dort, wo Schuld und Vergebung zu einem blossen innervernünftigen ethisch-dialektischen Prozess herabgesetzt wird, bei dem es der Mensch nur mit sich selbst zu tun hat. Vergebung ist kein automatischer Vorgang, sondern eine freie Tat, und zwar nicht die Tat des Schuldigen, sondern dessen, gegen den gefehlt worden ist. Wo der Mensch sich einbildet, die Frage der Schuld sei damit erledigt, dass er sich, mit Goethe zu reden, jeden Abend selber ein „Absolutorium" erteilt, da hat eine böse Grenzverletzung stattgefunden, da waltet frecher Uebermut. Das Wort von der Versöhnung bejaht ohne Rest und Vorbehalt nicht den Frommen, sondern den Sünder, nicht den Gerechten, der sich in seiner Selbstvergebung gefällt, sondern den Ungerechten, der weiss, dass er vor Gott nur Unrecht hat und immer Unrecht behält. Dass Gott von jenem Frommen und Gerechten nichts wissen will, sondern den Sünder und nur den Sünder rechtfertigt, gerade das ist die Art der göttlichen Gerechtigkeit im Unterschiede von der menschlichen, da ist es ja wieder, das grosse Skandalon: „dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen."

4. Wie aber, so geht die ungeduldige Frage, soll das alles nicht als Setzung der Vernunft, nein, als Offenbarung erkannt, wie soll es unterschieden werden von Schwärmerei und anmassendem Subjektivismus? Solange der Glaube nicht mehr als bestenfalls subjektive Geltung beansprucht, solange Religion als „Privatsache" sich schön stillehält im Winkel subjektiver Meinung, dann mag es unter sorgfältiger Kontrolle der Vernunft noch hingehen. Woher aber begründet der Glaube seinen Anspruch auf Allgemeinverbindlichkeit, woher nimmt er das Recht zu jenem unerhörten Pathos der Offenbarung? Nichts empört Vernunft so tief wie der Anspruch, der in dem Wort Offenbarung liegt, wie die Behauptung irgendwelcher Auserwähltheit, die immer damit verbunden ist. Wie begründet der Auserwählte sein Auserwähltsein, wie unterscheidet der Glaube Gottes Wort von Menschenwort, Offenbarung von Willkür? Ich weiss, dass es hier keine Antwort gibt auf dem Boden der Vernunft. Hier antworten, hiesse schon Verrat geübt haben an der Offen-

barung, hiesse sie als etwas der Vernunft kommensurables, also als Nichtoffenbarung schon proklamiert haben. Nicht als ob da Unterscheidung überhaupt nicht möglich wäre. Wohl gibt es hier Kriterien, doch haben sie nur für den Glauben selber Geltung. Geben wir acht: wo wir uns unterwinden, die Offenbarung nach Pass und Heimatschein zu befragen, da könnte sich die Sache unversehens umkehren, so dass die Offenbarung uns mitsamt unserer Vernunft nach Pass und Heimatschein befragte, dass sie uns zum Stehen brächte in unserm sichern Lauf und ewigen Progress. Sehen wir zu, was wir dann antworten wollen. Offenbarung trägt ihre Legitimität in sich selber. Sie bewahrheit sich so, dass sie geschieht. Wie sollte das sich legitimieren können, was selber der letzte Grund von aller Legitimität schon ist? Wie sollte Gott beweisen wollen, nicht selbst schon Gottlosigkeit sein?

Als reine Behauptung, ja als ein reines Wunder steht Offenbarung da, in vollkommener Schutz- und Wehrlosigkeit dem Hohne der Vernunft, der Lästerung des Menschen preisgegeben. Kein einziges Wort aus der Sphäre des Glaubens, auf das nicht wie ein Hagelwetter die Vernunfteinwände niederprasseln würden. Und was schlimmer ist, kein Wort der Offenbarung, das nicht beständig schlimmster Verzerrung und schändlichstem Missbrauch durch fromme Schwärmerei und Anmassung ausgesetzt wäre. Wie könnte es anders sein? Wie sollte nicht der Ort der allergefährlichste sein, wo alles gewonnen, aber auch alles verloren werden kann, und sollte das Zerrbild nicht auf das Urbild weisen? Nur zwei Beispiele für viele. Nehmt das G e b e t, dieses Kernwort, diese letzte, unbegreiflich gewaltige Möglichkeit des Glaubens, rundum umdroht von der ganzen Dämonie des Numinosen, täglich aufs abscheulichste kompromittiert und geschändet durch die Religion, das Gebet — eine Unmöglichkeit, eine Torheit und Schmach in der Sphäre der Vernunft und Philosophie, und doch: des Glaubens stählerne Waffe, sein Schwert und sein Schild, elende Vernünfteleien in den Augen des Glaubens alle doch so einleuchtenden Einwände der Logik. Oder der andere, schon erwähnte Glaubensgedanke: E r w ä h l u n g, dieser Zentralbegriff alles echten Glaubens, den wir in allen entscheidenden Momenten, in der Bibel, bei Augustinus, bei den Reformatoren unaufhaltsam hervorbrechen sehen, der jedem echten Glaubensakte innewohnt, was soll's mit ihm in der Philosophie? Ein mit den krassesten Widersprüchen behafteter Begriff, ein Mythologumen, eine Antiquität aus veralteten Weltanschauungen, eine „verbrauchte Idee“, wie das neueste Schimpfwort lautet, und doch: alles Glaubens Kraft und Trost!

So treten wir von einem Reich ins andere, gehen über von einer Dimension zur andern, wenn wir vom Wissen zum Glauben gehen.

Trotz aller innigen Berührung und Durchdringung von Wissen und Glauben, Vernunft und Offenbarung, dennoch: es ist ein „allo genos“, eine andere Art. Wie fruchtbar und notwendig in der Vernunftsphäre der Begriff der Idee als Hypothese auch sein mag, selbst in der Anwendung auf den Gottesgedanken, der Glaube meint den lebendigen Gott, nicht den hypothetischen. Welt und Leben betrachten, als ob ein Gott wäre, hiesse ihm, Gott verneinen. Wir können nicht umhin, in beiden Sphären zu leben, der des Glaubens und der der Vernunft. Die Spannung des Widerspruchs beständig ertragen müssen ist besser als eine vorzeitige Lösung auf Kosten des einen oder andern. Das hindert nicht, dass man sich aller Verbindungen freut, wo sie schon sichtbar werden. Jedoch eine letzte Einheit gibt es nur in der Ewigkeit. Wir nannten sie schon einen eschatologischen Gedanken. Wenn unter uns auf das Verhältnis von Wissen und Glauben das Bibelwort angewendet wurde: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden,“ so lasst auch mich mit einem Bibelwort schliessen: „Da schied Gott das Licht von der Finsternis, und nannte das Licht Tag und die Finsternis Nacht. Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag.“

A. Schädelin.

Tobit.

„Ich, Tobit, wandelte in den Wegen der Wahrheit und der Gerechtigkeit alle Tage meines Lebens und übte viel Barmherzigkeit an meinen Brüdern und meinem Volk“ — so beginnt die Geschichte, von der das Buch Tobit erzählt. „Ich, Tobit“ — nach diesem Anfang heisst’s im Verlauf weiter, nachdem vom Abfall aller Stämme Israels die Rede war: „Ich allein zog oft nach Jerusalem an den Festen, wie es dem ganzen Israel durch eine ewige Satzung vorgeschrieben ist, mit den Erstlingen und Zehnten der Bodenerzeugnisse und den Erstlingen der Schur und gab sie den Priestern, den Söhnen Aarons für den Altar, den Zehnten aller Bodenerzeugnisse gab ich den Söhnen Levis, welche Dienst taten in Jerusalem, und den zweiten Zehnten verkaufte ich und zog hin und verwandte ihn in Jerusalem alljährlich. Und den dritten gab ich, welchen er gebührte, wie es Debora, die Mutter meines Vaters, geboten hatte. Und als ich ein Mann geworden“ — nun, all diese Verdienste des Tobit stehen ja im Tobitbuche aufgezeichnet. Schon das erste Kapitel ist voll davon. So sei denn auch von uns Tobit, der Sohn des Tobiel, der Gatte der Anna und Vater des Tobias an den Anfang der Betrach-

tung gestellt. Doch sei gleich verraten, dass wir unsern Helden mit andern Persönlichkeiten vergleichen wollen. Zunächst einmal

I. Mit seinem Vorläufer und Propheten Jona, dem Sohne Amittais. Warum gerade mit ihm? Weil Tobit selber viel auf Jona hält. In seinem Alter ruft er seinen Sohn Tobias mit dessen sechs Buben zu sich und spricht zu ihm: „Siehe, ich bin alt geworden und stehe im Begriff, aus dem Leben zu scheiden. Geh nach Medien, Kind, denn ich glaube alles, was der Prophet Jona über Ninive gesprochen hat, dass es zerstört werden wird, — in Medien aber wird bis zu einer gewissen Zeit mehr Friede sein.“ „Und nun, mein Kind, geh von Ninive fort; denn alles wird geschehen, was der Prophet Jona gesagt hat.“

Also Jona ist der Mann, auf welchen Tobit achtet. Jona mit seiner Weissagung vom Untergange Ninives, der Heidenstadt, leuchtete dem Tobit ein. Schliesslich auch dem Tobias, von dem am Schluss des apokryphischen Büchleins triumphierend geschrieben steht: „Vor seinem Tod aber hörte er noch von dem Untergange Ninives, welches Nabuchodonozor und Asverus erobert hatten. Und er freute sich, bevor er starb, über Ninive. Amen.“

Was ist's denn, was diese beiden, Tobit und Jona, miteinander verbindet? Wir fragen hier nicht nach den äussern Dingen, wie dem grossen Fisch, der im Buche Jona und ähnlich im Buch Tobit dahergeschwommen kommt. Ich stelle auch nicht zu sehr auf meine Beobachtung ab, dass in der heiligen Schrift gerade diese zwei Bücher, Jona und Tobit, mich beide zu unbändigem Lachen reizten, wie bisher kein anderes biblisches Buch. Auch gestehe ich, dass mir über Verfasser, Ort und Zeit der wunderbaren Geschichten der Boden unter den Füssen schwankt.

Doch eins ist klar: Jona schon und mehr noch sein Jünger Tobit leben in einer Zeit des Niedergangs. Nicht nur Ninive geht unter, trotzdem Gottes Erbarmen eine Zeitlang das Strafgericht hinausschiebt, weil selbst Ninive noch ein wenig Busse tat — unter geht vor allem auch Israel, geht das Gottesvolk, von dem Tobit herzustammen sich rühmt. Wie schön tönt es, wenn Tobit zu seinem Kinde spricht: „Vor allem, nimm ein Weib aus dem Geschlechte deines Vaters. Nimm kein fremdes Weib, welches nicht aus dem Stamme deines Vaters ist, denn wir sind Nachkommen von Propheten: Noah, Abraham, Isaak und Jakob.“ Und ähnlich hören wir Tobit noch der Weissagung gedenken, in welcher Amos spricht: „Eure Feste sollen in Trauer verkehrt werden und all euer Jauchzen in Klage.“ Wohl ist die Luft noch voller Erinnerungen aus der guten alten Zeit. Berühmte Namen tönen nach. Man ist umgeben von Satzungen und ergeht sich in Mahnungen. Man weint. O, es wird so viel geweint im Tobitbuch angesichts der bösen Gegenwart. Man betet

auch viel und lang und seufzt nicht nur in der Kürbisgartenlaube des Jona: „Ich wollte lieber tot sein als leben,“ sondern auch Tobit betet zu Gott: „Und nun tue mit mir nach deinem Wohlgefallen. Befiehl, meinen Geist hinzunehmen, damit ich sterbe und Erde werde, weil es mir besser ist zu sterben als zu leben.“ Und an demselben Tag, da Tobit in seinem grossen Schmerz „schon jetzt hingelangen möchte zu dem ewigen Orte“, wird auch Sara, die Tochter Raguels, zu Ekbatana in Medien durch ihre Umgebung geschmäht und so sehr betrübt, dass sie sich erhängen wollte. Hätte sie nicht noch am Fenster beten können, so wäre sie ihren sieben Männern, mit denen sie doch nicht hatte zusammenkommen können, in den Tod nachgegangen. Da war eben der böse Geist Asmodäus, und ausser ihm manch anderer, dem Menschenglück im Weg. Da lebte man in der Gefangenschaft und das Volk ass von den Speisen der Heiden. Selbst für Jerusalem drohte Verwüstung und die Verbrennung des Gotteshauses bedrückte das Gemüt der Frommen fern von dem schönen Heimatland.

Was aber bewegt uns denn, beim Lesen dieser traurigen Geschichten von ganzem Herzen über dieses spätjüdische Volk zu lachen? Warum belustigt uns sowohl der einsame Ninivepilger Jona, als noch viel mehr Tobit mit seiner ganzen Familie? Gerade weil sie so ernst tun und sich selber so wichtig nehmen. Man stammt nicht umsonst um Tobit herum aus hochangesehener Familie. Noblesse oblige! Die Bravheit dieser Leute ist ganz beachtenswert und ihre Treue im Befolgen der Tradition wenigstens auf kirchlichem Gebiete gross. Zudem muss man schon zugestehen, dass Jona schliesslich noch auf Gott hört und, widerwillig zwar, zu den Heiden geht, um auch bei ihnen noch eine Gotteswirkung wahrzunehmen. Von einem lebendigen rettenden Gott ist allerdings im Tobitbuch wenig mehr zu verspüren — es wäre denn am Schluss in poetischer Form in Tobits Lobgesang, welcher im Leben des Sängers keine grosse Rolle spielt. Man muss schon sagen, trotz Tobits überschwenglicher Gefühlsseligkeit: „Hier ist weniger als Jona.“ Hier ist das Erbe aus der grossen Vergangenheit Israels arg zusammengeschrumpft. Das Gesetz herrscht. Der Tod scheint allmächtig zu sein. Gott ist ferne von diesem Geschlecht und hat nur noch Rafael, den Engel, ihnen als Stellvertreter und Schutzheiligen gelassen. Der treibt rührend mit ihnen seine Possen, vertreibt auf zauberhafte Weise den Geist Asmodäus und heilt mit Wunderbalsam den blinden Tobit wenigstens von seiner äussern Blindheit. Denn das innere Auge bleibt trotz der Prophetenabstammung sehr blöde. Man hat das Gefühl: Hier wird, wie bei den Griechen, dem unbekannten Gott geopfert. Die Regel ist, dass Gott bei diesem Volk nicht lebt. Man erwartet wenig oder nichts von ihm. Wenn er den-

noch etwas tut, so gibts eine grosse Ueberraschung. Wie Tobias zum Elternpaar zurückkehrt, nach wenig langer Abwesenheit, da ist das Erstaunen gross und glaubt man wieder: „Der alte Gott lebt noch!“ Doch trotz diesem grossen Erlebnis spricht Tobits Weib alsbald zu ihrem Sohn: „Ich habe dich gesehen, Kind, nun will ich sterben!“ Zwar auch Tobit bekennt inmitten der sich Wundernden, dass Gott sich seiner erbarmt habe. Ja, es gibt noch Augenblicke im Hause des Tobit, da der alte Gott ein wenig spuckt. Im ganzen aber ist hier der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ein Gott der Toten, nicht der Lebendigen. Das wird auch bei dem Sohn Tobias nicht besser, obschon er volkstümlicher als sein Vater geworden ist. Mit Recht lässt man daher die Apokryphen ausserhalb des Bibelbuches, als kurzweiliges Anhängsel, zeitweilig bloss ein wenig auftauchen. Beim Lesen des alten Testaments, mit Gottfried Keller zu reden,

> sah ich eine junge Welle,
> die durch Alpenrosen floss
> und sich rauschend mit der Quelle,
> mit dem Strom ins Tal ergoss.

Beim Lesen des Tobitbuches, wieder mit Gottfried Keller, aber nun auf dem Schiff im Meer,

> schaut' ich in die Wasser nieder,
> in die Tiefen unverwandt,
> und sah meine Welle wieder
> aus den Bergen, wohlbekannt.
> Von dem heissen Strahl durchzittert,
> ja sie war es, deutlich, nah!
> Doch versalzen und verbittert,
> still und mutlos lag sie da.

II. Doch wir können Tobit nicht nur am Alten Testament messen, sondern mit dem Neuen Testament in Berührung bringen. Wie bisher zu Jona, so setzen wir ihn jetzt zu Jesus in Beziehung. Wenn die Entstehung des Buches Tobit in die Jahre 175 bis 25 vor Christi Geburt fällt, also zeitlich ihm sehr nahe kommt, wie nahe steht denn geistig der gesetzestreue Tobit dem Heiland? Das ist eine ganz gefährliche Frage. Armer Tobit, was wird aus dir, wenn dir Christus begegnet?

Zwar Jesus nennt unseres Wissens den Tobit nie. Er spricht bloss von Jona und zwar im Hinblick auf seine eigene Sendung: „Siehe, hie ist mehr als Jona.“ Aber er redet nicht zunächst von sich selber, sondern vergleicht zuvor, herausgefordert durch das zeichenverlangende Volk, die Niniviten mit dem damaligen Menschengeschlecht: „Die Leute von Ninive werden auftreten vor dem

Gerichte mit diesem Geschlecht, und werden's verdammen, denn sie taten Busse nach der Predigt des Jona."

Also Jona und Ninive kommen noch gut weg, auch wenn sie am neuen Maßstab gemessen nur wenig sind. Tobit aber, der sich selbst erhöht hat, wird nun furchtbar erniedrigt. Er steht da gleich dem Pharisäer im Tempel, den Jesus dem Zöllner und Sünder gegenüberstellt. Schon nur dieses Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner, die im Tempel Jerusalems beten, könnte uns vermuten lassen, dass Jesus das Tobitbüchlein einst gelesen habe. Tobitgeist begegnet jedenfalls dem Heiland von der Krippe bis zum Kreuz. Tobitgeist ist die grosse Gefahr, vor der Jesus sein Volk warnt als vor einem bösen Sauerteig. Tobitgeist ist die Stickluft, die Gottes Reich ärger hindert als der Bisluft, der aus dem Land der Unreinen über die Grenze weht. „Weh euch, Pharisäer, ihr Heuchler," das ist der Ehrentitel, den die Nachkommen Tobits zu Jerusalem aus dem Munde Jesu hören müssen und auch wirklich im Verlauf der Geschichte verdienen.

Doch gehen wir noch näher auf den Pharisäer vor der Zeit Christi ein. Stolz ist Tobit ausser auf seine gottesdienstlichen Leistungen auch auf seine Familie. Wir haben schon gehört, wie er seine Prophetenabstammung betont, ganz im Gegensatz zu seinem Bekannten Amos, der kein Prophet noch eines Propheten Sohn zu sein begehrt. Nachdem Tobit schon in seinem ersten Kapitel seine nächsten Verwandten aufgezählt, erwähnt er dann in den letzten Versen Achiachar, den Sohn seines Bruders Anael, als seinen Fürsprecher beim König Sachardan und sagt von ihm voller Genugtuung: „Achiachar aber war Mundschenk und Siegelbewahrer und Kanzler und Vorsteher des Geldwesens und Sachardan setzte ihn als Zweiten in seinem Reiche ein. Er war aber mein Neffe." Und ausser diesem Neffen und Finanzminister, der Tobit hilft, muss auch Azaria, der Sohn des grossen Ananias, welcher den Tobias begleitet, aus „trefflicher Wurzel" stammen. Bedenkt man, wie um Tobit herum das patriarchalische Leben der Blutsverwandten fast religiösen Charakter hat, verwunderts uns nicht so sehr, dass dieser „Bruder" Azaria nach erfülltem Dienst sich plötzlich als Erscheinung eines Engels entpuppt und feierlich sich vorstellt: „Ich bin Rafael, einer von den sieben heiligen Engeln, die die Gebete der Heiligen hinauftragen und zu der Herrlichkeit des Heiligen Zutritt haben." Nichtwahr, beim Hören dieser Botschaft wird uns fast zu Mute wie dem Beter vorn im Chor der katholischen Kirche, wo der Weihrauch steigt und beim Kerzenlicht es glänzt und glitzert von Heiligenbildern und Sakramenten — Katholizismus vor Christus lebt im Tobithaus!

Wie ganz anders, wie viel weltlicher steht die Familie vor Christi

Auge. Sie ist ein Durchgangspunkt, der nicht in den Mittelpunkt gerückt wird, weil nicht diese Familie auf Erden, nicht die Blutsverwandtschaft das Wichtige ist. Zu Tobit passt das Wort der schwärmerischen Frau, das sie zu Christus sagt: „Selig ist der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, die du gesogen hast.“ Christus aber sagt zu ihr: „Ja, selig sind, die das Wort Gottes hören und bewahren.“ Und zu Petrus spricht er dann: „Selig bist du, Simon, Jonas Sohn; denn Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel.“ Vom Vater im Himmel aus betrachtet, liess Christus dann Mutter und Brüder vor der Türe stehen, sah rings um sich auf die Jünger, die um ihn im Kreise sassen, und sprach: „Siehe, das ist meine Mutter und meine Brüder. Wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.“

Wie hätte Tobit über solche Worte sich einst entsetzen, ja beklagen müssen! Wie müssten sich heute, wenn sie die altbekannten Worte noch verständen, so viele Christen über ihren Meister bekreuzen, denen heute Tobit und Tobias in Wort und Bild Lieblinge und Vorbilder sind! Darum sage ich hier: Wohl dir, Tobit, dass du noch rechtzeitig gestorben bist und dein Sohn dich in Ehren bestattet hat, bevor Jesus kam. Denn siehe zu, er hätte dir wahrlich nicht gefallen. Du hättest zwar vielleicht freudig wie Simeon das Knäblein begrüsst, welches Joseph und Maria zur richtigen Zeit in den Tempel zu Jerusalem trugen, ums dem Herrn darzustellen. Du hättest wohl auch noch — oder vielleicht nicht mehr? — über den zwölfjährigen Knaben im Tempel zu Jerusalem dich ein wenig gefreut, der da als „Sohn des Gesetzes“ so lernbegierig um Auskunft fragte und im Tempel sass mitten unter den Lehrern. Aber in der Folgezeit hättest du dich einmal über das andere an ihm geärgert! Besonders damals, als er wieder nach Jerusalem zog, und junge Leute mit ihm, und er zu einem von ihnen sprach: Folge mir nach! — Als der dann um die Erlaubnis bat, zuvor hinzugehen und seinen Vater zu begraben, sprach Jesus das befremdende Wort zu ihm: „Lass die Toten ihre Toten begraben; gehe du aber hin und verkündige das Reich Gottes!“ Das tönt sonderbar! Wie hat der brave Tobit doch gerade im Begraben der Toten das Höchste geleistet! „Wenn er einen aus seinem Volke gestorben und hinter die Mauern von Ninive geworfen sah, so begrub er ihn. Und wenn der König Sennachorim jemanden tötete, als er flüchtig aus Judäa heimkehrte, so begrub er ihn heimlich. Viele nämlich tötete Sennachorim in seinem Zorn; und wurden die Leichname vom König gesucht, so fand man sie nicht.“ Die Sache kam bis vor den König, dass Tobit der Totenbegraber sei, so dass Tobit aus Furcht entfloh, und all sein Besitztum verlor. Also sogar das Martyrium nahm Tobit um seiner

heiligen Verrichtung willen auf sich! Er übertraf da noch seines Sohnes künftigen Schwiegervater, Raguel zu Ekbatana in Medien, der doch schon sieben Männer seiner einzigen Tochter Sara begrub, bevor sie ehelich mit ihr in Berührung gekommen waren, und der für den achten Schwiegersohn, Tobias, das Grab schon grub vor seinem Tod, weil er sich sagte: Auch dieser wird sterben! Nun, dieser Tobit also hat von Azaria-Rafael schliesslich das Wort vernommen: „Als du die Toten begrubst, war ich dir zur Seite. Und als du nicht zögertest, aufzustehn und dein Mahl zu verlassen, um hinzugehn und die Toten zu begraben, da blieb mir diese gute Tat nicht verborgen, sondern ich war mit dir." Zum Lohn für seine grosse Guttat hat Rafael ihn von seiner Blindheit geheilt. Und nun, nachdem das „Begraben der Toten" bereits terminus technicus für eine jüdische Tugendübung geworden und offiziell als verdienstliche Sache anerkannt von hoher himmlischer Stelle aus — nun kommt Jesus, der Zimmermannssohn von Nazareth, und spricht unmissverständlich, rücksichtslos, den Vätern zum Trotz: „Ich aber sage euch: Lasst die Toten ihre Toten begraben!"

Wie stösst da Glaube auf Glaube! Wie wird durch Jesus der „guten alten Zeit" der Schuh gegeben und über die Herzensbitte des Vaters Tobit zur Tagesordnung geschritten, der da zu Tobias im Angesicht des nahen Todes spricht: „Begrabe mich schön und deine Mutter neben mir und bleibe nicht länger in Ninive!" Bei Jesus hört diese Gemütlichkeit auf. Da wird das Begraben der Toten unwichtig und tritt ins Dunkel. Die Majestät des Todes sogar wird mit Verachtung bestraft und unentwegt Gottes Reich verkündigt. Das kommt, und dem geht man entgegen! Was kümmert uns die Familie, was geht uns das Vaterland an, wenn Gottes Reich nahe ist! Vor dem Vater im Himmel tritt zurück ein Joseph und auch die Maria, ein David und Abraham, ein Noah und Adam. Der neue Mensch, von Gott gegeben, der Sohn, vom himmlischen Vater gezeugt, ist da und mit ihm das neue Reich im Wachsen. Der Stillstand hört auf. Der neue Fortschritt ist da! Es ist ein fester Gang, der uns bange macht. Werden wir folgen können? Werden wenigstens die Jungen, Lebendigen sich aufmachen und unbeirrt weitergehen? Wir wissens ja durch Christus von neuem, dass Gott nicht ein Gott der Toten ist, sondern der Lebendigen. So lebendig ist der Strom des Gotteslebens wieder geworden, dass sogar der Tod verschlungen ist in den Sieg, wie jenes Trumm im Alpenwald, von dem uns Gottfried Keller singt. Der Frühlingsbach hat es endlich wieder vorwärts geführt:

Wo es hundert Jahre blieb
hangen an der Eschenwurz,

heute reisst der junge Trieb
weiter es im Wassersturz.
Dröhnend springts von Stein zu Stein,
trunken von der wilden Flut,
bis es dort am Wiesenrain
schwindelnd unter Blumen ruht.
Du versteinte Herrlichkeit,
O wie tanzest du so schwer
mit der tollen Frühlingszeit —
hinter dir kein Rückzug mehr!

III. Werte Freunde, nachdem wir ablehnend an Tobit gedacht, können wir uns nicht über ihn erhaben fühlen. „Die versteinte Herrlichkeit“ tanzt auch in unserm Schweizerland den Tanz, zu welchem unser Geschlecht eingeladen ist, nur mühsam. Die Verknöcherung liegt heute der Schweiz wohl so nahe, als einst dem Volke Israel. Gerade unsere Tugenden und Werke sind oft unsere Schwäche. Ich erinnere an ein Wort, welches lange vor dem Weltkrieg ein noch nicht Zwanzigjähriger schrieb und das für einen Schweizer sehr bezeichnend lautet: „Ich bin mir treu geblieben, wohl bis zur Philisterhaftigkeit.“ Zum Philisterium langts, bei Tobit und bei uns, in gleicher Weise beim Versuch, bloss uns und ein Stück weit etwa den Vätern oder Müttern treu zu ein. Patriotismus, Klerikalismus, Liberalismus, selbst Sozialismus sind verzweifelte Gebilde, wenn sie sich verselbständigen, sich von Gott, dem Urquell entfernen, versanden oder versumpfen. Es hat der Welt nicht auf die Dauer helfen können, dass da um Tobit und seinesgleichen man sich rührend Bruder und Schwester nannte und „heilig“ blieb. Auch die Heiligen der letzten Tage sind zum Tode verurteilt, wenn sie nicht Heilende sind, Heilande der Welt. Wenn einmal auch noch die Heiligen und ihre Verehrer in unsern Tagen am Berge stehen, wird uns das Helfen und Heilen einleuchten, wird der Mut zur Nachfolge Christi sich behaupten und siegen. Noch sind wir nicht so weit gelangt. Wir müssen vielleicht auch heute wieder zunächst Helden im Totenbegraben, wie Tobit, der als Beerdigungsmärtyrer sich von Haus und Heim zu trennen vermochte, erleben, bis wir endlich merken, dass es nicht auf uns ankommt, sondern auf Gott und sein Reich. Wo *wir* aufhören, kann *Gott* anfangen. Wo Gott anfängt, lasst uns sein Reich verkünden! F. Zulauf.

Vom Kampf um den Zivildienst.

I. Die bernische Zivildienstmotion.[1])

Geehrter Herr Präsident!
Geehrte Herren Synodalen!

Lassen Sie mich zunächst einen vierfachen aufrichtigen Dank aussprechen! Ich danke denen, welche an der letzten Synodaltagung die Zeit über Erwarten lang in Anspruch genommen und dadurch damals die Behandlung unserer Resolution verunmöglicht haben. Sie haben dadurch, mit oder ohne Willen, den Rahmen geschaffen, der dem heutigen Verhandlungsgegenstande angemessen ist. Sie haben dem Antrag und Beschluss gerufen, eine ausserordentliche Sitzung abzuhalten. Ich danke dem Redner, der am 4. Dezember, in kurzem, einschlagendem Votum vorgreifend, ordnungswidrig zur Sache selber das Wort ergriffen hat. Er hat damit dargetan: Die Sache ist so wichtig, dass man wohl einmal die Geschäftsordnung missachten darf. Sie berührt eine Lebensfrage, an der die Geister lebendig werden und alle Schranken durchbrechen. Ich danke der Synode für den Beifall, den sie, trotz der Entgleisung des Redners, gespendet hat. Er hat uns, wenns überhaupt noch nötig war, aufs deutlichste gezeigt, dass es einen heissen Kampf absetzen werde, dass es sich nicht um eine wohlfeile Erklärung handelt, der man selbstverständlich beistimmt, dass vielmehr die Beistimmung nur nach schmerzlichem innerm Ringen möglich ist. Ich danke dem Synodalrat, dass er vor uns Motionären aufgestanden ist und sich wegen der Zivildienstbewegung an den schweizerischen evangelischen Kirchenbund gewandt und damit erklärt hat: Die Kirche darf daran nicht vorbeigehen.

Diese vier Punkte dürften eine genügende Erklärung sein dafür, dass wir die verschiedenen Winke, wir möchten die Motion zurückziehen, nicht befolgten. Wir hätten uns der Untreue anklagen müssen gegen uns, gegen die Synode, gegen die Sache. Nachdem es ohne unsere Schuld und ohne unser Dazutun zum Beschluss einer ausserordentlichen Sitzung gekommen war, wäre ein Rückzug schmerzlich, geradezu unverständlich gewesen.

Zur Sache! Eine Petition an die Bundesversammlung regt an, dass für Schweizerbürger, die aus Gewissensgründen den Dienst in der Armee nicht leisten können, ein Zivildienst eingerichtet werde. Sein Sinn und Zweck ist körperliche und geistige Erziehung, Pflege kameradschaftlicher Gesinnung und tatkräftiger Liebe zu Heimat und Volk, und im besondern eine Arbeitsleistung im Geiste der gegenseitigen Hilfe. Er soll in Bezug auf Ordnung und Arbeitsernst dem Militärdienst nicht nachstehen und zur Verhütung jedes Missbrauchs ein Drittel länger dauern als dieser.

Was wollen wir nun, indem wir diese Petition hier zur Sprache bringen? Wir wollen nicht, dass die Synode sich materiell dazu äussere, dass sie über Ausführbarkeit und Unausführbarkeit des einen oder andern Punktes rede, dass sie den politischen Behörden vorgreife. Wir wollen nicht, dass die weitreichenden Fragen der Landesverteidigung, der Abrüstung, des Antimilitarismus behandelt werden. Wir geben zu, dass diese mit unserer Erklärung zusammenhangen. Aber wir fragen: Ist es recht, dass eine christlich-kirchliche Körperschaft darauf eintrete, bevor sie die Gewissensfrage und die Glaubensfrage in ihrer Wucht und Tragweite empfunden hat? Wir haben sicher genug

[1]) Es ist gewiss am Platze, dass die Rede, womit der Hauptmotionär in der Berner Synode seine Sache begründete, in extenso bekannt wird, einmal um ihres allgemeinen Gehaltes willen, sodann, damit klar werde, was die Motion eigentlich wollte. D. Red.

und übergenug zu tun mit diesen beiden in unserm Lebenskreis und Pflichtenkreis liegenden Fragen.

1. Die Gewissensfrage.

Die vorgelegte Resolution lautet in ihrem ersten Teil: Die evangelisch-reformierte Kirchensynode des Kantons Bern erblickt in der Bewegung für den Zivildienst einen berechtigten Versuch, die Freiheit des christlichen Gewissens zu schützen, was sie als unabweisbare Pflicht, aber auch als eine Grundbedingung eines gesunden nationalen Lebens betrachtet.

Haben wir die Pflicht, die Freiheit des christlichen Gewissens zu schützen? Wir als Christen? Wir anerkennen nur eine absolut gültige Bindung: die Bindung an Gott. „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte!“ Es gibt kein Ausweichen, es gibt keine Rücksicht auf sich oder andere, auch wenn die andern die Riesenmacht des römischen Staates repräsentieren. In dem, was wir christliches Gewissen nennen, erkennen wir einen Widerschein der Gotteswelt. Man könnte höchstens fragen: Dürfen wir überhaupt den Anspruch erheben, da Beschützer zu sein? Ist nicht umgekehrt das christliche Gewissen unser Beschützer und Retter, und zwar gerade dann, wenn es verfolgt wird und in der Verfolgung seine Siegeskraft offenbart? Wahrhaftig, im Ausdruck „Schutz des Gewissens“ liegt eine Selbstüberhebung. Aber sollen wir, indem wir dies erkennen, umgekehrt zu Bedrückern des Gewissens werden? Sollen wir nicht uns demütig beugen, wo immer es laut redet? Und wenn die Geister sich in zwei Heerlager spalten, hie Gewissensfreiheit, hie Gewissensknechtung, und wenn wir unausweichlich Stellung beziehen müssen, auf welche Seite sollen wir uns stellen? Zumal als Protestanten? Wenn wir Recht haben damit, dass die Reformation ein neues Hervorbrechen des Evangeliums sei, dann ist sie ohne Zweifel zugleich ein neuer Vorstoss des Gewissens. Es ist nicht zufällig, dass das Lutherwort: „Es ist nicht geraten, etwas wider das Gewissen zu tun“ eine Art Losungswort der Protestanten geworden ist. Es birgt tatsächlich die Wahrheit, ohne die wir nicht sein können. Dass das am Evangelium lebendig gewordene Gewissen massgebend ist, sagt auch Zwingli im ersten seiner 67 Artikel: „Alle, die sagen, das Evangelium gelte nichts ohne die Bestätigung der Kirche, irren und schmähen Gott.“ Und ist es nicht vielsagend, dass gerade vom unduldsamsten Reformator, von Calvin aus, auf dem Umweg über England-Amerika die Glaubens- und Gewissensfreiheit zu einem unveräusserlichen Gut der evangelischen Christenheit geworden ist? Auf den Grund vordringend, hat Alexander Vinet scharf umrissen erklärt: „Der Protestantismus ist ein Schongebiet für die Freiheit des Gewissens; er ist nicht Religion, sondern ein Ausgangspunkt für die Religion.“ „Er ist das Recht des Einzelnen, in religiösen Dingen selbständig zu denken; er ist eine Form der Freiheit.“ „Wenn wir den Brüdern die Freiheit des Gewissens absprechen und zugleich uns Protestanten nennen, dann lügen wir.“ Ich möchte noch weiter fahren und sagen: Dann verleugnen wir die Väter unseres Glaubens; dann graben wir uns selber den Boden ab, auf dem wir stehen. Wenn wir irgendeine andere Bindung derjenigen an Gott vorziehen, sind wir verloren. Wir leben davon, dass es Gewissensmenschen gibt.

Und nun: Sind die Dienstverweigerer zu den Gewissensmenschen zu zählen? Sie sind bekanntlich der Ausgangspunkt für die Zivildienstpetition. Die Petitionäre ertrugen es nicht, dass diese Menschen gerichtlich abgeurteilt wurden. Das Recht oder Unrecht der Petition hängt nun durchaus daran, ob sich's um Gewissensmenschen handle oder nicht, hängt an der Frage: Wie sind sie zur Dienstverweigerung gekommen? Wohlgemerkt: Nur die, um derentwillen die Petition einsetzte! Von zwei Seiten her: Vom Krieg und vom Evangelium. Dies beides ist ihnen überwältigende Wirklichkeit geworden. Wir, die Kirche,

haben daran auch ein gewisses Verdienst. Wir haben ja das Evangelium konserviert bis auf den heutigen Tag. Wenn wir dies nicht getan hätten, dann allerdings hätten die Soldaten an allen Fronten frisch-fröhlich, ohne Seelennot, drauf losgekämpft. Wir nun haben ihnen den frisch-fröhlichen Mut zum Dreinschlagen geraubt. Ja, wir, die Kirche, durch unsere Verkündigung des Evangeliums. Wir ahnten wohl nicht, was wir taten. Aber auf einmal zeigte es sich: da und dort erklärt einer: Ich kann nicht mehr. Christus verbietet es mir. Und dieses Verbot gilt absolut. Es gilt gegen Staatsverfassung, Militärstrafgesetz und was Grosses die Menschen geschaffen haben, es gilt auch gegen mein Behagen, meine irdische Existenz, mein Leben. Ich habe mich gegen ihn gewehrt. Ich habe mir alle Vorwürfe gemacht, die nachher gegen mich erhoben worden sind: Ueberempfindlichkeit, Einbildung, Hochmut, Selbstgerechtigkeit. Es hat nichts genützt. Christus hat sich nicht beiseite schieben lassen. Er hat mich unabweislich vor die Wahl gestellt: Entweder Krieg mit all seinen Widergöttlichkeiten oder Evangelium mit all seinen Friedenskräften. Zwischen diesen zwei Steinen musste ich zermalmt werden, wenn ich nicht mich für die eine oder andere Seite entschied. Wie hab ich doch die beneidet, denen dieses Entweder-Oder erspart blieb! Ich empfand Gott als den Grausamen, bis die Entscheidung fiel: Kein Krieg mehr. Kein Waffenhandwerk mehr. Mag für mich daraus folgen, was will, das Ende wird Licht sein, für mich und für die anderen.

Es mag nochmals gesagt werden: An diesen Seelenkämpfen sind wir nicht unschuldig. Wenn sie nun einmal sein mussten, sollten wir ihnen etwa den gegenteiligen Ausgang, die Entscheidung für Militär- und Kriegsdienst wünschen? Sollten wir also unsere eigene Arbeit verdammen? Sollten wir das christliche Gewissen predigen und nachher die Gewissenstat dem Strafrichter überweisen?

Nicht doch! Wir wollen uns zu unserer Arbeit bekennen. Wir müssen, gern oder ungern, die Dienstverweigerer aus Gewissensgründen als die Unsrigen betrachten. Wie tun wir das? Der Synodalrat möchte sie bewahrt wissen vor Gefängnis und andern entehrenden Strafen. Wir hätten seinem Vorstoss beim Kirchenbund einen grössern Erfolg gegönnt. Aber war nicht der Misserfolg unvermeidlich? Man denke sich die Sache durch: Keine entehrende Strafe, aber immerhin ein richterliches Urteil, das heisst die Feststellung eines Vergehens, und zwar ein Vergehen aus edler, reiner Gesinnung. Ich meinte sonst, dass für den Christen ein Vergehen in der gemeinen, nicht in der reinen Gesinnung bestehe. So verstehe ich Jesu wiederholtes: „Ich aber sage euch." Ich betone: für den Christen. Für den staatlichen Richter ist der gesetzwidrige Tatbestand massgebend. Aber wir möchten ja als Christen reden. Und als solche sagen wir: Entweder ist die Dienstverweigerung eine Gemeinheit, und dann verdient sie rücksichtslose Bestrafung, eine Ausschaltung der Verweigerer aus der Gesellschaft, oder sie steht im Einklang mit dem Evangelium, und dann müssen wir jede Bestrafung als Ungerechtigkeit brandmarken. Ein Mittelding gibt es nicht, oder dann besteht es in einer Art Bemitleidung: Ihr Herren Gesetzgeber und Richter! Seid nachsichtig mit diesen Menschen, die unter der Kriegs- und Nachkriegspsychose leiden! Behandelt sie lieber als Kranke denn als Verbrecher! Wie? Wir als Kirche, als Vertreter der Christengemeinde sollen so reden? Da sei Gott vor!

Weil vermutlich keiner von uns einer harten Verurteilung das Wort reden möchte, bleibt uns nur noch die Möglichkeit: Wir suchen einen Weg, auf welchem der Gewissensmensch, der den Befehl der Waffenlosigkeit vernommen hat, einherschreiten kann. Auf diesen Weg will die Petition hinweisen. Sie hat nichts Diktatorisches wie die Initiative. Sie will nur anregen. Sie spricht nur einen Grundsatz aus: Sorgt dafür, dass diese nicht zahlreichen, aber wert-

vollen Menschen der Gesamtheit erhalten bleiben, dass sie ihre Kräfte betätigen können im Dienst am Ganzen! Lasst sie nicht in der ihnen selbst qualvollen Weigerung stecken! Nehmt ihren Willen zum Opfer an! Ihr gefährdet euch selber, wenn ihr gegen sie kämpft! Gewiss, es ist ein Wagnis, das christliche Gewissen bis in die letzten Konsequenzen gelten zu lassen. Aber das sollte uns ausser Zweifel sein, es ist schliesslich ein Wagnis zum Leben. Es ist nicht minder ein Wagnis, die Gewissensmenschen auszustossen, und zwar ist dies ein Wagnis zum Tode.

Meine Herren! Ich appelliere nicht an Ihr Mitgefühl. Die Dienstverweigerer, um die es sich hier handelt, betteln, trotz Gefährdung ihrer Existenz, nicht darum. Sie bedurften des Mitgefühls eher in der Zeit, da sie die Entscheidung noch nicht getroffen hatten. Ich bitte Sie nur um die schlichte und zugleich unvermeidliche Ueberlegung: Ist es recht, dass ein Mensch verurteilt wird, bloss weil er dem christlichen Gewissen gehorcht? Lässt sich das mit unserer evangelisch-protestantischen Ueberzeugung vereinigen? Ja oder nein? Um dies geht es im ersten Teil der vorgelegten Erklärung.

2. Die Glaubensfrage.

Der zweite Punkt der Erklärung lautet: Die Synode anerkennt in der Bewegung für den Zivildienst eine achtungswerte Aeusserung des gesunden christlichen Geistes, der den Mitteln der Gewalt die Mittel der Liebe und die versöhnende Tat gegenüberstellen und so die höchsten Güter verteidigen und zugleich die nationale und internationale Solidarität wahren und vertiefen will.

Es ist schon oft ausgesprochen worden, dass der Krieg die Abrechnung mit dem alten Gewaltgeiste gewesen sei, von diesem selber vollzogen, dass dieser sich in seiner Blösse dargestellt habe und die Menschen von nun an nicht mehr betrügen könne. Es ist oft darauf hingewiesen worden, dass wir erst jetzt, infolge des Krieges, im Uebergang vom Alten zum Neuen Testament begriffen seien. Wenn das wahr ist, dann stehen wir in einer Grosszeit ohnegleichen, dann muss uns alle die Ahnung, das Ausschauen, die gespannte Erwartung durchzittern. Dann muss etwas Urchristliches durch uns ziehen. Und es muss wohl wahr sein. Ohne dies wäre ja der Krieg, wären all die Leiden und Opfer vergeblich gewesen. Das ertrage, wer kann! Wir ertragen das nicht. Wir — ich möchte wirklich im Namen aller Anwesenden reden; ich habe ein Recht dazu, indem ich auf Kundgebungen der Synode und des Synodalrates hinweise. Am 10. November 1914 hat Herr Prof. Hadorn hier gesagt: „Der christlichen Kirche kann der Vorwurf nicht erspart werden, dass sie es zwar nicht an Spott und Hohn über die Friedensbestrebungen hat fehlen lassen, wohl aber an dem ernstlichen Willen, auf der bessern Grundlage, die sie kannte, das Werk des Weltfriedens zu fördern. Das wird eine Aufgabe sein, die uns für die Zukunft wartet, wenn anders wir von der Gewissheit innerlich durchdrungen und erfasst sind, dass der Krieg mit der Religion Jesu schlechthin unvereinbar ist.“ Und die Synode hat seinen trefflichen Worten in tiefer Ergriffenheit zugestimmt. Der Synodalrat hat in vorhergehenden und nachfolgenden Kundgebungen der Erkenntnis, zu der der Krieg uns verhalf, den Ausdruck verliehen, den niemand anders wünschte, zunächst einen Ausdruck der Busse: „W i r waren schuld, und es muss anders werden. — Diese aufdämmernde Erkenntnis ist das einzig Tröstliche im heutigen Wirrsal von Jammer, Not und Streit.“ Und anderswo: „Herr Jesus Christus! An Deinem Locken und Mahnen hat es nicht gefehlt. Wir haben nicht gewollt. Das reuet uns und ist uns von Herzen leid.“ Sodann einen Ausdruck der Hoffnung: „O, Vater, lass aus so viel Heldentum und so vielem unschuldig vergossenen Blut die Frucht eines besseren Friedens hervorgehen zum Heil der Kinder und Enkel.“ Und zur Bitte das Gelübde: „Wir wollen uns freuen über jeden wahren Fortschritt, der dem Guten uns näher führt, über jedes rechte Mittel, das

dem Ausbruch neuer Kriege vorbeugt, über jede Tat, die Ungerechtigkeit und Hass aus der Welt schafft. — Wir müssen andere und bessere Grundlagen suchen. Sie finden sich in Gottes Wort, in Jesus Christus und seinem Evangelium und im Gewissen."

Nicht wahr? Das sind ernste und ernstgemeinte Worte. Sie lassen uns spüren den aufwachenden christlichen Geist. Wir dürfen kein Jota abstreichen davon. Es zeigt sich in ihnen die Abwendung vom Glauben an die Gewalt und die Hinwendung zum Glauben an die Liebe. In dieser Wendung liegt die Grösse unserer Zeit. Und zugleich ihre unheimlich schwere Aufgabe. Darin besteht die Prüfung, die uns auferlegt ist. Wie wir uns da einzustellen haben, ist klar, wenn all die vorhin erwähnten Worte nicht Heuchelei sein, wenn sie uns nicht verdammen sollen. Es handelt sich wahrlich nicht um ein besseres Christentum, dessen Bekenner pharisäisch auf die andern herabblicken; es handelt sich einfach um ein Müssen, um eine Entscheidung, der wir alle ohne Ausnahme am liebsten ausweichen würden, der wir aber nicht ausweichen können: Glauben wir an die Kriegswaffe oder an Jesus Christus? Ein Sowohl — als auch gibt es hier nicht.

Langsam, mühsam bricht sich die Ueberzeugung Bahn: Die Tat der Liebe hilft uns, einzig sie. Wir mögen hundert Kompromisse schliessen, gutheissen können wir sie nicht. Der Verzicht auf die Kompromisse, der evangeliumsmässige Glaube an die Liebe tritt uns nun entgegen in denen, die sagen: Lasst uns Gutes tun, nur Gutes! Lasst uns drum das Schwert niederlegen! Es sind, aufs Ganze gesehen, sehr wenige, die so sprechen. Es werden immer wenige sein. Trotzdem fürchtet man sie. Mit Recht. Die Tat des Glaubens hat grössere Folgen, als wir absehen. Sie wird ungeahnte Erschütterungen nach sich ziehen. Unfehlbar. Wir mögen uns so oder so zu ihr stellen, ändern lässt es sich nicht. Sie ist nun einmal geschehen. Sie wird weiter geschehen. Sie wird weiter wirken. Für uns handelt es sich bloss darum: Erkennen wir sie als eine Tat des Glaubens oder nicht? Nur darum. Nicht etwa um das Vollbringen. Immerhin, das Erkennen und Bekennen ist auch etwas. Und zwar etwas Schweres. Manchem mag es unmöglich sein. Und wir dürfen ihm darob nicht zürnen. Aber das müssen wir sagen: Wenn die Kirche etwas ablehnt, einfach deshalb, weil es gegenwärtig herrschende politische Zustände ändern wird, wenn ihr also diese Zustände zur Hütung anvertraut erscheinen, wenn sie im Dienste dieser Zustände steht, wenn sie nicht ihre prophetische Berufung zur Erkenntnis des Gotteswortes und Gotteswillens einsieht, wenn sie sich nicht beugt unter das Evangelium, wenn sie nicht durch ihr ganzes Verhalten bezeugt, dass sie durch und für das Evangelium lebt, durch nichts anderes und für nichts anderes — dann wird jener hohnvolle Gruss, welcher der letzten Dezembersynode zugesandt worden ist, grausame Wahrheit werden: Sie möge als erstes ihre Totengräber bestellen!

Es ist in ernstem Tone, mit gewichtiger Miene gesagt worden, es handle sich bei unserer Erklärung um das grosse Problem der Landesverteidigung. Gewiss! Aber warum hat man nicht auf das noch grössere Problem hingewiesen, auf die Treue im Bekenntnis zum Evangelium? Auf die Lebensfrage der Kirche?

Man wirft uns gerne vor, wir machen stets nur Worte. Man meint damit: allgemein gehaltene, leere Worte. Nun haben wir einmal Gelegenheit zu einem inhaltsvollen, tapferen, auf einen konkreten, praktischen Fall bezogenen Worte, das missverstanden, missdeutet werden kann, das aber unser Daseinsrecht, ja unsere Daseinsnotwendigkeit dartut. Es ist das Wort, das die leidende Menschheit heute von der Kirche erwartet. Glaubt sie wirklich an die Liebe? Diese Frage, und nichts anderes, ist ihr mit dem zweiten Teil unserer Erklärung gestellt.

Meine Herren! Wie wird die Antwort lauten? Die Synode hat sie eigentlich schon gegeben mit der einstimmig erlassenen Erklärung zum europäischen Krieg vom 10. November 1914, in der es heisst: „Die Synode der evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Bern erachtet es als ihr Recht und ihre Pflicht, und an ihrem heutigen Sitzungstage als ihre wichtigste Aufgabe, aufs neue und laut auf die ewigen Wahrheiten hinzuweisen, in denen die Hilfe für alle Not enthalten ist, auf den Glauben an den lebendigen Gott, der sich in Jesus Christus, seinem Leben und Sterben, als der Gott des Friedens und der Vater aller Menschen geoffenbart hat. Sein Reich ist ein Reich des Friedens und nicht des Krieges, der Liebe und nicht der Gewalt.“ —

Ich frage: „Wird die Synode heute, im Ernstfalle, sich zu ihrem eigenen Bekenntnis bekennen? Ja oder nein?“ J. Oettli.

II. Die Stimme eines Laien.

Nachdem zu den Verhandlungen der bernischen Kirchensynode bis jetzt vorwiegend Theologen das Wort ergriffen, soll nun auch noch ein „Laie“ zu Worte kommen. Es handelt sich dabei ja im Grunde nicht bloss um die Berner Synode, die schliesslich eine weltbewegende Wichtigkeit nicht hat (trotz dem Mittelpunktsbewusstsein, das manche ihrer Mitglieder haben mögen), sondern um das ganze Problem, das „Kirche und Militarismus“ heisst. Dazu schreibt uns Herr Lehrer Hans Grogg in Langenthal (Bern) in einem Artikel, der bezeichnenderweise von einem sozialdemokratischen wie von einem bürgerlichen Organ nicht angenommen worden ist, u. a. folgendes:

„Vor ungefähr 3 Wochen wird es gewesen sein, dass unsere bernische Kirchensynode sich durch die Ablehnung der Motion Oettli betreffend Zivildienstpflicht offen zum Militarismus bekannt hat. Diese Tatsache verdient es, dass sich immer wieder denkende Leute aus allen Lagern mit dem Problem befassen. Gleich zu Anfang will ich bemerken, dass ich als Freund der Kirche spreche, freilich der Kirche, wie sie sein sollte und sein könnte, nicht wie sie jetzt ist!

Die bernische Kirchensynode, deren erlauchte Zusammensetzung ich freilich nicht genau kenne, sondern nur ahne, und von der ich weiss, dass sie die Vertretung der bernischen Landeskirche bedeutet, hat sich also mit „überwältigender“ Mehrheit zur Ablehnung der Motion Oettli betreffend die Zivildienstpflicht entschlossen!

Zum Teil sollen an jener Versammlung die Petitionäre mit Spott und Hohn übergossen oder ihnen unlautere, heuchlerische Gesinnung vorgeworfen worden sein. Die Vertretung der bernischen Landeskirche hat sich somit in ihrer überwiegenden Mehrheit für den Militarismus erklärt! Die Erfahrungen der furchtbaren Jahre 1914—18 sind auch an ihr spurlos vorübergegangen, und sie hilft damit ein System stützen, das all das Unheil über die unglücklichen Völker gebracht, deren Waffen von den sinnverwirrten Kriegstheologen immer zum Mordhandwerk gesegnet worden sind! Hätte der Herrgott freilich all diese Segenswünsche (!) erhört, so wäre der Krieg einige Jahre früher fertig gewesen, indem sich sämtliche Kriegsheere dann gegenseitig total ausgerottet hätten; denn wenn Gott unparteiisch sein wollte, so musste er alle Bitten um Vernichtung der Feinde erhören, kamen sie nun von Deutschen, Franzosen, Engländern, Russen etc.

Doch Spass beiseite; denn die Angelegenheit verdient mit vollem, tiefem Ernst behandelt zu werden. Ich bedaure mit vielen andern jenen Beschluss der bernischen Landeskirche, resp. ihrer Vertretung aufs tiefste; denn noch halte ich an ihr fest, möchte ich sie doch in frischem, freudigem Kampfe sehen mit all den Gegenmächten, welche die heutige Welt an den Rand des Abgrunds geführt haben. Zu diesen gehört auch der Militarismus, von dem der schweizerische ein lächerliches Abbild im kleinen ist. Lasse man

doch einmal die Phrase von der Verteidigung des Landes fahren! Daran haben 1914 ja alle sich in den Krieg stürzenden Völker geglaubt! Keines hat angegriffen, jedes hat sich nur verteidigt!

Die bernische Kirchensynode hat durch die ganze Art der Behandlung gezeigt, dass sie vollständig von dem Geiste regiert wird, der derjenige Christi nicht ist! Ich bin nicht so bibelkundig wie die Herren Gottesgelehrten, sekundiert von einigen eidgenössischen Obersten, aber soviel scheint mir doch sicher zu sein, dass im ganzen Neuen Testament nichts von der „nationalen Verteidigung" steht (nicht einmal von einer Kirche!), eher natürlich im alten Bunde, auf dessen Satzungen sich ja etwa unsere Oberkriegsgurgeln berufen. Wohl aber stehen in den Schriften des Neuen Testamentes flammende Aufrufe zur Bekämpfung aller Mächte des Bösen; und wollte man die Aussprüche nur dem Geiste nach, nicht etwa gar buchstäblich erfüllen, dann, ja dann würde man gar bald mit den Gesetzen des Staates in Konflikt kommen! Denke man nur an die Aussprüche der Bergpredigt, an das Wort: Liebet eure Feinde! Sind sich unsere Pfarrherren, die Sonntag für Sonntag diese Worte predigen und auslegen, des schreienden Widerspruchs bewusst? Sind wir überhaupt noch Christen, dem Geiste Christi nach? Oder würde Christus nicht noch einmal gekreuzigt, von Staates wegen, wenn er wiederkäme und seine gleichen, unerbittlichen Forderungen stellte? Ob all dem gegenwärtigen Treiben in der Welt möchte man schmerzvoll die Pilatusfrage wieder ausrufen: „Was ist Wahrheit?" Sie wird ja auch getan von Tausenden ernster Denker, freilich auch von Tausenden frivoler Skeptiker, die sich dann hohnvoll lachend von Religion und Kirche abwenden. Daran ist die Kirche vielfach selbst schuld, indem sie zu oft im Dienste der regierenden Mächte stund und ihre wahre Aufgabe verkannte, wie auch heute wieder!

Die Wenigen, die noch treu bleiben, auf Grund inneren Bedürfnisses, stösst sie dadurch ab; soll doch an jener Versammlung der Kirchensynode einer sich geäussert haben, die, welche den Staat samt Kirche in dieser Sache (Wehrpflicht) kritisierten, hätten in der Kirche nichts mehr zu suchen! Toleranz des Jahres 1924! Die Aufrechten, die es wagen, gegen den Strom zu schwimmen, unter grossen persönlichen Opfern oft, werden verhöhnt und verfolgt.

Frage: Auf welche Seite würde sich wohl Christus stellen, wenn er wieder käme? Ob zu der leider so verknöcherten Staatskirche oder zu den Wenigen, bei denen das Christentum ein Mittel sein will, diese Erde, die Gottes ist trotz allem, umzugestalten, dass der Mensch auf ihr Gottes Gedanken, wie sie uns durch Christus vermittelt sind, zum Ausdruck bringe? Nicht soll es sein eine blosse Versicherungsanstalt für ein Jenseits, von dem wir herzlich wenig wissen trotz all der ungeheuren Gottesgelehrsamkeit, die, um es offen zu sagen, den Weg zu Gott und Christus bloss versperrt, besonders wenn sie dann noch im Bunde mit eidgenössischen Obersten auftritt! Seien diese auch noch so religiös gesinnt, was ich übrigens von vielen gerne anerkenne, um so weniger aber verstehe ich sie in ihren innersten Beweggründen. Aber die Religion Christi haben sie sicher nicht, vielmehr die eines alttestamentlichen Helden und Haudegens!

Dass ich mit diesen Ansichten nichts zur Lösung der Frage Wehrpflicht und Kirche beigetragen habe, bin ich mir wohl bewusst, aber gesagt mussten sie sein zur Erleichterung meines bedrängten Gewissens. Tausende werden vielleicht so denken wie ich nach all den furchtbaren Jahren mit ihren Kriegs- und Nachkriegsschrecken; aber noch wagen sie es nicht auszusprechen. Mich aber schmerzt diese Stellungnahme der protestantischen bernischen Geistlichen aufs tiefste, diese Bücklinge vor dem Zeitgeist, der, wenn er so weiter wütet, unfehlbar zum „Untergang des Abendlandes" führen muss, wie ihn der deutsche Denker und Geschichtsforscher Oswald Spengler

prophezeit hat. Noch wäre vielleicht Rettung möglich, wenn jeder Einzelne an seine Brust schlägt und sich fragt: Wohin steuern wir? Lasse er sich dabei leiten — von solchen, die tiefer sehen als unsere bernische Staatskirche. Die übrigens ein Unding ist; Trennung von Kirche und Staat wäre das allein Richtige, wirklich protestantischem Geiste angemessen.

Aber freilich, wer heute noch wirklich Protestant im wahren Sinne des Wortes ist, der macht sich damit bei unsern regierenden Parteien und der mit ihnen verbündeten Geistlichkeit genau so unbeliebt wie ehemals die starre Satzungen der katholischen Kirche durchbrechenden kühnen Männer! Unsere Pfarrer können es scheints nicht fassen, dass unsere Zeit eine ganz neue Einstellung dem Leben und — wo es sein muss — auch dem Staat gegenüber, wie er heute besteht, verlangt! Was könnte die Kirche sein, welch helfende Macht im Kampfe gegen die widergöttlichen Dinge, wie Mammonismus und Militarismus, wenn sich ihre Vertreter entschlossen auf die Seite des Guten stellten, auf die Seite derjenigen, bei denen auch Christus stets zu finden war!"

III. Ein Brief aus Schweden an die evangelischen Schweizerkirchen.

Der Schwedische Bund für „Christliches Gesellschaftsleben" (der uns durch enge Gesinnungsgemeinschaft verbunden ist) hat aus freien Stücken, ohne jede Spur von Aufforderung dazu aus der Schweiz, das folgende Schreiben „An die Mitglieder der Synoden der Evangelisch-reformierten Landeskirchen in der Schweiz" gerichtet. Wir sind unsern nordischen Freunden für diesen Beweis ökumenischer Zusammenarbeit von Herzen dankbar und sind gespannt darauf, wie die Adressaten antworten werden.

Verehrte und liebe Brüder!

Wir Unterzeichnete, Vorstand des Schwedischen Bundes für Christliches Gesellschaftsleben, bitten Sie, uns freundlich zu hören in einer Angelegenheit, welche von grosser Bedeutung zu sein scheint sowohl für das sittliche und religiöse Leben unter den einzelnen Völkern wie für das Verhältnis der Völker zu einander.

In den letzten Jahren sind die Scharen der jungen Leute immer gewachsen, welche in ihrem Gewissen stark beunruhigt werden durch die Forderung des Staates, dass sie sich vorbereiten sollen für das Töten im Krieg, um sobald als die Obrigkeit es befiehlt, mitzuhelfen, ihre Brüder aus anderen Ländern zu morden. In mehreren Ländern haben die Volksrepräsentationen, in richtiger Anerkennung des Sachverhältnisses, dass nur auf treuem Gehorsam der einzelnen im Volke gegen die Stimme des Gewissens eine feste Rechtsordnung gebaut werden kann, diese Gewissensnot berücksichtigt und Gesetze eingeführt, durch welche es denen, die durch ihr Gewissen verhindert sind, Militärdienst zu tun, erlaubt wird, anstatt dessen zivile Arbeit für den Staat ausserhalb der militärischen Organisation auszuführen. Die Versuche, welche demgemäss in einigen Ländern mit Zivildienst anstatt Kriegsdienst gemacht worden sind, sind ohne Zweifel verschieden ausgefallen, was sowohl von der Abfassung des Gesetzes wie von der mehr oder weniger loyalen Ausführung desselben in der Praxis abhing. In unserem Lande sind die Erfahrungen im grossen und ganzen gut. Nicht nur die jungen Arbeiter selbst, sondern auch die Arbeitsleiter sprechen sich im allgemeinen mit Zufriedenheit aus über ihre Eindrücke von der Arbeit.

Mit grosser Freude haben wir erfahren, dass in der Schweiz eine starke Bewegung zu Stande gekommen ist, um auch in diesem Lande ein Gesetz für alternativen Zivildienst einzuführen, und dass diese Bewegung von christlichen Kreisen, und zwar auch von Geistlichen in den Landeskirchen, gestützt wird. Es scheint von der grössten Bedeutung zu sein, dass die Kirchen in den Kämpfen für Gerechtigkeit und Gewissensfreiheit nicht nur sympathisch zu-

schauend beiseite stehen, sondern womöglich vorangehen und die klare Parole geben. Freilich, die Anerkennung des Rechtes des Gewissens, welche ein Zivildienstgesetz bedeutet, ist nur ein ziemlich kleiner Schritt der Gerechtigkeit im nationalen und internationalen Leben entgegen; es ist aber doch ein Schritt auf dem rechten Weg. Und darum begrüssen wir es mit besonders lebhafter Befriedigung, dass, wie wir hören, leitende Männer in den Evangelisch-reformierten Kirchen der Schweiz als Führer in der Bewegung für diese Reform stehen; und wir werden uns mit unseren schweizerischen Brüdern freuen, wenn der Sieg gewonnen ist.

Stockholm, im Februar 1924.

Der Vorstand des schwedischen Bundes für Christliches Gesellschaftsleben: Natanael Beskow, Dr. theol., Vorsitzender; Signe Almquist, Schulvorsteherin; Th. Arvidson, Methodistenprediger; Harald Hallén, Pfarrer; Hagb. Isberg, Pfarrer; J. Julén, Dr. phil., Schuldirektor; J. Lindskog, Pfarrer; N. J. Nordström, cand. phil., Seminarlehrer; Ebba Pauli, Schriftstellerin; Lilly Thomasson, Lehrerin; Sam. Thysell, Pfarrer, Generalsekretär; Sigurd Westman, Pfarrer.



Zur Weltlage

Die Reaktion.

Obschon die Reaktion vielleicht den Höhepunkt ihrer Macht schon überschritten hat, wird der Kampf zwischen ihr und den vorwärtsdrängenden Kräften wohl noch lange dauern, wahrscheinlich eine ganze Periode ausfüllen. Darum ist es gewiss angebracht, wenn wir uns einmal noch etwas tiefer als bisher und auf eine mehr zusammenhängende Weise auf ihr Wesen, ihre Ursachen, ihre Formen, ihr Unrecht und Recht und die Wege (oder den Weg) zu ihrer Ueberwindung besinnen. Denn man kann, wie jedermann weiss, einen Gegner nur besiegen, wenn man ihn kennt, eine Krankheit nur heilen, wenn die Diagnose richtig ist.

1. Was ist denn Reaktion?

Die erste Frage muss wohl sein, was denn Reaktion ist. Denn der uns so geläufige, leider nur allzu geläufige Begriff ist keineswegs ohne weiteres klar und eindeutig.

Wenn wir vom Wortsinn ausgehen, so bedeutet Reaktion die Antwort auf eine Aktion, und zwar eine Antwort, die die Aktion aufhebt, zurücktreibt, die also in einer der Aktion entgegengesetzten Richtung verläuft. Sie ist der Gegenstoss auf einen Stoss. In grossem Stil ist sie der Gegenstoss auf eine Revolution.

Vielleicht tun wir, um das Wesen der gegenwärtigen Reaktion zu erfassen, gut, an typische Formen einer solchen aus vergangenen Tagen zu denken. Dann stossen wir zunächst auf die Gegenbewegung zu dem ungeheuren Stoss der französischen Revolution. Was bedeutete dieser Stoss? Er bedeutete den Sieg der modernen Demokratie über den Feudalismus, das Aufsteigen des

städtischen Bürgertums zur Macht, verbunden mit einer Befreiung des Bauerntums; er bedeutete den Triumph des Geistes der Aufklärung über das mittelalterliche und nachmittelalterliche Denksystem; er bedeutete, um auch diese Formel nicht zu vergessen, die Erhebung der Ideen der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" zu politischen Leitgedanken einer ganzen Epoche. Die Bewegung erreichte im Jakobinertum ihre extremste Form. — Und was bedeutete die Reaktion darauf, die Gegenrevolution? Sie bedeutete zunächst, als Uebergang von der Revolution in die Reaktion, den Cäsarismus in Form des Napoleonismus, als stärksten Gegensatz zu jenen Losungen und doch wieder als eine Art Verkörperung davon; denn Napoleon war ja der aus der Revolution geborene Held und der Liebling der Massen, der Cäsarismus die Fortsetzung des Jakobinertums. Sie bedeutete dann die Rückkehr des alten Königtums und eine in den verschiedenen Ländern mehr oder weniger weitgehende Restauration der alten Zustände überhaupt, die Wiederaufrichtung von Kirche und feudalem oder patriarchalischem Regiment. Sie bedeutete Aechtung, Verbannung, Kerker für die Vorkämpfer der Freiheit. Sie bedeutete aber auch eine Ueberwindung der Ideen von 1789 und das Aufkommen einer Romantik, die ihre Ideale im Mittelalter suchte.

Bedeutete sie nur dies, nur eine blinde Rückkehr zum Alten? Doch wohl nicht. Schon die Romantik ist nicht bloss eine Rückkehr gewesen, sie hat schöpferische Kraft gezeigt und was für eine! Schleiermacher, Fichte, Schelling, Hegel — auch ein Carlyle nicht zu vergessen — sie alle und ihre nächsten Schüler und Geistesverwandten sind von ihr aufs tiefste berührt. Noch mehr: Ein Kant und ein Pestalozzi reagieren auf die französische Revolution, indem sie etwas vom Besten ihres Willens, der eine in eine neue Weltanschauung, der andere in eine neue Erziehung, übersetzen. Die deutsche idealistische Philosophie erbaut auf dem durch die Revolution und durch Kant befreiten Boden den Riesendom einer neuen, freien und humanen Geisteswelt. Und endlich, was vielleicht am bedeutsamsten ist: aus dem Schosse der Revolution sind Menschen aufgestiegen, die auch enttäuscht waren, aber nicht, weil ihnen die Revolution zu weit ging, sondern weil sie ihnen zu wenig weit ging, weil sie ihnen zu sehr bloss politisch, bürgerlich, gewaltsam war, zu wenig in die Tiefe ging, zu wenig eine menschliche, geistige, soziale Umwälzung und Neubildung der Gesellschaft war. Ich denke an Männer wie Saint Simon und seinen Schüler August Comte, von deren Gedanken ein Karl Marx direkt und indirekt stark beeinflusst ist. Man kann ruhig sagen: zu der Reaktion auf die französische Revolution gehört auch der Sozialismus, der aus ihrem Schosse aufgestiegen ist.

Wenn wir noch weiter zurückgehen, so stossen wir auf jene allergrösste Revolution, die am Eingang der Neuzeit steht, die Reformation des sechszehnten (und siebzehnten) Jahrhunderts. Dieser Stoss hat das kirchlich-theokratische Lebenssystem des Mittelalters zersprengt und eine neue Welt der Freiheit vom Innersten her möglich gemacht, die sich nach und nach entwickelte. — Und was bedeutete die Reaktion darauf, die sogenannte Gegenreformation? Sie bedeutete die Wiederherstellung der bis auf den Grund erschütterten Kirche; sie bedeutete das Auftreten einer so gewaltigen Macht, wie der Jesuitismus ist; sie bedeutete Bartholomäusnächte, Veltlinermorde, Dragonaden, Gefängnis und Scheiterhaufen für die Anhänger des Neuen. Aber bedeutete sie nur dies? Wieder nicht. Sie bedeutete auch das Erwachen einer neuen Glut und Tiefe der Frömmigkeit in der katholischen Kirche, eine Reinigung von vieler Verderbnis, ein Aufkommen heroischen Liebes- und Missionsdranges, kurz, eine Wiedergeburt und ein neues Leben der Kirche. Sie bedeutete einen Calderon und Racine, wie einen Pascal und Bossuet. Sie bedeutete endlich noch mehr: dass viele der Enttäuschten der Reformation, denen sie zu wenig weit ging, denen sie zu wenig bis zu Jesus und dem Reiche Gottes vordrang, nach und nach zu ihrem Rechte kamen, besonders in der englischen Reformation des siebzehnten Jahrhunderts mit ihren ungeheuren Folgen.

Was sagen uns also diese zwei gewaltigen Beispiele von Revolution und Reaktion über das Wesen der letzteren?

Sie scheinen mir folgendes zu sagen: Die Reaktion ist zunächst freilich eine Rückkehr zu den alten Zuständen. Sie ist der Gegenstoss der aus ihrem geistigen oder materiellen Besitz (oder beiden zusammen) Geworfenen; sie ist die Rache der durch die Revolution Erschreckten, Geschädigten, Besiegten; sie ist die Müdigkeit, Verdrossenheit, Wut aller Enttäuschten, nicht auf ihre Rechnung Gekommenen. Aus diesem Element steigt das auf, was an der Reaktion blinde und blutige Gewalttätigkeit und gemeine Geistlosigkeit ist.

Aber schon da, wo scheinbar reine Rückkehr ist, Rückkehr oft noch über den Zustand hinaus, der unmittelbar vor der Revolution bestand, ist es im Grunde nicht eine Rückkehr, es ist eine Mischung von Alt und Neu. Dazu gesellen sich aber Reaktionsformen, die unter dem Schein einer Rückkehr durchaus etwas Neues bedeuten, die eine Vorwärtsbewegung sind. Das Alte regeneriert sich, es besinnt sich auf sein Bestes, nimmt vom Neuen vieles Gute an, schon um ihm besser widerstehen zu können, aber auch aus innerer Notwendigkeit, der Wahrheit erliegend. Und endlich bedeutet gerade die Enttäuschung über den Verlauf der Revolution bei einem Teil der Allerbesten einen neuen, tieferen Ansatz zu einer Revolution der

Zukunft, mag diese nun rein geistiger Art sein, oder auch zu einer politisch-sozialen werden.

Der Erfolg ist: einmal, dass die Wahrheit, die die Revolution gemeint hat, trotz der Reaktion siegt, nach und nach, in einzelnen neuen Vorstössen, und zuletzt wohl in einer neuen Gesamtumwälzung, ja, dass sie gerade auch durch die Reaktion siegt. Denn die Reaktion bedeutet auch eine Vertiefung, eine Ergänzung einseitiger Wahrheit durch das Recht der andern Seite, woraus eine höhere Synthese hervorgeht (diese Dialektik hat Hegel richtig gesehen), eine Erweiterung durch neue, einst noch zurückgestellte Wahrheit, die ein Element dieser Synthese wird. Auch Reaktionszeiten sind also nicht bloss *schlechte* Zeiten. Sie sind nicht Zeiten des Enthusiasmus und des gesteigerten Lebensgefühls, wie die Zeiten der glänzenden Siege der Wahrheit, sondern Zeiten des Druckes, Zeiten, wo das Gemeine sich breit macht, aber es können trotzdem, ja erst, recht fruchtbare, gesegnete Zeiten sein; die Lebensbewegung steht in ihnen nicht still.

Schauen wir nun von diesem Gesichtspunkt aus in *die heutige Reaktion* hinein. Sie ist nur der Gegenstoss auf einen gewaltigen Stoss. Was bedeutete dieser Stoss? Er bedeutete vor allem eine *gesellschaftliche* Umwälzung. Seine Absicht war, jene Macht umzuwerfen, die wir durch die Begriffe des Kapitalismus, Militarismus, Imperialismus kennzeichnen. Ihnen gegenüber sollte eine neue Demokratie aufgerichtet werden, vor allem in der Gestalt des Sozialismus, und ein demokratisch-sozialistisches Friedensreich auf Erden. Dahinter aber stand eine kulturelle und letzten Endes eine religiöse Umwälzung, der Aufstieg einer aus den Tiefen her erneuerten Welt. Man darf vielleicht sagen, dass diese Revolution ihrem letzten Sinne nach grösser war (und ist) als französische Revolution und Reformation. Und was bedeutet nun die Reaktion darauf?

Um die Antwort auf diese Frage geben zu können, müssen wir zuerst

2. die Formen der heutigen Reaktion

ins Auge fassen.

Wenn wir dies tun, so enthüllt sich uns eine ganze *Welt*, man könnte sagen: die Gegenwelt zu derjenigen, die aus der Revolution aufgestiegen ist oder aufsteigen sollte. Sie erstreckt sich über alle Gebiete des Lebens. Wir wollen versuchen, ihr wenigstens auf einige von ihnen nachzugehen. Dabei möchte ich nun, im Sinne der bisherigen Erörterungen, zwei Arten von Reaktion unterscheiden, die ich Oberflächenformen und Tiefenformen nennen will.

A. Oberflächenformen

a) Die politisch-soziale Reaktion.

Am deutlichsten springen die Formen der Reaktion auf dem politisch-sozialen Gebiet in die Augen. Hier erscheint sie vor allem in zwei Tendenzen: als Verachtung der Demokratie und als erneuter Gewaltglauben. Die zwei gröbsten, extremsten Formen dieser Reaktion sind der Faschismus und der Bolschewismus, sie ihrerseits wieder personifiziert in Mussolini und Lenin. Es springt die Paradoxie in die Augen, dass die extremste Form der Revolution zugleich als eine solche der Reaktion erscheint. Aber hier gilt eben: Les extrêmes se touchent. Der vorhin angeführte Uebergang des Jakobinismus in den Napoleonismus erläutert uns durch ein historisches Beispiel, was psychologisch nur zu verständlich ist. Der Zusammenhang wird auch dadurch hergestellt, dass zuerst in Italien und dann auch anderwärts der Faschismus durch den Bolschewismus erzeugt worden ist. Es ist wohl auch kein Zufall, dass der Bolschewismus im Lande der unerhörten zaristischen Gewaltherrschaft entstanden ist und der Faschismus in einem Volke, das jahrhundertelange Fremdherrschaft erlebt hat, aus der schon ein Machiavelli, der Heilige Mussolinis, zum guten Teil zu erklären ist. Der Faschismus tritt überall dem Bolschewismus entgegen, auch da, wo dieser wenig bedeutet; er tritt aber überhaupt der aufsteigenden neuen Welt entgegen. Seine Formen wandeln sich nach den verschiedenen Ländern und Kulturen. In Deutschland und Oesterreich wird er Hitlerismus und Hackenkreuzlertum; in Frankreich sind seine Träger die Camelots du roi; in Amerika ist es der Ku-Klux-Klan; in der Schweiz die Bürgerwehr. Dass damit stets der Antisemitismus verbunden ist, hat guten Grund; denn eine Bewegung, die so wenig mit dem Geiste zu tun hat, stützt sich selbstverständlich auf die blosse Natur, also auf Blut und Rasse. Ebenso versteht sich von selbst, dass er nationalistisch ist. Denn er ist ja Reaktion gegen den Internationalismus der sozialistischen und pazifistischen Denkweise.

Der Faschismus ist eine Oberflächenerscheinung, die aber auf Bewegungen in der Tiefe hinweist. Zunächst ist er ja freilich aus allerlei auf der Hand liegenden Ursachen zu erklären. Er ist ein Produkt aus der Reaktion gegen den Bolschewismus und den bolschewisierenden Sozialismus einerseits, aber auch aus der Ermüdung und Enttäuschung der Massen ob der Not der Zeit und dem Schiffbruch der neuen Ideale anderseits. Aber wie beim Bolschewismus selbst reichen seine Wurzeln noch tiefer hinunter. Er ist ein Kind des Chaos und eine Reaktion darauf. Daraus erklärt sich sein antidemokratischer Zug. Dieser ist der ganzen Zeit eigen und aus ihrer Struktur nur zu gut zu begreifen. Es ist die Zeit des Mas-

senwesens. Dieses Massenwesen ist entstanden einerseits durch die Industrialisierung und Technisierung der Welt, die ein modernes Sklaventum und Herdenwesen erzeugt hat, wie es sich besonders in der Grosstadt verkörpert, anderseits durch den damit innerlich zusammenhängenden Verfall einer geistig-sittlichen Weltanschauung und Lebensauffassung, die dem Menschen, auch dem einzelnen, unendliche Bedeutung und damit unendlichen Eigenwert und das Gefühl davon verleiht, woraus dann Freiheitstrotz und Freiheitsleidenschaft entsteht. Diese amorphe Masse weiss sich nicht zu helfen und schaut daher nach Messiassen aus, aber nach Messiassen in weltlicher Form. So entsteht heute der Cäsarismus aus den gleichen Bedingungen, die ihn in der verfallenden antiken Welt erzeugt. Es gilt von unserem Geschlechte wie von jenem: „Ruimus in servitium“, wir stürzen uns — mit Gier — in die Knechtschaft. Aus dieser Atmosphäre steigt der Cäsar, der „starke Mann“, empor. Cäsarismus ist immer Soldaten- und Pöbelherrschaft in Gestalt eines von den Soldaten und vom Pöbel getragenen, seis vergötterten, seis gefürchteten Mannes. Zu diesem Pöbel gehören die „Gebildeten“, die Intellektuellen, so gut und noch mehr als die Ungebildeten, das Volk. Denn sie sind noch mehr geistig entleert und entwurzelt und schauen in ihrer Seelenschwäche nach dem „starken Mann“ aus. Aus dieser Seelenschwäche heraus höhnen sie über alle Demokratie, wie über allen Pazifismus. Weil sie selbst entweder Schwächlinge oder Rohlinge sind, erscheint der Pazifismus ihnen als schwächlich; weil sie Skeptiker sind, können sie nur an die Gewalt und an ein Gewaltregiment glauben. Soweit aber noch etwas idealistisches Bedürfnis in ihnen ist, wird es Gewaltidealismus. Darum schwärmen gerade die Intellektuellen für Mussolini, Ludendorff und Hitler — auch etwa für Lenin und den Ku-Klux-Klan.

Darum haben wir die Zeit der Diktatur. Diese ist in mehr oder weniger ausgeprägten Formen fast überall vorhanden. Wo irgendein Magistrat oder Magnat sitzt, da will er sitzen bleiben, und seis mit Gewalt. Auch die Gerichtsbehörden werden zum Teil, wohl ohne es zu merken, zum Organ dieser Gesinnung (Fall Gadient!). Man verachtet das „Volk“; es ist dem Diktator und seinen Genossen, wenn sie allein beieinander sind und manchmal auch öffentlich, ein Gelächter. Dass diese Leute die Heiligkeit dessen, was sie den Staatsgedanken nennen, betonen, ist verständlich, denn dieser Staat ist ihre Macht, mit einem Schimmer von Heiligkeit umgeben, er ist ein Hauptmittel zur Niederhaltung alles „Umsturzes“, neben der Religion, die von diesen Diktatoren stets protegiert wird und die ob der Hilfe der Reaktion überglücklich ist — von der Berner Kirchensynode bis zum Vatikan hinauf!

Dass diese Bewegung auch ins wirtschaftliche Leben

hinein geht, ist ohne weiteres klar. Auch dort spitzt sich alles auf Diktatur zu, auf die Herrschaft einiger Wenigen, die die Neigung hat, in die eines Einzigen überzugehen. Leute wie Stinnes sind dafür typisch. Der Sozialismus ist lächerlich, Betriebsdemokratie ein Spott. Der Glaube, dass sittliche Kräfte, in der Masse waltend, eine neue Wirtschaftsordnung schaffen könnten, ist bis in die sozialistischen Massen hinein gering geworden. Daraus erwächst natürlich der Glaube an irgendeine Gewaltregelung dieser Dinge. Der Bolschewismus hat hierin eine seiner Wurzeln, aber auch der Faschismus besitzt daran eine Werbekraft sogar bei Sozialisten. Denn er selbst salbt sich ja auch mit einem Tropfen sozialistischen Oeles, wie auch Napoleon sich nie die Kaiserkrone hätte aufsetzen können, wenn er nicht vorher die Jakobinermütze getragen hätte. Wo es gut angeht, reichen sich Faschismus und Bolschewismus auch verständnisvoll die Hand.

b) Die ethisch-kulturelle Reaktion.

Die gleiche Bewegung geht selbstverständlich in das ethisch-kulturelle Gebiet hinein. Wir haben es schon gestreift. Man betont gegenüber dem Geist das Blut, gegenüber der Bruderschaft der Menschen die Rasse und das Volkstum. Ich erinnere noch einmal an den Antisemitismus, das Hackenkreuzlertum und füge für Deutschland Bewegungen wie der „Jungdeutsche Orden“ hinzu. Ein ganz besonders charakteristischer, echt amerikanisch sensationeller und gigantischer Ausdruck dieses Geistes ist der ebenfalls schon erwähnte Ku-Klux-Klan. Er will das echte Amerikanertum gegen das fremde Element, vor allem gegen die Juden, verteidigen. Dazu freilich den Protestantismus gegen den Katholizismus, aber dies offenbar nur, weil der Protestantismus als eine nationale Religionsform erscheint, wie man denn in Deutschland aus der gleichen Tendenz heraus Jesus zum Arier macht oder kurzerhand zu Wuotan zurückkehrt, während für die Camelots du roi und die Action française Rom diesen Dienst tun muss. Es gibt in unserer Schweiz junge Leute aus diesen Kreisen, die für die Monarchie schwärmen. Ganze Klassen erklären sich an unsern Mittelschulen gelegentlich dafür. Man braucht das nicht allzuschwer zu nehmen, aber symptomatisch ist es doch.

Auf ähnliche Weise kehrt man überall zu der Welt der naturhaften Triebe und Ordnungen zurück. Man verhöhnt den Pazifismus und eine neue Kriegsromantik steht vor der Tür, vielleicht ist sie schon da. Man lacht ebenso über die Frauenrechte, ausser wo man die Frauen gerade für seine Zwecke brauchen kann. Die neuen Ideale geschlechtlicher Reinheit versinken in einer zum Teil sublimen, zum Teil sumpfigen erotischen Romantik, die die Kriegsromantik

ergänzt. Und Bacchus gehört natürlich zu Mars und Venus; das Trinken nimmt wieder zu.

Das gleiche gilt von der Erziehung. Auch hier findet der echte Reaktionär seines Herzens Wonne in der Wiederherstellung jener Methoden und Institutionen, die er eine Zeitlang bedroht sah. Autorität, Disziplin, „Arbeit", Schneid sind seine Ideale. Am liebsten führte er die Prügelstrafe wieder ein und es wird daran wohl nicht fehlen. Demokratische, genossenschaftliche Organisation sind ein Gelächter, auch für die Mehrzahl der Zöglinge selbst. Auch hier waltet vielfach eine Leidenschaft für Sklaventum. Eine herrschende Schicht will dadurch instinktiv sich selbst bewahren und eine beherrschte ahmt sie nach.

Es wäre interessant, die gleiche Entwicklung auf dem Gebiete der Musik und der bildenden Kunst zu beobachten. Höchst wahrscheinlich sind sie auch hier vorhanden. Ich möchte zwei so verschiedene Erscheinungen wie Hodler und den Futurismus nennen, im übrigen es aber andern, besser Orientierten überlassen, diesen Zusammenhängen nachzugehen. In der Poesie wäre wohl auf einen Gabriele d'Annunzio, auf eine Anzahl Franzosen, dazu auf die ganze Bewegung des Regionalismus, das heisst der Orientierung der Kunst an einer geographisch-nationalen engern Einheit zu verweisen. Dazu wäre an die Tatsache zu erinnern, dass auch die Kunst sich vorläufig nur immer mehr dem Pöbel und dem Cäsar, ich meine der Macht und dem Vergnügen, zur Verfügung stellt und daneben sich wieder in einen vornehmen Aesthetismus zurückzieht, dies alles freilich neben tiefen Regenerationsbewegungen, wovon nachher die Rede sein wird.

Die Wissenschaft geht einen ähnlichen Weg. Die geistige Verfassung der Masse der Intellektuellen haben wir schon gekennzeichnet. Sie sind, neben den Kirchen, der Hort der Reaktion. Und der Betrieb der Wissenschaft selbst zeigt, neben den Regenerationserscheinungen, die nachher auch hier hervorgehoben werden sollen, eine Neigung, sich in den Dienst der gegenwärtig herrschenden Mächte, besonders des Nationalismus und dann der kapitalistischen Diktatur zu stellen.

Die ganze kulturelle, auch ins Politische und Wirtschaftliche übergreifende Geistesrichtung, die die Oberfläche der Reaktion beherrscht, wird wohl am besten durch Spenglers „Untergang des Abendlandes" und „Sozialismus und Preussentum" und durch den Erfolg, den er gehabt hat, illustriert. Wenn dieser Erfolg sich schon jetzt etwas verlaufen hat, so ist das nur ein Zeichen mehr davon, dass der reaktionäre Wille zurückgeht. Auch Keyserlings „Reise-Tagebuch" mit seinem Geist des Relativismus und was dazu gehört, dürfte, wenn auch weniger eindeutig, doch auf diese Linie

gehören, denn es fehlt der Reaktion im groben Sinn ein rechter Glaube an die Wahrheit, freilich so, dass doch auch gerade dagegen die Reaktion wieder angeht.

c) Die religiös-kirchliche Reaktion.

Viel deutlicher ist der Tatbestand wieder auf dem Gebiete des religiös-kirchlichen Lebens. Hier ist die Reaktion wie ein reissender Strom. Sie zeigt sich besonders deutlich in der neuen Macht und Anziehungskraft der katholischen Kirche. Der Massenzustand und das Chaos der Zeit suchen Zuflucht bei einer festen, geheiligten Autorität. Aber auch das protestantische Kirchentum in all seinen konservativen Formen (mögen diese auch etwa „freisinnig" heissen) hat davon einen Gewinn. Alles, was zum Bestand der bisherigen Welt, der Welt vor der Revolution gehörte, ist den erschreckten Menschen dieser Tage heilig, auch wenn sie nicht einmal selbst daran glauben. Nur an nichts rütteln — und wärs auch das Wirtshaus, geschweige denn die Kirche oder die Kaserne oder gar die Bank! Eine feste Autorität erstrebt man auch in den Kirchen selbst. Man ist der Subjektivität satt und will nur noch vom „Objektiven" wissen — ohne freilich vorläufig vom Psychologismus abzukommen —; das Wort „Erlebnis" ist nun ebenso verpönt, als es vorher Mode war, ja nicht einmal von „Erfahrung" darf man mehr in religiösen Dingen reden. Die Berufung auf das Gewissen verfällt der gleichen Geringschätzung. Kirche, Dogma, Logos (= Vernunfterkenntnis) sind die neuesten Schlagworte. Es gilt das Feste, vom Subjekt Unabhängige, womöglich ein für alle mal Gegebene. Eine neue Orthodoxie kommt auf und auch ein anmassendes Pfaffentum, das sie vertritt. Alte, neu gefundene Wahrheit wird zwar nicht von denen, die sie in schwerem Ringen mit den Gegenmächten neu gefunden, sondern von denen, die sie mühelos übernehmen konnten, mit einer Hybris vertreten, dass man bei aller Zustimmung zu der darin enthaltenen tieferen Denkweise manchmal fast die alte „moderne" oder „liberale" Theologie dieser Art von Vertretung des Heiligsten vorzöge.

Eine besonders massive Form dieser Reaktion stellt der amerikanische Fundamentalismus dar, der, nicht ohne einen richtigen Instinkt, namentlich mit der Opposition gegen den modernen Evolutionismus einsetzte, aber von da aus zur Forderung einer handfesten Orthodoxie im alten Stil gelangt ist. Dieser Fundamentalismus wird damit, bei allem Recht, das seinem Irrtum innewohnt, zu einem Gegenstück des Ku-Klux-Klanes. Aber auch der „Freisinn" erhält sich vielfach nur, weil er auch zum Bestehenden gehört und wie! Er ist ja meistens noch dessen festere Stütze als die neue Orthodoxie. Auch das Bündnis von „Thron und Altar",

bei uns von Pfarrer, Regierungsrat und Oberst, wird ja neu geschlossen. Man höhnt über die Leute, die sich einbildeten, dass es neuen Dingen entgegengehe, fühlt sich fest im Sattel und beruhigt, braucht sich nicht mehr durch diese bösen, ewigen Probleme der letzten Jahrzehnte plagen zu lassen und kann nun wieder tun, wie es einem das Herz eingibt. Die „Jungen“ sind oft von dieser reaktionären Leidenschaft noch weit mehr erfüllt als die „Alten“. Ein allgemeiner P e s s i m i s m u s in Bezug auf die Menschennatur gesellt sich dazu. Man weist auf die schlimmen Erfahrungen hin, die man in Weltkrieg und Weltrevolution mit den Menschen gemacht, erneuert Paulus und Augustinus, belächelt die Pazifisten als Aufklärer im Stile Rousseaus, die nichts von der Tiefe der Sünde verstünden und setzt sich auf dieser Tiefe zur Ruhe. Sogar eine bestimmte Art von „religiös-sozialer“ Theologie wird, hoffentlich gegen ihren Sinn und den Willen ihrer wichtigsten Träger, sehr häufig und willig in dieser Richtung gebraucht und als Deckmantel aller Reaktion verwendet. Natürlich, wenn die Revolution selbst reaktionär wird, was kann man Besseres wünschen?

* * *

Dies sind also die groben und auf der Oberfläche liegenden Formen der Reaktion. Man sieht, dass sie eine in sich einheitliche Welt darstellen. Die Unterschiede ihrer Erscheinung in den verschiedenen Völkern und Kulturen können die wesentliche Gleichheit der Sache nicht verhüllen. Ebenso ist es das gleiche Prinzip, das auf den verschiedenen Lebensgebieten ihrer besonderen Art gemäss sich auswirkt. Ueberall handelt es sich darum, dass der Demokratie irgendeine Aristokratie oder Autokratie, der Freiheit die Autorität, der Subjektivität die objektive Ordnung, dem Geist das Blut, der Liebe die Gewalt, der Bruderschaft das Herrentum, der Menschheit die Rasse oder das Volkstum, dem Werdenden das Gegebene, dem Glauben an den Menschen seine Geringschätzung, der neuen Welt die alte gegenübertritt.

D i e s e Form der Reaktion ist auch heute geistlos und gewaltsam. Weil sie der neu eindringenden Wahrheit nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen hat, greift sie eben zu dem bequemen Mittel der Gewalt, seis in dieser, seis in jener Form. Sie arbeitet mit Hass, Verhetzung, roher Agitation. In dieser Form ist die reaktionäre Art sehr von der k o n s e r v a t i v e n zu unterscheiden. Diese will auch am Alten festhalten, aber sie tut es im Namen eines Ideals und nicht einfach in blinder Reflexbewegung gegenüber allem Neuen. Diese konservative Art kann oft sehr weitherzig und weitblickend sein, wie das besonders in England, aber in einzelnen Menschen und Menschenkreisen auch anderwärts (sogar das preussische Junkertum nicht ausgenommen!) hervortritt. Die rohe, faschistische Reaktion

aber ist oft gar nicht eigentlich konservativ. Sie ist vor allem Demagogie und wenn es ihr gerade passt, so ist auch eine revolutionäre Parole — Sozialismus, ja sogar Bolschewismus („National-Bolschewismus“) — recht, wie der Faschismus in Italien und die „nationalsozialistische“ Bewegung in Deutschland beweist.

Aber sollte das der ganze Sinn der heutigen Reaktion sein? Das glaube ich nicht. Vielmehr gibt es davon neben den oberflächlichen auch

B. Tiefenformen.

a) Die Tatsachen.

Auch die heutige Reaktion ist nicht bloss blinde Rückkehr. Man kann dies auch heute nicht einmal von den rohesten Formen des Gegenstosses sagen. Ich habe ja soeben angedeutet, dass gerade die wildesten Reaktionserscheinungen unmittelbar an die revolutionären grenzen. Und beide gehen ja oft ineinander über. In der Tat werden die eigentlich konservativen Formen des Lebens überall zerbrochen, auch im Wirtschaftsleben. Wie im politischen Leben nicht das alte Königtum oder Kaisertum wiederkehrt, sondern an seine Stelle ein Cäsarentum und Diktatorentum, so im Wirtschaftsleben nicht an Stelle der freilich ohnehin nicht weit gediehenen Wirtschaftsdemokratie die alte Autokratie eines einzelnen Unternehmers, sondern die konzentrierte Macht der Trust mit *ihren* Cäsaren und Diktatoren. Es ist ein *Umsturz*, hinter dem wieder ein anderer steht, aber schwerlich einer nach rückwärts.

Einem grossen Teil der Reaktionserscheinungen aber ist von vornherein schöpferische Natur zuzusprechen. Ich muss hier einige Gedanken, die ich schon früher ausgesprochen habe, noch einmal andeuten. Wir müssen uns doch wohl sagen, dass der Vorstoss des Neuen, so Grosses es auch meinen mochte, in seiner tatsächlichen Erscheinung keineswegs alle Wahrheit auf seiner Seite hatte. Es fehlte ihm vielfach die tiefe, allein tragfähige Grundlage. Die Formen der bessern Ordnung, die es im Auge hatte, waren wohl keineswegs so letzthinige, vollkommene, als man etwa meinte. Das gilt wohl vor allem von dem zentralen Postulat: der *Freiheit* und *Demokratie* auf allen Lebensgebieten, der *Sozialismus* inbegriffen. Es fehlte hier vor allem an zwei Voraussetzungen, die im Grunde nur *eine* sind: an einer wahrhaft geistigen Lebensgrundlage und in der Bindung, die nur von einem Absoluten ausgehen kann. Das erfährt man ja doch immer wieder, wenn man daran geht, im grossen oder kleinen inmitten der heutigen Welt ein Stück der neuen aufzubauen, dass unser Geschlecht in seiner chaotischen Zerfahrenheit, die sich in einem gröberen oder feineren, sich um sich selbst drehenden Egoismus kundtut, weder der wirklichen Freiheit, noch gar der Gemeinschaft fähig ist, jener Freiheit in der

Gemeinschaft und Gemeinschaft in der Freiheit, die den Sinn sowohl der Demokratie wie des Sozialismus bildet.

Das spüren nun die Menschen. Sie sehnen sich nach jener Bindung, aus der allein Freiheit entsteht, nach jener Autorität, aus der allein Autonomie fliesst; sie sehnen sich nach dem Absoluten und ergreifen dieses in der Diktatur; ich meine: sie ergreifen es in jenen autoritären Formen, die eben einen Teil aller heutigen Reaktion ausmachen. Sie ergreifen dieses Absolute in der Persönlichkeit, und zwar, da es der Masse an Persönlichkeit mangelt, zunächst in einer wirklichen oder scheinbaren Personifikation persönlicher Kraft und Eigenart, einem Mussolini, Lenin, Stinnes, Ludendorff, Hitler ... ach, in der Not tut der Mensch allerlei, im Wahnsinn der Not! Sie ergreifen dieses Absolute in gewissen sachlichen Objektivitäten: in Staat, Schule, Kirche, festen oder scheinbar festen Einrichtungen aller Art. Sie ergreifen es in den scheinbar ruhigen und ewigen Gegebenheiten der Natur. Sie ergreifen es in der autoritär verstandenen Bibel, im Dogma, im Mysterium. Sie wollen in alledem vom Subjektivismus, Atomismus, Chaos erlöst werden. Sie verlangen vielleicht gar in letzter Instanz, oft ohne es zu wissen, nach einer neuen Bindung der zügellos und sinnlos gewordenen Welt an Gott.

Dieses Verlangen wirbelt alle die rohen Formen an die Oberfläche, die wir ins Auge gefasst haben. Aber in der Tiefe geht Besseres vor. Es ist doch durchaus berechtigt, ja notwendig, dass die objektiven Lebensmächte wieder Ehrfurcht und Gehorsam heischend in unser Leben treten; dass Chaos und Freiheit gebändigt werden durch eine Wahrheit, die *über* uns ist; dass wir durch sie von jener Subjektivität erlöst werden, die alle Dämonen der Reflexion über sich selbst und des Kultus seiner selbst entfesselt hat. Es ist berechtigt, ja notwendig, dass an die Stelle des Relativen das Absolute, an die Stelle der Psychologie die Offenbarung, an Stelle des Menschen, der *nur* Mensch ist, Gott tritt. Und wenn diese wichtige Bewegung viele grobe und irrige, ja absurde Formen annimmt, so doch auch viele tiefere und feinere. Das Verlangen nach Diktatur tritt in der *Tiefe* auf als das Bedürfnis nach Führerschaft, nach Ergänzung des demokratischen Elementes durch ein aristokratisches; die Sehnsucht nach dem Objektiven führt zu einem neuen Verständnis der biblischen Offenbarung und einem neuen Gottesverständnis überhaupt. In *Philosophie*, *Wissenschaft* und *Kunst* zeigt sich das Verlangen nach einer neuen Beseelung durch den aus der Tiefe geschöpften Sinn des Lebens, anders gesagt: nach einer Orientierung an Gott. In die *Politik* und in das *Wirtschaftsleben* will eine neue geistige Einheit hinein, die sich im Völkerbundsgedanken und im Sozialismus, aber auch in dem Streben nach einem neuen Zusammenschluss der Christenheit, einem

neuen Katholizismus kundtut. Die bisherigen Formen unserer Demokratie, die im Parlamentarismus gipfelten, verfallen, aber neue bereiten sich vor. Das gleiche gilt vom Sozialismus, der bei weitem noch nicht seine letzte Gestalt erreicht hat. Freiheit wie Gemeinschaft müssen dadurch erneuert werden, dass sie, wie einst inmitten der verfallenden alten Welt, aus letzten Quellen her einen neuen Impuls, eine neue Form, ja eine neue Offenbarung empfangen. Auch die Romantik ist ein Ausdruck, obwohl nicht der stärkste und wichtigste, des Durstes nach tieferm Leben. Und auch im sittlichen Leben (im engern Sinne) arbeitet eine Gärung, die uns nach der Offenbarung des Gemeinen auch solche des Guten bringen kann. Dabei dürfen sittlich-kulturelle Bewegungen, wie die Friedensbewegung, die Frauenbewegung, die auf Ueberwindung der Rassengegensätze zielende Bewegung, kurz alle Formen des Pazifismus und Internationalismus nicht zu abstrakt gefasst und zu oberflächlich begründet werden. Auch die Natur hat ihr Recht, auch das Blut. Die Natur soll durch die Uebernatur erlöst, aber nicht vernichtet werden; das Blut soll durch den Geist gereinigt, aber nicht verdünnt werden. Das Reich Gottes ist nicht Aufhebung, sondern Wiederherstellung und Vollendung der Schöpfung und alle wahre Revolution Auflösung durch Erfüllung.

b) Der letzte Sinn der Reaktion.

Wenn man dies und anderes derart bedenkt, dann gelangt man, wie mir scheint, zu einer tieferen Auffassung der ganzen Reaktionsbewegung, wie der Zeitlage überhaupt. Man kommt bei jener Formel an, die ich wohl auch schon in den „Neuen Wegen“ ausgesprochen habe: Unsere Welt ist auf der Oberfläche so schmutzig, weil sie durch gewaltige Gärung in der Tiefe sich reinigt. Die groben und wüsten Reaktionsformen sind solche schmutzigen und wirren Oberflächenäusserungen einer Bewegung in der Tiefe, die eine ganze Welt der Wahrheit ans Licht heben und zur Geltung bringen will, die Welt, welche durchaus zu jener andern Welt, der Welt der Revolution (im weitesten und tiefsten Sinn verstanden), als Ergänzung und Voraussetzung gehört. Man gelangt endlich zu jener Formel, die ich hier vielleicht auch nicht zum ersten Mal ausspreche, dass uns durch das scheinbare oder wirkliche Versagen und Scheitern der Revolution viel, viel Grösseres, viel, viel Tieferes werden soll, als wir bekommen hätten, wenn sie gradlinig geglückt wäre, dass überhaupt die Zeitbewegung und Zeitnot viel, viel mehr meint als eine — Revolution!

Damit möchte ich nicht gesagt haben, dass dieses Versagen und Scheitern eine leicht zu nehmende Sache sei. Es ist Tragödie, es ist Schuld dabei. Es sind in den Jahren von 1914 bis 1920

Möglichkeiten aufgetaucht, die damals hätten Wirklichkeit werden können, aber durch die „Herzenshärtigkeit", das heisst, die Trägheit und Kleinheit der Menschen versäumt worden sind und die wir nur auf langen Umwegen wieder erreichen können. Aber ich glaube an eine gratia reparatrix, eine gutmachende Gnade auch in den Geschicken der Völker, ich glaube, dass das Wort: „Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen," auch eine Grundwahrheit der ganzen Geschichte ist.

3. **Unsere Stellung zur Reaktion und deren Ueberwindung.**

Wenn ich nun zum Schlusse die Frage nach der rechten Stellung zur Reaktion und dem Weg zu deren Ueberwindung stelle, so sollte die Antwort nicht mehr schwer sein, vorausgesetzt, dass die nun entwickelte Auffassung von ihrem Sinn richtig sei. Sie lässt sich vielleicht in einen einzigen Satz zusammenfassen: Die Reaktion, eine Folge des Mangels der Revolution an tieferen Grundlagen, wird überwunden durch die Wiedergewinnung der im Absoluten gipfelnden geistigen Welt, aus der allein sowohl rechte Freiheit als rechte Gemeinschaft entstehen kann. Für unsere Mitarbeit an dieser Ueberwindung mag uns eine verständnisvolle und tiefdringende Beachtung der Revolution wichtige Leitlinien und Fingerzeige geben. Wir werden dann das zu vertreten suchen, was sie vertritt, nur anders, reiner, tiefer, nicht in Feindschaft gegen das Neue, sondern gerade um des Neuen willen. Auch wir werden ja oft rückwärts gehen, um vorwärtszukommen, wie wir umgekehrt oft vorwärts gehen müssen, um zu gutem Alten zurückzukehren. Wir gehen im übrigen unsern Weg ruhig weiter und lassen uns durch die Erfahrung nicht beirren, dass nun, wie vorher die Revolution an uns vorüber und hinaus in ein Extrem hinein schoss, die Reaktion das gleiche tut, oft auch in den feineren Formen, und dass die, die vorher zu weit vorwärts geschossen sind, nun ebenso zuweit rückwärts schiessen. Die Reaktion ist ja in den meisten Formen ein solches Hinausschiessen über das Ziel. Wie die Revolution *ihre* Wahrheit einseitig und irrtümlich zur Geltung brachte, so nun die Reaktion die ihrige. In diese Tragik der menschlichen Entwicklungen werden wir uns finden müssen. Wir dürfen uns dabei sagen, dass es eine Gerechtigkeit gibt, die alles wieder zu seiner Zeit zurechtrückt und die, wie sie die Revolution zurückgeschnitten hat, dies auch mit der Reaktion tun wird. Wir werden uns auch darin finden müssen, dass das, was wir selbst ersehnt, erkämpft, erbetet haben, wenn es nun kommt, seis in den revolutionären, seis in den reaktionären Formen, uns keineswegs gefällt und uns oft schlimmer scheint als das von uns Bestrittene. Wir werden uns damit trösten müssen, dass Gott grösser ist als wir und *diese* Welt nicht die Stätte des Vollkommenen. Und auch das dürfen wir uns sagen, dass es *Ewiges* gibt, das

vom Hin- und Herschwanken der Zeitwogen unabhängig ist. Kants wie Pestalozzis Werk stehen über Revolution und Reaktion. Gewisse Dinge sind ewig gut und recht. Besonders alle, die mit der Liebe zusammenhängen.

Aber wir dürfen auch ganz sicher sein, dass das, was in einer Revolution (heisse diese auch „Reformation", „Erweckung" oder sonstwie) an Wahrheit erschienen ist, durch keine Reaktion wieder dauernd verschlungen werden kann. Es kommt wieder, rascher oder langsamer, meistens zwar anders, aber doch oft auch grossartiger, als seine ersten Verkündiger und Vorkämpfer es gemeint. So ist es mit der Reformation, so mit der französischen Revolution gegangen — trotz allem und allem! So wird es wieder gehen. Stoss für Stoss wird das Neue kommen und eines Tages sich wieder in einer grossen Synthese als neuer Gesamtstoss auswirken. Schon sehen wir auf der Oberfläche grosse Vorstösse des Neuen; in der Tiefe aber ist viel mehr und viel Grösseres gerüstet, das vielleicht Reaktionszeit braucht, um wachsen zu können. Es bleibt, trotz allem, ja erst recht grosse und grösste Zeit.

* * *

Ich wiederhole zum Schluss die Bemerkung, die ich schon oft zu ähnlichen Betrachtungen gemacht: es ist nicht meine Meinung, dass ich mit diesen Erörterungen den Sinn und die Erscheinungsform dieser Tatsache, die uns in der heutigen Reaktion entgegentritt, erschöpft oder völlig richtig charakterisiert habe. Aber ich hoffe, damit zu einer einheitlicheren, grosszügigeren, tieferen Betrachtung und Behandlung auch dieser schweren Tatsache angeregt zu haben. Ich weiss auch gut, dass diese Erörterungen sich sozusagen auf einem mehr menschlichen Boden bewegen und dass es noch andere Perspektiven gibt, eschatologische, apokalyptische, dass man noch auf grössere Höhen steigen kann, um die Dinge zu sehen. Auch diese letzte und höchste Art soll uns nicht fehlen. Ich meine aber, dass die vorstehenden Erörterungen sie nicht verbaut, sondern eher geöffnet haben sollten. Und ich hoffe auf alle Fälle, damit Mut und Glauben zu Arbeit und Kampf gestärkt zu haben.

13. Juni. L. Ragaz.

Rundschau

Weltpolitische Gefahren. Während im Westen Europas die weltpolitischen Wetterwolken sich verteilen (freilich mit Vorbehalt dessen, was sich vielleicht in Deutschland vorbereitet), ziehen sie sich im Osten neuerdings zusammen. Es scheint vieles auf einen kriegerischen Zusammenstoss zwischen Russland einerseits und Polen und Rumänien anderseits wegen der bessara-

bischen Frage hinzuweisen, und zwar so, dass eher Polen und Rumänien als die Angreifer erscheinen. Denn es hat eine besondere Presskampagne gegen Soviet-Russland eingesetzt. Es werden kriegerische Reden Trotzkis erlogen und anderes mehr von dieser Art. Dass ich kein Freund der Bolschewisten bin, wissen hoffentlich die Leser der „Neuen Wege", aber Lüge ist Lüge, auch wenn sie gegen Menschen und Richtungen geht, die uns nicht gefallen. Man bedenke: wenn im Osten ein solcher Kriegsbrand ausbräche, wer bürgte uns dafür, dass nicht wieder die ganze Welt in Flammen geriete? Neben Polen und Rumänien sind ja die baltischen Staaten und die kleine Entente an dieser Sache beteiligt, dazu Grosstaaten wie Frankreich, Japan und China, und es ist auch sicher, dass Mussolini und Kemal Pascha nicht ruhig dabei stehen würden. Aber dann würden alle andern irgendwie mit in den Höllenbrand hineingezogen.

Was können wir gegen eine so schwere und stets wieder neu auftauchende Gefahr tun?

Wir können sie sehen, uns klar machen, was sie bedeutet, und wenn wir Glauben haben, dann haben wir auch starke Mittel zum Kampf dagegen.

Daneben können wir uns sagen: Wenn Soviet-Russland wirklich Bessarabien unbedingt haben wollte, dann wegen Konstantinopel, das heisst wegen dem freien Zugang zum Mittelländischen Meer. Da entsteht nun die Frage: Sollte es wirklich nicht möglich sein, diesen Zugang Russland auf andere Weise zu verschaffen? Und sollte nicht Konstantinopel, nachdem es nicht mehr Sitz des Sultans und Kalifen ist, endlich internationalisiert werden können? Wäre das nicht eine grosse und dringliche Aufgabe für den Völkerbund? Wer hilft, sie zu einem solchen zu machen? Ich weiss natürlich ganz genau, dass der Völkerbund noch schwach ist und dass die Proklamierung einer solchen Aufgabe noch nicht ihre Lösung bedeutet; doch glaube ich, dass es schon eine grosse Entspannung bewirken würde, wenn sie nur einmal Gegenstand ernsthafter Aussprache wäre. Und sie dazu zu machen, sollte nicht unmöglich, ja nicht einmal allzu schwer sein. Wenn Macdonald und Herriot ein Jahr im Amte bleiben, mag das auch dran kommen. Aber es ist auch ohne sie möglich.

Die Zeitungen freilich haben anderes zu tun. Sie müssen alle Hetz- und Lügenmeldungen bringen und den Teufel des neuen Weltkrieges an die Wand malen. Das interessiert ja die Leser mehr als die Wahrheit, die oft ganz trocken und langweilig ist. Der Glaube an das Böse, an dem wir ersticken und verderben, hat ja sein Hauptorgan an der heutigen Zeitung („Frommer Mann, nimm dichs nicht an!"[1])

Das sieht man auch, wenn man sich nach der andern Seite wendet, weit gegen Westen hin. Schwere Wetterwolken sind auch über dem pazifischen Ozean wieder aufgestiegen. Es ist uns eine schmerzliche Ueberraschung, dass das amerikanische Parlament Japan durch das Verbot japanischer Einwanderung brüskiert hat. Es scheint ein Geist des brutalen Selbstgefühls den durch diese Kongressmänner vertretenen Teil des amerikanischen Volkes zu beherrschen. Die Sache ist um so beschämender, als, wie man

[1]) Inzwischen hat eine dunkle Macht (ist es der „Zufall" oder ein bolschewistischer Anschlag?) als vorläufige Friedestifterin gewirkt. In Cotroceni unweit Bukarest ist ein riesiges Munitionsdepot in die Luft geflogen, das 40 Millionen Infanteriegeschosse und 96,000 Granaten enthalten haben soll. Es ist nicht das erste Ereignis dieser Art aus den letzten Jahren. Pierre Ramus redet in „Erkenntnis und Befreiung" davon als der „Posaune des Dynamits" und meint, es sei damit der Weg gezeigt, der zur Ueberwindung des Krieges führe: Zerstörung der Kriegsmaterialien.

immer wieder erfährt, in Japan eine dem alten kriegerischen Geist entgegengesetzte Strömung stetsfort an Macht gewinnt.

Dieses Erlebnis gehört (wie die durch demagogische Motive veranlasste Zubilligung eines „Bonus", das heisst einer Gratifikation für alle amerikanischen Kriegsteilnehmer) zu einer jener Enttäuschungen, die Amerika denen bereitet, die von ihm Gutes für den Frieden der Welt erwarten. Aber auf der andern Seite ist es doch auch wieder eine Bestätigung dessen, was im letzten Heft von den guten Kräften des amerikanischen Protestantismus berichtet ist, wenn man erfährt, dass der fünfzig Millionen Amerikaner (den Kern der amerikanischen Bevölkerung) vertretende „Kirchenbund" („Federal Council of Churches") durch den Mund seines Präsidenten Macfarland gegen diesen Beschluss des Kongresses Protest eingelegt hat.[1])

Wie stark in den Vereinigten Staaten auch die antimilitaristische Bewegung vertreten ist, beweist u. a. folgende Stelle aus dem „Register" (vom 29. Mai), dem sehr ernst zu nehmenden „gemässigten" Organ der Unitaner: „Es ist in unserm Lande eine furchtbare Reaktion gegen den Krieg und gegen die offizielle Politik unseres Militärdepartementes im Werden. Das ist sehr gut. Wir denken, jeder einsichtige religiöse Mensch sympathisiert von Herzen mit jeder Bewegung, die gegen die gottlose Furcht- und Gewalt-Psychologie kämpft!"

Davon erzählen natürlich unsere Zeitungen nichts. Sie malen nur wieder den Teufel an die Wand, reden vom notwendigen Krieg zwischen Amerika und Japan und so fort. Und doch müssen wir bedenken, dass in Amerika wie in Japan, und dort doch wohl noch mehr als hier, ganz gewaltige Kräfte vorhanden sind, die sich ganz sicher mit höchster Kraft und Leidenschaft gegen einen solchen Krieg wenden würden. Gewiss ist die Gefahr vorhanden und soll bedacht werden, aber es ist eine Sünde, sie durch den Glauben an den Teufel noch zu vermehren, statt durch einen andern Glauben die Dämonen zu bannen.

Wir wollen jedenfalls das Zweite zu tun suchen. Auch gegenüber dem Dunklen, was sich in Deutschland zusammenballt, wo der Nationalismus und die Vorbereitung zum Rachekrieg vergiftend bis in die Seelen der Kinder dringen. Auch das soll nicht gelingen!

Dass endlich Mussolini eine grosse Weltgefahr bedeutet, bleibt meine Ueberzeugung. Ich glaube, dass Freunde, die von seinem Geist und Temperament sich für ihn einnehmen lassen, einer Täuschung unterliegen. Er hat durch seine Gewaltmethoden sich mit einem Dämon verbündet, der stärker ist als er. Gewiss ist er an der Ermordung Mateottis direkt unschuldig, aber ist diese Tat aus einem andern Geist entsprungen, als die Ermordung der Frauen und Kinder von Korfu, die auf seinen Befehl geschah? Und er ist dem Dämon des italienischen Imperialismus verschrieben. Seine kluge, scheinbar gemässigte Politik ist bloss das Warten des Raubtiers auf den Augenblick des Sprunges. Er sät Unheil, wo er kann, und eines Tages wird seine Stunde da sein. Vielleicht auch beschleunigt er sie, wenn er spürt, dass sein Reich wankt. Und es wankt schon jetzt. Armer Mann! Aber wer an den Weltgeschicken im Namen des Guten mitträgt, muss, scheint mir, an diese Gefahr denken.

---

[1]) Es geht dabei dem Kirchenbund und seinem Sekretär wie uns andern: sie müssen sich vorwerfen lassen, sich in die Politik einzumischen, statt „das Evangelium zu predigen", das heisst, dort wie bei uns: den Leuten zu Krieg und Ausbeutung ein gutes Gewissen zu machen und den Werktagsdienst des Teufels durch den Sonntagsdienst Gottes zu maskieren. Macfarland hat aber unerschrocken geantwortet und hat in Amerika ohne Zweifel alle Ernsthafterern auf seiner Seite.

Dass darum Macdonald, dessen Regierung so schwer zu kämpfen hat, und auch Herriot, der wohl noch stärker bedroht ist, getragen werden von den fürbittenden Gedanken aller derer, die das Gute der Welt wollen!

Das grösste Volk der Geschichte. In einem Artikel im „Daily Herald“ (London, 15. März) erhebt George Lansbury, Parlamentsmitglied der Arbeiterpartei, starken Einspruch denjenigen gegenüber, die die Arbeiter-Regierung drängen, sich im Ausbau der Luftschiff-Flotte hervorzutun; er enthüllt den Trugschluss, dass Frieden je durch Krieg errungen werden könne; er stellt die Barbarei und die sittliche Erniedrigung bloss, die in der Anfertigung und Verwendung von Zerstörungswaffen liegen und schliesst mit einem seiner charakteristisch prägnanten Vorschläge: „Bis jetzt hat noch keine Nation bewiesen, dass sie willens ist, auf Kriegsrüstung zu verzichten. Ich glaube bestimmt, wenn unser Land das täte und zugleich verzichtete auf jedes ausschliessliche Recht, andere Teile der Welt zu besitzen oder zu beherrschen, dann würden andere Nationen unserem Beispiel folgen. Irgend ein Volk muss den Anfang machen, und dasjenige, das durch Niederwerfung seiner Waffen die Welt wirklich zuerst auf den Friedensweg leitet . . . wird sicherlich das grösste Volk werden, das die Welt je gekannt hat.“ Am Montag, 17. März, wurde zum ersten Male in der Geschichte die Frage ernstlich im Unterhaus erörtert, ob Grossbritannien überhaupt eine Armee haben solle. Mit 347 gegen 13 Stimmen beschloss das Haus, die Armee beizubehalten. Walter H. Ayles, Vorsitzender des Britischen Versöhnungsbundes, eröffnete die Debatte und sagte: „Vom Volke zu verlangen, es solle glauben, dass irgendeine Art Kriegsrüstung, die man organisieren könne, ihm in Kriegszeiten Sicherheit gewähren könne, das ist ein verderblicher, grausamer Irrtum.“ Er sagte, er glaube überhaupt nicht an eine Armee, er glaube an völlige Abrüstung. Die Zeit sei gekommen, unsere Armee zu entlassen und zu erklären, dass wir niemals unsere Hände oder unseren Geist dazu verwenden würden, unsere Mitmenschen zu schlachten. „Es ist Zeit, dass wir Mars verleugnen und das Christentum erheben.“

Die Kirchen und der Militarismus.
(Fortsetzung.)

1. **Deutsche Kirchenbehörden zum Völkerfrieden.** Auf eine Anfrage der Deutschen Friedensgesellschaft an den Preussischen Evangelischen Oberkirchenrat und den Deutschen Evangelischen Kirchenausschuss ging folgendes Antwortschreiben ein: „Die deutschen evangelischen Kirchen sind sich der verantwortungsvollen Aufgabe bewusst, das Evangelium von Jesus Christus als alleinige und unveränderliche Richtschnur für das sittliche Urteil und für das sittliche Handeln in der Welt zur Geltung zu bringen. Hieraus ergibt sich auch ihre Stellung zum Völkerfrieden. So wie ihn das Evangelium verkündet und vermittelt, so predigen und erbitten auch sie ihn im gemeinsamen Gebet. Sollten einzelne ihrer Glieder nach der einen oder anderen Seite hin von dieser Grundlage abweichen, so ändert dieser Umstand nichts an der grundsätzlichen Stellung der Kirche und ihrer auf Gottes Wort ruhenden Arbeit für den Frieden auf Erden.“

2. **Jesuiten und Pazifismus.** Zu Anfang des Krieges schrieb P. M. Reichmann S. J. in der angesehenen Monatsschrift der Jesuiten „Stimmen der Zeit“ einen Artikel, in dem er als Moralist sich zu dem Einfall der Deutschen in Belgien äusserte. Es war nicht gerade einleuchtend, was er ausführte. Er suchte nämlich den Einfall als Notwehr zu rechtfertigen. Heute wird er seine Aufstellungen gewiss nicht mehr aufrecht halten. Es fiel Anhängern der Friedensbewegung auf, dass die Jesuiten sich dieser Bewegung gegenüber zurückhielten, während man doch von diesem international organisierten Orden hätte erwarten sollen, dass er sich als Avantgarde der päpstlichen Friedensbestrebun-

gen bewährt hätte. Zur Entschuldigung für die deutschen Jesuiten kann man geltend machen, dass sie, die schon sowieso als schlechte Patrioten bei den deutschen Protestanten angeschrieben waren, beweisen wollten, dass sie es nicht waren. Ein einziger unvorsichtiger Artikel hätte auch die so lange ersehnte und endlich während des Krieges erfolgte Aufhebung der letzten Reste des Jesuitengesetzes in Frage gestellt. Heute kann man mit Genugtuung feststellen, dass die „Stimmen der Zeit" deutlich und warm für die Völkerversöhnung eintreten. Mit Freuden berichten sie über alle dahin zielenden Bestrebungen, ob sie nun von dieser oder jener Seite aus erfolgen. Mit besonderer Genugtuung wird aber die Tatsache notiert, dass die katholischen Kreise, namentlich der beiden feindlichsten Völker der Franzosen und Deutschen, sich zu nähern suchen.

Im vorigen Jahrgang hatte P. Const. Noppel, eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete der charitativen und sozialen Wissenschaften, einen Artikel geschrieben über Abbau des Hasses, in dem er als Teilnehmer an dem Wiener internationalen demokratischen Kongress, über den er berichtete, für eine Rückkehr zur Versöhnung warb. Nun veröffentlicht derselbe Verfasser in der Februar-Märznummer der „Stimmen" einen ausgezeichneten Aufsatz „Im Kampf um den Frieden", in dem er im Anschluss an einen Bericht über den letzten Freiburger Kongress und das Treffen der katholischen Internationale in Konstanz und der katholischen Jugend der Welt in Innsbruck seine Gedanken weiterspinnt. Er begrüsst es, dass die Katholiken, namentlich die katholische Jugend, sich so rege an der Friedensbewegung beteiligt, wie es in Freiburg geschah. Die Mitwirkung des leider so früh verstorbenen Weihbischofs von Köln, Dr. Stoffels, gab den Katholiken einen besonderen Ansporn. P. Noppel hält die Teilnahme der christlich gesinnten Menschen an den Friedensbestrebungen für wertvoll, damit durch sie, wie auf dem Kongress bereits der Professor v. Schulze-Gävernitz betonte, die *religiöse Weihe* in die gesamte Friedensbewegung getragen werde. In Uebereinstimmung mit Weihbischof Stoffels hält Noppel es für das beste, dass „unbeschadet der wertvollen Gemeinschaftsarbeit auf Treffen nach dem Vorbild von Freiburg die eigentliche Tiefenarbeit doch zunächst innerhalb der verschiedenen Religions- und Weltanschauungsgruppen geleistet werden müsse. Darüber hinaus liegt aber ein nicht zu verkennender Fortschritt für die ganze Friedensbewegung darin, dass sie gerade durch die Gewinnung des festen Bodens des Christentums aus dem Utopischen, Unklaren, hier und dort Sektenhaften hinausgehoben wird und auf der auch von der Kirche klar erkannten Wertung des Nationalen fussend, ja aus diesem heraus die Brücken von Volk zu Volk baut." In Freiburg, wie auch in Konstanz, wo bald darauf der Kongress der Grazer Katholischen Internationale stattfand, konnte der Verfasser bei den Aussprachen ein brüderlich Verstehenwollen, ja ein inniges Freundschaftsverhältnis unter den katholischen Teilnehmern verschiedener Länder feststellen.

Noppel schliesst seine Ausführungen mit folgenden beherzigenswerten Worten: „Wir haben nicht hohe Politik zu machen, nicht Staaten zu lenken. Wohl aber sollen wir die Herzen lenken, sie aufrütteln auf Hochziele des Heiles. Und dieser Ansturm ist nicht umsonst. Schon können wir klar wertvolle Fäden erkennen, die sich selbst zwischen Völkern hinüber und herüberspinnen, die man im fluchwürdigen Aberglauben erziehen will, als wären sie Feinde von Natur und die Erde zu klein, sie beide zu tragen. Darum schreiten wir weiter mutvoll auf dem Wege des Friedens. Nicht kriechend und bettelnd wie ein winselnder Hund, sondern aufrecht und jauchzend wie ein Streiter des Lichtes."

Aber wie ist es drüben? Ergreift man die Hand, die sich entgegenstreckt? Nun, auf den genannten Tagungen waren auch die Franzosen vertreten, und unter ihnen viele Priester. Und ehe P. Noppel seinen schönen Artikel veröffentlichte, hatte in der französischen Halbmonatsschrift der Jesuiten, „Etudes", ein

Teilnehmer aus dem französischen Zweig des Jesuitenordens, Paul Doncoeur, der von der französischen katholischen Jugendbewegung aus die Sache beurteilt, zwei herzerfreuende Artikel unter der Ueberschrift „In viam pacis" (auf dem Friedensweg) erscheinen lassen (Nr. 19 und 23). Zuletzt schildert er, wie er in Niedersachsen ungeladen sich zu einem Thing katholischer Wandervögel einfand. Er wurde mit grossen Augen angeschaut, als er seinen Namen nannte, der echt französisch klingt, aber er war bald heimisch unter den jungen Leuten, nahm teil an ihren Beratungen und hörte, dass sie nur gegen zweierlei Hass hätten, gegen den gottlosen Kapitalismus, der sie quält, und gegen den verbrecherischen Krieg, den sie um jeden Preis überwinden wollen. Wenn man dann liest, wie die jungen Deutschen dem französischen Priester das Geleit gaben zum Zug und ihm Grüsse auftrugen an die jungen Katholiken Frankreichs, dann freut man sich über den Abbau des Hasses, der im Zuge ist, und der bald vollständig den Sieg davontragen möge über kleinlichen Chauvinismus.

Ründeroth, Bez. Köln. Dr. Heinrich Weertz, Pfarrer.

(Aus der „Menschheit".)

Die Erdrosselung der Pressfreiheit. Was man niemals für möglich gehalten hat, ist nun doch eingetroffen: Das Bundesgericht hat den Rekurs von Dr. Andreas Gadient, Sekundarlehrer in Klosters, als unbegründet abgewiesen. Damit erwächst das Urteil des bündnerischen Kantonsgerichtes, das einem mittelalterlichen Inquisitionstribunal alle Ehre gemacht hätte, in Kraft. Das nun seit drei Jahren verbotene Buch darf erst wieder verbreitet werden, wenn die eingeklagten Stellen, die sich mit der Politik der Führer der herrschenden Parteien und des geltenden Systems befassten, aus dem Buche entfernt oder doch unleserlich gemacht worden sind. Der Bücherzensor, eine Gestalt, die wir sonst eigentlich nur vom Hörensagen kannten, feiert nun in „Alt fry Rätien" seine Auferstehung just in den Tagen, da man in Truns die fünfte Zentenarfeier des Grauen Bundes mit viel Pomp und Rauch und wortreichen Reden über die Freiheit feiert. Das dürfte denn auch viel besser als alle Worte beweisen, wie es in Wirklichkeit mit unseren Freiheitsrechten im allgemeinen und mit der Meinungsfreiheit im besonderen sowohl im Kanton als auch im Bund bestellt ist. Denn war das Urteil des Churer Gerichtes für den Kenner der Verhältnisse schliesslich nicht weiter verwunderlich, so ist dafür der Entscheid des Bundesgerichtes um so unverständlicher. Hier handelte es sich darum, eines der wichtigsten individuellen Freiheitsrechte vor der Willkür parteipolitischer Kreise zu schützen, hier musste sich das Bundesgericht als oberster Hüter der Verfassung auf die Seite des Angeklagten stellen. Es hat aber durch die schleppende Behandlung der ganzen Angelegenheit und durch den Entscheid gezeigt, dass es seine hohe Aufgabe nicht erfasst und damit das Vertrauen, das wir bisher in den obersten Gerichtshof setzten, in bedenklichem Masse erschüttert hat.

Im Zürcher Kunsthaus hängt ein Hodlerbild, das auf mich immer einen tiefen Eindruck gemacht hat, es heisst: Wahrheit. Eine unerschrockene Frauengestalt mit leuchtenden Augen verkündet den Menschen die Wahrheit. Aber diese können sie nicht ertragen, sie verhüllen ihr Angesicht oder wenden sich entsetzt und zornig von ihr weg. Das war früher und ist heute so. Wer es wagt, den Menschen und besonders den Mächtigen die Wahrheit zu sagen, wer ihnen den Spiegel vorhält, wer etwas in das Dunkel gewisser öffentlicher Verhältnisse hineinleuchtet, der wird heute so gehasst und verfolgt, wie in der Zeit des ärgsten obrigkeitlichen Absolutismus. Es bleibt ihnen und uns nur ein Trost, dass die Wahrheit trotz alledem schliesslich doch durchdringe. Und sie marschiert denn auch im Falle Gadient schon tüchtig. Das beweisen die Vorgänge, die sich bei den Bündnerischen Kraftwerken ereignet haben und die auch dem frömmsten Bürger gezeigt haben dürften, in welch beängstigen-

dem Umfang die Korruption unser öffentliches Leben ergriffen hat. Und doch ist es nur ein, wenn auch typischer und und krasser Fall. Hätte man seiner Zeit auf die warnende Stimme Gadients gehört, so hätte manches vermieden werden können, was heute als Verhängnis über Graubünden hereingebrochen ist. Diese Erkenntnis hat sich nun in weiten Volkskreisen trotz aller Vertuschungsmanöver durchgesetzt. La verité est en marche! Die Wahrheit marschiert, trotz Inquisitionsgericht und Index, trotz Bücherzensor samt dem ganzen Vertuschungsapparat. Denn sie bewegt sich doch. B. Mani.

Ein lehrreicher Rekursentscheid. (Aus Graubünden.) In der Chronik des Bündnerischen Monatsblattes für den Januar 1924 ist unter anderm folgendes zu lesen: „In einem Rekursfall hat die Regierung die Wiedereinführung der Gemeinatzung in einer Gemeinde, wenn sie nicht einstimmig erfolgt, verweigert, weil die Gemeinatzung für die Gemeinde ein Recht darstelle, für den Grundstückbesitzer aber eine öffentlich-rechtliche Grundlast bedeute, deren Wiedereinführung nach einmal erfolgter Aufhebung eine Verletzung des verfassungsrechtlich garantierten Eigentums zur Folge habe."

Eine Aeusserung zu diesem Beschluss in einer Bündner Zeitung ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Mancher mag beim Lesen dieser Notiz gedacht haben, es handle sich da um eine juristische Angelegenheit von recht untergeordneter Bedeutung. Auch gehört die Gemeinatzung nicht zu dem, was gegenwärtig viele beschäftigt. Mir scheint aber, in der kurzen Notiz stecke viel und es wäre nicht recht, den in ihr gemeldeten Regierungsbeschluss und dessen Begründung mit Stillschweigen zu übergehen.

Die Gemeinatzung, d. h. die Einrichtung, dass während einiger Wochen im Frühling und Herbst das Vieh frei auf allen auf dem Gebiet der Gemeinde liegenden Wiesen weiden darf, ist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den meisten Gemeinden abgeschafft worden, in einzelnen Gemeinden nicht ohne heftige Kämpfe. Man meinte damit einen grossen Fortschritt zu machen. Es wurde zu Gunsten der Abschaffung namentlich angeführt, der Ertrag der Wiesen werde viel grösser, wenn sie nicht mehr regelmässig abgeweidet würden. Trotzdem haben sich lange nicht alle mit dem neuen Zustand befreunden können. So habe ich letzthin die Aeusserung gehört, die Kleinviehzucht, deren Hebung auch von Bauernführern als eine wichtige Aufgabe bezeichnet wird, gedeihe nicht mehr recht, seit die Atzung abgeschafft worden sei; man müsse die Schafe und Ziegen seither zu lange in den Ställen behalten. Dass im Herbste jede Bauernfamilie auf das Hüten des Viehs viel Zeit verwenden muss, während so viel andere Arbeit zu tun ist, wird auch nicht allgemein als ein besonderer Fortschritt empfunden. Als ich einmal auf einer Wanderung im oberen Oberland Erwachsene und Kinder emsig auf den Kartoffeläckern schaffen und das Vieh sich frei auf den Wiesen ergehen sah, da kam es mir vor, das sei nicht nur ein schönes Herbstbild, sondern auch etwas, was sich, vom praktischen Standpunkt aus betrachtet, wohl sehen lassen dürfe. Darum haben doch da und dort in Graubünden Gemeinden die Atzung ganz oder teilweise beibehalten. An ihrer Beseitigung im grössten Teil des Landes hat übrigens der Eigennutz einen nicht unbedeutenden Anteil gehabt. Manche mochten es nicht ertragen, dass die Tiere anderer auf ihren Grundstücken weideten und suchten das durch irgendwelche Kniffe zu erschweren und unmöglich zu machen, wodurch andern die Einrichtung verleidet wurde. Dass die Grossen auf das allgemeine Weiderecht leichter verzichten konnten als die Kleinen, ist klar.

Trotz allem ist der Gedanke der Gemeinatzung nicht tot, sondern hat noch jetzt Werbekraft. Das aus jener Mitteilung zu ersehen, war eine freudige Ueberraschung. Um so unerfreulicher aber war es, gleichzeitig zu erfahren, dass eine Gemeinde, die sich auf dieses alte Volksrecht besinnt und es wieder herstellen will, gerade von der Regierung daran gehindert wird und zwar in sehr

nachdrücklicher Weise. Wie viele Bürger jener Gemeinde mit der Wiedereinführung der Atzung nicht einverstanden waren, ist in dem Bericht nicht gesagt, aber wir brauchen es auch nicht zu wissen, denn es ist ja in dem Urteil klipp und klar gesagt: „Wenn auch nur ein Einziger dagegen ist, dann wird nichts daraus.“ Wenn also hundert Bürger einer Gemeinde nicht irgend ein neues Recht einführen, sondern ein durch Jahrhunderte geübtes wieder herstellen wollen, so wird es ein Einzelner in der Hand haben, es nicht dazu kommen zu lassen. Dieser Einzelne wird wohl fast immer zur Stelle sein, und so ist durch diesen Rekursentscheid eine Wiedereinführung der Gemeinatzung und damit das Wiederaufleben einer Form der Gemeinwirtschaft so gut wie unmöglich gemacht. Es wäre bedauerlich, wenn ein solcher Beschluss durch allgemeines Schweigen gutgeheissen würde.

Es handelt sich dabei übrigens nicht nur um die Gemeinatzung, sondern um die viel wichtigere prinzipielle Frage, ob das Privatinteresse eines Einzenen oder Weniger so viel mehr gelten soll als der Wille einer Gemeinschaft. Es ist ja eine schöne und notwendige Sache, den Einzelnen für ihre Bestrebungen und Ziele gegenüber gewalttätigen Versuchen einer Mehrheit, sie zu unterdrücken, Schutz und Freiheit zu verschaffen. Von diesem Bestreben merkt man aber oft wenig. Wenn Einzelne neue, ungewohnte Forderungen erheben, dann wird gerne gesagt, es stehe dahinter nur eine kleine Gruppe, die nicht verlangen dürfe, dass man auf sie viel Rücksicht nehme, sondern sich selbstverständlich der Mehrheit fügen müsse. Wenn sich aber ein Einzelner für sein materielles Interesse wehrt, dann darf er auf Verständnis und Unterstützung rechnen. Es muss auch solchen, die sich für die Gemeindeatzung nicht stark interessieren oder ihre Wiedereinführung nicht für richtig halten könnten, auffallen, wie sehr in dem erwähnten Urteil, die Weigerung Einzelner, um der Gemeinschaft willen etwas von ihrem Eigentumsrecht zu opfern, geschützt und verteidigt wird. Ob ein so weitgehender Schutz des Privatinteresses juristisch unanfechtbar ist, mag dahingestellt bleiben. Man könnte dagegen einwenden, dass mancher Gemeindebeschluss eine Belastung des Einzelnen und seines Besitzes zur Folge haben kann und dass es interessant werden könnte, wenn nach und nach für alle solche Beschlüsse Einstimmigkeit verlangt würde. Sollte aber der Entscheid in den bestehenden Gesetzesbestimmungen genügend begründet sein, so ist das ein Beweis mehr, wie sehr unsere Gesetzgebung dem Schutze privater Interessen dient. Dieser Vorfall zeigt auch, wie sehr die in der Bibel ausgesprochene Wahrheit, dass das oberste Verfügungsrecht über Grund und Boden der Gemeinschaft zusteht, die dafür vom Herrn, dessen die Erde ist, bestimmte Weisungen erhalten hat, aus dem Bewusstsein verschwunden ist. So wenig aber der Privatbesitz in der Weise, wie es in Russland geschehen ist, eines Tages als nicht mehr bestehend erklärt und behandelt werden darf, so wenig darf er als unantastbares Heiligtum behandelt und durch einen undurchdringlichen Zaun gegen die Gemeinschaft abgegrenzt werden. R. R.

Bum, bum, bum, piff, paff, schnäderadeng. — Der Schweizer zieht zum Fest. Ja, das tut er jeden Sonntag und auch manchen lieben Werktag. Und daran allein könnte unser Volk zu Grunde gehen, auch wenn es sonst keine Ursachen dafür gäbe! Nicht, dass wir nicht arbeiteten, sparten, rechneten. Das tun wir alles auch. Wir haben gelernt, alles zu tun, nur alles mit Mass, das heisst, schon ein wenig über das Mass — einiges wenigstens, und zwar nicht das Gute — aber so, dass es immer geht und niemand uns Vorwürfe machen darf. Wir können schaffen, sparen, kalkulieren und doch das Volk der Sänger-, Turn- und Schützenfeste, dazu heute noch allerlei anderer Feste, sein. Nur ein wenig still sein können wir nicht und wollen wir nicht. Geknallt, geschwungen und ge—sungen muss sein. Und es ist ja immer ein Wirt oder einer, der Kantonsrat werden will, da, um für einen Anlass zu sorgen.

Eine andere Frage ist, wo bei all diesen Pauken und Trommeln und Juheen noch jener Ernst, jene Sammlung, jene Stille herkommen soll, ohne die keine Einzelseele und keine Volksseele Tiefe und Spannkraft, Selbsterkenntnis, Freiheitstrotz, Gotteserkenntnis und Gottesgehorsam findet. All dieser getrommelte, gepaukte, geknallte, gesungene, gebrüllte Fest- und Vereinsidealismus verbraucht, was etwa an wirklichem Idealismus in unserem Volke lebt. Und er ist so tief unwahr, dieser Festidealismus, ein blauer Lügendunst über unserem Volke. Es gibt keine Besserung, bis er vertrieben ist. Auch keine wahre Freude! Denn das alles ist ja nur Betäubung, nicht Freude.

Sogar die Feier eines ehrwürdigen geschichtlichen Ereignisses entartet nach und nach fast regelmässig zu Reklame, Hotelierspekulation und höherem Spektakel.

Der Gipfel davon soll aber das Schützenfest in Aarau werden. Davon ein andermal!

„Auferstehung" im Kirchgemeindeblatt. Unter dem Titel „Auferstehung" ist am 7. April, also vor der Konfirmation, in den Kirchgemeindeblättern der Stadt Zürich ein Artikel erschienen, der auf die beiden Männer Mahatma Gandhi und Henri Ford hinweist. Gandhi wird darin als Führer des indischen Volkes und Vertreter der Gewaltlosigkeit geschildert, Ford als der Amerikaner, der nicht durch „Verdienen", sondern durch „Dienen" zu seinem Vermögen gekommen sei. Auf ihn wird das Wort angewendet: „Wer der Grösste unter euch sein will, der sei euer Diener."

Der Schlussabschnitt des Artikels lautet: Auf der Osthälfte der Erde hat ein Mann sein 300 Millionen-Volk für die Sanftmut Jesu gewonnen, und auf der Westhälfte hat ein Mann mit Jesu Grundsatz des Dienens einen noch kaum dagewesenen Industrieerfolg erreicht. Grundverschieden voneinander, jeder in seiner und seines Volkes Weise, haben sie Jesu Verkündigung ausprobiert und haben es uns Kleingläubigen bewiesen, dass diese Verkündigung die Rettung ist."

Auch wir verfolgen mit Staunen, was von Gandhi für sein Volk und für uns ausgeht. Auch uns klingt die Kunde von seinem Werk als frohe Botschaft in die Nebel, die uns umgeben. Aber wir halten es als eine Entwürdigung dieses Mannes, wenn neben ihn ein Henri Ford gestellt wird. Und wir halten es für mehr als Entwürdigung, wenn er als Zeuge der Auferstehung dienen soll.

Ueber Henri Ford und sein Werk möchten wir uns in diesen Zeilen nicht auslassen. Gewiss sind von seinem Buche viele Anregungen ausgegangen, gewiss werden seine Grundsätze von vielen Industriellen abgelehnt, aber wir lassen uns nicht weismachen, dass man in der heutigen Welt durch christliches Dienen Milliardär werden kann. Auch Ford musste über das Glück und die Gesundheit unzähliger Menschen wegschreiten, um zu seinem Gelde zu kommen. Auch bei ihm wird der Mensch nicht zum Menschen, sondern zu einem Teil der Maschine. Die Maschine ist Herrin, nicht die Seele.

Es offenbart eine ungeheure Blindheit, wenn man an diese Rettung aus der Wirrnis glaubt, und es ist unverantwortlich, jungen Menschen ein solches Ziel des Dienens mit auf den Lebensweg zu geben. Es vermischt sich in ihrer Vorstellung Gott und Mammon, statt dass sie erkennen lernten, dass es nur ein Entweder-oder gibt.

Noch einmal, wir wenden uns nicht gegen das Buch von Ford, das in anderm Zusammenhange manches zu sagen hat, aber wir empfinden es als Hohn, wenn dieser Mann Gandhi gleichgestellt und sein Werk als Auferstehungsbotschaft gepriesen wird.

H. Marti.

Les Journées sociales de Vaumarcus.[1]) Elles furent inoubliablement belles, ces journées! Et tous ceux qui, en Suisse romande, ont à cœur de voir les milieux religieux se préoccuper enfin du malaise social et de ses causes, sont reconnaissants au Département social de l'Union chrétienne et de la Croix Bleue d'avoir organisé cette rencontre.

Donc, du 23 au 25 mai, se sont réunis sur le colline de Vaumarcus — inondée, hélas! — une cohorte de chercheurs, agriculteurs, ouvriers, intellectuels. Les socialistes chrétiens formaient une petite minorité, très vivante. On n'avait pas craint de confier l'introduction de plusieurs entretiens à des nôtres. Plus qu'aucun autre orateur peut être, Pierre Reymond fut celui qu'on écoute et dont on attend le mot d'ordre. M. Léonce Duprat, professeur de sociologie à Genève, fit comme lui le procès du régime actuel et préconisa des transformations profondes de la vie économique, telles que par excemple les Anglais les réalisent par les „Guildes".

Notre ami Gloor et le pasteur Hécler, de Genève, communiquèrent les résultats d'une enquête faite par le premier sur **„l'Utilisation des loisirs ouvriers"**, par le second sur **la Condition des Ouvriers de Campagne**. Ces deux exposés ont vivement intéressé l'assemblée et lui ont fait entrevoir quelques-unes des réalisations pratiques auxquelles les chrétiens devraient se donner corps et âme.

M. Georges Thélin parla de l'œuvre magnifique commencé par le Bureau International du Travail, des mesures de protection qu'il a déjà fait accepter, de la documentation sûre qu'il met à la disposition des chercheurs.

A coté de ces fortes études, des heures de méditations et de recueillement: Plus d'un, parmi les auditeurs, étaient de ceux qui, sans avoir perdu leurs convictions ou du moins leurs aspirations religieuses, ne vont jamais — et pour de bonnes raisons — à l'Eglise. Pour ceux là, les paroles émouvantes des pasteurs Vittoz, Loriol, Pettavel, l'appel vibrant de Bourquin, furent une révélation et pour tous, croyons-nous, ils furent l'occasion d'un véritable réveil de la conscience.

Il faudrait parler aussi des entretiens familiers, des conversations personnelles, des amitiés nouées ou renouvellées. Il suffit de dire qu'un esprit de franchise et de compréhension régna constamment et que chacun quitta Vaumarcus avec quelques préjugés de moins et un plus grand désir de consacrer sa vie à servir Dieu et les frères. H. MONASTIER.

Von Büchern

Ein Buch von deutscher Politik.

Dass das Gutachten der Experten ungefähr die beste Lösung darstellt, die die Reparationsfrage unter den gegenwärtigen Umständen finden kann, bleibt wohl richtig. Aber freilich muss der Vorbehalt unterstrichen werden: „unter den gegenwärtigen Umständen". Denn an sich könnte man sich nicht bloss eine bessere Lösung denken, sondern hätten wir andern sie auch herzlich gewünscht. Das Expertengutachten geht von den Kreisen der Grossfinanz aus und ist aus deren Denkweise entsprungen, nur, zum Unterschied gegen andere Versuche, aus einer von diesem Standpunkte aus vernünftigen und klugen, ja weisen Gesinnung. Es ist natürlich nicht zu verkennen, dass damit Gefahren verbunden sind. Vor allem muss man hoffen und erwarten, dass die deutsche Arbeiterschaft sich für eine Verteilung der Lasten zu wehren wisse, die die

[1]) Wir wollen ausnahmsweise, im Lande der vier Sprachen, diesen kurzen Bericht französisch bringen. D. Red.

schwerste Bürde nicht auf die schwachen, sondern auf die starken Schultern legt. Und zu alledem muss man auf eine Zukunft vertrauen, die vieles noch ändert und besser gestaltet.

Das Gutachten ist nicht das letzte, sondern das erste Wort. Es schafft, wenn es endgültig angenommen wird, eine neue Atmosphäre, in der die schwere Spannung dieser Jahre aufhört. Es bereitet die Räumung der Ruhr und vielleicht auch die der altbesetzten Gebiete vor, auch die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund. Aber wie gesagt, an sich wäre eine Lösung von ungleich höherer Art das Rechte gewesen. Die Reparation hätte, bei einer besonderen Belastung Deutschlands in irgendeiner Weise doch eine Sache auch der andern Völker werden müssen. An überlegenswerten Vorschlägen dafür hat es nicht gefehlt. Auch hätte Deutschlands Leistung mit Kompensationen, vor allem in Form der Rückgabe der Kolonien (etwa auf dem Mandatwege) verbunden werden müssen.

Jedenfalls ist gut, dass sich neben die Lösung der Finanzleute wenigstens versuchsweise, und der lauteren Absicht nach, auch eine andere gestellt hat. Ich habe schon das letzte Mal neben dem Versöhnungsopfer, das besonders Förster und Max Sangnier betrieben haben, auch das sehr eigenartige Unternehmen erwähnt, das von einem westdeutschen Kreise ausgeht, der sich „Deutsche Bauhütte“ nennt und dem u. a. auch Martin Buber angehört. Dieses Unternehmen ist in einem Buche geschildert, das nach seiner ganzen Art ein Symptom neuer deutscher Dinge bildet. „Deutsche Bauhütte. Philosophische Politik Frankreich gegenüber“ nennt es sich, und wahrlich, schon dieser Titel bedeutet, gerade auch in seiner Seltsamkeit, eine Rückkehr zur besten deutschen Art.[1]) Der Verfasser ist Florius Christian Rang, in Braunfels an der Lahn, wie es scheint von Beruf ein Jurist und daneben jedenfalls ein Philosoph vom alten und doch neu gewordenen deutschen Schlag. Altdeutsch in dem Wesen und Kern nach gutem und auf der Oberfläche aber auch ein wenig schlimmem Sinn ist die gewissenhafte philosophische Gründlichkeit, ja Haarspalterei, in der einem heutigen Leser fast der Atem ausgeht, und dazu der Stil, den der Verfasser lustiger Weise für leicht und populär hält, während er auch für einen philosophisch geschulten Leser von anderer Geistesart fast nicht zu bewältigen und voll von Seltsamkeiten ist. Schade, das macht das Buch für Menschen, deren Muttersprache nicht das Deutsche ist, völlig unlesbar und erschwert ganz gewiss auch in Deutschland seine Verbreitung und Wirkung, während es für solche, die durchkommen, freilich den Reiz altdeutscher Verschnörkelung erhält.

Das Buch lohnt es aber, dass man mit ihm ringt. Es enthält sehr viel mehr, als der Titel sagt, und auch das ist ein gutes Zeichen. Sein Ausgangspunkt ist die Reparationsfrage. Hier ist nun gross, dass die deutsche Schuld an dieser Frage rückhaltlos anerkannt und an Hand von Tatsachen und Zahlen nachgewiesen wird. Dann erfolgt der Vorschlag, dass neben und zum Teil an die Stelle einer politischen Lösung der Reparationsfrage eine sittliche treten solle, nämlich eine solche des Gewissens, das zunächst immer nur das des Einzelnen ist. Es sollen sich die Einzelnen, die von der aus dieser Sache aufsteigenden Gewissensforderung ergriffen sind, zu „Bauhütten“ zusammentun, in der Weise, dass sie einen Teil ihres Vermögens oder Einkommens für die Reparationen hergeben und zwar einen so grossen Teil, als ihr Gewissen für erschwinglich und geboten hält. Diese „Bauhütten“, die sich

[1]) Das Buch ist im Gemeinschafts-Verlag Eberhard Arnold, Sannerz (bei Schlüchtern in Hessen) und Leipzig erschienen. Es sei bei diesem Anlass überhaupt auf den Verlag hingewiesen, von dem später noch mehr die Rede sein soll.

über ganz Deutschland ausbreiten sollen, treten mit französischen, ebenfalls ganz inoffiziellen Kreisen in Verbindung und gehen so an das Geschäft des Wiederaufbaues der verwüsteten Gegenden und an alles, was damit zusammenhängt.

Man mag diesen Vorschlag für utopisch halten und gewiss ist seine Verwirklichung an sich unwahrscheinlich. Auch mag man bezweifeln, ob, wenn das Experten-Gutachten zur Grundlage einer Lösung der Reparationsfrage wird, noch genug Lust und Kraft für eine solche private Lösung übrig bleibt. Immerhin könnte die „Bauhütte" auch dann für die Anbahnung eines neuen Verhältnisses zu Frankreich Grosses tun, wenn auch vielleicht in etwas anderer Form.

Aber der Wert des Buches beruht gar nicht auf der kleineren oder grösseren Wahrscheinlichkeit der Erreichung seines unmittelbaren Zweckes. Es enthält vielmehr eine ganze, auch für andere Völker wertvolle Politik und zwar eine Politik des Gewissens, eine, die sich am Gewissen des einzelnen Menschen und Bürgers orientiert und deren oberstes Ziel das Reich Gottes ist. Dieser Grundgedanke ist von grosser Ursprünglichkeit und Kraft. Eine Fülle von tiefen Einsichten blitzt aus seiner, wie gesagt, oft schwierigen und labyrinthischen Durchführung auf. Was es, um nur diese Beispiele zu nennen, über den asiatisch-atlantischen Konflikt und Deutschlands Stellung dazu oder über „die Werk-Brücke des Glaubens" und „die Welt-Stunde der Technik" (Seite 127—152) sagt, ist weit und tief, und sittlich gross ist die Art, wie er mit der „deutschen Lüge" ins Gericht geht (Seite 22—54). Ueberhaupt liegt der Wert des Buches zum grossen Teil in seiner sittlich aufrüttelnden Wirkung.

Im einzelnen wird ja mancher unter uns andere Einwände machen, etwa solche, wie sie Buber im Anhang zum Ausdruck bringt, und dazu noch andere! Es fehlt mir leider Raum und Musse, darauf einzugehen. Ich habe das Buch gründlich gelesen — darauf darf man sich verlassen — aber ich kann es nicht gründlich besprechen, so sehr es dies verdiente; ich kann nur mit Ueberzeugung und Freude darauf hinweisen. Man bekommt den Eindruck, dieses seltsame Buch verkündige diejenige Revolution, die kommen müsse, nachdem andere beendigt und vielleicht gescheitert sind: die Revolution aller Politik durch das Gewissen der Einzelnen. Gewiss, das müsste eine ganz neue und eigenartige Revolution werden, und mir scheint, ihre Tragweite wäre wohl noch grösser, als der Verfasser selbst meint.

Das Buch ist jedenfalls auch ein Zeichen des Erwachens jenes andern Deutschland, dem die Liebe der Welt gehört und das der Welt wieder Neues und Wichtiges zu sagen hat. Wenn die „Bauhütte" in diesem Sinne einen Kreis von Geistern zu sammeln vermag, dann wird sie, ganz abgesehen vom Reparationsproblem, für die Wiedergeburt des deutschen Volkes, und nicht nur des deutschen Volkes, sehr viel bedeuten. L. Ragaz.

Kant-Worte.

Es ist überall nichts in der Welt, ja auch ausserhalb derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, denn allein ein guter Wille.

* * *

Handle so, dass du die Menschheit, sowohl in deiner Person als in der Person jedes andern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloss als Mittel brauchst.

Im Reiche der Zwecke hat alles entweder einen P r e i s oder eine W ü r d e. Was einen Preis hat, an dessen Stelle kann auch etwas anderes, als Aequivalent, gesetzt werden; was dagegen über allen Preis erhaben ist, mithin kein Aequivalent verstattet, das hat eine Würde.

* * *

Das Schöne ist das Symbol der Sittlichguten.

* * *

Die Elemente des Völkerrechtes sind: 1. dass Staaten, im äussern Verhältnis gegen einander betrachtet (als gesetzlose Wilde) von Natur in einem nicht-rechtlosen Zustand sind; 2. dass dieser Zustand ein Z u s t a n d des Krieges (des Rechts des Stärkeren), wenngleich nicht wirklicher Krieg und immerwährende wirkliche Befehdung (Hostilität) ist . . .; 3. dass ein V ö l k e r b u n d, nach der Idee eines ursprünglichen gesellschaftlichen Vertrages, notwendig ist . . .; 4. dass die Verbindung doch keine souveräne Gewalt (wie in der bürgerlichen Verfassung), sondern nur eine G e n o s s e n s c h a f t (Föderalität) enthalten müsse; eine Verbindung, die zu aller Zeit aufgekündigt werden kann, mithin von Zeit zu Zeit erneuert werden muss — ein Recht in subsidium eines andern und ursprünglichen, den Verfall in den Zustand des wirklichen Krieges denselben untereinander von sich abzuwehren.

* * *

Nun spricht die moralisch-praktische Vernunft in uns ihr unwiderrufliches Veto aus: e s s o l l k e i n K r i e g s e i n, weder der, welcher zwischen mir und dir ein Naturzustand, noch zwischen uns als Staaten stattfände.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wie in früheren Jahren, haben wir uns erlaubt, für die Ferienmonate zwei Hefte zusammenzuziehen, diesmal das Juni- und das Juliheft. Wir können damit einiges lang Zurückgestellte bringen und zugleich einholen, was in den bisherigen Heften des Jahrganges an Ueberschreitung des uns zugewiesenen Raumes geschehen ist.

Das Augustheft hoffen wir dann sehr früh herausgeben zu können, so dass keine zu lange Pause zwischen dem Erscheinen der Hefte entsteht.

Den Vortrag von S c h ä d e l i n möchten wir gern als Fortführung der Debatte im letzten Jahrgang über dieses Thema betrachten.

Nr. 1 dieses Jahrganges ist vergriffen. Für die Ueberlassung entbehrlicher Exemplare (gegen Vergütung) wären wir dankbar.

Die Administration.
(Reutimann & Co., Zürich)

Der brüllende Löwe.

1. Petr. 5.

Im achten Vers des 5. Kapitels des ersten Briefes Petri heisst es: „Seid nüchtern und wachet; denn euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe, und suchet, welchen er verschlinge."

Durch die Zeitungen ging kürzlich wieder einmal eine Notiz von einem entsprungenen Löwen. Bei einer abendlichen Zirkusvorstellung entkam er seinem Käfig. Es entstand eine grosse Panik; Männer, Frauen, Kinder, die sich schreiend zum Ausgang drängten, wurden umgeworfen, niedergetrampelt und zum Teil schwer verletzt. Der Löwe gelangte dann ins Freie; die Polizei machte sich zur Verfolgung auf und liess nicht ab, bis sie ihn tief in der Nacht in einem Wäldchen erlegt hatte.

Was aber tun wir angesichts des brüllenden Löwen, von dem Petrus schreibt? Was er darunter versteht, hat er vorher schon gesagt: Lust nach schändlichem Gewinn, liederliches Leben, Ausschweifungen, Lüste, Trunkenheit, Schmausen, Zechen, ruchloser Götzendienst, in einem Worte: die Sünde. Wo ist nun unsere Panik, dass dieser brüllende Löwe frei umgeht in allen unsern Gassen, was bieten wir auf zu seiner Verfolgung und Erlegung?

Oder ist dieser brüllende Löwe etwa unter uns nicht mehr los? Fragt die, welche sich irgendwie mit der Sorge für Leib und Seele namentlich der Armen und Elenden befassen, fragt alle Menschen, die nicht ihre Augen für alles, was nicht sie selbst unmittelbar betrifft und was ihnen unangenehm ist, verschliessen, — solange sie können. Da ist z. B. eine Alkoholikerfamilie, deren Bild die „Freiheit" am 12. Juli d. J. zeichnet. Unter 38 Personen aus sechs Generationen sind nur 13, die als „gesund oder annähernd normal" gelten können, und davon sind vier noch Kinder unter 15 Jahren, deren Zukunft noch offen steht. Vier andere dieser Normalen sind Stammeltern, von denen immerhin einer geschieden war, einer „trank wie alle Leute" und eine Frau als Mädchen „etwas leicht" gewesen war. Von den übrigen 25 sind 16 „leichtere Trunksüchtige, Psychopathen, sittlich oder im Charakter schadhafte" und die restlichen 9 „schwere Alkoholiker, Geisteskranke und sittlich Verdorbene". Dabei ist eine Anzahl von jung gestorbenen Kindern nicht gerechnet. — In meiner Arbeit als Amtsvormund las ich neulich unvermutet in den Todesanzeigen den Namen der Mutter eines Mündels, eines dreijährigen Knaben. Dann erfuhr ich, dass ihr Verlobter, der Vater des Kindes, verhaftet worden sei. Seit Jahren hatten sie

heiraten wollen, hatten daraufhin Möbel angeschaft und sie gemeinsam abbezahlt. Inzwischen kam ein zweites Kind, für das sich kinderlose Leute fanden; die es als eigen annahmen. Sie war Magd, er Hausbursche in einer Wirtschaft. Immer noch reichte es nicht zum Heiraten. Nun hätte ein drittes Kind kommen sollen; da hatte das Mädchen sich von ihrem Verlobten ein Mittel verschaffen lassen, um es zu beseitigen. Abends war sie anscheinend guter Dinge in ihr Zimmer gegangen, — am Morgen fand man sie tot. Die Polizei kam und ersah aus Briefen die Mitschuld des Verlobten. Bei seiner Verhaftung fand man in seinem Zimmer noch Weinflaschen, die er seinem langjährigen Arbeitgeber entwendet hatte. Als ich mit letzterem über die Sache zu reden hatte, war er, der Wirt, es, der mich mit dem Worte aus dem Jakobus-Brief (Kap. 1, V. 15) überraschte: „Darnach, wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert sie den Tod.“ — Oder da ist ein Lehrmädchen. Kaum ist eine Bekanntschaft zu Ende, macht die eben 17jährige eine andere Bekanntschaft auf der Strasse, um gleich darauf von einem „Freund“ dieses Mannes gewarnt zu werden, jener sei verheiratet. Nun geht sie mit diesem Freund, obwohl sie bald genug merken muss, dass er auch verheiratet ist. Vor Jahren geschieden, seit Jahr und Tag ohne Arbeit, hat er als Arbeitsloser eine Kellnerin geheiratet, die er nun für sich verdienen lässt. Er braucht dem Lehrmädchen nur zu telephonieren, so kommt sie auf dem Heimweg vom Geschäft schnell zu ihm. Nun erwartet sie von ihm ein Kind. — Jene andere, auch noch nicht 18jährige, Fabrikarbeiterin ist in der gleichen Lage, aber sie kann den Vater ihres Kindes nicht wissen, weil sie sich in wenigen Monaten sieben Burschen hingab. Solche Fälle drängen einer den andern, und dabei sind diese Menschen nicht besonders schlecht. In jener Trinkerfamilie aus der „Freiheit“ steht unter 14 Geschwistern der vierten Generation, von denen fünf jung starben, fünf leichter und drei schwer entarteten, eine Tochter, wunderbarerweise das jüngste Kind, wie die helle, weisse Kindergestalt in der dunkeln Gruppe auf Rembrandts „Nachtwache“, nicht nur als ein normaler, sogar als ein „Mensch von seltener Herzensbildung“. Im ersten Fall aus meiner Arbeit wurden beide Elternteile bis zur Katastrophe in ihren Dienststellen als gute Angestellte geschätzt. Die beiden jungen Mädchen sind nun in einem Heim und führen sich dort recht auf. Vom einen sagte die Heimvorsteherin, nachdem sie es zuerst gesehen, es mache den Eindruck eines „lieben Kindes“. Aber es sind Menschen, die rings von Dingen und Zuständen, die sind, wie sie nicht sein sollten, beeinflusst werden. Oder sollte es sein, dass zwei junge Leute, die hei-

raten möchten und arbeitsam, sparsam und alt genug sind, keine wirtschaftliche Basis für ihre Ehe finden? Warum sieht der Hausbursche andere Wein trinken mit und auch ohne Mass? War es recht, dass der Vater des Lehrmädchens seine Frau mit zwölf Kindern im Stich liess? Hat es nichts zu sagen, dass das Fabrikmädchen aus einer völlig zerrütteten und schliesslich geschiedenen Ehe stammt? Hätte es sein dürfen, dass über eine Generation junger Menschen in den entscheidenden Entwicklungsjahren die verheerende Flut der verrohenden, menschliche Würde und sittliches Denken untergrabenden Eindrücke des Weltkrieges hinging?

Wie kann das alles nur sein? Die Menschen bringen, wie sie aus Gottes Hand gehen, gute Kräfte mit und sind zum Guten geschaffen. Aber sie sind unfähig zum Guten aus sich selbst, und statt nun die guten Gotteskräfte für unsere Schwachheit zu Hilfe zu holen, lassen wir alle Teufelskräfte frei walten und umgehen wie brüllende Löwen, dass sie uns und namentlich unsere Kinder verschlingen. Dabei geraten wir in keine Panik. Unser Staat und unsere Gesellschaft hat diesen brüllenden Löwen gegenüber höchstens einige Reglemente und Mahnungnen und gibt Summen Geldes aus, um die schlimmsten Spuren ihrer Verheerungen zu verwischen. Erfüllt das des Apostels Forderung im neunten Vers unseres Kapitels: „Dem widerstehet, fest im Glauben"?

Aber wie könnten wir denn recht widerstehen? Der Apostel sagt: Seid nüchtern und wachet! Aber auch wenn wir in der Abstinenzbewegung und in allerhand andern Bewegungen für die körperliche und sittliche Gesundung unseres Volkes tätig mitmachen, so erfahren wir doch, dass es nicht reicht. Wir sind schwach und in der Minderheit; gegen die Kräfte des brüllenden Löwen kommen wir nicht auf.

Petrus weist uns noch auf zweierlei hin. In V. 9 sagt er, dass wir uns bewusst sein müssen, dass „eben dieselben Leiden über unsere Brüder in der ganzen Welt gehen". Wir sind mit unsern Mitmenschen in allen diesen Dingen unlöslich verbunden und können nicht für uns allein ein Sonderpfädlein wallen, zu dem der brüllende Löwe keinen Zugang hat. Und in V. 6 und 7 sagt Petrus: „So demütigt euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, dass er euch erhöhe zu seiner Zeit. Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er sorget für euch." Darin, dass unser gesellschaftliches, politisches, wirtschaftliches Leben, alles, was bei uns Macht und Bedeutung hat, im Kern seines Wesens und oft genug auch offen ausgesprochen ohne Gott ist, steckt sicher der tiefste Grund unserer Ohnmacht gegenüber dem Bösen.

Erhebt sich daraus nicht auch eine harte Frage: Warum sind

auch unsere Christenheit, unsere christlichen Kirchen, Gemeinden, Vereine gegenüber den brüllenden Löwen auf allen Gassen so gar ohnmächtig, dass sie den Widerstand oft schon fast ganz vergessen haben? Ist es, weil wir, die wir uns Christen nennen, auch ohne Gott sind, uns nicht demütigen unter seine gewaltige Hand?

Wenn wir die brüllenden Löwen nicht von allen unsern Gassen verjagen können, sollten wir da nicht wenigstens Gitter um uns errichten, um sie von uns abzuhalten und dahinter auch denen Schutz zu verschaffen, die in Gefahr sind oder schon Wunden tragen und die sich schützen lassen wollen, namentlich wieder unsern Kindern? Jene beiden Punkte, unsere solidarische Verbundenheit mit unsern Brüdern und Schwestern und unsere Ohnmacht ohne Gott, müssten wir dabei besonders beachten.

Könnte es vielleicht am ehesten so geschehen, dass wir uns in kleinen Gemeinschaften, in Gruppen und Kreisen, welchen Namens und welcher Art es auch sei, die einen hier, die andern dort zusammentäten und der Macht des Bösen, so gut wir können, einen geschlossenen Ring ganzer Lebensgemeinschaft mit fester Verankerung in Gott entgegensetzten?

Gewiss ist das Leben in solcher Gemeinschaft etwas, was wir noch nicht können, was zu lernen wir noch nie Gelegenheit hatten; vielmehr hat uns die Welt, in der wir gross geworden sind, ganz zum Gegenteil erzogen. Aber wenn wir unsere Gemeinschaft in dem Geiste führten, in dem Petrus in V. 2 den Aeltesten die Herde Christi zu weiden befiehlt: „nicht gezwungen, sondern williglich, nicht um schändlichen Gewinns willen, sondern von Herzensgrund“, wenn wir nach V. 5 allesamt einander untertan wären und an der Demut festhielten, dann möchten wir doch wohl von Gott Gnade empfangen und die „unverwelkliche Krone der Ehren“ erringen.

A. Bietenholz-Gerhard.

Christliche Revolution.[1])

Christliche Revolution bedeutet eine neue Art menschlichen Lebens, eine neue Geistesbeschaffenheit und eine neue Gestalt der menschlichen Beziehungen. Sie würde an Stelle der Abhängigkeit von der Ueberlieferung und jener feinen Selbstzufriedenheit, in die wir leicht verfallen, wenn wir uns als Hüter einer abgeschlossenen Offenbarung wissen, das Suchen und Versuchen, eine echte Demut

[1]) Vortrag, gehalten an der Konferenz des Versöhnungsbundes in Nyborg, Juli 1923.

und Hochherzigkeit der Gesinnung setzen. Wo jetzt Zerstreuung, Rivalität, Herrschsucht walten, — im geistigen wie im wirtschaftlichen Leben — würde sie eine von gegenseitiger Achtung und gegenseitigem Dienen beseelte Gemeinschaft herstellen. Sie beachten gewiss, dass ich die Worte „Liebe" und „Hingebung" vermeide. Auch ich glaube, dass Liebe und Hingebung von zentraler Wichtigkeit sind, aber gerade weil es so grosse und fundamentale Worte sind, verlangen sie eine fortwährende neue Besinnung auf ihre Bedeutung, wenn sie nicht zu einer Art von magischer Formel werden sollen.

Diese zwei Phasen der Christlichen Revolution — seelische oder geistige Beschaffenheit und äussere Beziehungen — sind praktisch untrennbar. Unsere Seelen werden weit mehr geformt durch das, was wir tun, als durch das, was wir hören. Unsere Handlungen sind der Ausdruck unserer wirklichen Gesinnungen. Für uns alle tut sich der geistige Zustand auf irgendeine materielle Weise kund. Unsere tiefinnerliche Erfahrung verlangt Uebersetzung in menschliche Gemeinschaft, und Gemeinschaft bleibt unwirklich, wenn sie sich nicht in irgendeiner Art von äusserer Gestaltung ausdrückt, wie anderseits unsere Seelen durch die physische Erfahrung geformt werden.

Wir setzen also für die Christliche Revolution voraus, dass innere Erfahrung und äussere Gestaltung, Umgebung und Charakter, in notwendiger und lebendiger Beziehung stehen. Und von keiner Phase des menschlichen Lebens ist zu sagen, dass sie mit unserm Ziele nichts zu tun habe oder auch, dass sie auf ganz besondere Weise das Gebiet sei, das dafür in Betracht komme. Wir, die wir auf eine neue Art menschlichen Lebens hin sinnen und arbeiten, müssen uns als Einzelne notwendigerweise spezialisieren, aber während jeder von uns mit seinem besonderen Problem ringt, sei es Erziehung, industrielle Organisation, Militarismus, Theologie, Technik, soziale Fürsorge oder was immer, wir vergessen doch die Einheit nicht, durch die unsere kleine Spezialität mit dem Ganzen des neuen Lebens, das wir ersehnen, verbunden ist.

Die Weite des Feldes bedeutet nicht, dass unser Bemühen sich in einer unbestimmten Allgemeinheit verlieren soll. Gewiss müssen wir zugeben, dass wir das letzte Ziel nicht sehen; wir besitzen kein Modell der Vollkommenheit. Unsere Vorstellung von dem neuen Leben und dem Weg dazu ist erst in groben Umrissen vorhanden. So aufrichtig wir uns auch an Jesus halten, so erinnern wir uns doch daran, dass seine Jünger von ihm vernehmen, dass die durch ihn gegebene Offenbarung der Wahrheit noch nicht abgeschlossen sei. „Ich hätte euch noch vieles zu sagen, aber ihr könntet es jetzt noch

nicht tragen." Aber wir besitzen in Bezug auf das neue Leben gewisse Leitwahrheiten und wir glauben, dass, wenn wir versuchen, die Eigenschaften zu entwickeln, die das neue Leben vom alten unterscheiden, der Geist der Wahrheit uns zu der volleren Offenbarung führen wird.

Die erste unserer Leitwahrheiten ist, wie mir scheint, ein unerschütterlicher Glaube an die Möglichkeit des Guten in jedem menschlichen Wesen. Dieser Glaube hat eine grosse, praktische Tragweite nach vielen Seiten hin. Er gibt uns den Mut, darauf zu bestehen, dass die Menschheit eine Gesellschaft zu entwickeln im Stande ist, wo in dem Wirbel der täglichen Arbeit die Tätigkeiten, die einen gegenseitigen Dienst ausdrücken, solche, die trennende Triebe ausdrücken, verdrängt haben werden. Er macht eine bestimmte Haltung gegenüber solchen, die heute in das System der Ungerechtigkeit verwickelt sind, und solchen, die unter das sittliche Durchschnittsniveau der Gesellschaft fallen, zu einer positiv schöpferischen, während sie ohne diesen Glauben bloss gedankenlose Sentimentalität wäre. Unser Glaube an die menschliche Natur gibt der Erziehung einen neuen Sinn, der die Schule revolutioniert. Ich glaube zwar nicht, dass jeder Impuls irgendeines Kindes seine Auswirkung finden müsse, oder dass alle unsere Instinkte von gleichem Werte seien, oder dass eine Gruppe von Kindern in einer Freiheit ohne Leitung zu sozialen Wesen würden, mit einer wahren Einbildungskraft für die Bedürfnisse der andern, mit hochherzigem Verständnis für die Fähigkeiten und Eigenheiten der andern, mit klarem Denken und entschlossenem Willen zu der neuen Art von Leben; aber ich sehe die Möglichkeit einer neuen Art von Kameradschaft mit Kindern, wo Eltern, Lehrer und Kinder miteinander die reelle, instinktive Grundlage der Güte entwickeln und miteinander lernen, diejenigen widerstreitenden Impulse zu leiten, abzuwägen und zurechtzubringen, die bei ungehemmter Entfaltung uns von unsern Mitmenschen trennen.

Aber welches sind denn die guten Antriebe? Welches ist unser Wertmasstab? Ist es völlig genügend, zu sagen, dass Jesus unser Ideal des Guten ist? Ist die Wärme und Fülle der Liebe alles, worauf es ankommt? Wenn wir ernstlich versuchen, das Leben Jesu — den Weg Jesu — mit unserer verwickelten Welt in Beziehung zu setzen, dann stossen wir auf ein doppeltes intellektuelles Problem. Zuerst müssen wir die Beweggründe, Absichten und Wertmassstäbe herausfinden, die der Art zu Grunde liegen, wie Jesus den verschiedenen Umständen seines Lebens begegnet, dann müssen wir, jedes für sich selbst, entscheiden, was wir nun zu tun haben, wenn unsere davon gänzlich verschiedenen Leben die gleichen Prinzipien

ausdrücken sollen. Wir mögen aufs tiefste von der Liebe Christi ergriffen und zu seiner Nachfolge entschlossen sein, aber die Reinheit der Gesinnung muss doch durch den vollsten Gebrauch unseres Verstandes geleitet werden.

Die zweite Leitwahrheit ist darum, dass wir Gedanken und Gewissen nicht trennen dürfen. Wenn wir wirklich gut sein wollen, dann müssen wir denken lernen. Wie kann ich am besten meinen Nächsten lieben als mich selbst? In dieser Welt mit ihren Menschenmassen, die sich auf verschiedenen Stufen industrieller und kultureller Entwicklung befinden, mit dem grossen Unterschiede der Höhenlage der Bedürfnisse, mit ihrer bindenden gegenseitigen wirtschaftlichen Abhängigkeit, genügt es sicher nicht, wenn wir bloss unser Gefühl der Nächstenliebe erweitern. Gewiss ist es von elementarer und wesentlicher Bedeutung, dass wir frei sind von Uebelwollen oder Herrschsucht. Auch diese Haltung ist nicht von selbst, ohne klares Denken, leicht und stetig. Jedenfalls aber dürfen wir dabei nicht stehen bleiben. Ein schöpferischer Blick für die Neuordnung weltweiter Beziehungen wird erst kommen, wenn viele Geister die beste Kraft ihres Denkens an die Klärung der Lage gesetzt haben. Sie kann nicht durchgeführt werden, bis wir Idealisten mehr Ideen haben und das allgemeine Niveau des menschlichen Denkens sich gehoben hat.

Unsere dritte Leitwahrheit ist, dass Gedanke und Gewissen nicht ohne das wagende Experiment entwickelt werden können. Jesus sagt uns, und es sagen es auch die modernen Psychologen, dass das, was wir gegenwärtig tun, von unendlicher Bedeutung ist. Nicht nur lernen wir mehr von der Wahrheit kennen, wenn wir von Augenblick zu Augenblick tun, was unsere beste Erkenntnis zum Ausdruck bringt, sondern wir schaffen auch aus unsern gegenwärtigen Handlungen die Zukunft. Wir Christliche Revolutionäre müssen Versuche machen und als Einzelne darnach ringen, in einer unchristlichen Welt als Christen zu leben. Nicht darum handelt es sich, dass wir uns selbst vor dem Bösen bewahren, um unsere Seele zu retten. Dieser Weg führte zu einer Selbstsucht von tötlicher Feinheit und manchem von uns erscheint der Gedanke einiger weniger Auserwählten, die gereinigt und gerettet sind, während die Welt unter der Last des Bösen stöhnt, eine unerträgliche Verleugnung der Einheit der Menschheit, die zum Herzen des christlichen Glaubens gehört.

Nein, unsere Experimente müssen unsere Beziehungen zu denjenigen angehen, von denen die Gewohnheiten unseres Geschlechtes — und die wirtschaftlichen und politischen Formen, die diese Gewohnheiten errichtet haben — uns trennen. Unsere Experimente

müssen durch ihre schöpferische Kraft beglaubigt werden, durch die Art, womit sie die Grundsätze, die uns fundamental zu sein scheinen, ausdrücken und entwickeln oder auch nicht ausdrücken und entwickeln. Aber wir müssen uns davor hüten, allzurasch von Fehlschlägen zu reden; denn die Formen, worin der neue Geist sich auszudrücken versucht, sind unendlich mannigfaltig, und wo immer selbstlose Ehrlichkeit des Wagnisses ist, da ist auch ein Zentrum dessen, was Henry Hodgkin die „Ansteckung der Güte" nennt. Das Einzige, was wir nicht tun dürfen, ist, von grossen Aenderungen zu träumen, während wir uns in der Beruhigung bei den Dingen, wie sie sind, dahintreiben lassen, weil die Aufgabe uns zu gross scheint.

Auch hier ist verständige Einsicht ein wichtiger Faktor. Und unsere vierte Leitwahrheit ist, dass wir die wesentlichen Schranken des individuellen Tuns müssen erkennen lernen. Wir dürfen nicht zugeben, dass unsere Bemühungen und Experimente sich auf das zu beschränken hätten, was wir unmittelbar, als isolierte Einzelne oder kleine Gruppen, tun können. Es gibt starre, ertötende Ungerechtigkeiten, die in alle Fibern unseres Lebens eingedrungen sind, gegen die eine Flamme der Auflehnung schwelt und von der auch eine, vielleicht zu wenig vergeistigte Massenaktion Erleichterung verschaffen kann, noch bevor die „Ansteckung der Güte" unser ganzes Geschlecht durchdrungen hat.

Dies bringt uns auf die fünfte Leitwahrheit: Wir müssen und können eine so tiefe Loyalität finden, dass sie sich auswirken kann, ohne uns von unsern Mitmenschen zu trennen. Wie können wir in der Praxis die Hingebung an das, was uns als das Beste erscheint — was konkret gesprochen für die meisten von uns Loyalität gegen Jesus Christus bedeutet — mit einer warmen und offenen Achtung für das verbinden, was andern als das Beste erscheint, die jedenfalls nicht weniger aufrichtiger sind als wir? Ich kann die Veränderungen, die meine eigene Loyalität bereichert haben, nicht vergessen. Wie dürfte ich dann aber irgendeinen Augenblick sagen, dass dies oder das eine endgültige Umschreibung der Wahrheit sei, an die ich mich für immer zu halten habe, ohne mehr zu fragen? Nein, ich darf Nichtübereinstimmung und neue Prüfung nicht fürchten. Sogar während ich versuche, meiner besten Erkenntnis gemäss zu handeln, muss ich immer erwarten, dass meine Auffassung der Wahrheit wachsen werde. Ich denke sodann an bestimmte Männer und Frauen, die sich weigern, irgendeine Verbindung mit Jesus zuzugeben, und deren Geist doch, wie ich weiss, lebendiger ist als der meinige und deren Stärke besonders in bestimmten Eigenschaften besteht, die Jesus selbst im vollsten Masse besass und an andern

pries. Mich wundert, ob Jesus das, was wir als christlich definiert haben, wohl als s e i n e besondere Art anerkennen würde. Und ich komme zu dem Ergebnis, dass ein wesentlicher Teil meiner Loyalität gegen Jesus Loyalität gegen den Glauben an jeden Menschen ist und seine liebevolle Anerkennung der Verwandtschaft mit ihm in manchen, die seine nächsten Nachfolger verachteten.

Ich bedenke auch, dass eine intellektuelle Umschreibung unserer Loyalitäten eine Einladung zu geistigem Tod werden möchte und dass ein lebendiges Glaubensbekenntnis, das in unserm Verhalten zu den Menschen sich ausdrückt und bezeugt, keiner Abgrenzungen bedarf. Wir wissen inwendig, woher unsere Inspiration kommt, aber das Zeugnis, das wir abzulegen berufen sind, verlangt nicht eine Wiederholung in Worten von dem, was uns die Quelle der Wahrheit zu sein scheint, sondern eine lebendige Interpretation durch unsern Anteil am gemeinsamen Leben. Erfahrung und Wachstum, Uebertragung einer Auffassung in Worte, aber nur zu dem Zwecke, sie auszuproben und zu überschreiten, das ist der endgültige Beweis unserer Loyalität.

Es erhebt sich sodann die schwierige Frage, die an dieser Konferenz schon erhoben worden ist: Können wir mit Massenbewegungen auf soziale Gerechtigkeit hin zusammenwirken, ohne die Loyalität gegen unsere Ideale aufzugeben? Es scheint mir keine genügende Antwort zu sein, wenn wir eine Doppelstellung einnehmen, so, dass wir unter unsern Genossen Zeugnis ablegen für das, was uns als absolutes Ideal erscheint, aber mit ihnen auf dem Wege der Gewalt zusammenwirken, wenn es nicht gelingt, sie von der höhern Wahrheit zu überzeugen. Ich war vor dem Kriege bereit, eine blutige Revolution zu verteidigen. Aber es bedurfte keines ganzen Kriegsjahres, um mich die Sinnlosigkeit des Blutvergiessens zu lehren. Ich muss zugeben, dass ich bereit war, den Wahnsinn des Krieges zwischen Völkern einzusehen, noch bevor ich überzeugt war, dass wir in dem Kampf zwischen den Klassen einen bessern Weg als den Krieg finden müssten und könnten. Und davon bin ich noch immer nicht überzeugt, dass Massenaktion — ohne Blutvergiessen — unsern Idealen zuwider sei. Lassen Sie mich Ihnen sagen, was mir das leitende Prinzip für unser Zusammenwirken mit Massenbewegungen zu sein scheint.

Vor allem müssen wir bedenken, dass eine Absonderung von dem Kampf der Masse leicht in eine gewisse Zufriedenheit mit dem status quo hineingerät. Unser Pazifismus kommt dem Gewalt-Revolutionär unehrlich vor, weil er weiss, dass auch in Zeiten scheinbaren Friedens ein starkes Element der Gewalt mit der gegenwärtigen Ordnung verbunden ist. Und in dem Kampf zwischen den

zwei Gegnern, die beide zu Gewalt und Korruption neigen, ist Neutralität unmöglich. Wer die Auflehnung gegen die Methoden der bestehenden Gewalten zurückweist, verteidigt sie in Wirklichkeit. So ist denn das Erste, was von uns gefordert wird: über jede Möglichkeit eines Missverständnisses hinaus klarzumachen, dass wir in dem Massenkampf, der in der einen oder andern Form weitergehen wird, was immer wir tun mögen, das Verlangen nach einer völlig veränderten sozialen Ordnung teilen. Einzig Genossen gegenüber, die wissen, dass wir wie sie eine grosse Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Bruderschaft hegen, besteht eine Möglichkeit, mit ihnen die Methoden der sozialen Revolution zu diskutieren. Massenaktion wird weitergehen, und wenn wir für ihre Führung irgendeine Stimme haben wollen, dann müssen wir in jeder Organisation der Revolte vertreten sein.

Muss ich hier vielleicht einen Schritt rückwärts tun und einige von Ihnen erst noch überzeugen, dass in diesem unvermeidlichen Kampf, in dem Neutralität unmöglich ist, wir mit den Revoltierenden gehen müssen? Für mich ist klar, dass Veränderungen in der Struktur der Gesellschaft uns eine Hilfe sein können. Welcher Amerikaner — sei er weiss oder farbig — möchte zur Sklaverei zurückkehren, auch wenn wir einsehen, dass die Nation hätte gross genug sein können, den Bürgerkrieg zu vermeiden? Frankreich hat nach dem Sturm seiner grossen Revolution sich zur Demokratie hin entwickelt. Russland hat einen Schritt in die Zukunft hinein getan, und niemand von uns möchte es zu einem Zaren und einer Klasse müssiggehender Grundbesitzer zurückkehren sehen. Der Hass und das Blutvergiessen, die mit revolutionärer Aktion unzertrennlich verbunden zu sein scheinen, haben uns stets von dem Punkte, bis zu welchem die explosive Veränderung augenblicklich gelangt war, zurückgetrieben, aber, wie ich glaube, nie so weit zurück, als wir vorher waren. Wir haben bloss dem Frosch geglichen, der aus einem tiefen Brunnen emporhüpfte und der drei Fuss aufwärts sprang, aber zwei zurückfiel. — Können wir nun aber nicht lernen, wirksamer zu springen? Ich für meine Person glaube, dass unser Geschlecht es lernen w i r d , und dass es einen Teil des Werkes bildete, das wir als Christliche Revolutionäre zu tun haben, zu zeigen, dass Massenaktion (worunter ich durchgreifende Umwälzungen der Struktur der Gesellschaft verstehe, die durch politische oder durch soziale Revolte herbeigeführt werden) ohne Gewalt gebraucht werden kann, um Veränderungen zu vollbringen, die als Teil des menschlichen Fortschrittes nötig sind.

Heute stehen wir in ganz Westeuropa und in Amerika, vielleicht in der ganzen Welt ausserhalb Russlands, unter der Knechtschaft

eines wirtschaftlichen Systems, das völlig gerichtet ist. Es verfehlt seine materielle Funktion. Es erzeugt Klassentrennungen. Es schafft Gründe für Streitigkeiten, die sich von den nationalen Trennungen nähren und zum Kriege führen. Der Kampf gegen den Kapitalismus ist im Gange und es sind gesellschaftliche Veränderungen in Vorbereitung, die vor allem die Entschlossenheit der Arbeiter ausdrücken werden, sich von der geistigen und wirtschaftlichen Unterwerfung unter eine privilegierte Klasse von Besitzern zu befreien. Wie in dem Traume des John Ball, diesem grossartigen Epos in Prosa des sozialen Fortschrittes, von dem Engländer William Morris, wird unser Kampf gegen das Böse durch gesellschaftliche Veränderungen nicht gewonnen sein, aber er wird sich auf ein höheres Niveau erheben, und wir werden dem letzten Ziel näher sein.

Lassen Sie uns also die Tatsache akzeptieren, dass wir in diesem Kampf nicht neutral sein können und dass unser Idealismus zu Kameradschaft mit denen, die sich auflehnen, verpflichtet. Aber welches sind die Grundsätze, nach denen, unserer Gesinnung gemäss, unsere Kameraden ihre revolutionären Methoden beglaubigen sollen? Zuerst einmal, wie mir scheint, durch deren Fruchtbarkeit an den Eigenschaften, die wir durch die neue Ordnung ausgedrückt zu sehen wünschen. Wir müssen an Herz und Gemüt appellieren. Bitteres Fühlen muss durch aufbauendes Denken gemildert werden. Betrug muss ausgeschaltet sein, da Freiheit ohne gegenseitiges Vertrauen unmöglich ist. Persönlicher Hass muss einem bessern Verständnis für die Kräfte, die den Geist der Menschen bilden, und einer Anstrengung, diese Kräfte zu beherrschen, Platz machen. Diese Kräfte heissen: Umgebung und Ideal. Die Unterdrückten bilden die grosse Mehrheit, und eine echte Einheit der Gesinnung, verbunden mit klarer Einsicht und Entschlossenheit, kann uns die Herrschaft der Arbeiter bringen, ohne dass Blutvergiessen nötig wäre. Und in einer solchen Arbeiter-Gesellschaft sollte es möglich sein, auch diejenigen, die versuchen sollten, auf ihrem ungerechten frühern Privileg, zu leben, ohne zu arbeiten, zu bestehen, mit jenem Mass von Zurückhaltung und einsichtiger Liebe zu behandeln, die wir den sogenannten Verbrechern widmen.

Man wird mir entgegenhalten, dass die Gewalt von denen ausgehen werde, die den status quo verteidigen. Aber es ist eben unsere besondere Aufgabe, ein Verständnis zu entwickeln für die Macht eines gewaltlosen Massenwiderstandes und den Mut, Blutvergiessen ohne Wiedervergeltung zu ertragen.

Selbstverständlich ist es meine Meinung, dass wir, während wir als Bewegung die wirtschaftliche Grundlage des Klassenkampfes anerkennen und an diesem teilnehmen, wie ich es als richtig zu erweisen

versucht habe, doch niemals daran verzweifeln dürfen, einzelne Menschen und ganze Gruppen unter den besitzenden Klassen zu erreichen. Bekennen sich doch auch manche von uns zu Idealen, die ihrem wirtschaftlichen Interesse zuwider sind, und dürfen wir doch nicht so anmassend sein, anzunehmen, dass die Zahl der Erwählten schon voll sei! Manche werden freilich hoffnungslos sein; denn was auch bei andersartigen Erfahrungen aus ihnen geworden wäre, so haben sie sich nun in ihrer Ablehnung der neuen Welt versteift; aber wir dürfen die hoffnungslose Versteifung irgendeines Menschen nie zum voraus annehmen. Propaganda für die Revolution unter bürgerlichen Gruppen muss also ohne Zweifel durchgeführt werden, nur kann sie für unsere Christlich-revolutionäre Bewegung als Ganzes niemals ein Ersatz für die Teilnahme an der organisierten Anstrengung der Arbeiter sein.

Auch in unserem Verhältnis zu den Auseinandersetzungen zwischen Unternehmern und Arbeitern, die chronische Symptome des Klassenkampfes bilden und die doch nicht ein Ausdruck revolutionärer Gesinnung sind, mag der Christliche Revolutionär als Vermittler wirken, aber es liegt dann auf ihm die besondere Verantwortlichkeit, dass er zeigt, wohin er im wirtschaftlichen Kampfe gehört, auch wenn er zu einer zeitweiligen Beruhigung mithilft. Er muss sich vor dem Schein in acht nehmen, dass er sich bei einem Frieden beruhige, der doch kein Friede ist.

All das gilt für die Vorbereitung revolutionärer Veränderungen. Aber wenn der Sturm losbricht und der Kampf in gewaltsame Revolution übergeht, werden wir dann dem Willen der Massen nachgeben und uns am Kampf beteiligen? Dem Terror zustimmen? Eigenes Denken unterdrücken? Ich bin weder in Russland noch in der Ruhr gewesen. Ich bin vor keiner persönlichen Entscheidung gestanden. Soweit ich die Lage mir vorzustellen und das, was mir als unsere Leitwahrheit erscheint, auf sie anzuwenden imstande bin, glaube ich, dass wir nie mit dem Versuch aufhören dürfen, den Kollektivwillen zu beeinflussen. Die hartnäckigen Rebellen, die, trotzdem sie ihr Aeusserstes getan, doch nicht imstande waren, die mächtigen sozialen Gewalten zu leiten, mögen durch ihre eigenen Genossen ausgestossen und gekreuzigt werden. Und doch ist ein solches Kreuz nicht das unvermeidliche letzte Wort. Die Zeit wird sicher kommen, wo diese Grundsätze, die den tiefsten Bedürfnissen unserer Natur entsprechen und zu uns als die Stimme des Gottes der Liebe kommen, ihre Kraft beweisen werden, die grossen Bewegungen der Menschheit zu leiten. Anna Rochester (Herausgeberin der „World Tomorrow“, New York). Uebersetzt v. L. Ragaz.

Das Aarauer Schützenfest.

Auch eine Betrachtung zum 1. August.

Ich schwanke in Bezug auf diese, auf alle Fälle — seis so oder so — bedeutsame Tatsache, die „Aarauer Schützenfest“ heisst, zwischen zwei Empfindungen. Bald erscheint es mir — objektiv betrachtet, die Veranstalter werden ja anders fühlen — als ein schwerer Frevel. Ausgerechnet in dem Augenblick der Geschichte, wo die Erde noch von Strömen des Bruderblutes raucht, wo aber auch alles, was in der Menschenwelt noch an Kräften des Guten und Göttlichen vorhanden ist, um Ueberwindung des Krieges ringt; ausgerechnet in dem Augenblick, wo es für die Zukunft der Schweiz entscheidend ist, ob diese Ueberwindung gelingt und dazu, ob sie selbst in diesem Kampf aus allen Kräften mitwirkt, ja an der Spitze steht; in dem Augenblick endlich, wo auch ihre Stellung als Mittelpunkt des Völkerbundes ihr gebieterisch diese Aufgabe zuweist, kommt diese Schweiz und feiert zum Zeichen dessen, was ihr als höchste Aufgabe vorschwebt — ein Schützenfest! Sie erwählt zu ihrem Symbol das Zeichen des Hasses und Mordes; sie bekennt sich ausdrücklich, ja feierlich zu der Welt des Krieges, zu dem „Auge um Auge, Zahn um Zahn“. Ist das nicht geeignet, das Gericht auf uns herabzuziehen? Ist so etwas nicht ein Vorzeichen naher Katastrophen? Ob es im Schweizerland herum nicht da und dort noch einen ernsten Menschen gibt, der so viel Gottesfurcht (im tiefern Sinne des Wortes) besitzt, um die ganze freche Gottlosigkeit dieses Unterfangens zu empfinden?

Man wende mir nicht ein, so sei das alles nicht gemeint; es handle sich nicht um Krieg und Militarismus, sondern um Spiel und Sport, das Schützenfest solle Werkzeug einer Erneuerung der Schweiz sein. Das ist nur eine Lüge mehr. Das Schützenfest ist geplant als ein Mittel, das ganze System, das zum Fluch der Welt geworden ist, für die Schweiz neu zu beleben, seine verblasste alte Herrlichkeit wieder aufzuputzen und vor allem den sogenannten wehrhaften Geist des Schweizervolkes, mit andern Worten, unsern Militarismus und unser Oberstenregiment zu stützen und aufzufrischen.[1]) Es soll die verbissene Erklärung des Schweizervolkes sein:

---

[1]) Von den Aarauer Festrednern ist denn inzwischen auch immer wieder erklärt worden, das Fest solle die „Wehrhaftigkeit“ des Schweizervolkes stärken. Bundesrat Schulthess versteigt sich sogar laut Zeitungsberichten (vgl. z. B. „Nat.-Ztg.“ Nr. 343) zu dem Satze: „Die Schweiz wird wehrhaft sein, oder sie wird nicht sein.“ (Wehrhaft heisst natürlich „militärfreudig“.) Dieser Satz steht im Munde eines Mannes, der an den Völkerbund zu glauben behauptet, an innerer Wahrheit auf der Höhe des andern Wortes dieses Magi-

„Wir bleiben beim Alten; wir glauben nur an — das Gewehr.“ Man sehe doch nur den gemeinen Kerl an, der auf dem Einladungsplakat zum Gewehr greift und der offenbar den heutigen Schweizer darstellen soll und halte dazu das Leitmotiv des Festspiels „Auge um Auge, Zahn um Zahn“, und es bleibt kein Zweifel übrig, wie diese Sache gemeint ist. Darum ist sie aber eine Herausforderung an alles Gute und Göttliche, wie wohl kein anderes Volk sie sich in diesen letzten Zeiten hat zu Schulden kommen lassen. Es ist eine schwere Sünde, von der ich, wie gesagt, nicht einsehe, wie sie dem Gericht entgehen könnte.

Wenn ich auf diese Weise die ganze Schwere des Frevels empfinde, den wir in unserer schweizerischen Herzenshärtigkeit begehen, so fühle ich mich doch auch wieder versucht, dieses ganze Ereignis nicht ernst zu nehmen, es als eine künstlich aufgetriebene Blase zu betrachten, die zerplatzen muss, um kund zu tun, dass nichts an ihr ist, mit andern Worten — natürlich wieder objektiv betrachtet, nicht nach den Absichten der Veranstalter und Teilnehmer — es für einen grossen Schwindel zu halten. Sollte diese Auffassung der Wahrheit nicht näher kommen? Eine Sache, die fühlt, dass sie verurteilt ist, und sterben muss, sucht sich mit aller Gewalt einen Schein des Lebens und des Rechtes zu geben. Unser Militarismus und Patriotismus wollen noch einmal jung werden, schminken sich mit allen Salben der patriotischen Apotheke, bestreuen sich mit allem Puder historischer Erinnerungen, belegen sich mit allen Schönheitspflästerchen einer falschen Geschichtsschreibung und überlebten Festphraseologie; aber sie werden damit nicht jung, sie werden nur um so älter und hässlicher. Hinter diesem ganzen Treiben steckt ja kein Leben, keine Zukunft, keine Idee, darum muss dieser ganze Schwindel zerstieben, muss der ganze Versuch die Leere und Ueberlebtheit der Sache, der das alles gilt, erst recht kund tun. Wir haben vielleicht allen Grund, zu hoffen, dass dieses Aarauer Schützenfest, das als eine Neubelebung des ganzen alten Systems gedacht ist, vielmehr einen Wendepunkt zum Neuen und Besseren bedeuten wird, dass die Enttäuschung über die völlige Leere und Oede dieses Festes des alten Militarismus und Patriotismus die Gemüter fähig mache, sich entschlossener dem zuzuwenden, was heute Leben und Wahrheit und unsere eigentliche Aufgabe ist. Vielleicht musste dieser ganze patriotische militaristische Tamtam noch einmal

---

straten: „Ihre nationalen Aufgaben löst die Schweiz in den Formen d e r r e i n e n D e m o k r a t i e.“ Solche Reden sind für Aarau typisch.

Und die 1500 „Intellektuellen“ (wer lacht da?), die sich beim patriotischen Schoppen von Dr. Bircher harangieren liessen! Es geht doch nichts über die „akademische Bildung“!

eine solche Zusammenfassung erfahren, um in seiner Explosion seine ganze Nichtigkeit zu offenbaren. Dann aber, scheint es, ist es nicht unsere Aufgabe, dieser Sache durch eine allzu ernsthafte Bekämpfung gar noch etwas von dem Ernst zu verleihen, den sie selbst nicht hat, sondern den Schwindel sich ruhig ausleben und vor seinem eigenen Gericht vergehen zu lassen.

Welches ist nun die richtige Auffassung, das Ernstnehmen oder das Lachen? Handelt es sich um Frevel und Sünde oder bloss um Schwindel und Torheit?

Es haben vielleicht, wie oft in solchen Fällen, beide Auffassungen recht. Es ist Schwindel, ja, in einem tieferen Sinne, nicht ernst zu nehmen, gewiss. Aber eine sehr ernste Sache ist es doch, dass unser Volk solche Dinge tut und solche Dinge duldet. Das ist doch Frevel. Und darum, wenn wir auch Aarau selbst nicht wichtig nehmen dürfen und uns sagen müssen, dass das, was dort geht, auf alle Fälle nur nichtig sein kann, so müssen wir doch die ganze Lage der Schweiz, die sich darin offenbart, wichtig, lebenswichtig nehmen. Denn es handelt sich tatsächlich um das Leben der Schweiz und sogar noch um mehr: um den grossen Kampf zwischen der alten und der neuen Welt.

Was an diesem Aarauer Fest vor allem hervortritt — wieder objektiv gesprochen — ist die grosse Lüge. Lüge nach allen Seiten hin. Man behauptet, die Schweiz erneuern zu wollen und wählt als Mittel — ein Schützenfest, das Symbol gerade d e r Welt, von der eine Erneuerung wegführen müsste. Kann es etwas Verlogeneres geben, als die Schweiz, die an ihrem Festkrebs zu sterben droht, gerade durch Pokulieren und Pfropfenknallen, patriotische Phrasen und Ablenkung von ernster Arbeit erneuern zu wollen? Als ob sie von solcher „Erneuerung" nicht schon genug hätte? Eine Lüge ist es, wenn man in Aarau von Volkssolidarität und andern schönen Dingen redet, während das Ganze doch offenkundig den Sinn hat, einen geistigen Truppenzusammenzug der Reaktion gegen alles, was in der Schweiz vorwärts will, eine n e u e Schweiz will, zu bedeuten. Das „Einer für Alle, Alle für Einen", das im Festspiel natürlich auch vorkommt (es gehört ja auch zum patriotischen Puderkästchen), wird völlig verschlungen durch das „Auge um Auge, Zahn um Zahn", das, wenn es nach a u s s e n gelten soll, selbstverständlich auch nach i n n e n gilt, das ebenso die Losung des Bürgerkrieges ist, wie die des Völkerkrieges, das Bolschewismus predigt in dem Augenblick, wo der Bolschewismus poetisch bekämpft wird. Eine Lüge aber ist vor allem der ganze Wehrschwindel, den dieses Schützenfest vortäuschen soll. Wer in der Schweiz noch einen ehrlichen Gedanken zu denken wagt, der weiss, dass im Ernst mit unserer ganzen Schies-

serei, vom Gewehrprügel bis zur schweren Artillerie, für die Verteidigung der Schweiz auch nicht das Geringste auszurichten ist. Das alles mag, wenigstens vorübergehender Weise, gegen den „innern Feind", dem es nach der bewussten und unbewussten Meinung vieler in erster Linie gilt, etwas ausrichten, aber selbstverständlich nicht gegen die Fluggeschwader mit den Giftgasbomben, die in einem halben Tage unser ganzes Land in einen grossen Friedhof verwandeln könnten. Es ist ein Teil der grossen Lüge, wenn man von Landesverteidigung redet und dabei die politisch und sozial anders denkenden Mitbürger meint. Was aber die Verteidigung nach aussen anbetrifft, so ist für den wahren Sachverhalt symbolisch bedeutsam, dass gerade das Infanteriegewehr, das bei uns zu einem nationalen Fetisch geworden ist und dem in Aarau ein Kultusfest gefeiert wird, im Ernstfall so viel ausrichtete wie etwa die Bleisäbel eines Knabenspielzeugs. Ich habe letzthin darüber einen ehemaligen deutschen Offizier befragt, der den Weltkrieg in Serbien, Polen und Frankreich während seiner ganzen Dauer mitgemacht, und er hat mir lächelnd geantwortet: „Am ehesten nützt es noch etwas, wenn man nicht zielt." Und dann hat er hinzugefügt, dass in einem kommenden Krieg selbstverständlich das Infanteriegewehr, auch wohl das Maschinengewehr, vollends keine Rolle spielen werde. Ist damit nicht die ganze Schiesserei, die des Schweizers Wonne und beliebtester Sonntagsgottesdienst ist, zur Lächerlichkeit verurteilt, soweit sie der „Wehrkraft" dienen soll? Heisst es nicht, unser Volk aufs verhängnisvollste betrügen, wenn man ihm vorspiegelt, dass es auf diese Weise Weib und Kind verteidige, während gerade Weib und Kind in einem kommenden Kriege der Gefahr mehr ausgesetzt wären, als der Soldat? Heisst es nicht, auf diese Weise unserm Volk die Wahrheit verhüllen, die allein es retten kann: dass die einzige Landesverteidigung, die heute noch einen Sinn hat, der Kampf gegen den Krieg bis zum äussersten ist, wozu vor allem die rasche und völlige Abrüstung gehört?

So offenbart Aarau die Lüge, woran die Schweiz zugrunde zu gehen droht. Eine solche Lüge ist auch das ganze Festwesen im allgemeinen. Es ist die grosse Betäubung, die den Schweizer verhindert, die Wahrheit zu sehen, die ihn, unbewussterweise, daran verhindern soll. Unser politisches Leben wird immer mehr ein grosser Sumpf. Die wirtschaftliche und geistige Ueberfremdung greift wie ein Krebsschaden reissend um sich, so dass, wenn es so weitergeht, bald von „nationaler Unabhängigkeit" wenig genug mehr zu spüren sein wird. Geldverdienen, Vergnügen und Karriere sind bald noch die einzigen „Ideale" der grossen Mehrzahl der

Schweizer. Die Verflachung, Vergröberung, Versklavung des Lebens wächst mit der Eile einer Ueberschwemmung. Zu nichts Neuem und Gutem (man nehme beides zusammen!) reicht mehr die geistige Spannkraft. Selbstisch kluges Wesen hat wie ein tötliches Gewebe die Seele unseres Volkes überzogen. Moralischer Mut ist zum Märchen geworden. Eine geistige Knochenerweichung lähmt alle sittliche Energie, und allerlei Sophismen lassen uns unsere Feigheit und selbstische Klugheit wohl gar als besondere Tiefe und Güte erscheinen. Aber über alle diese und andere tötliche Verderbnis breitet sich der blaue Lügennebel, der aus dem Sumpfe unseres Festtreibens aufsteigt. Da pflegt der Schweizer seinen „Idealismus". Wenn er mit seinem Schiessprügel auszieht, oder die Pauke schlägt, die Trommel rührt, sein Trompetenblech schmettern, oder ein Lied von „Mannesbrust und Heldentod" in die Nacht hinaus schallen lässt, dann ist ja alles herrlich im Schweizerland bestellt. Falls eine wirkliche Erneuerung noch möglich ist — und wir wollen daran glauben — dann nur durch eine ganz radikale Absage an dieses ganze Wesen, durch ein herbes und ehrliches Selbstgericht, nur dadurch, dass, was unter uns noch an ernsthaften Menschen übrig ist, dieses ganze Treiben radikal nicht mitmacht, darüber radikal seine Meinung sagt und mit äusserster Entschlossenheit in der umgekehrten Richtung geht. Dass uns dies klar wird in seiner ganzen Tiefe und all seinen Konsequenzen, das ist die Rettung der Schweiz.

20. Juli 1924. L. Ragaz.



Zur Weltlage

1914—1924.

Eine grundsätzliche Betrachtung.

Was wir erwartet haben.

Wir haben erwartet, der Krieg werde eine tiefe Umwandlung und Läuterung der Menschheit zur Folge haben. Freilich in einem ganz anderen, ja geradezu entgegengesetzten Sinne als diejenigen meinten, die ihn guthiessen und verherrlichten. Wir waren weit davon entfernt, seine Furchtbarkeit, seine Unmenschlichkeit dämpfen, rechtfertigen oder gar verklären zu wollen. Wir nahmen ihn von Anbeginn als das, was er ist: als das ungeheuerste Unheil, das jemals über unser Geschlecht hereingebrochen war und zugleich als den ungeheuersten Frevel, der jemals an ihm ausgeübt wurde. Aber

eben darum war die Hoffnung auf eine bessere Zukunft in uns aufgekeimt. Denn schon ein grosses Leiden pflegt den Menschen zur Umkehr zu bestimmen; noch mehr das Bewusstsein einer begangenen Schuld; und am meisten der Umstand, dass die Schuld jenes Leiden verursacht hat.

Alle Bedingungen waren also gegeben und schon während des Krieges schienen sie in bestimmter Weise erfüllt zu werden. Hatten wir doch eine Beglaubigung, die stärkste, die sich denken lässt; die des Kriegserlebnisses selber. Ich meine das Erlebnis des wirklichen Krieges, wie es sich in den Seelen der Kämpfenden vollzog, nicht des eingebildeten, das in den Köpfen mancher Zuschauer spukte. Es bedarf wohl keines Wortes darüber, dass wir bloss jene zu Zeugen nahmen. Ihr Zeugnis war ein im Grunde einheitliches, obschon wortloses Zeugnis; ein solches, das zum Kriege zunächst weder Ja noch Nein sagte, weil es hinter ihn zurückging, ihn durchdrang, durch ihn auf die Urtiefe des Menschlichen hindurchblickte. Den geschwätzigen Leuten vom Hinterlande fiel das Schweigen der vom Felde kommenden auf. Was sie dort draussen erlebt und erlitten hatten? Man konnte es so schwer aus ihnen herausbringen. „Wann werden die Kämpfenden sprechen? — Was werden sie sprechen?" Uns war nicht bange darum. Wir sehnten bloss die Stunde herbei, die ihr Herz und ihre Zunge lösen sollte.

Wir waren so voll Glaubens an den neuen Geist, dass wir ihm noch kein bestimmtes Wort, geschweige denn ein bestimmtes Programm abverlangten. Wir glaubten an seinen sieghaften Hervorgang aus der Not der Zeit, an seinen Durchbruch in einer Welt des Todes. Den Bejahern des Krieges mochte es als notwendig erscheinen, noch ehe er entschieden war, seine Ziele zu bestimmen; uns, die wir das Kriegsziel in nichts anderem erblickten, als in einem wirklichen, wahrhaften Frieden, durfte, wenn er einmal kam, um seine Ziele nicht mehr bange sein. Nicht, als hätten wir es unbedingt abgelehnt, über sie nachzudenken und zu sprechen; aber wir sahen darin nicht das Wichtigste; wir waren so voll Glaubens an den neuen Geist, dass wir seinen Kundgebungen nicht zu sehr vorgreifen mochten. Denn wir wussten, es werde ein Geist des Friedens, der Gemeinschaft, des Lebens und der Liebe sein.

Ich habe schon betont, dass dieser Geist viel mehr die Menschen im Felde als die im Hinterlande beherrschte. Das war vielleicht das erstaunliche Paradoxon des Krieges, das uns indessen nicht geringe Aussichten für die Zukunft zu bieten schien. Denn gerade von dem Menschen, der, in den blutigen Kampf gestellt, das Schwerste durchlitt, erwarteten wir das Meiste, erwarteten wir die Botschaft des Friedens. Der Mensch des Hinterlandes war, von wenig Ausnahmen

abgesehen, zu selbstisch, zu träge, zu sehr in der Gewohnheit, im ewig Gestrigen befangen, um nicht der Versuchung des Hasses nachzugeben, die ihm der äussere Anblick des Krieges einflösste, um nicht dem Schein der „grossen Zeit“ zu erliegen, deren wahre Grösse nicht in dem bestand, was sie kundgab, sondern in dem, was sie verschwieg. Aus dem Schweigen aber musste das Wort des Lebens kommen.

Eine wunderbare Möglichkeit tat sich vor uns auf, ja, sie schien manchmal nahe der Verwirklichung: nämlich, dass die Fronten, dem ungeheuren Druck, der auf sie von rückwärts ausgeübt wurde, widerstehend, sich der Waffen entledigen und miteinander gemeinsame Sache machen würden gegen den allen gemeinsamen Feind: gegen den Krieg selber. Eine wunderbare Möglichkeit, wie sie auf Erden noch nicht erlebt worden ist; umso wunderbarer, als sie dem grössten und furchtbarsten aller Kriege ein Ende bereitet hätte, ihn in sich selbst hätte zusammensinken lassen. Wir waren aber klug genug, uns nicht an diese Möglichkeit zu klammern. Wir waren bescheidener; wir waren überzeugt, wie immer die Entscheidung ausfallen möge, das unerhörte Opfer könne nicht vergebens gebracht, das Blut der Völker nicht umsonst vergossen worden sein. Wir glaubten an den Anbruch einer neuen Zeit, an die Offenbarung und den Sieg der Menschheit im Menschen, an das Reich des Friedens, der Gerechtigkeit, der Liebe.[1])

Wie es gekommen ist.

Es ist anders gekommen. Das Gegenteil dessen, was wir erwartet haben, ist eingetroffen. Ja, täuschen wir uns nicht, das schnurgerade absolute Gegenteil.

Der Weltkrieg konnte bloss durch den Weltfrieden beendigt werden. Statt dessen ist ein Scheinfrieden gemacht worden, der noch gründlicher vom Geist des Krieges erfüllt ist als der Krieg selber; der die Züge des Hasses trägt, welche letzterem bloss angedichtet worden sind. Im übrigen hat es wenig Zweck für diesen Frieden ebenso wie schon für den Krieg nach Schuldigen zu fahnden; schuld sind wohl alle an allem; und was das Schrecklichste, der Sinn der Meisten ist unverwandelt, geblieben. Ja, er ist noch tiefer ins Böse hineingerückt. Der Krampf, von dem Europa seit 1914 geschüttelt wird, hat sich keineswegs gelöst; er ist heftiger denn je geworden. Damals wurde die Menschheit vom Kriege überfallen; es hat, bei aller Geringwertigkeit der Gesinnung, doch kaum eine Handvoll Leute gegeben, die ihn ernstlich gewollt und planmässig vorbereitet

[1]) Dass dies trotz allem nicht ganz die Ansicht der Redaktion ist, wissen unsere Leser. Das gilt auch von Einigem in den folgenden Ausführungen. R.

haben. Auch seine Anwälte und Lobredner hatten doch — was die Ruchlosigkeit ihres Verhaltens freilich eher steigert als herabmindert — mehr mit ihm gespielt. Heute ist er den Menschen zur Selbstverständlichkeit geworden; sie sagen ja zu ihm, sie wollen ihn, sie stellen sich in seinen Dienst. Ein eigentlicher Völkerhass hat anno 1914 und vordem nicht bestanden; es gab bloss einige Reibungsflächen und bedrohliche Herde der Unruhe (Elsass, Südslavien, Balkan). Heute ist der Nationalismus jäh emporgepeitscht; ein Volk steht wider das andere auf; Europa, die Kulturwelt ist qualvoll zerrissen und verblutet an den Wunden, die ihm täglich von neuem geschlagen werden.

Ist es wahr, dass die Völker, die Menschen nichts gelernt haben, nichts lernen wollen? Jedenfallls scheint es so. Vor zehn Jahren jubelte man — nachdem das erste wortlose Entsetzen vorüber war — dem Kriege zu; aber wie ich glaube, gerade deswegen, weil man seinen furchtbaren Ernst noch nicht sehen mochte; man rechnete mit einer kurzen Dauer der Feindseligkeiten; nicht bloss wegen des verheerenden Effektes der modernen Kampfmittel, sondern auch, weil man die grauenhafte Barbarei nicht für vereinbar mit den Nerven, mit dem Gehirn, dem Herzen der modernen Menschheit hielt; man hielt es für ausgemacht, dass binnem kurzem die Vernunft siegen, die Besinnung unter den Kämpfenden wiederkehren würde.

Eine dieser Erwartungen nach der andern ist schmählich zuschanden geworden. Einmal entfacht, war der Krieg nicht mehr zu dämpfen, nicht mehr räumlich und zeitlich zu umgrenzen. Kein Akt der Besinnung ist bei den Nationen, Staaten, Regierungen zutage getreten. Im Gegenteil: da die ersten Waffengänge erfolgten, verflüchtigte sich jeder Rest von Besonnenheit, der noch bei den Menschen vorhanden war. Mit dem allgemeinen Ausbruch der Feindseligkeiten brach erst die allgemeine Feindseligkeit aus und überwuchs alle Kundgebungen der Vernunft und der Gesittung. Die Mächte der Zivilisation, nicht allein Technik und Wirtschaft, nein, auch Wissenschaft, Bildung, Intellektualität stellten sich in den Dienst des Krieges und gaben die Sache des Friedens, der Versöhnung, der Humanität preis. Dabei hatte der Krieg die schlimmsten Befürchtungen noch übertroffen; so blutig und grausam war er in seinen Wirkungen. Man war bloss darin im Irrtum gewesen, dass man hieraus eine kurze Dauer folgerte; denn die Menschen, die ihn führten, waren noch blutiger und grausamer. Sie kannten keinen Zweck mehr als den der Vernichtung; und dieser Zweck heiligte ihnen die schrecklichen Mittel des Mordes, der Zerstörung, des Raubes und der Lüge, deren sie sich zur gegenseitigen Vertilgung bedienten.

Aber wir wollen hier nicht mehr vom Kriege sprechen, sondern von dem, was nach ihm kam und noch schlimmer war als er. Der Krieg, der Jahrhunderte alte Werte zerstörte und namenloses Elend über Europa brachte, wurde gesegnet; der Friede, der wie eine überirdische Verheissung durch die Nacht des Grauens leuchtete, wird verflucht und geächtet, nun da er da ist. Sieger und Besiegte sind einig in diesem Geiste, der das einzige ist, das sie eint. Die letzte Hoffnung, die wir auf den Krieg gesetzt hatten, er werde sich selbst aufheben, war zuschanden geworden. Er scheint im Gegenteil seinen eigenen Stoff unaufhaltsam zu vermehren. Ja, sprechen wir es in wenig Worten aus: Die Menschen haben vom Kriege nicht den Frieden, sondern wiederum nichts gelernt als den Krieg.

Erklärung und Ausblick.

Wie sollen wir das verstehen? Wie uns dazu stellen? Sollen wir verzweifeln, die Hände in den Schoss legen, die Dinge ihren Lauf nehmen lassen? Sollen wir trotz allem und allem stark und zuversichtlich bleiben, an den Sieg des Guten glauben, für ihn arbeiten? Oder sollen wir, ganz unbekümmert um den Erfolg, auch auf die Möglichkeit hin, dass es gar kein äusseres Resultat zeitigt, dass der Welt nicht zu helfen ist, dass sie rettungslos verloren ist, für das Gute kämpfen, einfach weil wir so müssen, einfach weil wir nicht anders können?

Ich gestehe, dass mich diese Fragen aufs tiefste aufgewühlt haben und noch immer aufs tiefste aufwühlen. Mein Verhältnis zu ihnen ist beileibe nicht das kühle, objektive, ruhig zuwartende, das wir Problemen gegenüber haben, sondern das durch und durch persönliche das wir zu einer Sache gewinnen, an der unser Schicksal hängt. Hier gilt es, das weiss ich genau, für alle, die gleichen Sinnes sind, um eine Lebensnotwendigkeit. Die Entscheidung darüber geht bis an die Wurzeln unserer Existenz.

Es hat auch geraume Zeit gebraucht, bis mir hierüber eine Klarheit wurde. Lange irrte ich wie in einem dunklen Labyrinthe herum, an dessen Wände ich mich stiess, ohne einen Ausweg finden zu können. Schliesslich fand ich ihn und gelangte geradeaus ins Freie.

Wir müssen uns fragen, was wir denn eigentlich gehofft hatten? Offenbar dies: der Krieg werde eben durch seine Furchtbarkeit sich aufheben und zu einem wahren Frieden der Menschheit führen. Wir hatten uns vom Kriege also doch etwas Gutes versprochen, ja, das Allerbeste, nämlich den Frieden. Und damit waren wir in eine bedenkliche Nähe zu den Kriegsfreunden gerückt, die ja auch bloss zum geringeren Teile den Krieg um des Krieges — oder des Sieges

willen priesen; auch ihnen galt er zumeist als eine Feuerprobe, durch welche die Völker hindurch gehen müssten, um sich eines besseren Friedens als würdig zu erweisen. Auch so war es freilich noch ein hinlänglich weiter Abstand, der uns von jenen trennte; wir sind uns dessen stets bewusst gewesen und können nicht zulassen, dass man ihn zu verringern trachte. Wir haben auch in dem Höchstmass des Positiven, das wir dem Krieg als *mögliche Folge* zubilligten, niemals aufgehört, ihn als Unheil und Frevel zu brandmarken. Nie und nimmer haben wir gemeinsame Sache mit jenen gemacht, die ihn segneten, noch auch mit jenen, die ihn zwar bejammerten, zugleich aber als gottgewollte Fügung hinnahmen, ihn gar als ein „Ereignis voll Heil und Herrlichkeit" priesen.[1]) Das war es ja, was uns am meisten von den Kirchen und auch manchen ausserhalb ihrer stehenden Religiösen trennte: sie suchten einen Vorwand, den Krieg doch zu rechtfertigen. Und also geriet es keinen Augenblick lang in Vergessenheit, dass eine Sache durch und durch schlecht sein und doch Anlass für etwas Gutes, Heilsames werden kann; ja, dass dieser Anlass eben mit dem durch und durch Schlechten in ihr zusammenhängt. So sagte Mephisto von sich:

Ich bin ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will, und nur das Gute schafft.

Vor allem werden wir hier auf das Judasproblem gestossen. „Es muss ja Aergernis kommen", spicht Jesus. „Aber wehe dem Menschen, durch den Aergernis kommt!" Der Verrat des Judas war notwendig für das Werk der Erlösung. Allein Judas hört darum nicht auf Verräter zu sein; es ist das grösste Schwergewicht seiner Schuld, *so* am Erlösungswerk beteiligt zu sein. Desgleichen könnte durch den Krieg dem Menschen der Sinn und die Notwendigkeit des Friedens näher gerückt werden, ohne dass er deswegen aufhörte, Krieg zu sein; im Gegenteil, eben *weil* er Krieg, organisierter Massenmord, Verkörperung des Urbösen ist.

Dieser Sachverhalt ist ein so klarer, dass es kaum verständlich ist, wie man ihn nicht sofort einsehen kann. Es rührt einzig daher, dass man ihn nicht einsehen *will*, weil man ein Interesse am Kriege hat, weil man ihn unter irgend einem erkünstelten Vorwande dem Menschengeschlecht erhalten möchte. Dazu muss jeder Schein — er sei auch noch so trügerisch und durchsichtig — herhalten.

Wir, die wir uns keinen Moment von einem solchen hatten blenden und beirren lassen, die mit dem Krieg unter keinen Umständen paktieren mochten, worin haben wir also gefehlt? Offenbar darin,

---

[1]) Zitiert aus Joh. Müllers Kriegsmanifest in den „Grünen Blättern" vom August 1914.

dass wir doch nicht zur vollen Klarheit vorgedrungen waren. Freilich, wenn wir uns über unser wahres Meinen Rechenschaft gaben, so konnten und mussten wir sagen, dass wir den Frieden zwar nicht vom Krieg selbst erwartet hatten; wir hatten ihn aber auch nicht genug entschieden und unbedingt vom Menschen erwartet. Ein Rest jener bequemen, verantwortungslosen Auffassungsart war uns geblieben, die den Dingen und Verhältnissen zuschieben möchte, was allein die freie Entscheidung des Willens sein kann. Es war noch etwas in uns, das insgeheim und unbewusst zu den Greueln der Welt Ja sagte: weil wir wähnten, gerade durch das Uebermass dieser Greuel ihrer am ehesten ledig zu werden. Der Krieg selbst sollte an unserer Statt das Aufräumen mit dem Kriege besorgen; er schien, wie wir es vielleicht am besten ausdrücken, seinen eigenen Stoff schliesslich verbrauchen zu müssen. Dieser letzte Trug und Wahn musste sich in Nichts auflösen. Wir mussten durch den Ablauf der Tatsachen selbst von ihrer unerbittlichen Logik überzeugt werden. In Sonderheit dessen, dass Ursache und Wirkung in einer inneren Entsprechung stehn müssen, dass in der Ursache die Wirkung schon angelegt ist und dass dementsprechend nichts in die Wirkung kommen kann, was nicht irgendwo schon in der Ursache enthalten ist. Es wäre ja die reinste Zauberei, wenn aus dem Kriege etwas anderes hervorgehen könnte als wiederum der Krieg, wenn er der Vater des Friedens wäre. Es hat nicht wenig superkluge Leute gegeben, die den Krieg anno 1914 und später guthiessen, weil er einen Scheinfriedenszustand als das demaskiert hat, was er war, nämlich als einen Zustand latenter Feindseligkeiten, für die es besser war, dass sie sich nun wenigstens ungehemmt ausleben konnten. Aber diese superklugen Leute vergassen, dass gerade daran die Formel zuschanden wurde, auf die sie sich anderseits so viel zugute taten: Si vis pacem, para bellum! (Wenn du den Frieden willst, so bereite den Krieg.)

Denn wenn der Krieg nicht aus dem Frieden, sondern bloss aus dem — wenngleich verhüllten — Krieg entspringen kann, so kann aus dem Krieg ebenfalls nichts anderes entspringen als der Krieg, ob er sich auch wiederum in die Form des Friedens kleide.

Also — scheint es — muss es ewig Krieg geben und das Ideal des ewigen Friedens ist wirklich nichts mehr als eine Schwärmerei und Phantom. Keineswegs! Bloss müssen wir diesem Ideal den richtigen Ort anweisen, müssen wir die richtige Stellung zu ihm einnehmen. Und das heisst, wir müssen unnachsichtlich und unwiderruflich zwischen Krieg und Frieden scheiden, wir dürfen die Grenzen in keiner Weise verwischen. Wir müssen den Frieden reinhalten; zwischen ihm und dem Krieg darf es keinen Kompromiss,

kein Bündnis, keinen Ausgleich, keine Annäherung geben. Am wenigsten darf sich der Krieg, der doch der Mörder des Friedens ist, sich in irgend einer Weise, unter irgend einem Vorwande ein Protektorat über ihn anmassen.

Das ist die Grundbedingung, der erste Schritt, dem, wenn er getan ist, bald weitere nachfolgen werden. Dann sehen wir nämlich, *dass der Friede ganz allein von uns selber kommen kann, dass wir ihn ganz allein von uns selber zu erwarten haben.* In der Welt ist alles Krieg und wiederum Krieg; ihr Frieden ist bloss ein längerer oder kürzerer Waffenstillstand. Und dieser Krieg zehrt seinen Stoff niemals auf, er erneuert ihn immer wieder. Haben doch die vergangenen Jahre es uns so schmerzlich klar gemacht! Alle Schrecknisse und Greuel, die er entfaltet, fachen, weit entfernt, ihn unmöglich zu machen, seine Wut bloss stärker und wilder an. Es ist auch nicht einzusehen, dass dies in Zukunft anders werden soll. Wer 1914 prophezeit hätte, der Krieg werde eine Million Opfer fordern, den würde man als einen Narren verlacht haben. Wie kann die Menschheit solche Verluste aushalten? Der Krieg hat das Zehn-, das Zwanzigfache an Opfern gefordert und mit der Zahl der Geschlachteten wuchsen Hass und Rachgier. Die Ausrottung unseres Geschlechtes ist für den, der einen Krieg führt, kein Argument gegen den Krieg. Denn in Wahrheit führt nicht er den Krieg, sondern der Krieg führt ihn. Und der Krieg bedeutet Vernichtung, Untergang des Menschen. Es ist darum auch illusorisch, sich einzubilden, der Krieg der Zukunft werde sich durch die unerhörte Technik des Mordes selbst ad absurdum führen; mit dem Raffinement des Angriffs wächst proportional das Raffinement der Verteidigung; gegen Giftgase werden Masken oder neutralisierende Stoffe erfunden; und auch wenn es gelänge, ganze Städte in wenigen Augenblicken zu vertilgen und vom Erdboden verschwinden zu lassen, ohne dass eine Abwehr möglich wäre, würde das dem Kriege ein Ende machen? Ganz und gar nicht; es wäre denn, dass der Widerstand dagegen aus einer Gesinnung des Friedens käme, die im Innersten der Seele kristallisiert ist. Die Mordmaschine, einmal in Bewegung gesetzt, kommt nicht von selbst zur Ruhe, sie arbeitet mechanisch weiter und zwingt den Menschen sie zu bedienen, wenn er nicht stärker und — menschlicher ist als sie.

Fassen wir das Ergebnis, das uns zugleich Klärung über Vergangenheit und Gegenwart bedeutet, in ein paar Sätzen zusammen. Wir hatten darin geirrt, dass wir uns den Frieden sozusagen in der Fortsetzung der Linie vorgestellt hatten, durch die der Krieg bezeichnet ist, ja sogar in einer gewissen ursächlichen Bedingtheit durch ihn. Dagegen sehen wir, dass der Krieg immer wieder zum

Krieg, doch niemals zum Frieden führt, ob derselbe auch am grünen Tisch beraten und pro forma abgeschlossen werde. Wir können den Krieg nicht etwa dem Speer des Achilles vergleichen, der die Wunden, die er schlug, auch heilte. Heilung und Heil müssen hier ganz von innen kommen, aus Kräften, an denen der todbringende Speer selber in Splitter bricht. Der Mensch muss aus der Linearität des Zeitgeschehens, aus der Flächenhaftigkeit äusserer Wirkungen ganz in die Tiefendimension seiner Seele eindringen, er muss einen tiefen, sehr tiefen Atemzug der Selbstbesinnung tun, dann wird er, wie der kühne Taucher einen Schatz auf dem Boden des Meeres, so den Schatz des wahren Friedens in den Gründen seines Ichs heben.

So sehr dies ein spontaner Akt. der Akt eines unteilbaren Augenblickes ist, in seiner Auswirkung ist er an eine bestimmte Zeit gebunden. Denn obgleich in jedem Menschen der Antrieb wirkte, er konnte doch bloss in Einzelnen zur Klarheit des Bewusstseins und zur Wirklichkeit des tätigen Willens erwachen. Diese Einzelnen, verhältnismässig wenigen ragten gleichsam inselhaft über das Niveau der allgemeinen Versunkenheit und Verlorenheit im unteren Geschehen empor. Ihr Schicksal, das ihnen aber auch als sittliche Notwendigkeit auferlegt war, ist zunächst das einer strengen Absonderung und Isolierung gewesen: sie mussten vorerst den Weg zu sich selber, zu ihrem wahren Ich, ihrem Gottselbst suchen und finden, sie mussten ganz zu sich kommen, bevor sie sich mit ihren neu errungenen Erkenntnissen und Energien der Welt zuwenden konnten. Es gibt sich hier wie überall, aber viel deutlicher als sonst kund, dass das Grosse, gerade damit es allen zugute komme und in den weitesten Raum ausstrahle, sich in der Einsamkeit der schaffenden Innerlichkeit offenbare. Aus dem Schweigen, nicht aus den verworrenen Geräuschen des Alltags gebiert sich das Wort, in die tiefste Dunkelheit hinein erstrahlt das göttliche Licht. Wir verachten die Masse — unter der wir übrigens weniger den unverdorbenen keimkräftigen Stoff des Volkes als den grossen Haufen der sogenannten Gebildeten verstehen — nicht, wenn wir feststellen, dass der Auftrieb nicht aus ihr kommt, sondern erst in sie hineingebracht werden muss. Und zwar denken wir auch hier nicht so sehr an eine kompakte Stosswirkung, die sich des undifferenzierten Ganzen bemächtigt, als an ein Wirken von Mensch zu Mensch, von Seele zu Seele. Die Masse muss sich uns mehr und mehr in Individuen zerlegen, damit sie der Friedensbotschaft teilhaft werde. Denn das ist ja der gewaltige, der schlechthin unendliche, absolute Unterschied, der es nicht duldet, dass man ihn abplatte oder relativiere: der Krieg ist eine Massenerscheinung, eine Sache

der Masse als Masse. Der Friede ist es niemals. Wo man ihn als solche nimmt, verfälscht man ihn; ebenso wie man den Krieg verfälscht hat, indem man ihn zu vermenschlichen, zu durchseelen, zu vergeistigen trachtete. Wenn also dem Frieden auch äussere Veranstaltung, Propaganda, Organisation nottut, wir dürfen niemals vergessen, dass sein Schwerpunkt ganz im Innern liegt, dass er eine sittliche und religiöse Angelegenheit ist. Krieg und Frieden liegen eben ganz und gar nicht auf einer Ebene, sie gehören grundverschiedenen Reichen an. Der Krieg ist Ausdruck der Not, der Gebundenheit, der äussersten Knechtung durch die Materie, der Frieden ist eine freie Entscheidung der Menschenseele, der Durchbruch des Göttlichen in ihr.

Und so, glaube ich, werden wir jetzt auch die Vorgänge in der äusseren Welt, den Anblick, den sie uns bietet, verstehen. Wir werden verstehen, warum sie so im Argen liegt, warum es mit ihr nach dem Kriege noch reissender abwärts gegangen ist als während desselben. Was da an die Oberfläche getrieben wurde, war eben der Hass, der unversöhnliche, unmenschliche Hass; er war es, der nicht bloss die Führung des Krieges, sondern, was noch viel verhängnisvoller, die Einleitung des Friedens beherrschte; nachdem er sich zu Wasser, zu Lande, in den Lüften ausgetobt hatte, setzte er sich zu Brest-Litowsk und Versailles breit zu Tische, zeichnete er sich noch auf der Staaten- und Völkerkarte des neuen Europa ein, um hier seine Spuren zu verewigen. Ja, um seine Substanz desto sicherer zu bewahren und zu verstärken, änderte er sogar vielfach seine Erscheinungsform, indem er nicht bloss die Rassen und Nationen voneinander trennte, sondern sich auch zwischen die kleineren Gruppen, die Klassen, die Berufsschichten, die Individuen drängte. Ueberall Feindschaft und Entfremdung! Imperialismus, Nationalismus, Militarismus, Faszismus, Bolschewismus sind, am einzig Guten und Wahren gemessen, doch bloss Abwandlungen eines und desselben Grundmotivs, Kundgebungen der triumphierenden Bestie des Krieges.

Sie zu überwinden und auszutreiben, kann aber nicht Sache der Massen sein, die zeitbedingt von Augenblick zu Augenblick lebt, sondern allein der von Gott erweckten und erleuchteten Einzelmenschen, die vom Ewigen ins Zeitliche wirken. Solche Menschen sind aber da; ihre Gegenwart auf Erden ist kein Geheimnis mehr; immer deutlicher wird ihr Wirken auch in der Erscheinung verspürbar. Doch bedarf es einer gewissen Zeitspanne, ehe es sich dem trägen, ihm widerstrebenden Stoff der Welt mitteilt, ihn nach allen Richtungen durchdringt. Und darüber geraten wir leicht in Unruhe und Ungeduld; wir haben dann harte Anfechtungen des Zweifels und

Unglaubens zu bestehen, anstatt in uns selber zu gehen und aus uns das Höchstmöglichste an sittlicher Kraft herauszuholen. Denn dies Urprinzip alles Fortschreitens und Vordringens müssen wir einmal erfassen: dass, was sich in der zeitlichen Dimension des historischen Geschehens realisieren soll, sich zunächst im Ewig-Menschlichen erfüllen muss. Soll das Menschengeschlecht einen Schritt nach vorwärts tun, dann muss sich irgendwo ein das Bisherige gipfelhaft überragender Typus Mensch erzeugen; ihm werden dann die andern — willig oder unwillig — nachfolgen; denn die Wirkung geschieht vom Individuum in die Gattung, nicht von der Gattung ins Individuum. So bedeutet, um von Konkret-Gegenwärtigem zu sprechen, nach meiner festen Ueberzeugung das Auftreten des Inders Gandhi einen Wendepunkt der Geschichte — wie nun immer sein unmittelbarer, sichtbarer Erfolg beschaffen sei.[1]) Von dem Hauch seines Geistes müssen die Götzen Europas der Reihe nach in den Staub sinken, die personifizierten Idole eines ruchlosen Machtglaubens, die ich hier gar nicht alle nennen mag, die Verkörperungen eines unersättlichen Kriegswillens — welchem Lande, welcher Nation sie auch immer angehören. Sie schwinden hin wie Nebel vor der aufgehenden Sonne und ein neuer Tag der Menscheit bricht an. Es ist wieder eine Freude zu leben. Denn die grösste Verheissung, die jemals ausgesprochen wurde, will zur Erfüllung reifen: Friede auf Erden und ein Wohlgefallen den Menschen! O. Ewald.



Rundschau

Die Londoner Konferenz — und nachher! Während ich dies schreibe, steckt die Londoner Konferenz — beinahe hätte ich gesagt: Friedenskonferenz! — mitten in ihren harzigsten — beinahe hätte ich gesagt, schmutzigsten! — Schwierigkeiten. Es ist ein betrübendes Schauspiel. Wer erwartet hatte, dass mit dem Umschwung des Regimes in Frankreich ein neuer Geist und Stil die ganze Verhandlung des Reparationsproblems beherrschen werde, sieht sich enttäuscht. Herriot hat zum mindesten zu grosse Worte gemacht. Die etwas skeptischen Bemerkungen, die Dr. Lang im „Aufbau" zu seinem politischen Charakter gemacht, scheinen recht zu bekommen. Es gab nun bloss ein Entweder-Oder: Entweder versuchte man es endlich mit einer Politik der Grossherzigkeit und des Vertrauens; dann war ein neuer Mann am Platze, oder man fahre in der alten Bahn des Misstrauens und der Gewalt, dazu des

---

[1]) Dazu möchte ich mir, gewiss im Einverständnis mit dem Verfasser, die Bemerkung erlauben, dass das wohl vom Geist Gandhis gilt, nicht aber von dem Gandhi-Kultus, der unter uns in Blüte steht. Dieser bewegt keinen Strohhalm, im Gegenteil, er ist nur ein Selbstbetrug mehr. R.

Geistes, der auf der Welt nichts als Frankreich kennt und darum auch Frankreichs wahres Wohl nicht erkennt, weiter, und dann passten Poincaré und Millerand am besten dazu. Ein Herriot, der Poincarés Politik macht oder machen muss, um sich halten zu können, ist schlimmer als Poincaré; er diskreditiert einen Glauben, ein Prinzip. Macdonald aber ist zu bedauern. Er hat wohl mit andern Menschen und Verhältnissen gerechnet.

Vielleicht mag auch Herriot vor allem zu bedauern sein. Seine Kraft ist vielleicht nicht gross genug, um wirklich dem Schiff einen völlig andern Kurs zu geben. Es brauchte dazu einen Glauben, der umso grösser sein müsste, als die Haltung gewisser deutscher Kreise den Unglauben immer wieder nur zu sehr zu rechtfertigen scheint. Diese Haltung und die neue Macht dieser Kreise sind ihrerseits Frucht jener fluchvollen Politik Clemenceau-Foch-Lloyd George, die Wilsons Werk so furchtbar gehemmt und geschädigt hat. So sind wir wieder in dem alten, verhältnisvollen circulus vitiosus gefangen. Herriot ist Erbe jenes Fluches. Frankreich erntet nun, was die La France-Leute in ihrer Borniertheit gesät haben. Wie ganz anders hätte es gehen können, wenn von Paris aus eine neue deutsche Demokratie begünstigt und gestärkt worden wäre. Man wird immer deutlicher erkennen, dass es die Freunde Frankreichs waren, die an den Wegen eines Clemenceau, Millerand und Poincaré keine Freude hatten. Wer im Siege nicht Mass halten und den Frieden bedenken kann, wird vom Siege verschlungen. Je früher Frankreich seinen Irrtum büssen muss, desto besser für es selbst und uns alle.

Der circulus vitiosus muss einmal durchbrochen werden, sonst geht Europa zugrunde. Und wenn Europa dazu nicht fähig ist, so mag Amerika es durchsetzen. Vielleicht dass doch in diesem Falle hinter dem „Dollar" und den „Bankiers" noch etwas Besseres steckt: der amerikanische Widerwille gegen den Versailler Vertrag, diesen Fetisch Poincarés und vieler Franzosen.

Die Londoner Konferenz wird also wahrscheinlich doch „gelingen", weil sie gelingen muss, das Reparationsproblem wird eine gewisse Lösung erfahren. Dann aber wird ein anderer Kampf einsetzen. Zunächst einmal der Kampf der deutschen Arbeiterschaft um eine Verteilung der Lasten des Dawesplanes, welche diese nicht auf die Schultern des arbeitenden Volkes legt, dazu um den Achtstundentag. Im Hintergrund aber steht das langsame, aber sichtbare, gewaltige Wiedererwachen des Weltkampfes gegen die furchtbare Macht des Weltkapitalismus, dessen Hand sich in diesem letzten Stadium der Reparationsfrage so deutlich zeigt. Das ist nun die Perspektive — wenigstens für das Abendland. 19. Juli.

Unser Protest gegen die Anmassung unseres Militarismus. Es ging nicht an, das Treiben unserer Militaristen, wie es in der „Neuen Truppenordnung" und den durch sie notwendig gewordenen, selbstverständlich auf gesundes Wachstum berechneten Mehrkosten zum Ausdruck kommt, hingehen zu lassen, ohne zu zeigen, dass es in der Schweiz noch andere Leute gibt, als Oberste und ihre im Gehorsam ersterbenden Diener. So haben denn wir, d. h. die Kreise, die in den letzten Jahren den antimilitaristischen Kampf in der Schweiz getragen haben, eine Reihe von Kundgebungen veranstaltet. Nachdem solche zu Lausanne und Genf in kleinerem Kreise stattgefunden (es sprachen dort Pierre Cérésole und Clara Ragaz), veranstalteten wir in Zürich und Bern Volksversammlungen. Dazu luden wir in Zürich durch Inserate ein, deren Text auch schon ein Protest war, während man in Bern mehr die zugängliche Presse benutzte. „Nicht Rüstung, sondern Abrüstung!" stand am Kopf des Zürcher Plakates. Es sprach in Zürich Cérésole über dieses Thema. Er

zeigte auf absolut überzeugende Weise, dass unter dem technischen Gesichtspunkt unsere militärischen Vorbereitungen lächerlich seien und unter dem nationalen verhängnisvoll (weil uns für den Ernstfall mit innerer Auflösung bedrohend), und dass sofortige und völlige Abrüstung allein unsere Aufgabe sein könne. Nach dem Vortrag wurden Lichtbilder gebracht, die das Wesen des Krieges illustrierten und einen tiefen Eindruck hinterliessen. Wir möchten den Freunden sehr empfehlen, sich auch dieses Mittels zu bedienen. Die Zentralstelle (Gartenhof 7, Zürich) wird ihnen dabei gern an die Hand gehen. In Bern hatte neben Cérésole ich zu sprechen, und zwar über das Thema: „Die Abrüstung als Mission der Schweiz". Ich versuchte zu zeigen, dass, politisch, sozial, moralisch, religiös betrachtet, sofortige und völlige Abrüstung die deutliche geschichtliche Aufgabe der Schweiz und auch die einzige ernsthafte Landesverteidigung sei. An beiden Orten wurde beinahe einstimmig eine Resolution gefasst, die in diesem Sinne mit einem Protest gegen die neugeplanten militärischen Ausgaben *die Forderung rascher und völliger Abrüstung unserer Armee und alles dessen, was dazu gehört*, verband.

Sie lautet:

„Die von 500 Personen besuchte Protestversammlung vom 25. Juni im Volkshaus in Zürich ist überzeugt,

1. dass der Krieg heute in jeder Form schlechthin Greuel und Verbrechen ist;

2. dass unsere militärischen Rüstungen im Angesicht der heutigen Kriegstechnik sinnlos geworden sind;

3. dass das dafür aufgewendete Geld den für das Leben unseres Volkes so unvergleichlich wichtigern sozialen Werken, besonders den Armen, Kranken, Alten, Kindern entzogen und damit statt Segen Fluch wird;

4. dass ein neuer europäischer Krieg der endgültige Untergang Europas wäre und darum nur noch der Kampf bis zum Aeussersten gegen den Krieg und die Kriegsvorbereitung überhaupt einen Sinn hat;

5. dass es in ihrer heutigen Lage und in ihrer ganzen geschichtlichen Mission begründet ist, wenn die Schweiz auf diesem Wege vorangeht, sie aber ihr moralisches Existenzrecht verliert, wenn sie vor dieser entscheidenden Aufgabe versagt

und fordert darum

gerade im Namen einer wahren und richtig orientierten Vaterlandsliebe, dass die Schweiz mit einer raschen und vollständigen Abrüstung vorangehe und erklärt ihren Entschluss, dafür auf jede gute und rechte Weise, besonders aber durch die geistige Vorbereitung unseres Volkes, für diesen Schritt einzustehen und tätig zu sein."

Die Versammlungen waren sehr gut besucht, trotz dem schönen Sommerabend, und besonders in Bern von der deutlichsten und besten Stimmung getragen. In Bern hatten unsere Freunde die Kühnheit gehabt, für die Versammlung den Grossratsaal in Aussicht zu nehmen, der daselbst häufig für Vorträge aller Art benutzt wird, aber er wurde ihnen vom Regierungsrat verweigert, weil die Mehrzahl des Bernervolkes so etwas nicht begriffe und die Kriegsbilder an den Wänden sich über die Gedanken der Abrüstung entsetzen würden. Man sieht, zum Ueberfluss, wie ernst es diesen Leuten mit ihren Redensarten von Frieden und Völkerversöhnung ist. Ja, für die Abrüstung *der andern* sind sie schon, aber der Schweizer muss noch im Himmel auch seine Obersten haben und seinen Stutzer auf dem Buckel tragen. Der „Bund"

verweigerte sogar die Aufnahme eines Inserates, und es kostete schwere Mühe, ein solches im offiziellen Tagblatt unterzubringen.

Wenn auf diese Weise wieder klar wurde, was das System denkt und will, trotz gelegentlicher halb pazifistischer Heuchelphrasen, so zeigte sich ebenfalls, welches die Stimmung grosser, wahrscheinlich sehr grosser Volkskreise ist. Und es wird sich weiter zeigen! Es muss nur eine deutlich sichtbare Fahne aufgepflanzt, müssen unwiderlegliche, einfache Wahrheiten deutlich und volkstümlich ausgesprochen werden und man wird erfahren, dass hinter all dem offiziellen und halboffiziellen patriotisch-militaristischen Schwindel eine viel bessere und tiefere Volksmeinung steht — trotz allem!

Und nun haben wir die Losung ausgegeben, die unsere letzte ist und um die sich der Kampf sammeln wird: Abrüstung, sofortige und völlige Abrüstung. Es wird dafür gesorgt sein, dass dieser Kampf nicht mehr zur Ruhe kommt. Im nächsten Hefte wird davon weiter die Rede sein. Wohlauf, ihr Freunde, nun muss es ganzer Ernst werden!

Rüstet zum grossen Tag gegen den Krieg! Am 21. September soll in der ganzen Welt eine Demonstration gegen den Krieg stattfinden. Die Losung: „Nie wieder Krieg!" soll um die ganze Erde gehen, die rasche und allgemeine Abrüstung überall gefordert worden. Die Idee dieser Veranstaltung ist ursprünglich von der besonderen Bewegung ausgegangen, die den Namen: „Nie wieder Krieg!" trägt. Sie wird nun aber von den sozialistischen Arbeiterorganisationen der ganzen Welt, mit Ausnahme der Bolschewisten, aufgenommen, besonders von der internationalen Gewerkschaftsorganisation, aber auch von der zweiten Internationale. Dazu gesellen sich alle ernsthaften pazifistischen und antimilitaristischen Vereinigungen und Bewegungen der ganzen Welt.

Es ist, gerade im gegenwärtigen Augenblick, eine Sache von höchster Bedeutung. Von menschlichen Faktoren ist für die Ueberwindung des Krieges keiner so wichtig, wie der entschlossene Antimilitarismus der organisierten Arbeiterschaft. Dazu muss freilich nach der verheerenden bolschewistischen Infektion zuerst eine Entmilitarisierung gewisser Teile der Arbeiterschaft stattfinden, in denen noch ein sozialistischer Militarismus, dieser arge innere Widerspruch, spukt. Aber gerade diese Entmilitarisierung der Arbeiterschaft wird durch den geplanten Tag gefördert werden. Und wenn einmal die Arbeiterschaft der ganzen Welt so weit ist, dass sie eine Kriegserklärung mit einem unbedingt solidarischen Generalstreik beantwortet, dann werden dem Kriegswagen die Räder zerbrochen.

Wir alle müssen tun, was wir können, dass dieser Tag auch für die Schweiz etwas Rechtes, ja Grosses werde. Wo irgend möglich, werden wir mit der organisierten Arbeiterschaft gemeinsam vorgehen. Wenn das nicht geht, werden wir es gesondert tun. Wir sollten es aber auch dort tun, wo keine Arbeiterorganisation ist, an so vielen Orten als möglich. Dass der 21. September gerade unser Bettag ist, bedeutet eine gute Fügung. Ob wohl unsere Kirchen sich entschliessen könnten, in ihren offiziellen Aeusserungen, den Bettagsmandaten, darauf Bezug zu nehmen? Wer versucht es bei ihnen? Für die einzelnen Pfarrer bleibt die Bettagspredigt die beste Gelegenheit zu einer Demonstration im tiefsten Sinne.

Jedenfalls müssen wir bald ans Werk und nichts versäumen. Es ist ein grosser und ernster Anlass. Denn es handelt sich nicht um schöne Friedens-Redensarten, mit denen jedermann einverstanden ist, sondern um die sehr

konkrete Erklärung und Forderung: „Kein Krieg mehr! Unbedingter Widerstand gegen Krieg und Kriegsrüstung! Sofortige und völlige Abrüstung!" Und das ist eine ernste, aber auch grosse Sache, höchster Begeisterung wert.

Von warmem Essen und der Erneuerung der Schweiz.[1]) Ueber das Schützenfest von Aarau sind scheints sogar in gutgesinnten Blättern Klagen zu lesen. Eine „alleinstehende" Cervelatwurst koste 80 Rappen, eine ebenso „alleinstehende" Bratwurst Fr. 1.80. Manche Retter des Vaterlandes hätten beim Mittagsbankett für 4 Fr. k a l t e s E s s e n bekommen! Darob geht, wie es scheint, ein Sturm heiliger Entrüstung durch die helvetischen Gauen. Ist das nicht herzerfrischend? Heilige Entrüstung ist ja sonst nicht Sache des heutigen Schweizers. Er lässt sich seit zehn Jahren seine verfassungsmässigen Rechte durch die Diktatur Schulthess u. Co. immer wieder wegnehmen und regt sich nicht auf; er regt sich nicht auf, wenn das Automobil des Protzen ihn von der Landstrasse verdrängt und diese zum Privileg des dicken Geldbeutels macht; er regt sich nicht auf, wenn unerhörte Dinge geschehen, wie der Fall Gadient, die ein Hohn auf alles sind, was man früher als „Freiheit" bei uns ehrte und pries; er regt sich nicht auf, wenn unser Nationalrat vor Mussolini zusammenklappt, während sogar die Allierten Italiens durch ihre Parlamente erklären, was sie von politischem Meuchelmord und einem Regime gemeiner Gewalt denken — die Söhne Tells regt das nicht auf; es regt sie nicht auf, wenn wir in so manchen Dingen, die die wirkliche Ehre der Völker ausmachen, an den Schwanz der Nationen geraten; es regt sie auch die ganze Tatsache dieses Aarauer Schützenfestes, dieser Sünde gegen den heiligen Geist unserer Geschichte nicht auf. So könnte man auf den Gedanken kommen, der heutige Schweizer habe überhaupt nicht mehr die Fähigkeit, sich für geistige Anliegen zu entflammen, der Leib des heutigen Schweizertums sei für Fragen der Ehre, des Rechtes, des Ideals unempfindlich geworden. Da entdecken wir auf einmal, dass noch e i n e solche lebendige Stelle vorhanden ist, dass der Schweizer noch Idealismus hat: wenn er 20 oder 50 Rappen zuviel bezahlen muss oder — bei 25 Grad Celsius im Schatten — nicht warmes Essen bekommt, dann regt sich etwas vom alten Schweizergeist, da braust etwas von der alten idealen Begeisterung besserer Tage durch die Seelen und — Mägen der Söhne Helvetiens. „Hast noch der Söhne ja, Wie sie St. Jakob sah —".

Man könnte hier zwar historische Zweifel anbringen. Es wird uns berichtet, dass die alten Schweizer einmal im Winter 1499 während des Schwabenkrieges im obern St. Galler Rheintal bei Nacht den Rhein durchwaten mussten, um gegen den Feind vorzustossen. Als sie mitten im Strom waren, kam der Befehl, Halt zu machen. Einige Stunden lang standen die Krieger geduldig, ohne zu murren, mitten im Winter, in dem eisigen Strom und rückten dann vor, gegen einen lebendigen Feind, nicht gegen Papierscheiben. Dass ihnen zwischenhinein artige Kellnerinnen oder gar weissgekleidete Ehrendamen warmes Essen gebracht hätten, wird meines Wissens in keiner Chronik berichtet. Auch glaube ich nicht, dass jene Bündner, die, nach einem langen Tagesmarsch und schwerer Mühe die Nacht hindurch auf steilen, unbekannten Pfaden einen Berg überstiegen hatten und dann nach abermaligem langen Marsch in den Rücken des übermächtigen Feindes gelangt waren, ein kleines, im Fall der Niederlage dem Untergang geweihtes Häuflein, vor dem Angriff warmes Essen gehabt oder sich über 20 oder 50 Rappen mehr für eine Wurst Gedanken gemacht hätten, sie, die freilich, damals und später, bereit waren, für Recht, Freiheit und Glauben „die Fähnlein zu lupfen" und Leib und Leben dranzusetzen. Aber man hätte doch Unrecht, an solche Beispiele zu erinnern.

---

[1]) Vgl. die Red. Bemerkungen. R.

Das war in der alten Schweiz so. In Aarau aber handelt es sich, wie unsere Zeitungen und Festredner erklären, um die Erneuerung der Schweiz und da mag warmes Essen vielleicht eine ganz entscheidende Rolle spielen, wer weiss? Vielleicht auch Cervelat und Bratwurst! Die Zeiten ändern sich eben und die Sitten dazu. Auch die Menschen!

25. Juli 1924 (nicht 1499!).

Gegen Aarau. Wir haben, da es zu Grösserem an Kräften und Mitteln nicht reichte, gegen den Aarauer Vorstoss des Militarismus wenigstens zwei Aktionen beschlossen.

1. Es wird eine Postkarte herausgegeben mit einem Bild, das an das Plakat des Schützenfestes anknüpft, nur mit dem Unterschied, dass unser Schweizer, statt nach dem Gewehr zu greifen, das Gewehr zerbricht. Darunter steht der Vers:

„Mit Büchsenknallen und Becherklang
Bereitet der Schweiz ihr den Untergang.“

Die Karte sollte massenhaft verbreitet werden. Das Stück kostet 20 Rp. Wer irgend kann, bestelle zu seinem eigenen Gebrauch oder zum Weiterverkauf eine möglichst grosse Anzahl.

Die Karte kann bezogen werden durch den Verlag „Nie wieder Krieg“, Gartenhofstrasse 1, Zürich 4.

2. Von „Nie wieder Krieg“ ist auf das Schützenfest eine treffliche Extra-Nummer erschienen. Man gebe auch ihr eine möglichst grosse Verbreitung. Sie ist ebenfalls an der obengenannten Stelle zu beziehen.

Nachbemerkung. Da das Augustheft der „Neuen Wege“ erst erscheint, wenn das Aarauer Schützenfest vorüber ist, so scheinen diese Notizen dann keinen Wert mehr zu haben. Aber die Karte gilt auch dann noch und auch die Nummer von „Nie wieder Krieg“ hat selbständigen Wert.

Zum rumänischen Königsbesuch äusserte der inzwischen verstorbene Fürst Hohenlohe in einem Privatbrief folgende Gedanken von prinzipieller Tragweite:

„Wie tief der Militarismus noch bei allen Regierungen eingenistet ist, das konnte man wieder bei Gelegenheit des Besuches des Königs und der Königin von Rumänien in Bern in den letzten Tagen beobachten, wo der Bundesrat in erster Linie darauf bedacht war, die Gäste von einer militärischen Schaustellung in die andere zu führen, ja, wenn der Regen sich nicht hineingemischt hätte, hätten sie noch Gefechtsübungen mit scharfer Munition über sich ergehen lassen müssen! Ich muss gestehen: es hat mir einen sonderbaren Eindruck gemacht von einem Lande, das doch alles andere wie ein militaristischer Staat sein sollte. Was können ihm denn heute seine in feldgrau gekleideten Männchen und Gewehre nützen, wo ein paar Bomben aus der Luft genügen würden, um die ganze Schweizerarmee schon an ihrem Versammlungsort zu vernichten, noch ehe sie überhaupt ins Feld rücken kann. Man meint wirklich, die Menschen verschliessen sich absichtlich Ohren und Augen, um nicht hören und nicht sehen zu müssen, wie es in Wirklichkeit damit steht, und dass die Armeen bald nur mehr ein Spielzeug für ein paar Obersten und Generäle sein werden (im Frieden natürlich).“

Die Kirche und der Militarismus (Fortsetzung). Die am 24. Mai 1924 in Springfield, Mass., U. S. A., abgehaltene Generalkonferenz der Methodistenkirche fasste folgenden Beschluss betr. Krieg und Friedensbestrebungen:

„Millionen von Mitmenschen starben heldenhaft im Krieg zur Beendigung der Kriege. Was sie begannen, müssen wir mit Friedensmethoden fortführen. Krieg ist nicht unvermeidlich. Er ist der grösste Feind der Menschheit. Seine Nutzlosigkeit steht ausser Frage. Seine Fortdauer ist der Selbstmord der Zivilisation. Wir sind entschlossen, das ganze Kriegswesen in Acht und Bann zu tun.

Die Vaterlandsliebe der Bischöfl. Methodistenkirche ist nie in Frage gestellt worden. Weder unsere Beweggründe noch unsere Loyalität sind anzufechten, wenn wir auf der Erfüllung der den Toten gemachten Versprechungen beharren und für unsere christlichen Ideale für die Lebenden einstehen. Regierungen, die in Friedenszeiten das christliche Gewissen von Menschen unbeachtet lassen, haben keinen berechtigten Anspruch auf das Leben der Menschen zu Kriegszeiten. Geheimdiplomatie und politischer Parteigeist sollen die Menschen nicht vor die qualvolle Wahl zwischen der Unterstützung ihres Landes und der Treue gegen Christus stellen dürfen.

Die Welt steht einem Kreuzzug für den Frieden offen. Kriegsmüde Völker warten überall begierig. Amerika muss den Weg zeigen. Unser Volk und unsere Kirchen können jetzt tun, was sie vielleicht nie wieder tun können.

Wir setzen uns dafür ein, den Willen zum Frieden zu schaffen. Wir empfehlen die Aufstellung eines Gebetes für den Frieden zum Gebrauch bei jeder Abendmahlsfeier. Unsere Kirche muss durch ihr erzieherisches Programm die Jugend aller Rassen zu einem friedliebenden Geschlechte heranbilden. Wir werden einen energischen Feldzug eröffnen, um Wesen, Ursachen und Wirkungen des Krieges klar zu machen. Die Verherrlichung des Krieges muss aufhören.

Wir setzten uns dafür ein, die Voraussetzung für den Frieden zu schaffen. Selbstischer Nationalismus, wirtschaftliche Machtsucht und Militarismus müssen aufhören. Die Festlegung des Grundsatzes, dass der Dienstzwang von Besitz und Arbeitskraft das Gegenstück zu jedem künftigen Dienstzwang menschlichen Lebens sein muss, wird ein mächtiges Abschreckungsmittel gegen den Krieg sein. Auf jeden Kriegsgewinnler muss ein ebenso grosses Odium fallen, wie je auf einen Flaumacher fiel. Der Schutz von besonderen Vorrechten, die Kapitalisten in fremden Ländern erworben, hat zu oft schon den Frieden der Völker gefährdet. Diese Gefahrquelle muss verstopft werden. Die Rechte des kleinsten Volkes müssen so heilig sein, wie die des grössten. Die Friedenssache ist uns teurer als die Zugehörigkeit zu einer Partei, und wir werden in der Friedenssache weder eine hinausschiebende noch eine ausweichende Haltung unserer Parlamentsvertreter dulden.

Wir setzen uns dafür ein, eine Organisation für den Frieden zu schaffen. Dankbar unserer Regierung für ihre Führung in der Bewegung für Abrüstung und internationale Schiedsgerichtsbarkeit, bestehen wir doch auf einer entschiedeneren und agressiveren Politik in dieser Richtung. Wir drängen unseren Präsidenten, eine neue Völkerkonferenz einzuberufen für drastischere Rüstungsbeschränkungen. Wir verlangen den unmittelbaren Beitritt der Vereinigten Staaten von Nordamerika zum ständigen internationalen Gerichtshof. Die Teilnahme der Vereinigten Staaten an einem Völkerbund wird unsere tätige Unterstützung erhalten. Wir werden Männer für die öffentlichen Aemter wählen, die sich verpflichten, diese Ziele zu verwirklichen. Abstimmungen und andere direkte Methoden der Demokratie müssen dafür angewendet werden, eine krieglose Welt zu sichern.

Die Christenheit der ganzen Welt tritt in den Kampf für den Frieden ein. Wir suchen Bündnis mit allen Kräften, die für die hier vertretenen Grundsätze

wirken. Wir schlagen daher vor, dass unsere Kirche ihre Verantwortlichkeit auf sich nimmt, indem die heutige Generalkonferenz eine Kommisson von 25 Mitgliedern ernennt, zusammengesetzt aus 5 Bischöfen, 10 Predigern und 10 Laien, die ermächtigt und beauftragt ist, eine Konferenz der religiösen Kräfte der Welt einzuberufen, um die besten Pläne und Wege zu erörtern zum Ansturm der vereinigten Christenheit gegen die von uns beklagten Uebel. Jetzt werden die Grundsätze der Brüderlichkeit offen herausgefordert. Der Fortschritt der Königsherrschaft Jesu steht auf dem Spiel. Die Entscheidungen sind so folgenschwer, die Gelegenheiten für Führer so gross, dass wir hier und jetzt alle Völker dazu aufrufen, Ränke und fruchtlose Diskussionen zu meiden und ihre Kräfte in diesem grossen Kreuzzuge für eine kriegfreie Welt zu vereinigen. Diesem hohen Ziel weihen wir uns selbst und für seine Erfüllung rufen wir den Segen des Allmächtigen Gottes an."

In dieser aus dem Methodistischen Organ „The Christan Advocate" übersetzten Resolution, in der sich ein ganzes Programm zusammendrängt, steckt soviel Arbeit und Mut, dass sie wohl beanspruchen darf, dass wir ihre einzelnen Punkte überlegen. — Wenn unsere Kirche, Pfarrer und Gemeinden, solch eine Sprache zu führen im Stande wäre! Sie muss es werden! B.-G.

Amerikanische Studenten. Zu Louisville, Ky., fand anfangs Mai eine Versammlung von 550 methodistischen Studenten (von der bischöflichen Methodistenkirche) aus 122 Schulen in 40 Staaten statt. Sie war einmütig in der entschlossensten Verurteilung des Militarismus wie des Kapitalismus. „Ich will nicht dagegen sein," erklärte der Bischof Francis J. Mc Connell von Pittsburgh unter grossem Beifall, „dass ein Mann in den Krieg geht, aber ich widersetze mich dem Versuch, diesem hässlichen, schmutzigen, stinkenden Geschäft einen Heiligenschein zu verleihen. Ihr könnt nicht Christus in Khaki kleiden und Gebete für den Erfolg der nationalen Waffen sind keineswegs ein süsser Geruch vor dem Allerhöchsten." Ein anderer Redner, der Sekretär der Methodistischen Vereinigung für soziale Arbeit, Rev. Allan Heist aus Chicago, ergänzte ihn: „Das Christentum hat wenig Aussicht in Stahl-Städten, wo die Armut herrscht, und unter Farmern, die durch Geldüberwertung und Brot-Banditen [gemeint sind wohl die Korntruste] ihrer Scholle beraubt und landlos geworden sind. Die Kirche muss den Grundsatz einer soweit als möglich gehenden genossenschaftlichen Kontrolle und Eignung der Industrie und der natürlichen Hilfsquellen, von denen die Industrie abhängt, vertreten. Sie muss den Grundsatz der Ausschaltung des Profitsystems aus der Industrie verkündigen." Ebenso wendete man sich gegen die Betonung des Rassengegensatzes und ersuchte den Präsidenten Coolidge um ein Veto gegen die geplante Beschränkung der Einwanderung. „In der Vergangenheit," erklärte der Student Howard Becker, „haben wir nationale Götter verehrt. Der grosse Gott der Welt ist durch Grenzlinien zertrennt worden. Der Konflikt der verschiedenen Loyalitäten ist furchtbar. Aber wir wissen, wie das alte System in Europa gewirkt hat, Christus ist abermals gekreuzigt worden ... Wir wollen nicht bloss einen Völkerbund haben, sondern einen Jugendbund — junge Menschen, die gesonnen sind, nicht gegeneinander zu kämpfen, wenn die Aelteren es gebieten wollen, die jeden Gedanken an Krieg endgültig absagen. Krieg ist eine schreiendere Verleugnung Christi als Atheismus."

79 dieser Studenten erklärten, dass sie in einem kommenden Krieg den Dienst verweigern würden, 106 wollten bei aller Verurteilung des Krieges doch nicht so weitgehen, 141 enthielten sich der Stimme.

Alles in allem: das sind andere Studenten, als in ihrer Mehrzahl die jungen Klüglinge, die sich bei uns Studenten nennen, die nur für reaktionäre

Zwecke sich begeistern können und denen entsprechende Lehrer, Theologen darunter an der Spitze, allen jugendlichen Enthusiasmus für grosse Dinge in Sophistik ersticken helfen. Aus: „The New Student", 10. Mai.

Demokratie im Alltag. Dass wir Schweizer den Vorzug geniessen, ungefähr die gröbsten Beamten der ganzen Welt zu haben, weiss jeder, der in der Welt herumgekommen ist. Die gottlob noch häufigen Ausnahmen bestätigen die Regel. Gewiss ist nirgends in der Welt die Wahrscheinlichkeit so gross, wie in der „freien Schweiz", dass man auf eine durchaus höfliche und freundliche Frage an einen Beamten, besonders des Verkehrspersonals, unverschämt angefahren wird. Und zwar um so unverschämter, je höflicher und freundlicher die Frage war. Denn das ist das Betrübendste, dass sich in der helvetischen Grobheit nicht etwa republikanisch-demokratische Volksart kundtut; diese Grobheit wird meistens gegen unscheinbare Menschen, Frauen, Arme, und vor allem den schweizerischen Landsmann angewendet, während man vor dem seidenen Kleid und vor allem dem schneidigen Protzentum, besonders der Fremden, hübsch kleinlaut wird. Ueberall in der Welt findet man bei den Beamten wenigstens vorherrschend das Bewusstsein, dass sie schliesslich für das Publikum da sind, nur in der Schweiz scheinen sie der Meinung zu sein, das Publikum sei dazu da, von ihnen angeschnauzt und kujoniert zu werden. Und der Schweizer lässt sich das gefallen. *Es kostet ja nichts* und die persönliche Würde des Einzelmenschen ist in der Schweiz billig. Sobald der Schweizer sich einmal zur Wehr setzte und zeigte, dass er sozusagen ein freier Bürger eines freien Volkes und nicht der Untertan jedes Trambilleteurs oder Bahnhofportiers sei, dann würde es rasch besser. Aber der Schweizer lässt sich alles gefallen, wo nicht sein Geldbeutel oder seine Trinkfreiheit angetastet wird.

Es gibt, um nur *ein* Beispiel aus der Fülle zu nennen, in der Schweiz einen grossen Bahnhof, wo dieser Beamtengeist wahre Orgien feiert. Da fährt vor dem Zugang zum Perron der Portier hin und her wie ein Schäferhund vor der Schafherde — man kann wirklich kein anderes Bild brauchen — bald da, bald dort eine Frau, einen Mann zurückstossend oder anbellend, ganz ohne Grund – denn es ginge alles viel besser, ohne dieses Gebell und Gestösse — aber man muss doch zeigen, dass man da ist. Als letzthin wieder die Wartenden, die völlig genügend Abstand hielten, von einem solchen Bahnwüterich brüsk zurückgedrängt wurden und einer, ein älterer Mann, durchaus höflich fragte: „Warum denn das?" da wurde er angefahren und angebellt, in einem so — groben Ton und Stil, dass man beinahe einen körperlichen Angriff gewärtigen musste, und der Beamte hörte mit Gebell und Grobheit gar nicht auf.

Das geht nun schon über das Mass. Es gibt auch in der Schweiz noch Menschen, die etwas auf ihre persönliche Würde und Unantastbarkeit halten und sich nicht von jedem von Polizeigeist und andern Teufeln besessenen Angestellten wie ein Schulbub und schlimmer behandeln lassen. Hier gilt es einfach Wandel zu schaffen. Wer noch etwas von Achtung vor sich selbst und anderen im Leibe hat, der lasse sich das um keinen Preis mehr gefallen. Man weise einen solchen Gröbling zurecht oder klage bei seiner vorgesetzten Behörde. Dieser Schäferhund- und Schafherdenstil muss unter uns aufhören und ein *menschlicher* Stil, ja, wenn möglich, der Stil eines freien und *stolzen* Volkes an seine Stelle treten, wie man es in England beobachten kann. Und wärs schliesslich auch nur um der Fremden willen, vor denen wir uns schämen müssen.

Der dies schreibt, ist wahrhaftig kein Feind der Beamten und ist immer für deren Rechte eingestanden. Er versteht auch, dass ein Beamter einmal

ungeduldig werden kann und ist auch für einen rechten und würdigen Ton und Stil gegen diese selbst, sowohl von seiten des Publikums als der Vorgesetzten. Aber durch den geschilderten Ton und Stil einiger, vieler, viel zu vieler unter ihnen, schaden die Beamten sich selbst am meisten. Diese gemeine Grobheit trifft mit Todsicherheit gerade ihre besten Freunde. Wenn im Publikum die Verstimmung gegen das Beamtentum so gross ist und vielleicht eines Tages böse Früchte trägt, so ist dieses Uebel nicht am wenigsten dran Schuld.

Darum, wenn ein Beamter, der eine Ausnahme bildet, diese Zeilen liest, so bitte ich ihn, dem Schreibenden darob nicht zu zürnen. Es ist eine Sache des Beamtentums selbst, seiner Selbstachtung und seines Ansehens, diese Dinge zu bekämpfen. Wir aber, das Publikum, sollen sie darin kräftig unterstützen. Jeder Einzelne soll an seinem Ort sich zur Wehr setzen, auch wenns ihm ungenehm ist. Zu einem freien Volk gehört auch ein entsprechender Lebensstil. Was helfen mir alle Volksrechte, wenn ich Untertan jeder Polizeiseele im Schweizerland bin?

Das Schicksal des „Demokraten". Zu den traurigsten Symptomen unserer Lage gehört, dass Zeitungen, die nicht einer Partei dienstbar und noch dazu anständig sind, sich nur ganz ausnahmsweise halten können. Alles mögliche Zeitungs- und Zeitschriftenungeziefer in kleinem oder grossem Kaliber, feinerem oder gröberem Stil, blüht und gedeiht und hat ewiges Leben, aber wo ein Organ des Guten und Rechten auftaucht und ein Mann mit eigenem Sinn, mit einer Gesinnung und dem Mut, sie zu vertreten, da dauert es ein Jahr oder zwei und aus ists. Er wird im Stich gelassen. So geht neuerdings der „Demokrat" den Weg, den die „Neue Schweizer Zeitung" vor zwei Jahren gegangen. Es war, unter der Leitung von Ingold, ein erquickendes Blatt, voll jugendlicher Frische und Begeisterung und voll seltener Tapferkeit. Auf der ganzen Linie vertrat es das, was wir heute brauchen, gewiss auch etwa fehlgreifend, aber immer in lauterster Gesinnung und Absicht. Besonders in den grossen Kämpfen gegen die Lex Häberlin und die Lex Schulthess hat es trefflich seinen Mann gestellt und gewiss zur Abwendung des Schadens und der Schande, die ein Sieg dieser Versuche bedeutet hätten, viel beigetragen. Ingolds Ziel war ein durch einen neuen Geist verjüngter wirklicher Liberalismus, ein Liberalismus, der auch die Wahrheit des Sozialismus in sich aufgenommen hätte. Das Schicksal seines Blattes beweist aufs neue, dass dieses Ziel aufgegeben werden muss. Wohl gibt es inmitten der „bürgerlichen" Welt da und dort einzelne und auch ganze kleine Gruppen, die für eine solche Politik zu haben wären, aber die „freisinnige" Partei ist keiner Erneuerung fähig. Das, was Ingold und mit ihm viele Guten und Edlen ausserhalb und auch innerhalb des sozialistischen Lagers vorschwebt, muss auf einem andern Weg verwirklicht werden.

Deswegen war die Arbeit des „Demokraten" nicht umsonst. Sie hat dazu mitgeholfen, dass jener Weg gangbar wird. Und es ist ja ohnehin keine gute, lautere und tapfere Arbeit vergeblich getan.

Eisners Hinterbliebene. Es wird uns von deutschen Freunden mitgeteilt, dass Eisners Witwe, vom bayrischen Staat ohne irgendeine Pension gelassen, sich in Not befinde. Das ist eine Schande mehr für Bayern. Aber es wäre eine Schande auch für uns alle, wenn wir den Hinterbliebenen dieses Mannes, der durch sein Wesen und Wirken uns allen eine Freude und Ermunterung war, Not leiden müsste, ohne dass ihnen Hilfe würde. Gewiss findet sich auch unter den Lesern der „Neuen Wege" noch der eine oder andere, der nicht schon überfordert ist und für diesen Fall noch etwas übrig hat. Die Redaktion nimmt gern kleinere oder grössere Summen für diesen Zweck entgegen.

Volkshochschulkurs. Statt der Reichenauer Konferenz findet dieses Jahr in Davos-Monstein vom 17.--24. August ein Volkshochschulkurs unter der Leitung von Fritz Wartenweiler, von Nussbaum, Frauenfeld, statt.

Programm: 1. Aussprache über die Gedanken Albert Schweitzers im Anschluss an seine Bücher: „Verfall und Wiederaufbau der Kultur“, „Kultur und Ethik“, sowie „Das Christentum und die Weltreligion“.

Besprechung seines Lebensganges an Hand der Werke: „Jugenderinnerungen“ und „Zwischen Wasser und Urwald“.

2. Besprechung der Wege zur Vertiefung und Veredelung unseres Volkslebens (Gemeindestube, Volkshochschule usw.).

3. Streiflichter auf die Schweizergeschichte seit 1848.

4. Singen, Spielen, Turnen. (Liederbücher und Instrumente mitnehmen.)

Das Kursgeld beträgt per Tag Fr. 4.—.

Anmeldungen nimmt entgegen: J. Barandun, Lehrer, Berggasse, Chur.

Berichtigung. Zu dem im letzten Heft veröffentlichten Briefe unserer schwedischen Gesinnungsgenossen berichtet uns ein schweizerischer Freund, dass jene doch nicht ganz ohne Anregung aus der Schweiz gehandelt hätten. Er habe gegen sie den Wunsch geäussert, dass sie von ihren schwedischen Erfahrungen mit dem Zivildienst ein Wort sagen möchten, und der Brief sei eine Erfüllung dieses Wunsches.

Ich gebe dieser Berichtigung gern Raum, bedaure meinen Irrtum, muss aber doch bemerken, dass der Brief der Schweden dadurch an Wert nichts verliert, denn dieser besteht vor allem in dem, was er über den Zivildienst in Schweden sagt und in der Qualität der Menschen, die ihn unterzeichnet haben.



Von Büchern

Ein Festspiel.[1]

Ich habe von dem Aarauer Schützenfest andernorts in diesem Hefte geredet. Zur weitern Beleuchtung des dort Gesagten möchte ich aber doch noch an dieser Stelle ein wenig auf das Festspiel eingehen, das im Mittelpunkt jener Aarauer Tage steht. Es ist ein merkwürdig genauer Ausdruck des dort geschilderten Sachverhaltes.

Ein gewisses Talent verrät sich in dem Machwerk. Freilich ist es mehr Schein als Wirklichkeit. Es ist ein gewisses formelles Brillieren, wie es dieser Generation von Literaten eignet, eine gewisse grossartig-geniale Gebärde, ein gewisses Haschen nach Wortoriginalität. Sieht man näher zu, so bleibt nicht viel übrig. Es ist wie das ganze Fest — Schein. Es ist gemachtes, aufgeblähtes Wesen vom Anfang bis zum Ende. Eine einzige Festphrase! Und Frevel ist auch dabei. Es kommen Stellen darin vor, die Blasphemie bleiben, auch wenn zur Beschönigung behauptet wird, dass sie zur Charakteristik der Feinde dienen sollen. So redet keiner, dem selber das Heilige heilig ist. Darum klingt auch alles Religiöse in dem Stücke so unecht. Es gehört natürlich auch zur Apotheke. Besonders schlimm klingt es, wo es plötzlich inmitten von wildestem Blut- und Hasstaumel aufgetaucht. So heisst es z. B. in der Darstellung der Murtnerschlacht:

---

[1]) Die Schweizer: Historisches Festspiel zum Eidgenössischen Schützenfest 1924 in Aarau, von Cäsar v. Arx.

Alle (die Waffen erhoben): Haruus!

Kaspar v. Hertenstein:
Nicht geruht,
Bis ausgeknöchelt —
Zahn für Zahn —
In seinem Blut
Der Feind verröchelt!

Alle (schwingen die Waffen):
Heielihan!

Hans Waldmann:
Grandson zu sühnen:
Burgund in Kot,
Dem Kühnen
Karl den Tod!

Alle (stossen die Waffen zu Boden):
Tod!

Und dann auf einmal:

Hallwil (nimmt seinen Helm ab):
Beim Vater droben
Das Ende steht.
Die Herzen erhoben,
Kniet zum Gebet!"

Etwas, was gleichzeitig so lächerlich und lästerlich wäre, ist mir schon lange nicht mehr unter die Augen gekommen. So geht es, wenn man, wie diese jetzt gerade in Mode stehenden Literaten, sich im Gewaltglauben berauscht und doch Gott nicht ganz entbehren kann, weil er zu dem ganzen patriotisch-militaristischen Inventar gehört. Ueberhaupt: Wo das „Auge um Auge, Zahn um Zahn" als Grundton durch das Ganze geht und am Schlusse zum neuen Grütlischwur wird, da ist alles, was von Gott gesagt wird, Blasphemie. Das muss mit aller Klarheit ausgesprochen sein. Wir wollen bei solchem Missbrauch des Namens Gottes nicht mitschuldig werden. Im übrigen zieht sich durch das ganze Festspiel jene Unwahrheit, von der ich geredet habe. Unwahr ist das Titelbild (das auch einen besondern Frevel darstellt): das blutige Schwert, aus dem — Aehren wachsen! Der künstlerischen Unwahrheit entspricht die sittliche: aus dem Schwert wachsen nie Aehren, sondern bloss Blutstropfen und Fluch. Wie man heute noch solche alten Lügen zu wiederholen wagt:

„Pflugschar und Schwert dürfen niemals sich trennen!"

Wer das behauptet, der lasse zum mindesten Gott aus dem Munde, denn Gottes Meinung ist, dass die Schwerter zu Pflugscharen werden sollen. Unwahr ist der Titel des Spiels: „Die Schweizer". Nein, so sind die Schweizer nie gewesen. Dieses ganze bramarbisierende Eisenfressertum, das in rohen und gemeinen Worten schwelgt, ist die Art und Weise moderner Schwächlinge, die sich in Kraft berauschen, es war aber nicht einmal die Art der alten Schweizerlandsknechte, geschweige denn der Kämpfer von Morgarten, Sempach und Murten. Die sind mit ganz andern Gedanken und zweifellos ohne jede „Begeisterung" in die Schlacht gegangen. Sie hatten vor allem Ziele, für die sie kämpften, Ziele, von denen diese Literaten natürlich nichts wissen. Diese ganze „Schweizergeschichte" der Festspiele ist ja in einem doppelten Sinne falsch. Einmal war unsere Heldengeschichte keineswegs so heldisch, wie unsere Lesebücher sie darstellen, es gab da sehr viel düstere Hintergründe —

man lese dazu Gagliardis Schweizergeschichte! Sodann aber — und das ist die andere Seite — ist die wirkliche Schweizergeschichte viel grösser und schöner gewesen. Sie hat sich nicht auf blutigen Schlachtfeldern abgespielt. Das Grösste, was die Schweiz erlebt und geleistet hat, ist ihre Reformation. Was für ein nichtiges Zeug weiss das Festspiel davon zu berichten! Schon darum muss es als Schädling bezeichnet werden. Ueberhaupt: eine Schweizergeschichte mit dem Tell und der „Tellin", mit Hans Waldmann und Hallwil, aber ohne Zwingli und Calvin! Wie matt und unwahr ist sodann die Darstellung des Bauernaufstandes! Man merkt, dass das Herz des Dichters nur dann warm wird, wenn Schwert und Spiess die Hauptsache sind. Und welch eine kleinliche Darstellung der französischen Revolution, die jedenfalls die Schweiz eher erneuern half als das Aarauer Schützenfest von 1924. Da wird geradezu in wohlfeiler Hetze gegen die Franzosen gemacht. Wenn Pestalozzi auftaucht, so spürt man wieder, wie wenig er für einen solchen Kraftliteraten bedeutet. Und wenn wir endlich näher zur Gegenwart kommen, wird vollends alles banal. Welch eine Flachheit in dem Geschimpfe über den „Kantönligeist"! Dann das längst verrostete Märlein, dass unsere Armee uns 1914 die Unabhängigkeit gerettet hätte! Diese Partien sind direkt einfältig. Was soll man sich bei der Parole: „Ein Recht und eine Armee" denken? Verlangt denn jemand viele Armeen? Aber diese gehaltlose Phrasenhaftigkeit ist charakteristisch für das Ganze: das Ganze ist eben eine grosse Phrase!

Es kann ja auch gar nicht anders sein. Freilich, denkbar wäre schon, dass ein wirklicher Dichter, der ein bedeutender und selbständiger Mensch wäre, uns etwas völlig anderes gegeben hätte. Es bleibt eine Ehre Gerhardt Hauptmanns, dass er gewagt hat, 1913 — sage 1913! — vor dem Weltkrieg, zum Gedächtnis wirklich grosser Dinge, grosser kriegerischer Taten, der Befreiung von Napoleon, mitten in der Hochflut militaristisch-nationalistischer Vorkriegsbegeisterung, ein Festspiel zu dichten, das den Krieg verdammt und sogar einen Blücher sehr despektierlich behandelt. Wie viel mehr wäre das in diesem Zeitpunkt, nach dem Weltkrieg und in der Schweiz möglich und nötig gewesen! Es wäre dann gezeigt worden, wie Kriegstaten und Waffenlärm nur ein sehr äusserliches Drum und Dran der Schweizergeschichte sind; wie schon am Tell die Hauptsache nicht die Armbrust ist, sondern — die Brust, das heisst: der Kampf gegen die Tyrannei; wie die Eidgenossen ihre besten Kriege nicht aus Freude an Blut und Hellebarde führen, oder damit man später daraus Festspiele mache, sondern, ungern genug, in bitterer Not, im Ringen um politische und soziale Befreiung; wie dann in der Reformation die tiefe Seele der Schweiz erwacht, die höchste Idee der Schweiz aufstrahlt: der Glaube an das Reich, worin Gottes Gesetz allein gilt, die aus der Theokratie stammende Demokratie; wie aus der Schweiz diese Wahrheit umwälzend und befreiend in alle Welt ausgeht; wie sie in Rousseau abermals der Welt eine Leuchte wird; wie sie in Pestalozzi sich vertieft, zu Christus und zum Volk zurückkehrt; wie nun auf dieser Linie die Mission der Schweizer und ihrer Zukunft liegt; wie der Völkerbund darauf hinweist — das alles auf dem Hintergrund von viel schwerer Sünde und Verirrung, die auch durch unsere Geschichte geht. Wie erbärmlich nimmt sich vor dieser wirklichen Geschichte und wirklichen Grösse der Schweiz die des Festspieles mit seinem Waffengerassel, Kuhreigen und nichtigen Festspielgespreize aus! Aber in dieser Tatsache verrät sich eben wieder unser Elend. Einen Teil davon bildet ein Literatentum, das weder eine politische, noch eine religiöse Gesinnung hat und darum den Götzen des Tages dient — gegenwärtig denen der Reaktion. Auch an diesem Punkte muss die Erneuerung der Schweiz einsetzen.

So zeigt uns das Aarauer Fest auch mit seinem Festspiel plastisch deutlich, worauf es ankommt: dass wir uns von dem ganzen Wesen, das darin offenbar

wird, entschlossen und vollständig abwenden — zur Erneuerung der Schweiz. Weg damit, es ist Frevel oder Schwindel oder beides! Weg damit — zur Rettung der Schweiz!

22. Juli 1924. L. Ragaz.

Kant-Worte.

So wie allseitige Gewalttätigkeit und daraus entspringende Not endlich ein Volk zur Entschliessung bringen müsste, sich dem Zwange, den ihm die Vernunft selbst als Mittel vorschreibt, nämlich dem öffentlichen Gesetze, zu unterwerfen und in eine staatsbürgerliche Verfassung zu treten, so muss auch die Not aus den beständigen Kriegen, in welchen wiederum Staaten einander zu schmälern oder zu unterziehen suchen, sie zuletzt dahin bringen, selbst wider Willen entweder in eine weltbürgerliche Verfassung zu treten; oder ist ein solcher Zustand eines allgemeinen Friedens (wie es mit übergrossen Staaten wohl auch mehrmalen gegangen ist) auf einer andern Seite der Freiheit noch gefährlicher, indem er den schrecklichsten Despotismus herbeiführt, so müsste diese Not doch zu einem Zustande zwingen, der zwar kein weltbürgerliches gemeines Wesen unter einem Oberhaupte, aber doch ein rechtlicher Zustand der Föderation nach einem gemeinschaftlich verabredeten Völkerrecht ist.

Redaktionelle Bemerkungen.

Dieses Heft erscheint, ohne Schuld der Redaktion, eine Woche später, als geplant. Dadurch erfahren zum Leidwesen einige Beiträge eine gewisse Beeinträchtigung in der Aktualität. Aber da sie doch wieder prinzipieller Natur sind, so sollen sie dennoch erscheinen. Der Leser wird ja schon das Unwesentliche vom Wesentlichen scheiden.

Das nächste Heft soll, wenn möglich, in der ersten Hälfte des September herauskommen.

Druckfehler.

Allgemeine Bemerkungen: Ich bin ein schlechter Korrektor meiner eigenen Sachen; denn ich lese, was ich geschrieben habe, nicht, was gesetzt ist. Dazu verursacht meine schlechte Handschrift so viele Fehler, dass nach möglichst sorgfältiger Korrektur immer noch welche übrig bleiben. Ich bitte also die Leser, solche, wo sie ihnen auffallen, von sich aus freundlich zu berichtigen.

Im letzten Hefte wirkten folgende störend: S. 269, Z. 3 von unten, lies: „die reaktionäre Welle" statt: „der reaktionäre Wille". S. 275, Z. 20 von oben, lies: „Reaktion" statt: „Revolution". S. 278, Z. 15 von oben, lies: „Unitarier" statt: „Unitaner". S. 286, Z. 25 von oben, lies: „Florens" statt: „Florius".

Zum Geleite.

In dem Kampfe gegen die Sklaverei kam eine Stunde, wo man fühlte, dass diese Einrichtung, die durch lange Zeitalter gedauert hatte, eine Leugnung Gottes sei. Ich glaube, dass diese Stunde für unsere Stellung zum Kriege gekommen ist. Wenn Gottes Liebesweg, der in Jesus Christus verkörpert ist, bloss für kleine Angelegenheiten gilt, aber nicht für das Verhältnis zwischen den Völkern, dann wollen wir mit so einem erbärmlichen Glauben abfahren. Wenn aber der Weg der Liebe das eigentliche Wesen Gottes ausdrückt, dann stehen wir, wenn wir diesen Weg leben, in lebendiger Gemeinschaft mit der Gewalt, die die Welt regiert — dem Allmächtigen Gott. Und dann werden wir gegen die grössten Uebel die grösste Kraft anwenden, die es gibt: Liebe ohne Furcht.

G. L. Collins, Mitglied der amerikanischen Studentengemeinschaft für Christlichen Liebesdienst.

* * *

Der Menschenhass verfolgt jede Wahrheit, wenn sie zum erstenmal aufkommt. Nicht als ob die Menschen die Wahrheit nicht verstehen wollten — sie können nicht; sie haben Angst vor der Wahrheit. Dieser Menschenhass droht immer wieder das auszurotten, was einmal als wahr in die Welt gekommen ist. So kostet es eine ungeheure Mühe, eine Wahrheit in die Welt hinauszubringen. Von diesem Teufel des Menschenhasses ist Jesus gekreuzigt worden, von diesem Teufel werden viele Menschen verfolgt, gehasst, gelästert, wenn sie irgendeine Wahrheit in die Welt einführen sollen; und so wird es bleiben, bis die Finsternisse von den Menschen weggenommen sind.

Christoph Blumhardt.

* * *

Ich stehe in Ehrfurcht hier, um für das heroische Christentum Jesu Christi Zeugnis abzulegen, für den Glauben, dass der einzige Weg, das Böse zu überwinden, der ist, es durch unbeirrbare Liebe und unermüdliche Hingebung zu besiegen. Ich meine damit eine Liebe, die nie eine Niederlage zugibt; die liebend vorwärtsschreitet ohne Rücksicht auf mögliche Folgen, in wörtlicher Auslegung der Gebote unseres Meisters: „Liebet eure Feinde, tut Gutes denen, die euch hassen, und bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.“ Ohne Zweifel wird man dagegen geltend machen, dass ein solcher Glaube hoffnungslos utopisch und idealistisch sei und sich nicht mit der praktischen Wirklichkeit unserer heutigen Welt vereinbaren lasse. Aber ich bin überzeugt, dass das, was ich sehe, auch andere sehen können und nichts wird mich überreden können, dass die Welt

nicht für etwas bereit sei, wofür ich bereit bin. Wahrheit ist für mich mehr als Sieg und wenn die gewaltigen Kräfte der Liebe und Hingebung jemals über die der Angst und des Misstrauens siegen sollen, so muss jemand versuchen, damit den Anfang zu machen. Es ist mir ein grosses Anliegen, dass ich meinen Platz unter diesen Anfängern einnehme und es wird für mich eine Auszeichnung sein, wenn ich für eine solche Sache Opfer zu bringen und, wenn nötig, Strafe auf mich zu nehmen habe.

Aussage des englischen Dienstverweigerers Malcolm Sparkes vor dem Kriegsgericht (während des Krieges!).

Die Abrüstung als Mission der Schweiz.[1])

1.

Liebe Mitbürger! Der Krieg und der Kampf dagegen ist ein umfassendes, alle Gebiete des menschlichen Lebens berührendes Problem. Es steht sozusagen im Zentrum des Lebens; darum kann man es von allen Gebieten des menschlichen Lebens her anfassen. Man kann den Krieg vom sozialen Gesichtspunkt aus bekämpfen. Dass man das tut, ist notwendig und von äusserster Wichtigkeit. Man zeigt dann, wie der Krieg eine Sünde, ja eine Todsünde, man könnte sogar sagen — besonders wenn man seine Wurzeln dazu nimmt — die Todsünde gegen die menschliche Gemeinschaft ist. Denn er zerreisst diese Gemeinschaft; er ist Todsünde gegen den Menschen und den Bruder, im ganzen und im einzelnen; er ist Brudermord, der in grossem Stil wiederholte Todschlag Abels durch Kain; er vernichtet Leben, Wohlstand, Kultur; auch entsteht er selbst aus gesellschaftlichen Zuständen, die Unrecht und Sünde sind, in unsern Tagen besonders aus einem Wirtschaftssystem, das nicht am Menschen orientiert ist oder gar an Gott, sondern am Mammon. Man kann den Krieg sodann auch vom religiösen Gesichtspunkt aus bekämpfen, und dies ist wohl der allerfesteste Boden dafür. Es ist dies wohl auch das Allernotwendigste. Denn eine falsche Religion, eine schlechte Religion, ein besonders durch seine Priester und Schriftgelehrten verfälschtes, für die Bedürfnisse der jeweilen in der Gesellschaft herrschenden Mächte zurechtgemachtes, verweltlichtes und von seinem Wesen abgefallenes Christentum ist wohl das schwerste und schlimmste Hindernis für die Besiegung des Krieges,

---

[1]) Die folgenden Ausführungen entsprechen im Gedankengang einem Vortrag, den ich über dieses Thema in Bern gehalten habe. Da ich den Vortrag damals nicht aufgeschrieben hatte, kann ich für den genau gleichen Wortlaut selbstverständlich nicht bürgen; aber das ist ja auch nicht nötig.

wie der andern widergöttlichen Weltmächte. Demgegenüber muss gezeigt werden, dass der Krieg im letzten Grund Sünde gegen Gott, Abfall von Gott ist; dass er die Todsünde ist gegen die Ehrfurcht vor dem göttlichen Ebenbild im Menschen, der gottloseste Verstoss gegen das Gebot: „Du sollst nicht töten“; dass er die denkbar krasseste Verhöhnung jener Liebe bedeutet, die die Erfüllung des Gesetzes Gottes und das Herz des Evangeliums ist.

Von diesen beiden Hauptgesichtspunkten, diesen granitenen Standorten aus, haben auch wir in erster Linie den Kampf gegen den Krieg geführt und werden es immer wieder tun. Aber es gibt auch noch einen andern Gesichtspunkt, von dem man in diesem Kampfe ausgehen kann. Ich will dafür ein Stichwort wählen, das mir an sich nicht gefällt, weil es ein allzu missbrauchtes, allzusehr zur Lüge gewordenes Wort ist, das ich aber gerade darum in diesem Zusammenhang wähle — das ich gerade darum wähle, weil es in diesem Zusammenhang so auffallend klingt. Ich sage: Man kann und muss den Krieg auch bekämpfen aus P a t r i o t i s m u s. Ja — aus Patriotismus! Und davon wollen wir heute einmal reden — wie gesagt, nicht darum, weil das nun etwa der allerwichtigste und allerhöchste der Gesichtspunkte wäre, und wir stets nur diesen geltend machen wollten, sondern darum, weil es wichtig und notwendig ist, ihn auch einmal ins Licht zu stellen. Denn das ist ja bei uns in der Schweiz vielleicht doch die stärkste Waffe, die man gegen uns braucht, dass man uns Antimilitaristen, das heisst: uns Kriegsgegner bis zum äussersten, des mangelnden Patriotismus verdächtigt, dass man tut, als ob uns das Schicksal unseres Vaterlandes gleichgültig wäre, uns als eine Art Landesverräter hinstellt, während unsere Gegner, die Militaristen, sich als die Hüter des Heiligtums der Schweiz ausgeben. Wir denken dabei aber nicht bloss an unsere Säbelrassler und Schützenfestpatrioten; deren Getue könnte uns kalt lassen; sondern an die vielen ernsten und feinen Menschen, die den Krieg so gut hassen wie wir und die unserem Rufe gerne folgen möchten, die aber den Verdacht nicht loswerden, dass wir aus einem überspannten Idealismus oder einem Ueberglauben heraus die Schweiz gleichsam preisgäben, aus der Schweiz zu wenig machten, dieser Schweiz, die ihnen so unendlich teuer und heilig ist, an der sie mit allen Fibern und Fasern ihres Wesens hängen — oder die zwar wissen, dass dies auch von uns gilt, aber Angst haben, wir könnten eben doch in unserem gut und edel gemeinten religiösen Idealismus den Boden der Wirklichkeit verlieren, des notwendigen Realismus entbehren.

Diesen uns lieben und teuern Menschen möchten wir einmal sagen, dass wir gerade aus Patriotismus Antimilitaristen sind. Es muss das einmal auch gesagt werden und zwar ganz deutlich und eindringlich. Nicht, dass wir es nicht schon wiederholt gesagt hät-

ten, und zwar stark und deutlich genug, aber es muss wohl gerade jetzt wieder gesagt werden und es muss als ein fester Block der Wahrheit in unser Volk hineingestellt werden: *Wer die Schweiz wirklich lieb hat, muss heute Antimilitarist sein.* Es klingt das immer noch ganz paradox, ganz erstaunlich, ganz unglaublich. Denn allzulang ist man gewohnt gewesen, Liebe zum Vaterland mit Schwert und Spiess zusammen zu denken, allzulang haben unsere Militaristen das Monopol des Patriotismus fast unangefochten für sich in Anspruch genommen. Und es muss vielleicht auch gesagt werden, dass gerade aus Widerspruch gegen diesen herzensengen und überheblichen Patriotismus der Militaristen der Antimilitarismus manchmal und lange Zeit zu einseitig bloss als Antipatriotismus aufgetreten ist, zu wenig verstanden hat, was in diesem so hässlich gewordenen Patriotismus doch an besserer Wahrheit lag, zu sehr bloss aus einem abstrakten, das heisst blutleeren, lebensfernen Internationalismus heraus den Krieg und seine Wurzel, den Nationalismus bekämpft hat. Alledem gegenüber müssen wir es nun klar und laut sagen und zu einem Feldgeschrei machen: „*Wir sind Antimilitaristen aus Sorge für die Schweiz — aus Liebe zur Schweiz!*"

Aus Liebe zur Schweiz! Das ist ein zartes, ein gewagtes Wort; denn man soll von der Liebe, wie von allen heiligsten Dingen nicht zu viel reden, überhaupt nicht leicht reden. Wir wollen es darum nicht zu häufig sagen; wir wollen es bloss einmal sagen, wollen es bei dieser Wende der Dinge sagen, wollen es bei diesem feierlichen Anlass aussprechen, wollen es aussprechen hier, im Zentrum der Schweiz, als ein Bekenntnis in ernster Stunde, vor ernster Tat.

Wir wollen es auch einmal, gerade in diesem Sinne, gegen unsere Militaristen wenden. Wir rufen ihnen zu: „Ihr versichert uns so oft eurer innigen Liebe zum Vaterlande, zur Schweiz. Ist das wohl ohne weiteres ein Zeichen wirklicher Liebe? Wie — wenn ein Mann eine Frau zu lieben behauptet und zu lieben glaubt, und er schreit von seiner Liebe auf allen Gassen, redet davon an allen Wirtstischen, schreibt darüber in allen Zeitungen — werden wir dann wohl noch so leicht an die Echtheit und Tiefe seiner Liebe glauben? Kommen wir dann nicht beinahe zu dem Verdacht, diese Liebe werde so hoch und so laut in Worten gepriesen, weil sie in der Wirklichkeit zweifelhaft sei? Sehen wir nicht im Hintergrund schon die andere Frau, an welche die gepriesene Geliebte verraten wird? Drängt sich uns dieser Vergleich nicht geradezu auf, wenn wir beobachten, wie diese Patrioten nach den feurigsten Liebesversicherungen an die Frau Helvetia so rasch bereit sind, eine Fabrik ins Ausland zu verlegen und damit unsere Industrie schwer zu schädigen, oder ihren Namen für eine ausländische Holding-Gesellschaft herzugeben — für 30 Schil-

linge natürlich! Und täte man nicht gut, an jene wundersam wahre Geschichte von der Cordelia, der jüngsten Tochter des Königs Lear, zu denken? Der König fragt seine drei Töchter um die Reihe, welche von denselben ihn am meisten liebe. Die zwei älteren fangen darauf sofort an, in wundervollen Deklamationen (Festreden!) ihm zu versichern, dass sie im Himmel und auf Erden nichts kennten, was ihnen so wichtig wäre, wie die Liebe zu ihm. Nur Cordelia, die jüngste, schweigt, und wie sie endlich reden muss, erklärt sie:

„Ich Unglückselige, ich kann nicht mein Herz
Auf meine Lippen heben; ich lieb Eur Hoheit,
Wies meiner Pflicht geziemt, nicht mehr, nicht minder."

Aber sie ists, die den Vater in Wirklichkeit am meisten liebt; die andern verraten ihn schändlich, sie aber geht mit ihm in Not und Tod. Echte Liebe ist schweigsam, zurückhaltend, ja sie kann manchmal fast als Kälte und Gleichgültigkeit erscheinen.

Wir rufen darum unseren Militaristen, die das Patent und Monopol auf den Patriotismus, der für sie mit der Liebe zur Schweiz gleichbedeutend ist, zu haben meinen, zu: Nehmt euch in acht. Wir haben bis jetzt Geduld gehabt; aber es könnte ein Tag kommen, wo wir den Stiel umkehren und euch sagen: Ihr, ihr seid es, ihr Hüter des Patriotismus, die ihr die Schweiz preisgebt. Ihr, ihr seid die schwerste Gefahr für die Schweiz. Ihr, ihr seid die schlechten Schweizer. Denn ihr verratet die wahre Schweiz, verratet ihre Mission, verratet ihre Zukunft Denn wer die Schweiz wirklich liebt, muss heute Antimilitarist sein.

W i r sind jedenfalls Antimilitaristen nicht nur, aber ganz besonders auch aus Liebe zur Schweiz. Es sei hiemit ausgesprochen, was wir lange nicht und mit d i e s e n Worten überhaupt nie ausgesprochen haben.

Man muss künftig wissen, wie es damit steht. Wir Antimilitaristen haben uns um diese unsere Schweiz zum allermindesten so viel bekümmert wie ihr Militaristen, wahrscheinlich aber mehr als ihr, weil unser Weg viel schwerer war. Ihr waret rasch fertig: ihr ginget den gebahnten, überlieferten Weg; wir aber haben es uns nicht so leicht gemacht. Einige von uns haben in dieser Sache eine lange und schmerzensreiche Entwicklung hinter sich. Auch wir waren einst Patrioten ungefähr im herkömmlichen Stil. Auch wir haben uns an den Schlachten der Schweizergeschichte begeistert und die alten Kriegslieder gesungen. Wir haben vielleicht sogar mit Stolz und Freude Feldpredigten gehalten. Wir waren eben Kinder einer andern Zeit und wir liebten die Schweiz mit heissester Liebe. Aber gerade diese Liebe machte uns denkend, gerade sie schaffte uns Sorge. Wir sahen uns in der Welt, wie sie damals war, um, und uns wurde mit jedem Jahre bänger ums Herz. Was konnte die

Schweiz in dieser Welt bedeuten? Was musste ihr Los sein? Wir sahen uns rings umfasst von riesigen Staatengebilden, von denen jedes einzelne uns mit Leichtigkeit zermalmen konnte. Aber auch abgesehen davon: was konnten in einer Welt, wo nur noch das Quantum galt und dazu die Gewalt, wo eine gewisse Gewalt-Ideologie, ein Gewaltglaube, fast alle Seelen beherrschte, was konnten in einer solchen Welt kleine Völker noch bedeuten? Mussten sie nicht physisch und moralisch ersticken? Wie konnte da Selbständigkeit und Freiheit gerettet werden? Wie vollends konnte es da eine grosse Lebensaufgabe für ein kleines Volk geben? Auch unsere Seele wollte ersticken. Die Schweiz starb uns und etwas vom Besten in uns starb mit ihr. Wir gingen mit unserer Liebe zur Schweiz durch eine tiefe, eine tötliche Krise; wir wanderten traurigen Herzens durch den Wüstensand einer materialistischen Zeit. Aber nicht nur unsere Stellung zur Schweiz geriet in eine tiefe Krise. Die Krise des Patriotismus war vielmehr nur ein Teil einer umfassenden Krise, einer sozialen, religiösen, einer den ganzen Sinn des Lebens und der Welt ergreifenden Krise. Da, als die Not am grössten war, kam die Hilfe. Es stieg vor uns auf das Bild einer *neuen* Welt, und das Bild war keine Fata Morgana, sondern Wirklichkeit, die *wahre* Wirklichkeit, vor der die Welt des Materialismus zum Trugbild der Wüste wurde. Es war die Welt Gottes, die zur Welt des Menschen und des Bruders wurde. Aus diesem neuen Glauben an den höchsten Sinn entstand der Ausblick auf eine politisch und sozial veränderte Welt, eine Welt, worin das Grossmachtsystem stürzte und einem durch Geist, Seele, Idee bestimmten Verhältnis der Völker zueinander Platz machte, wo an Stelle des Quantums die geistige Leistung, an Stelle der Gewalt das Recht, an Stelle der Ausbeutung der Menschen durch den Menschen die Gemeinschaft in Kampf und Arbeit trat. In einer solchen Welt konnte die Schweiz leben, froh sein, gross sein. Die Schweiz wurde uns wiedergeschenkt, die *neue* Schweiz. Unsere Liebe zur Schweiz stieg aus der Todeskrise vertieft, geläutert, gestärkt auf. *Aber in dieser Welt, in der die Schweiz leben konnte, gab es keinen Krieg.* Nur darum konnte sie leben. Und so wuchs und wächst stets von neuem unser Antimilitarismus gerade aus dieser heiligen Wurzel, der Liebe zur Schweiz. Diese Schweiz, wir lieben sie mit allen tiefsten und stärksten Seelenkräften. Um diese Schweiz haben wir gerade in diesen schweren Zeiten gerungen, wie vielleicht wenige unserer Patrioten gerungen haben. Wir haben für sie vielleicht sehr, sehr viel eingesetzt, wovon sie nichts wissen, sie, unsere ewigen Verleumder. Wir können uns kaum denken, wie wir lebten, wenn die Schweiz stürbe. Glaubt es ihr besorgten Freunde, und seid dessen ganz gewiss: die Schweiz ist uns ein Heiligtum so gut wie euch. Wir geben sie nicht

etwa aus irgendeinem falschen Idealismus leichthin oder auch mit Schmerzen preis. Im Gegenteil: Wir wollen sie gerade erretten; wir wollen sie verteidigen!

2.

„Wie," fragt ihr uns, „ihr wollt die Schweiz verteidigen? Aber ihr seid ja gegen die Landesverteidigung?" Ich erwidere: Wer sagt euch, dass wir gegen die Landesverteidigung seien? Wir sind durchaus für die Landesverteidigung, sind immer dafür gewesen. Nur glauben wir nicht, dass heute ein Land noch durch Waffen verteidigt, sondern glauben, dass es dadurch zu Grunde gerichtet werde.

Das ists und das muss genau verstanden werden. Es gilt, die Vaterländer zu verteidigen; aber das kann am wenigsten mehr durch Armeen und Kriege geschehen, im Gegenteil: durch diese werden sie ins Verderben gestürzt. Diese müssen vor allem beseitigt werden, wenn wir die Vaterländer schützen und schirmen wollen. Das ist das Neue, was die Völker lernen müssen.

Das sollten am ehesten die kleinen Völker verstehen. Denn wenn irgend etwas mit Händen zu greifen ist, so doch gewiss die Tatsache, dass die kleinen Länder nicht mehr mit Waffen aus Stahl oder sonst auf ähnliche Weise zu verteidigen sind. Das ist in der letzten Zeit denen, die ihren Verstand vor Umnebelung bewahrt haben, mit aller Klarheit gezeigt worden. Der sogenannte Zukunftskrieg, von dem man im übrigen gar nicht reden sollte — denn man soll den Teufel nicht an die Wand malen — würde ja vor allem ein Gaskrieg sein, geführt mit den ungeheuren Mitteln der grossen Industrie grosser Länder, von Luftgeschwadern aus, die aus tausenden von fliegenden Kriegsschiffen bestünden und die in einem Nachmittag die grösseren Orte der Schweiz in einen Friedhof verwandeln könnten. Jeder Gedanke, dagegen mit unsern Mitteln aufzukommen, ist Zeitverschwendung. Dagegen gibt es nur einen Schutz, er heisst: Krieg dem Kriege um jeden Preis und in jeder Form! Das allein ist jetzt die Landesverteidigung, alles andere eine in jeder Beziehung kostspielige Illusion.

„Aber hat uns nicht doch im Weltkrieg unsere Armee gerettet?" Es ist schwer darauf zu antworten, ohne bitter zu werden. Denn es handelt sich hier um eine fable convenue von der Art, wie sie gerade in unsern Tagen die Völker betören. Unser Militarismus hat sie sans gêne in die Welt gesetzt und sie, je weiter wir uns vom Krieg entfernen, desto zuversichtlicher behauptet; so wird sie schliesslich geglaubt, ja, sie wird zu einem Dogma. In Wirklichkeit ist nur zweierlei sicher: einmal, dass unsere Armee uns ungefähr zwei Mil-

liarden gekostet hat, sodann, dass sie unsere grösste Gefahr gewesen ist, indem sie, das heisst ihre oberste Führung, uns mehrmals beinahe in äussere Verwicklungen oder in den Bürgerkrieg geführt hätte. Was aber die Verteidigung unseres Landes durch unsere Armee anbetrifft, so wäre daran zu erinnern, dass ja gerade unsere oberste Führung hintenher zugegeben hat, was freilich auch vorher kein Geheimnis war: dass gerade in der Stunde der schlimmsten Gefahr — bei Beginn des Krieges — unsere Armee keineswegs in der Lage gewesen wäre, uns ernstlich zu schützen. Wenn wir gerettet worden sind, dann weniger durch unsere Armee als trotz unserer Armee, und zwar durch folgende Faktoren: Einmal durch die Tatsache, dass es einer der kriegführenden Grossmächte viel vorteilhafter erschien, durch Belgien und Nordfrankreich gegen Paris vorzubrechen, als durch die Schweiz; sodann durch das Opfer Belgiens, das den Kriegführenden alle Lust benahm, etwa gar noch ein Land wie die Schweiz zu vergewaltigen; weiter durch den moralischen Kredit, den die Schweiz genoss und der in langer Friedensarbeit, durch bessere Geschlechter von Schweizern aufgebaut worden war; endlich und in letzter Instanz durch Gottes unverdiente Gnade und die Gebete derjenigen Menschen in der Schweiz, die ihm vertrauten und nicht unsern Kanonen und Obersten. Das sind die Mächte, die die Schweiz gerettet haben — auch vor unserer Armee!

Doch lassen wir das Vergangene auf sich beruhen und wenden wir uns lieber der Gegenwart und Zukunft zu. Alles kommt darauf an, dass wir das Problem richtig stellen. Letzten Endes ist nicht das die Frage, ob unsere Armee mehr oder weniger getaugt habe, tauge und taugen werde. Das Problem muss viel allgemeiner, viel prinzipieller gefasst werden.

In zwei Sätzen, meine ich, lässt es sich zusammenfassen:

Der Krieg ist der sichere Untergang der kleinen Völker. Ich meine das so: Es handelt sich nicht darum, ob ein kleines Volk etwa in einem besonderen Falle, einem Glücksfalle, sich trotz einem Kriege behaupten könnte, sondern darum, was aus den kleinen Völkern würde, wenn das Kriegssystem des Völkerlebens, wie es vor dem Kriege ungeschwächt und blühend in Kraft stand, fortdauerte oder gar, wie unsere und alle Militaristen glauben und im geheimen wünschen, wieder aufgebaut und nur noch weiter ausgebaut würde. Dass dies jetzt schon moralisch und bald auch physisch ihren Untergang bedeutete, ist für jeden klar, der überhaupt die Wahrheit sehen und nicht in erster Linie seinen Stand erhalten oder Nebenzwecke verfolgen will. Sie würden eines Tages doch bei irgendeinem grossen Zusammenstoss aufgerieben und hätten jedenfalls unter der Herrschaft eines solchen roh materialistischen, rein quantitativen Systems als klein und schwach nichts zu

bedeuten. *Wer an dieses System glaubt, glaubt nicht an die Schweiz; wer dieses System irgendwie stützt, untergräbt damit das Vaterland.*

Aber dieser erste Satz ist eigentlich nur ein Bestandteil des zweiten, noch viel entscheidenderen: *Der Krieg ist unser aller Untergang. Wenn es noch einmal Krieg gibt, dann sind wir alle verloren, Grosse wie Kleine.* Das sollte doch wohl eine Wahrheit sein, die man heute nicht mehr beweisen muss. Ein europäischer Zukunftskrieg würde bei der engen Verbindung, in der jetzt alles Weltgeschehen steht, mit einer Wahrscheinlichkeit, die der Gewissheit fast gleichkommt, wieder ein *allgemeiner*, ein Weltbrand werden. Einen solchen hielte aber die Menschheit nicht noch einmal aus, besonders in Anbetracht der seit 1918 noch so furchtbar gesteigerten satanischen Vernichtungsmittel, die ja erlaubten, mit einigen Bombenwürfen ganze Armeen zu vernichten und ganze Weltstädte in schauerliche Millionengräber zu verwandeln, die die Heere der Bazillen auf die Völker losliessen, auch die Natur in Tod versenkten und mit alledem die Bilder der Offenbarung Johannis bei weitem überböten. Wir hielten einen solchen Krieg physisch nicht aus; wenn wir ihn aber auch physisch aushielten, so hielten wir ihn moralisch nicht aus. Wir haben auch den letzten kaum ausgehalten. Mit genauer Not sind wir dem physischen Untergang entronnen — wenn wir ihm wirklich entronnen *sind* —, und noch sind wir daran, aus dem moralischen Höllensumpf mit verzweifelter Anstrengung emporzuklimmen. Ja, was für eine Hölle von Not, Verwilderung, Gemeinheit ist jetzt noch unter uns entfesselt! Und das sollten wir ein zweites Mal aushalten können! Besser wäre wohl, wenn ein Weltuntergang von einer astronomischen Katastrophe her diesem Stern rasch ein Ende bereitete, als dass wir so Unausdenkbares erleben müssten, — dass wir sehen müssten, wie der Mensch vollends dem Mensch ein Teufel würde. Dann müssten wir mit den biblischen Worten rufen: „Wehe in diesen Tagen den schwangeren und stillenden Müttern!" Dann müssten wir wünschen, dass unsere Kinder wenigstens, die guten, lieben, blühenden vorher hinweggerafft würden, etwa von einer — Seuche, die ja eine mütterliche Güte wäre verglichen mit dem, was sonst ihnen drohte!

Und gegen eine solche Möglichkeit sollte nicht alles, was unter uns an Ernst, an Güte, an Menschlichkeit, an Weisheit vorhanden ist, das Aeusserste aufbieten?

Machen wir uns aber *als Schweizer* das Problem klar. Was kann unser Land gegen dieses Los schützen? *Offenbar nur der Kampf gegen den Krieg überhaupt bis aufs äusserste* Es ist dies freilich der Kampf *aller* Völker. Sie

haben gegenwärtig keinen wichtigeren; denn dabei handelt es sich um ihr Leben. In diesem Zusammenhang wird der Gedanke, dass wir uns durch unsere Rüstungen doch noch stützen könnten, völlig sinnlos. Wenn die Welt untergeht, was hilft uns dann unsere Rüstung? Wir gehen auf alle Fälle mit unter. Wer jetzt unter uns von solcher Rüstung redet, der gleicht einem Mann, der in einem zusammenstürzenden Hause glaubte, sich durch — eine Krücke, oder in einem brennenden durch einen Fingerhut voll Wasser — besser: Petroleum, das er für Wasser hält, retten zu können! Nein, es bleibt aller Welt nur ein Mittel: Es heisst Abrüstung — Abrüstung jeder Art, materielle und moralische; Absage an den Krieg in jeder Form. Das ist die einzige Verteidigung, die nicht sinnlos wäre.

Und zwar sofortige Abrüstung. Denn sonst kann der Weltbrand wieder ausbrechen, bevor wir daran denken. Die höllischen Elemente für einen solchen Brand sind reichlich gerüstet. Diesmal dürfen wir uns nicht mehr überraschen lassen. Eine Abrüstung in hundert Jahren liessen sich ja auch die ärgsten Gewaltgläubigen gefallen, aber Sinn hat allein eine sofortige Abrüstung, die überall einsetzt. Und warum sollte sie nicht einsetzen — ist doch alles andere sinnlos, ist doch das Kriegsprinzip gerichtet und das Friedensprinzip geoffenbart.

Aber wie es in solchen Dingen immer ist: Einer muss anfangen. Es darf nicht jeder warten, dass der andere vorangehe und inzwischen misstrauisch und bis an die Zähne bewaffnet dastehen, jede Bewegung des andern als einen Angriff oder die Vorbereitung darauf betrachtend. Es muss einmal der Zirkel des Fluches durchbrochen werden. Dazu sind aber in erster Linie die kleinen Völker berufen. Sie sollen vorangehen und damit unsterbliche Ehre und Grösse erwerben. Sie sollen es tun, weil es vor allem ihre Rettung ist, weil sie auf alle Fälle nur so leben können.

3.

Aber hier stossen wir auf eine jener Fiktionen, zu deutsch: Erfindungen des Selbstbetrugs, die gerade in der Schweiz den Militarismus erhalten und der Abrüstung im Wege stehen. Von allen Seiten hören wir: „Ja, wir sind schon für die Abrüstung, aber davon kann doch keine Rede sein, dass wir vorangingen. Da müssen die Grossen anfangen. Wir, die Kleinen, besonders wir Schweizer, greifen ja niemand an, unser Heer ist nur zur Verteidigung da; wir haben seit vierhundert Jahren keinen Angriffskrieg mehr geführt." Und wie die Reden alle lauten.

Wie eine unzerstörbare Mauer stellt sich uns dieses Gebilde ent-

gegen. Und doch wie haltlos ist dies alles, wenn man es näher ansieht! Einmal: es ist nicht richtig, dass die Kleinen mehr gefährdet seien als die Grossen. Genau das Umgekehrte ist der Fall. Die Grossen sind noch viel, viel mehr in alles Weltgeschehen verwickelt; sie bieten für Konflikte viel mehr Angriffsflächen; sie haben viel mehr zu schützen.

Sodann — was die friedfertige Gesinnung betrifft — behaupten alle Völker gleichmässig, dass sie ihre Heere und Flotten nur zur Verteidigung hätten. Auch Annexionen und Kolonien betrachten sie für die wirtschaftliche und militärische Sicherung ihres Volkes als unentbehrlich. Es ist ihnen mit ihrer Friedensgesinnung genau so ernst wie uns.

Denn — das ist das Dritte — unser ewiges Reden von unserer Friedseligkeit ist arge Selbstgerechtigkeit und weiter nichts. Wenn wir in der neueren Zeit nicht Angriffskriege geführt und Annexionen gemacht haben, so haben wir wohl gewusst warum, und es ist ein starker Selbstbetrug, wenn wir dies unserer besonders entwickelten Friedensgesinnung zuschreiben. Tatsache ist vielmehr, dass es heute wenige Völker geben dürfte, in denen ohne Anlass und Not der Friedensglaube so klein und der Gewaltglaube so gross wäre wie gerade in dieser selbstgerechten Schweiz, die immerfort über die andern zu Gericht sitzt und selbst bis zum Hals in der gleichen Denkweise steckt, die für die Abrüstung der ganzen Welt ist, nur nicht für die in der Schweiz, und die einen Kultus des Schiessgewehres treibt, wie man ihn sonst nirgends findet.

Nein, wir sind um kein Haar besser als die andern, eher um einiges schlimmer, wenigstens in *diesem* Punkte. Die andern sind nicht Bösewichte, denen man nicht über den Weg trauen darf, wir aber Friedensengel voll Unschuld und Gerechtigkeit, die, um ein Jahrhundert den andern voraus, mit Engelsgeduld warten müssten, bis diese nachkämen, um inzwischen — es den meisten von ihnen an Kriegsrüstung bei weitem zuvor zu tun! Unsere Gesinnung ist, sagen wir nun wenigstens dies, ungefähr die gleiche wie die ihre.

Und *darauf* kommt es an: auf die Gesinnung, den Glauben, nicht auf deren Auswirkung, die bei uns einfach durch Kleinheit und Schwäche gehemmt ist. Wir müssen noch einmal das eigentliche Problem ins hellste Licht setzen und zeigen, wo es liegt: Auf das *Prinzip* des Krieges kommt es an. *Wer an das Kriegsprinzip glaubt, der stützt den Krieg.* Das Kriegsprinzip aber muss bei uns so gut als anderswo und mehr als anderswo bekämpft werden, und der Ausdruck für diese Bekämpfung ist die Abrüstung. Es ist überall der gleiche Kampf und überall der gleiche Weg: *die Abrüstung.* Alles andere ist neben Torheit und Frevel auch Heuchelei.

Es ist übrigens auch nicht wahr, wenn man immer wieder tut, als ob die Schweiz ein von aussen her besonders gefährdetes Land wäre. Das ist auch nur eine Fiktion des Militarismus, der nach allen möglichen und unmöglichen Rechtfertigungen seines Systems ausblickt. Wir sind im Gegenteil nach aussen hin in besonders günstiger Lage. Eine Schweiz, die mit einer ehrlichen Abrüstung voranginge, wäre hundertmal sicherer als die von ihrer Armee — nicht beschützte! Das kleine Dänemark, das doch Anlass hätte, von Deutschland her eine Rache für verlorenes Land zu fürchten — wie würde man bei uns eine solche Lage ausnützen! —, geht mit dem Plan einer völligen Abrüstung zu Land und zu Wasser voran und wird, wenn es sie verwirklicht, dadurch das gesichertste Land der Erde werden. Es wagt den Schritt, nicht weil er ein kleineres Wagnis wäre, sondern weil es dort genug Menschen gibt, die an den Geist und an die neue Welt glauben.

„Aber der Völkerbund? Müssen wir nicht das Land des Völkerbundes schützen?"

Ja, der Völkerbund, der von den Militaristen einst so bekämpfte und im stillen aufs äusserste gehasste, er wird nachgerade das letzte Bollwerk des schweizerischen Militarismus in seiner Verlegenheit, Gründe für sein Weiterbestehen zu finden. Dass wir eine grosse Kriegsrüstung haben müssten, um den Sitz des Völkerbundes zu schützen oder unsere durch ihn nicht geschützte Neutralität — auch sie muss eine Nothelferin unserer Obersten werden — zu erhalten, das ist die letzte verzweifelte Fiktion des bedrängten Militarismus. Ich antworte: Ein Land wie die heutige Schweiz mit ihren Kriegsrüstungen, ihrem Unglauben gegenüber einer neuen Ordnung ist gar kein Völkerbundsland, verrät bloss den Völkerbund. Doppelt und dreifach ist dieser Verrat am Völkerbund und damit an der Schweiz, wenn man an der Völkerbundsversammlung und ähnlichen Anlässen schwungvolle Friedens- und Liebesreden hält — voll Kummer darüber, dass die Welt uns nicht nachkomme — und in der Schweiz bei allen militaristischen und verwandten Anlässen Kriegs- und Freundschaftsreden, wie sie sonst nur Kriegshetzer halten, und sich bis zur Behauptung versteigt, diejenigen unter den Miteidgenossen, denen der Völkerbund nicht nur eine Gelegenheit zu Schönrednerei und Karriere ist, und die darum Abrüstung fordern, als „beinahe Verbrecher" zu bezeichnen. Ein Land, das sich das gefallen lässt, ist rein zufällig sein geographischer Mittelpunkt, nicht durch das Verdienst seines jetzigen Geschlechtes, sondern durch das eines früheren, das an Gott und sein Gesetz glaubte und das noch Herz und Mark hatte. Den Sitz des Völkerbundes schützen? Als ob es dem Völkerbund auf die paar Büro in Genf ankäme! Dem Völkerbund kann nichts Erwünschteres geschehen, als wenn ein

Land nach dem andern abrüstet, und zwar sofort. Wenn ihr den Völkerbund schützen wollt — ehrlicherweise — dann tut es dadurch, dass ihr an den Völkerbund g l a u b t. Sofortige und völlige Abrüstung, das ist Völkerbundstat, dadurch allein wird die Schweiz Völkerbundsland.

Nein, die Sache ist nicht nur nicht so, dass wir von aussen her zu unserm Militarismus und Gewaltglauben irgendwie besonders veranlasst würden, sie ist vielmehr so, dass wohl nicht gleich ein Land mehr als wir Ursache hat, von einem Kriege völligen Ruin zu erwarten. W i r s i n d n ä m l i c h , zwar nicht von aussen, aber v o n i n n e n h e r g a n z b e s o n d e r s b e d r o h t. Und zwar durch unsere n a t i o n a l e n V e r s c h i e d e n h e i t e n. Bedenken wir doch: wenn wieder ein Krieg der Grossmächte um uns herum entbrennte, dann bestünde die höchste Wahrscheinlichkeit, dass in Bezug auf seine Beurteilung, unsere Sympathien, unsere Parteinahme gerade wie im Weltkrieg und bei frühern Anlässen ein tiefer Riss mitten durch unser Volk ginge. In welchem Zustand würden wir dann wohl selbst einen Krieg führen? Wobei verschärfend hinzukäme, dass wir uns dann aus Mangel an eigener Kriegsmacht, wie allgemein vorausgesetzt wird, sofort einer der kriegführenden Parteien anschliessen müssten. Und was würde dann, um dies nun auch noch zu sagen, aus unserer U n a b h ä n g i g k e i t? Wir würden Kriegsschauplatz, weiter nichts! Das wäre unser Gewinn. Im übrigen würden wir aufs Schlimmste abhängig — nämlich von unsern übermächtigen Verbündeten. Unabhängig macht nicht die Gewalt, sondern nur das Recht.

Aber die E h r e, die zu retten nach der Meinung unserer Militärverteidiger doch schliesslich die Hauptsache sei? Ich frage: wo wäre da Ehre zu holen? Tiefe Demütigung und Erniedrigung wäre zu holen, aber keine Ehre. Ehre könnten wir bloss haben, unvergängliche, strahlende Ehre, wenn wir wagten, der Welt auf neuen Bahnen kühn voranzugehen, a u f n e u e n B a h n e n a u c h d e r E h r e. Denn was ist heute diese kriegerische Ehre, diese beschmutzte, von Bruderblut rauchende, in Gasgift gehüllte Ehre? Ist sie nicht hart daran, U n e h r e zu werden? Ja, ist sie es nicht schon geworden? Ist sie nicht vom Gewissen der Menschheit gebrandmarkt? Wahrhaftig, es ist höchste Zeit, dass wir diesen blutigen Götzen verbrennen.

„Aber die notwendige E r t ü c h t i g u n g d e r J u g e n d? Die Gelegenheit zum Z u s a m m e n k o m m e n der verschiedenen Volkskreise? D i e m i l i t ä r i s c h e n T u g e n d e n der Disziplin, der Ordnung, der Abhärtung?“ — Als ob das alles nicht auf a n d e r e, weniger fluchvolle Art zu gewinnen wäre, etwa durch einen richtigen Zivildienst und eine neue Art von Erziehung, und

zwar so, dass die Kehrseite der militärischen Tugenden — man lernt in den Kasernen nicht nur Zucht und Abhärtung, sondern auch — anderes! — nicht dabei wären? Sind etwa die nichtmilitärischen Engländer und Amerikaner weniger tüchtig, weniger zuchtvoll, weniger abgehärtet als wir?

„Aber unsere Alpen, uns von Gott als Schutz verordnet — sollten wir uns nicht auf sie verlassen können?" Wir hören jetzt wirklich immer wieder, dass unser kleines Heer sich im Ernstfall dorthin zurückzöge. Ich frage — und das ist meine ganze Antwort: Etwa um dort eine Luftkur zu machen, während die übrige Schweiz verheert würde und Frauen und Kinder, überhaupt Nichtsoldaten an den Fliegerbomben erstickten — diesen Fliegerbomben, die übrigens auch in den Alpen herabfallen können? Zu welchen Phantastereien nimmt der Militarismus in seiner Not seine Zuflucht!

„Aber unser Gott — sollte er nicht unsere Zuflucht sein?" Gewiss, er kann es, will es, soll es allein sein, aber nur, wenn wir ihm allein vertrauen, und nicht unsern Kanonen und Maschinengewehren; gewiss, aber nicht dann, wenn er uns dienen soll, sondern wenn wir ihm dienen. Wir dienen ihm aber, wenn wir seinen Willen tun. Seinen Willen tun wir aber nicht, wenn wir an Gedanken, Methoden, Einrichtungen festhalten, die allen Sinn verloren haben, sondern wenn wir die Wege gehen, die er weist. Sein Weg mit der Völkerwelt und mit uns heisst aber jetzt — das erkennt jeder, der nicht verblendet ist —: „Krieg dem Kriege, Frieden!"[1])

Kurz, wohin wir blicken und wie wir uns wenden: die Schweiz kann nur im Frieden leben und bestehen; sie kann nur verteidigt werden durch Krieg und Kriegsrüstungen — gegen den Krieg! Und darum noch einmal: wer die Schweiz lieb hat und sie verteidigen will, der muss ihre rasche und völlige Abrüstung fordern.

Warum denn nicht?

Antwort: „Wir wollen halt nicht!"

4.

Mit dieser Antwort kommen wir einen Schritt weiter. Ich sehe, wie einer der Gegner lächelnd auf mich zukommt und mir ins Ohr flüstert:

---

[1]) Bundesrat Scheurer hat an der St. Jakobsfeier in Basel, auf die Folgen der Schlacht bei St. Jakob hinweisend, erklärt, man sehe daran, dass auch eine kleine Macht, wenn sie zum äussersten entschlossen sei, Grosses ausrichten könne. Auch wieder eine solche Notausflucht unseres Schwertglaubens. Bundesrat Scheurer hat zweierlei vergessen. Erstens: er hat vergessen, dass hinter jenen zu St. Jakob gefallenen 1500 Eidgenossen immer noch eine Kriegsmacht stand, die jeder andern in jener Zeit gewachsen war. Zweitens: er hat vergessen, dass 1444 nicht 1924 ist. Mit den Zeiten ändern sich bekanntlich die Sitten und die Sittlichkeit. Es gab 1444 auch noch keine Bundesräte!

„Höre doch auf; du rennst offene Türen ein. Das alles wissen wir doch schon lange. Man redet aber doch nicht so laut von den Dingen. Natürlich, für einen Krieg nach aussen reicht unser ganzes Militärwesen auf keine Weise zu. Aber dafür, du Kind, ist es auch nicht da. Weisst du denn nicht von einem innern Feind? Meinst du, wir sollten uns den Kommunisten und Bolschewisten ausliefern? Gewiss, gegen die Luftgeschwader und Tanks einer Grossmacht helfen uns Flinten und Maschinengewehre nichts, aber sie genügen vollkommen — für die Bahnhofstrasse oder den Helvetiaplatz in Zürich. Verstehst du nun?"

Ja, ich verstehe und bin überhaupt nicht so naiv, wie man meinen möchte. Für einen nicht kleinen Teil unseres Volkes ist tatsächlich das Militär viel weniger zum Schutz gegen aussen als vielmehr zur Aufrechterhaltung dessen, was sie „Ordnung" nennen, also zum Schutz gegen innen notwendig. Das war besonders zur Zeit der grossen Bolschewismusgefahr der Fall, es ist aber auch heute bei sehr vielen, seis bewusst, seis unbewusst, das stärkste Motiv für die Erhaltung des Militärs. Dafür scheint ihnen nicht leicht ein Opfer zu gross. Und in der Tat, die einzigen „siegreichen Schlachten" unserer hohen Militärs während des Krieges und nachher haben sich in den Strassen unserer Städte und Industriedörfer abgespielt und zwar nicht, wie auch eine solche hartlebige fable convenue will, weil der Generalstreik vorausgegangen wäre, sondern — das gilt wenigstens vom Hauptfall, den Zürcher Ereignissen vom November 1918 — weil das ganz verkehrte Eingreifen des Militärs den Generalstreik und dann den vermehrten Grippetod herbeiführte.

Wir wollen gerecht sein: es mag recht viele friedfertige und rechtdenkende Schweizer geben, die aus Angst vor einer hereinbrechenden innern Katastrophe gegen die Abrüstung sind. Was antworten wir ihnen?

Ich antworte: Im Gegenteil, gerade auch für unsere innern Zustände ist die Abrüstung notwendig. Auch hier schützt das Militär nicht, sondern vermehrt die Gefahr.

Auch das ist nicht schwer einzusehen, wenn man dafür einmal die Augen geöffnet hat. Der jetzige Zustand ist im Grunde der eines latenten (versteckten) Bürgerkrieges. Es waltet hierin ganz das gleiche Prinzip wie auf dem Gebiet der Beziehung nach aussen hin. Es kommt auch im innern Leben der Völker darauf an, ob man an die Gewalt oder an die Gerechtigkeit glaubt. Und auch hier sage ich: der beste Schutz, vielmehr der einzige wirkliche Schutz, ist nicht die Gewalt, sondern das Recht — das Recht, das Gerechtigkeit ist. Es allein erhält

auch die wahre Ordnung im Innern. Die Gewalt kann wohl einen Schein von Ordnung herstellen, aber unter der Oberfläche lauern dann jene Dämonen, die nicht durch Gewalt gebändigt werden können. Eines Tages brechen sie doch aus, und keine Gewalt wird sie daran hindern, aber die Zerstörung der Ordnung wird dann um so schlimmer sein. Ich denke, wir haben von dieser Wahrheit sowohl in Deutschland als in Russland gewaltige Beispiele erlebt. Sollten wir davon wirklich nichts lernen wollen? Jene Dämonen werden gebändigt nicht durch Gewalt, sondern durch Opfer. Sie steigen auf aus unrechten, ungerechten Zuständen und verschwinden mit ihnen; diese Zustände aber ändert nur eine Gesinnung, die sich im Opfer vollendet, eine Gesinnung, die nicht tötet, sondern sich — wenn auch nur geistig verstanden — töten lässt. Schafft soziale Gerechtigkeit und damit sozialen Frieden und ihr habt wahrhaftig keinen Bürgerkrieg zu fürchten; sonst aber seht zu, was eines Tages aus eurer Ordnung wird.

Auch hier ist zu sagen, dass die schweizerischen Verhältnisse für diesen Weg günstig sind, günstiger als in vielen andern Völkern. Als Einer, der darin orientiert ist, darf ich sagen: nur verängstigte Unwissenheit und Gespensterseherei kann von der Masse unserer schweizerischen Arbeiterschaft irgendwelche Gewalttaten erwarten, vorausgesetzt, dass sie nicht bis aufs äusserste durch Unrecht gereizt werde. Einige aus der Zeit des bolschewistischen Rausches übrig gebliebene revolutionäre Gewaltphrasen sind von Taten weit entfernt. Auch aus dem Ausland droht keine bolschewistische Gefahr mehr. Unsere paar Kommunisten endlich wären zur Not durch einen Hydranten zu bändigen und spielen vollends keine Rolle mehr, wenn wir die Zustände beseitigen, welche Bolschewismus erzeugen. Ich sage: gebt jene 120 Millionen, die das Militärbudget nutzlos, ja uns zum Fluch verschlingt, für soziale Zwecke, für die Alten, Kranken, Kinder, Mütter, Arbeitslosen aus, und ihr habt keine Kommunisten zu fürchten. Und ich füge endlich hinzu: Auch der Bolschewismus ist ein Prinzip; er ist für das innere Leben der Völker das gleiche Prinzip, wie der bürgerliche Militarismus für das äussere. Es gibt dagegen auf die Länge nur einen Schutz: Abrüstung, ich meine: die entschlossene Betonung und Verwirklichung eines andern, entgegengesetzten Prinzips, von dem die militärische Abrüstung der sichtbarste, ergreifendste Ausdruck ist. Erhaltet das Militär und ihr erhaltet den „innern Feind", der eines Tages sehr stark sein wird; ihr züchtet die Heere der Dämonen des Bürgerkriegs; zerbrecht das Schwert, rüstet ab und das ganze Heer der Dämonen ist geschlagen. Der soziale Friede kommt aus der gleichen Wurzel wie der Völkerfriede.

Ich möchte diese Wahrheit noch ein wenig anders ausdrücken. Unser militärisches System mit seinem Sinn: dass es die Probleme durch die Gewalt lösen will, ist eine stetige, grosse A b l e n k u n g — eine Ablenkung nämlich von den wahren Problemen, von der Wahrheit der Dinge. Es beruhigt, aber auf falsche Weise; es blendet und verblendet; es hält die Gedanken in einem Bann. Man macht es dann eben mit der Gewalt; man löst damit — wenns nötig ist — die Probleme, das heisst: man löst sie n i c h t. Wenn aber einmal dieses ganze System in den Einrichtungen wie im Geiste der Menschen zerbrochen wäre, dann würden die Gedanken frei. Dann sähen wir eher die w a h r e n Probleme. Wir erblickten die sozialen Schäden und gingen in neuem Ernst daran, sie zu heilen, gingen daran, in einem neuen Geist, ohne Gewalt, in einem Willen zur Gerechtigkeit und Gemeinschaft. Wir gingen daran, auf Grundlage einer sozialen Erneuerung eine wirkliche Volksgemeinschaft aufzubauen. U n d d a s, d ü n k t m i c h, s e i w o h l e i n e g a n z g r o s s e A u f g a b e d e r S c h w e i z. Ich meine, dies, und nicht Maschinengewehre, sei die Mission der Schweiz. Auch darum — ganz besonders darum — aus Gründen ihres innern Lebens, ist Abrüstung eine Mission der Schweiz, weil eine Mission wirklicher D e m o k r a t i e.

5.

Aber wieder nimmt mich einer auf die Seite und flüstert mir zu: „Auch jetzt noch bist du zu naiv. Wir fürchten den sog. innern Feind nicht so sehr, wie du meinst. Aber verstehst du denn nicht, dass wir Schweizer halt Militär haben müssen, um jeden Preis? Denk doch, was das wäre, wenn wir keine Obersten mehr hätten in unsern Behörden und Kommissionen, keine Majore mehr, keine Hauptleute und Oberleutnants — und dazu keine Frau Oberst, Frau Major, Frau Hauptmann, Frau Oberleutnant und übrigens auch Frau Wachtmeister und Frau Korporal. Da würde es doch todlangweilig in der Schweiz. Bedenke auch, wenn bei uns nicht mehr den ganzen Sonntag in Höhen und Tiefen, zu Stadt und Land die Gewehre knallten, was sollte der Schweizer mit seinem Sonntag anfangen? Wir Schweizer m ü s s e n halt Militär haben, auch wenns auf der ganzen Welt sonst keines mehr gäbe.“

Was antworte ich darauf? Ja, antworte ich, du hast recht; ich bin noch zu naiv, nehme die Dinge zu ernst. Es ist wohl ganz wahr: das, was du da angedeutet hast, ist vielleicht der festeste Wall gegen die Abrüstung, der sich uns entgegenstellt. Das Militärwesen ist bei uns so verbunden mit der Volkssitte; es ist gerade durch das Milizsystem so populär geworden; es wurzelt so tief in unserer Ueberlieferung; wir haben eine so grossartige Kriegsgeschichte und

meinen, Kriege hätten der Schweiz Grösse und Freiheit gebracht, Festspiele erneuern diese Ueberlieferung, aus kriegerischen Heldenliedern nährt sie sich unaufhörlich; es kann nicht ohne Einfluss bleiben, wenn der Glarner jährlich seine Näfelser, der Luzerner seine Sempacher, der Basler seine St. Jakobs-Schlachtfeier hält, der Genfer der Eskalade gedenkt, der Bündner sich am Calvenmarsch begeistert. Dazu kommt unser Konservatismus in solchen Dingen: wir schaffen das Militär nicht ab, weil man es halt bisher gehabt hat; denn wir sind in solchen Dingen das konservativste Volk der Welt. Und endlich, um auf dein Argument zurückzukommen, ist das wirklich ein Grund der Stärke unseres Militarismus, dass er nicht ernst zu nehmen ist. Ja, hätten wir einen Krieg erlebt, stünde es anders. So aber ist das Militärlen eine Gelegenheit, aus einem einfachen Bauern-, Fabrikanten- oder Kaufmannssohn ein schneidiger Leutnant und Herrenmensch zu werden und für den Bauern- und Arbeitersoldaten, den Bureaulisten und den Intellektuellen ein Anlass, ein wenig hinauszukommen, für den einen aus dem Dorf, den andern aus der Stadt, und mit andern Volkskreisen zusammenzukommen. „Warum," fragst du darum, „das alles so ernst nehmen und abschaffen wollen? Und was sollten denn die Wirte, die Händler, die Lieferanten machen, denen so eine Kaserne, eine Einquartierung, eine Verbindung mit der Militärverwaltung gar viele Vorteile bringt? Was für ein Haufen von Interessen würde verletzt, wenn kein Militär mehr wäre!"

Ich antworte: Nehmen wir also an, es stehe wirklich kein Ernst im Hintergrund. Wäre das nicht ein Grund mehr, so rasch als möglich mit dieser Sache abzufahren? Denn sie wäre dann nur eine grosse Lüge; sie vermehrte nur den nationalen Selbstbetrug, von dem wir ohnehin schon genug haben, jenen Pseudo-Idealismus, der sich in Gebärden und Formen und Worten erledigt. Und ich gestehe auch: gerade dieser mangelnde Ernst ist es, der mich an unserem Militarismus so sehr abstösst. Ich kann schliesslich noch etwas wie Achtung aufbringen für ein Heer, das im Ernste gekämpft und gelitten hat, oder dies vielleicht wieder tun wird, aber bei uns habe ich zu sehr den Eindruck einer blossen Spielerei. Denn — wie ich gezeigt habe — es kann ja doch nichts helfen, und das weiss im Grunde jedermann. Solche Spielerei verdirbt aber die Seele eines Volkes. Darum Wirklichkeit her! Die Schweiz setzt sich durch diese Militär-Spielerei, durch diese Vorspiegelung von etwas, was sie doch nicht kann, nur herunter; sie erhöht sich, wenn sie reell wird und abrüstet.

Im übrigen sind Flinte und Maschinengewehr für ein Spiel und auch, nebenbei, für all jene kleinen Interessen, doch zu ernst; denn

sie sind Symbole des Hasses und Fluches. Damit soll man nicht spielen. Weg damit!

6.

Damit lenken wir wieder zu dem schweren Ernst dieser Sache zurück. Was sie für die Schweiz bedeutet, soweit sie ein kleines Volk und ein Glied der europäischen Völkerfamilie ist, habe ich schon darzustellen versucht, nun gilt es aber noch zu zeigen, was daran gerade für die Schweiz als Schweiz hängt, für die Schweiz als das besondere Land, das sie ist, mit ihrer besonderen Geschichte, ihrer besonderen Art, ihrer besonderen Mission.

Ich beginne mit dem Negativen und gehe von der Tatsache aus, dass die Schweiz heute nicht nur nicht den Weg geht, den ihre ganze äussere und innere Lage ihr weist, sondern das genaue Gegenteil tut. Sie stellt ein Militärbudget auf, das wohl verhältnismässig das grösste von allen ist und das, wenn es so vorwärtsgehen dürfte, rasch immer grösser würde. Sie vermehrt die Zahl der jährlichen Rekruten. Sie veranstaltet im Angesicht der fünfzehn Millionen Leichen des Weltkrieges ausgerechnet ein grossartiges Schützenfest, das den Zweck hat, wie man sagt, die Schweiz zu erneuern (und das bedeutet für diese seltsamen Erneuerer vor allem: ihren militärischen Geist aufzufrischen) und wo man sich ein Festspiel vorführen lässt, in dessen Mittelpunkt als Losung der alten und neuen Schweiz das Wort steht: „Auge um Auge, Zahn um Zahn." Kurz, man erklärt durch das Wort, soweit man dazu schon den Mut hat, besonders aber durch die Tat: „Weltfrieden ist Unsinn und Abrüstung Verbrechen. Mögen andere Völker immerhin so dumm sein, abzurüsten, der nüchterne Schweizer glaubt nur an die Herrschaft der Gewalt, er glaubt nur an — blaue Bohnen!"

Das ist unsere heutige Schweiz, soweit ihre offizielle Führung und die Oberfläche ihres Volkstums in Betracht kommt. Was sagen wir dazu?

Wir sagen, dass damit Fluch und Gericht auf unser Volk förmlich herabbeschworen wird. Dieses ganze Benehmen ist doch einfach ein Hohn auf allen Glauben an das Gute und Göttliche. Ja, es ist eine Verhöhnung des Menschen und eine Verhöhnung Gottes und fällt darum unter das Gericht jenes Wortes: „Irret euch nicht; Gott lässt seiner nicht spotten!" Wer in unserm Volke sich noch eine Empfindung für die sittliche Wahrheit und ihren Ernst, oder gar das bewahrt hat, was ein altes und tiefes Wort Gottesfurcht nennt, der muss erzittern bei dem Gedanken, was eine solche freche Verhöhnung des offenbaren Gotteswillens über unser Volk bringen wird.

Besonders deutlich, sichtbar, greifbar und hörbar tritt dieser Tatbestand hervor in dem schweizerischen Kultus der

F l i n t e u n d d e s S c h i e s s e n s, der uns vor allen andern Völkern auszeichnet. Der Schiesstand ist des Schweizers Tempel, der eine grössere Rolle spielt als die Kirche. So oft — vom Winter abgesehen — ein Sonntag strahlend aufsteigt über Berg und Tal, die Firnen glänzen und die Seen blauen und die Seele sich zu Gott erheben möchte in heiliger Sonntagsstille — „das ist der Tag des Herrn“ — horch — da geht es los: piff, paff, piff, paff, bum, in Höhen und Tiefen, in Dorf und Stadt, in Ost und West — das Schiessen und Knallen, der Kultus des Mars. Du findest keinen Ort mehr, wo du davon unbehelligt wärest. Da singt wohl ein Männerchor von einer Bergeshöhe aus ins Tal hinunter: „Mein Schweizerland, wach auf!“ und es wacht auf — am Gewehrknallen! Die Glocken läuten auch, aber ihr Ruf, der ein Ruf der ewigen Liebe sein soll, wird verhöhnt durch den andern Ruf, der vorher und nachher, den ganzen Tag lang, ertönt, und der am Samstag schon eingesetzt hat, den Ruf zum Hass und Mord, den ja Gewehr und Schuss ebenso bedeuten sollen wie die Glocken das Gegenteil. Die ganze Schweiz wird an jedem Sonntag der sogenannten guten Jahreszeit völlig eingehüllt in diese Musik des Satans und das ist dann unser Tag des Herrn. Wie könnte auf ein solches Land der Segen Gottes herabsteigen, den wenigstens ein Teil der Schweizer des Sonntags in den Kirchen Christi erfleht? Wie können Christus und Brudermord zusammengehen? Fluch und Gericht beschwören wir so auf uns herunter, nach den Naturgesetzen der Welt Gottes.

Denn noch einmal: Das alles bedeutet heute, nach dem Weltkrieg, kein Spiel mehr; heute müssen den Menschen darüber die Augen aufgegangen sein. Sie müssen den ganzen furchtbaren Ernst dieser Sache verstanden haben. Das Gewehr erinnert heute an die Blutozeane des Weltkrieges und ist Symbol des Mordes; der Kultus des Schiessens ist heute Bekenntnis zum Krieg, zum Völkerkrieg und zum Bürgerkrieg. Wenn unser Volk das nicht verstanden hat, desto schlimmer; dann wehe ihm — „Gott lässt seiner nicht spotten.“

Das alles aber tut mir ganz besonders wehe, weil ich Schweizer bin. Das Gewehr ist mir zwar i m m e r zuwider, als Symbol der Brutalität, der Feindschaft von Mensch zu Mensch, aber wenn ich an einem schönen Sonntagmorgen hinter einem solchen gewehrtragenden Schweizer hergehe, dann tut mir das nicht nur wehe, weil ich ein M e n s c h bin und das Gewehr das Symbol der Unmenschlichkeit ist, nicht nur, weil ich ein J ü n g e r C h r i s t i sein möchte und das Gewehr ein Hohn auf Christus ist, sondern auch, weil ich ein S c h w e i z e r bin und das Gewehr, in der Rolle, die es heute unter uns spielt, eine Sünde gegen die Schweiz ist, gegen die Schweiz, d i e z u s o g a n z a n d e r e m b e r u f e n w ä r e.

Ja, eine Sünde gegen die Schweiz! Und damit komme ich zu

dem zweiten Satz, worin ich die Beziehung dieser Sache gerade zur Schweiz als Schweiz ausdrücken möchte. Er lautet negativ ausgedrückt: Die Schweiz verliert ihr moralisches Lebensrecht, wenn sie auf dem bisherigen Wege weitergeht, positiv ausgedrückt: Nur das Vorangehen auf dem entgegengesetzten Wege sichert der Schweiz ihr Lebensrecht. Denn das allein entspricht der Mission der Schweiz. Jedes Wesen zerstört sich selbst, wenn es gegen den Sinn und Zweck seiner Existenz handelt; es erhält sich aber in dem Masse, als es ihr entspricht.

Welches ist denn die wahre Mission der Schweiz? Befragen wir darüber einmal ihre, von unseren Militaristen so viel missbrauchte Geschichte, die mythische und die wirkliche. Was bedeutet Tell? Etwa der an alle Schützenfeste wandernde Meisterschütze? Ich denke, er bedeutet die Auflehnung gegen rohe Gewalt, die in Form der Tyrannei auftritt. — Was bedeutet das Rütli? Was anderes als die Vereinigung von Kleinen und Schwachen gegen die damaligen Grossen und Mächtigen, um in der Vereinigung Freiheit und Demokratie (nach unserer heutigen Ausdrucksweise) zu finden? — Was bedeuten Morgarten, Sempach, St. Jakob, Calvenschanze? Haben etwa die alten Schweizer und Graubündner ihre Schlachten geschlagen aus Freude am Krieg oder damit wir Nachkommen Stoff zu Festspielen und Heldenliedern hätten? Nein, sie haben mit den Mitteln ihrer Zeit, in bitterster Not, sich um ein Leben als freie Menschen gewehrt, gegen die tyrannisierenden Mächte ihrer Zeit: die Junker und Herren des Feudalzeitalters. Ueber den Schlachtfeldern ist aber emporgestiegen die Schweiz, die ein Nikolaus von der Flüh, ein Zwingli und ein Calvin verkörpern. Und das ist die eigentliche Schweiz. In ihnen erscheint die „Idee“ der Schweiz in ihrer höchsten Reinheit. Was bedeutet sie hier? Ich antworte: In ihnen wächst als Vollendung aller Freiheit und Demokratie eine Volksgemeinschaft auf, die allein durch den Willen Gottes regiert wird; es verbinden sich Theokratie und Demokratie, indem die Gottesherrschaft zur Volksherrschaft wird. Es ist bezeichnend, wie gerade für die eigenartig schweizerischen Träger dieser Wahrheit, Nikolaus von der Flüh und Zwingli, der Kampf gegen Krieg und Kriegsgeist im Mittelpunkt ihrer Mission steht. Das ist die Schweiz, die wahre Schweiz! Das ist ihre weltgeschichtliche Grösse. Die aus den tiefsten Quellen geschöpfte Freiheit, die hier entdeckt wurde, die Verbindung von Theokratie und Demokratie, Gottesherrschaft und Volksherrschaft, die hier zustande kam, ist in die Welt hinausgeströmt und hat die neuere Geschichte des Abendlandes beeinflusst wie keine andere Macht. Sie hat nach Jahrhunderten in einem Rous-

seau und einem Pestalozzi eine Fortsetzung gefunden, indem Demokratie zu Brüderlichkeit und rettender Liebe wurde, mit andern Worten: ins sozial e Leben der Menschen eindrang und damit die Welt aufs neue bewegte und befruchtete. Im Völkerbund, der ein Kind dieses Geistes ist, kehrt diese Geschichte, die gleichsam von uns weggewandert ist in die weite Welt, zu uns zurück, um das Geschlecht der heutigen Schweizer anzufragen, ob sie gesonnen seien, die Geschichte der Schweiz fortzuführen, oder aus dem übelsten Erbe anderer Völker die neueste Geschichte dieses Volkes und damit einen Verrat an der Schweiz zu schaffen?

Diese Geschichte ist unser Stolz. Hier erscheint erst recht und völlig die Mission der Schweiz; die Schlachten sind nur ein Vorspiel, ein dunkler Rand unserer Geschichte, nicht der Kern, das Wesen, der Sinn. Darum ist, wenn sie dem Eigentlichen und Besten ihrer Geschichte treu sein will, die Aufgabe der Schweiz, jene tiefste Linie ihrer Geschichte weiterzuführen, die Demokratie aus ihren letzten Quellen immer wieder zu erneuern und weiterzuführen, in jeder neuen Zeit den Kampf der Freiheit gegen die neuen Mächte Tyrannei wieder aufzunehmen.

Welches sind denn aber diese tyrannischen Mächte unserer Zeit? Welches sind die Landvögte, die Feudalherren unseres Geschlechtes? Sind es nicht gerade diejenigen Mächte, die im Kriege gipfeln, die zum Kriege führen! Der Imperialismus, das Grossmachtsystem, dazu der Mammonismus, der seine schwere Hand verknechtend auf alles Leben legt, sie alle entsprangen aus dem Materialismus des Gewaltglaubens und im Militarismus ihren bösen Gesslergeist offenbarend. Sind nicht dies die Burgen, die heute gestürmt werden müssen? Müssen nicht in diesem Sturm heutige Schweizer ihr Schweizertum bewähren? Müssen nicht heutige Schweizer in Winkelriedsgeist sich in diese Lanzen stürzen und, sie in der eigenen Brust begrabend, einer neuen Freiheit in der Welt eine Gasse machen? Und ist nicht der Kampf gegen den Krieg, also gegen das Grossmachtsystem und Gewaltsystem im Völkerleben, gegen den hochmütigen Imperialismus der Mächtigen und Machtgierigen, das Herz dieses heutigen Kampfes um die Freiheit und das Recht des Kleinen und Schwachen? Ist das nicht heute der Weg der Demokratie, der sozialen Demokratie nach innen und der Völkerdemokratie nach aussen? Haben nicht wir Schweizer am Völkerbund eine durch eine geschichtliche Gnade herrlichster Art sichtbar in unsere Mitte gestellte Aufgabe, an der wir gross werden, neues Lebensrecht gewinnen können? Bedeutet nicht der Völkerbund seiner Idee nach eben Völkerdemokratie — die erweiterte Idee der Schweiz? Ist nicht — um es noch einmal zu sagen — dieser Völkerbund, von der Neuen Welt zu uns gekommen, für den Kenner

der Geschichte eine späte Frucht jenes Geistes, der einst von uns aus, in erster Linie von Genf aus, in die Welt gedrungen ist und besonders die angelsächsische Welt gestaltet hat?

Je mehr wir dies alles bedenken, desto klarer und herrlicher leuchtet uns die Wahrheit auf, die wir in die Losung zusammenfassen, dass nicht die Rüstung, sondern die Abrüstung eine Mission der Schweiz ist. Sie ist die Tat, die durch den wahren Sinn unserer Geschichte gebieterisch gefordert wird.

Und zwar die sofortige und vollständige Abrüstung. Das ist der springende Punkt. Denn irgendeine Abrüstung will ja jedermann; gegen eine Abrüstung in hundert Jahren haben, wie gesagt, auch unsere Militaristen nichts einzuwenden. Wenn wir aber sofortige und vollständige Abrüstung verlangen, dann scheinen wir damit etwas Unnötiges und Unrichtiges zu tun: „Warum den das?" halten uns vielleicht auch Freunde entgegen; „wäre es nicht richtiger, langsam vorzugehen, Schritt für Schritt, jedes Jahr mit einem Abstrich an Rekruten und Militärausgaben? Warum denn sofort und vollständig?"

Wir antworten: Aus zwei Gründen. Einmal, weil nur die sofortige und völlige Abrüstung diejenige moralische Wirkung erzielt, die notwendig ist, wenn die furchtbare Kriegsgefahr abgewendet werden soll. Denn, um es noch einmal zu sagen: von Abrüstung redet jedermann, es kommt darauf an, dass sie einmal verwirklicht wird. Von einer Zehntelsabrüstung kann man immer wieder leicht zur vollen Rüstung übergehen; nur die sofortige und vollständige zerstört den Geist des gegenseitigen Misstrauens, aus dem der Krieg entsteht, besiegt die Dämonen, zeigt den neuen Geist und Willen.

Sodann aber hat nur die vollständige überhaupt einen Sinn. Denn wenn, wie gezeigt worden ist, schon unsere jetzige militärische Rüstung ganz ungenügend ist, was soll uns dann vollends eine verminderte? Darin sind wir merkwürdigerweise und doch wieder nicht verwunderlicherweise mit unsern Militaristen ganz einverstanden: entweder eine rechte Rüstung oder keine. Da nun eine rechte Rüstung uns unmöglich ist — auch wenn wir vierhundert Millionen jährlich dafür ausgäben, genügte sie sicher nicht — so sagen wir: Also keine! Also neue Bahnen! Also eine neue Ehre, nicht mehr die Ehre des Schlachtfeldes, sondern die Ehre des Rechts; nicht mehr die Ehre der Faust, sondern die Ehre des Gewissens; nicht mehr die Ehre des Quantums, sondern die Ehre des Geistes! Nach ihr, der neuen Ehre, lasst kühn und getrost uns greifen und wir werden gross sein! Und werden sicher sein!

Denn die Abrüstung ist jetzt die Sicherheit der Schweiz.

Sie ist, im rechten Geiste durchgeführt, die beste, die einzige Landesverteidigung. Lasset uns der Welt sagen: „Wir Schweizer, in der Erkenntnis, dass die Zeit des Krieges vorüber ist, dass Krieg Fluch und Greuel ist und am Krieg die Welt zugrunde geht, legen als erstes Volk freiwillig die Waffen nieder und stellen uns in den Schutz Gottes und des heiligen Rechtes; wir appellieren an die Ehre der Völker, dass sie unsere Grenzen und unser Recht heilig halten und geloben, unserseits all unsere Kraft an eine Ordnung der Völkerwelt zu setzen, die ein gegenseitiges Dienen, eine Bruderschaft der Völker bedeutet“ — dann werden wir im Schutze dieser Tat unendlich viel sicherer sein, als im Schutze von Tank- und Fliegergeschwadern, die wir, uns auspressend bis aufs Blut und damit uns innerlich zerstörend, allfällig schaffen könnten; dann wird im Glanze dieser Tat die Schweiz aufstrahlen zu ewiger Schönheit und unvergänglichem Leben. Wenn in unserer Bundesversammlung ein solcher Geist aufkäme und zur Tat würde, ein solches Wunder geschähe — wenn dies denkbar wäre — dann würde die Stätte, an der auch wir heute stehen, zu einem neuen, herrlichen Rütli und zu einem Heiligtum der Menschheit.

7.

Ist das nicht Utopie? Ueberstiegener Idealismus? Schwärmerei?

Ich antworte: Es ist der wahre Realismus. Heute ist der Glaube an das „Schwert“ eine wahrhaft lächerliche — und dazu frevelhafte — Utopie. Das hat der Weltkrieg mit seinen Folgen allen denen gezeigt, die Augen haben, um zu sehen und Ohren, um zu hören. Wir, die wir einen andern Weg weisen, sind die Realisten, ihr, die Gewalt-Idealisten, seid die Utopisten, Phantasten, Schwärmer. Und ihr, nicht wir, seid die Weltfremden.

Denn meint ihr denn eigentlich, es sei etwas so Unerhörtes, was wir fordern? Könnt ihr denn nicht über euren Zaun hinausschauen? Die Forderung der Abrüstung geht ja durch die ganze Welt. Sie ist die Losung von sehr realistischen Staatsmännern, die noch etwas mehr von Staat und Welt wissen als ihr. Sie ist das Ziel des Völkerbundes, zu dem wir sozusagen auch gehören. Wisst ihr denn nichts davon, dass England und Amerika ihre Landmacht abgerüstet haben bis auf einen Rest, der bei uns, proportional gerechnet, ein kleines Polizeikorps ausmachte? Besteht für euch die Tatsache nicht, dass zwei riesige Militärmächte, Oesterreich und Deutschland, zusammengestürzt sind, und zwar gerade an ihrem Militarismus zusammengestürzt? Wollt ihr Dänemark der Schweiz zuvorkommen lassen? Wollt ihr warten, bis alle andern abgerüstet haben und denn erst noch misstrauisch weiter rüsten, weil man nie wissen könne! . . . oder vielleicht, weil wir die Mission hätten, die

Abrüstung der andern zu überwachen — und so aus einem Vorbild der Völker, das wir lange waren, ein Zerrbild werden, aus einem der edelsten das verächtlichste der Völker, das Volk, das trotz seinen vielen Schulen am wenigsten an den Geist und am meisten an die Gewalt glaubt, das Volk, das am wenigsten zur Lösung der jetzigen Hauptaufgabe der Völkerfamilie beitragen will, das Volk, das am traurigsten sich selbst verrät?

Wir fordern etwas, was nicht Traum und Utopie ist, sondern die ganze Welt bewegt, was die grosse Gegenwartsaufgabe der Welt ist, wenn wir sofortige und völlige Abrüstung der Schweiz verlangen.

Aber warum wollt ihr denn das alles nicht sehen? Warum höhnt ihr, wenn wir darauf hinweisen und gefällt euch damit, von der Mehrzahl der Zeitungen unterstützt, nur auf das hinzuweisen, was auf Gewalt und Krieg hindeutet?

Weil ihr nur an das Böse glaubt und nicht an das Gute. Das ists und das ist die grösste Gefahr der Schweiz.

Die Abrüstung fordert *Glauben*. Ohne einen solchen darf man sie allerdings nicht wagen. Sie fordert den Glauben, dass ein Volk lebe nicht durch seine Kanonen und Maschinengewehre, sondern durch das, was in ihm an Reinheit, Gerechtigkeit und Liebe wohnt, durch das, was es für die Menschheit schafft und leidet, durch die Erfüllung des Willens Gottes mit ihm; sie fordert darum den Glauben an *geistige* Mächte, die stärker sind als alle Mächte der Materie, den Gauben an eine sittliche Weltordnung, die über allen andern Ordnungen steht und sie in ihren Dienst zwingt, den Glauben an eine Macht, die auch den gewaltigsten der Weltmächte überlegen ist und in deren Schutz auch der weltlich Schwächste sicher wohnt — in deren Schutz sicher wohnt, wer den Willen dieser Macht erfüllt. Es ist jener Glaube, dem einmal Luther gewaltigen Ausdruck verlieh, als er, um seine Mission zu erfüllen, den Schutz der Wartburg mit ihren Mauern und Kriegsknechten verliess, um schutzlos sich aller Gefahr preiszugeben. Damals schrieb er seinem Kurfürsten, er bedürfe seines Schutzes nicht, sondern getraue sich, durch die Sache Gottes, die er vertrete, er, der einzige, schwache Mann, ihn, den Kurfürsten und sein ganzes Land zu schützen. Solchen Glauben müssten die Männer pflanzen und verkündigen, die amtlich berufen sind, Gottes Wort der Welt entgegenzuhalten, wenn sie nicht ihr Amt und ihren Herrn und Meister verraten wollen. Unser Zwingli hat ihnen, den geistlichen „Hirten“ des Volkes, die Mission und die Pflicht zugeschrieben, die weltlichen Herren an dieses göttliche Gesetz zu erinnern und sie damit zu beunruhigen. Wenn ihre heutigen Nachfolger zum grösseren Teil ihre Aufgabe

gerade umgekehrt darin sehen, die weltlichen Herren in ihrem Weltglauben zu bestärken und ihnen die Beunruhigung von der höheren Wahrheit her zu nehmen, so hoffe ich, dass eine neue Reformation kommen wird, die solchen Hirten den Mund stopft und unserem Volke wieder Glauben gibt, jenen Glauben, der ihm möglich macht, mit Gott Taten zu tun — auch die Tat der Abrüstung, die wahrhaftig eine göttliche Tat ist.

Dabei soll freilich eins nicht vergessen werden. Es handelt sich zuletzt nicht darum, dass wir abrüsten um unserer Sicherheit willen. Ueberhaupt möchte ich stark betonen, dass wir diesen Schritt nicht tun dürfen aus blossen Erwägungen der Klugheit, des Opportunismus, um von Feigheit gar nicht zu reden. Dann wäre mir der Militarismus doch noch lieber, auch wenn er in den Untergang führt. Nein, wir müssen ihn tun, weil er recht ist, weil er sein muss — um Gottes, um des Gewissens willen. Und wenn er auch zu den schwersten Leiden und Opfern führte, wenn er auch zeitweilig die Schweiz in Tod und Untergang zu führen schiene! Sie würde aus scheinbarem Tod und Untergang nur desto schöner erstehen, während sie auf dem umgekehrten Wege aus scheinbarem Leben und Bestehen in den Tod versinkt. Wenn wir, was in einem Krieg auf alle Fälle geschehen wird, von fremden Heeren überflutet werden, dann wollen wir das lieber im Kampf um eine neue Welt erleiden, als im Kampf für eine vergehende, lieber um Gottes willen, als um eines Götzen willen.

Ohne Leiden und Opfer sind noch nie grosse Dinge ausgerichtet worden. Ohne sie wird auch nicht der Krieg besiegt und die neue Ordnung der Welt herbeigeführt. Gross werden die Völker und Einzelmenschen sein und Zukunft haben, die sich in Leiden und Opfer den neuen Zielen hingeben; die andern werden in Marasmus und Tod versinken. Was die Schweiz gross gemacht, waren solche Leiden und Opfer. Was hat Genf nicht gelitten, geopfert und gewagt, dieses kleine Genf, von übermächtigen Feinden umgeben, aufstehend gegen die gewaltigsten geistigen und weltlichen Mächte jener Tage? Was hat Zürich eingesetzt an Kraft, Treue und heldenhafter Entschiedenheit! Was haben die alten Bündner gelitten und gestritten und ausgehalten! Was haben auch die ersten schweizerischen Orte gewagt in der Auflehnung gegen die Grossmacht Habsburgs. Aber aus diesem Leiden und Wagen ist ihnen das Grosse geworden. Es bleibt ein Gesetz auch des Völkerlebens:

„Und setztest du nicht das Leben ein, nie wird dir das Leben gewonnen sein," ein Gesetz, das seinen höchsten Ausdruck in dem Worte findet: „Wer sein Leben sucht, der wird es verlieren, wer es aber verlieret um meinetwillen, der wird es finden." Das Symbol der Schweiz aber ist das Wagnis, die Winkelriedstat. Wohlan

denn, es gilt heute wieder einmal, altschweizerischen, kühnen Wagemut zu zeigen, um damit Grosses, ja Grösstes zu gewinnen. Eine Tat solcher altschweizerischen wagenden Tapferkeit ist die Abrüstung, die wir fordern.

Liebe Mitbürger! Wir wissen gut genug, wie kühn und scheinbar aussichtslos diese Forderung beim jetzigen Zustand schweizerischen Geistes ist. Wir sind heute nicht mehr ein Volk von kühnen Helden, sondern von klugen Rechnern. Alles scheint uns näher zu liegen, als sittlicher Wagemut. Wir sind jeden Augenblick bereit, für irgend etwas zu schwärmen, was Aberglauben und nicht Glauben fordert, was vor allem keine persönliche Tat verlangt, aber wir werden sofort skeptische Nörgler, wo wirkliche, heute notwendige, einfache und grosse Aufgaben vor uns hintreten. Da sind wir um Ausreden aller Art nicht verlegen.

Wir sind seelisch geschwächt durch den Einfluss einer Zeit, in der die Technik und der Mammon herrschen. Wir vertun, was uns an sittlicher Spannkraft blieb, in Vergnügen, Sport, Festwesen. Das Wirtshaus ist allzusehr die Stätte, die den Sinn unseres Volkes gestaltet. Vor allem aber liegt auf uns ein schlimmer Bann, der das Beste lähmt, was durch uns und für uns werden möchte: jener Geist des misstrauischen Unglaubens an das Gute und des willigen Glaubens an das Böse.

Wie wollen wir zu einem solchen Volke mit der Aufforderung zu einer Tat kommen, die gerade diejenigen Kräfte voraussetzt, die es heute am wenigsten hat?

Ich antworte: Gerade erst recht kommen wir damit zu diesem Volke, zu unserem Volke. Gerade dadurch, dass wir es vor etwas so Grosses stellen, das doch dem Geist seiner Geschichte, seiner Mission, dem Besten in ihm entspricht, wollen wir es aufrütteln, wollen wir seine Seele wecken. Durch den Kampf um die neue Tat, über dessen Schwere wir uns keine Illusionen machen, soll es zu sich selbst kommen. Wir wissen darum, dass die Forderung der Abrüstung nur ein Ausdruck ist für die politische, soziale, sittliche, religiöse Erneuerung unseres Volkes, die ihrerseits hineingestellt wird in den ganzen Kampf um die neue Welt. L. Ragaz.

Wissenschaft und wissenschaftlicher Krieg.*)

Von Dr. Gertrud Woker.

Die moderne Wissenschaft übt, trotz einer Fülle herrlicher Errungenschaften, die wir ihr verdanken, nicht unter allen Umständen

*) Diesem Vortrag einer fachwissenschaftlich kompetenten Persönlichkeit (die Verfasserin ist Dozentin der Chemie an der Universität Bern), die dazu

einen kulturfördernden Einfluss aus. Nicht die Wissenschaft trägt daran die Schuld, sondern diejenigen, die die Wissenschaft mechanisiert und materialisiert haben, das heisst diejenigen, die in ihr nichts anderes sehen als den Handwerker im Dienst ihrer materiellen Interessen. Diese Einstellung hat es mit sich gebracht, dass so viele Wissenschaftler nur die eigene kleine Interessensphäre sehen, — und diese Interessensphäre wurde immer enger, immer beschränkter, je mehr die ungeheure Entwicklung der Wissenschaften zur Spezialisierung drängte, und je schwieriger es wurde, inmitten der zur fortgesetzten Aufteilung führenden Tendenzen die grosse, alles verbindende Direktive aufrechtzuerhalten, die allein zum tiefinnersten Naturverstehen führt. Letzten Endes bringt es diese Entwicklung mit sich, dass der sogenannte Wissenschaftler nicht nur das Fühlen, sondern auch das Denken verlernt. Sein Gehirn arbeitet nicht mehr selbständig. Wozu auch? In der zum Mechanismus rückgebildeten Wissenschaft haben Wissenschaftler nur mehr als Maschinenteile ihren Platz, Wissenschaftler, die so auf bestimmte Tätigkeiten eingelernt sind, dass mit einem Minimum an geistiger Energie ein Maximum an Nutzeffekt geleistet werden kann. Die Mechanisierung der Wissenschaft hat zu einer ungeheuren Vermehrung der Stückzahl in der wissenschaftlichen Produktion geführt. Wie weniges ist darunter, aus dem die heisse Seele des Forschers, das Ringen nach Wahrheit, die heilige Freude am wissenschaftlichen Tempeldienste spricht! Und dieses wenige wird so oft nicht einmal gewürdigt, sondern im Gegenteil verlacht, weil in einer mechanisierten Wissenschaft kein Raum für Gedanken ist, — wenigstens für Gedanken, die nicht auf der breiten Heerstrasse des offiziellen Denkens liegen — und kein Raum für einen wissenschaftlichen Glauben, wenn es nicht ein Autoritätenglauben ist. Offizielles Denken und Autoritätenglauben sind es, die mit der Mechanisierung der Wissenschaft wie Ursache und Wirkung zusammenhängen. Sie sind aufs innigste verknüpft mit der Verstaatlichung der Wissenschaft, und entsprechend den militaristischen Tendenzen eines Staates wird auch die Wissenschaft militarisiert; sie wird zum Organ des Militarismus selbst degradiert. Ihre oberste Pflicht ist gegebenenfalls, den Generälen zu gehorchen.

Die Einstellung der Wissenschaft in die militärische Dienstbarkeit erfolgt mit Hilfe des Besten, was ein Land seinem Volk zu geben

---

auf dem hier behandelten Gebiete ganz besonders orientiert ist, möchten wir die ernsteste Aufmerksamkeit und weiteste Verbreitung wünschen. Er zeigt, was unser Los ist, wenn wir nicht noch im letzten Augenblick umkehren. Wer durch diese Tatsachen nicht darüber belehrt wird, was die militärische Landesverteidigung uns noch nützen kann, der ist für Gründe unzugänglich, das heisst verblendet.

Die Red.

hat, mit Hilfe seiner Schulen. Das klassische Beispiel hierfür ist das Deutschland der Vorkriegszeit, wo die Mehrzahl der Lehrer der höheren Schulen zugleich Reserveoffiziere waren. Es ist nicht notwendig, in diesem Kreis darauf hinzuweisen, was die Militarisierung der Jugend in Praxi bedeutete. Die Zusammenhänge mit dem deutschen Imperialismus liegen allzu klar zu Tage. Es ist auch nicht notwendig, den furchtbaren Schiffbruch zu beschreiben, den der deutsche Imperialismus im Weltkrieg erlitten hat und der für alle Zeiten genügen sollte, die Völker vor einer ähnlichen Geistesrichtung und der Anwendung ähnlicher Methoden zu bewahren, die letzten Endes zum Untergang einer blühenden Nation führen müssen. Als ich letzthin in einer amerikanischen Zeitung Abbildungen von den Schiessübungen der Schuljugend der Vereinigten Staaten, der Mädchen wie der Knaben, sah, beschlich mich das bange Gefühl, was daraus werden solle. Spiel im Anfang und bitterer, unsagbar bitterer Ernst hinterher. Lassen Sie mich keine Parallelen ziehen, Parallelen sind zu traurig und das amerikanische Volk ist hoffentlich zu vernünftig, um an denselben militaristischen Dummheiten zugrunde zu gehen wie andere Völker. Aber wir können nicht oft genug und nicht nachdrücklich genug daran erinnern, dass mit der Militarisierung der Wissenschaft ihr oberster Grundsatz, die Freiheit des Gedankens, die Freiheit der wissenschaftlichen Tat für immer vorüber ist. Wissenschaft ist dann nicht mehr Selbstzweck Die Forschung ist nicht mehr da um der Forschung willen; sie ist nicht mehr da als das ewige Licht, das weit hineinleuchtet in die Geheimnisse des Naturgeschehens. Sie ist auch nicht mehr da als der wahllos helfende Genius, der allem Lebendigen schützend und ratend zur Seite steht, unabhängig davon, wie die nationalen Grenzpfähle oder die Grenzpfähle, die zwischen den Klassen aufgerichtet sind, beschaffen seien. Lassen Sie mich ein Beispiel anführen. Als es in Deutschland zu Zusammenstössen zwischen der roten und weissen Armee kam, wurden die Aerzte der roten Armee, die in Gefangenschaft geraten waren, zu mehrjährigem Kerker verurteilt. —

Nun wird uns gesagt, es seien der Wissenschaft durch ihre Militarisierung sogenannte höhere Ziele vaterländischer Art gesteckt worden. Man habe ihre Bedeutung als staatserhaltender Faktor erkannt. Das bedeutet, man habe die Wissenschaft für tauglich befunden, im Kriegsfall all jene Menschen umzubringen, von denen ein Grenzstrich auf dem Papier behauptet, dass sie „Feinde“ seien. Ein Grenzstrich auf dem Papier ist eben in den Augen der massgebenden, der gut erzogenen, kurz der sogenannten besseren Gesellschaft etwas so Wichtiges, dass darüber das Leben selbst, diesseits und jenseits dieses verfluchten Grenzstrichs zum Teufel gehen kann.

Bitte entschuldigen Sie, dass ich fluche, aber es gibt gewisse Dinge, über die man ganz einfach fluchen muss!

Was man der Wissenschaft während des letzten Krieges und in steigendem Masse seit dem Kriege zumutet, ist nichts Geringeres als ihre eigene Ausrottung; denn mit der Ausrottung der Menschen ist auch die Wissenschaft erledigt. Warum schickt man denn eigentlich die Kinder und jungen Leute zur Schule? Warum haben wir ein halbes Leben lang Wissenschaft und Kunst und all das Herrliche, das uns unsere Kultur zu geben vermag, in uns eingesogen? — Einer Chimäre zuliebe! Der Chimäre, selbst kulturelle Werte hervorzubringen, an denen sich künftige Geschlechter emporentwickeln könnten, die ihrerseits wieder, demselben Drange der Höherentwicklung folgend, sich aufwärtsbewegen würden, einer fernen, unbekannten Sonne zu. Das haben wir geglaubt, darum haben wir gelebt und darum meinten wir, unser Leben habe einen Sinn. Und nun spüren wir auf einmal, dass es gar keinen Sinn hat, dass wir lernen, dass wir denken, dass wir arbeiten, für nichts und wiedernichts, für eine Welt in Trümmern, für ein im Flammenmeer von Phosphor- und Giftgasbomben zu Tode gemartertes Geschlecht, — wenn der nächste Krieg, der wissenschaftliche Krieg herangekommen ist. Es wird der letzte Krieg sein, — wir wissen es alle. Die Weltgeschichte ist dann zu Ende. Der Vorhang fällt und Mephisto schreibt darauf mit hämischem Grinsen das Wort: HOMO SAPIENS, den Namen, den sich der Mensch selbst, im Hochgefühl seiner Weisheit gegeben hat, der Mensch, der doch so dumm war, dass er nicht einmal verstanden hat zu leben.

„Aber,“ so sagt man uns, „wo denken Sie hin! Wir verlangen doch nicht von der Wissenschaft, dass sie alles tötet. Sie soll doch nur vaterländisch töten, das heisst nur die andern, jenseits der Grenze.“

Ja, meine lieben Nationalisten und Militaristen, wissen Sie denn nicht, dass da drüben, jenseits der Grenze, wieder ein Vaterland ist, das der andern, und das auch von seinen Wissenschaftlern verlangt, dass sie vaterländisch töten — und diesmal sind die andern Sie. Und dann antworten Sie uns vielleicht: „Aber wir sind doch die stärkeren. Wir haben ein Giftgas von so und so intensiver Wirkung und zahllose Aeroplane, von denen jeder einzelne nicht nur Zentner, sondern Tonnen verflüssigtes Giftgas und Explosivstoffe ins feindliche Land zu tragen vermag. Wir haben sogar Aeroplane ohne Piloten, Aeroplane, die durch ein kleines Relai im Bureau des Physikprofessors X. geführt werden, wohin wir es wünschen, und deren tausendfachen Tod bringende Ladung auch wieder auf drahtlosem Wege in Freiheit gesetzt werden kann.“

Und die andern, fragen wir? Wissen Sie, was die andern haben?

— Lesen Sie die „Chicago Tribune“ vom 25. Mai. Dort finden Sie einen ausführlichen Artikel mit dem Titel: „Germany gets „Demon Ray“ to smash armies“ und dem Untertitel „Claim machine spreads Curtain of death“[1]), und daran anschliessend wird über den „Teufelsstrahl“ oder den „Todesstrahl“ von Mathews und eine analoge Erfindung von Wall, beide in England, berichtet. Mathews zeigte sich bereit, seine Erfindung an Frankreich zu verkaufen, wenn England sie nicht kaufen würde. In diesem Fall war es also dem Wissenschaftler sogar gleichgültig, ob er diesseits oder jenseits der Grenze töten würde. Während von den Mathewsschen Teufelsstrahlen früher angegeben wurde, dass es Hitzestrahlen seien, würde es sich bei der deutschen Erfindung von Conrad und derjenigen von Wall um eine elektrische Strahlung handeln. Nun muss ich allerdings hierzu bemerken, dass man Presseberichten gegenüber im allgemeinen und hier im besondern vorsichtig sein muss. Wir haben es ja selbst erlebt, wie die Presse unsere heilige Sache herabgezogen und verschandelt hat. Wir haben es erlebt, wie man, aus Mangel an Argumenten gegen unsere Friedensarbeit, gegen die kein vernünftiger Mensch etwas einwenden kann, einen Lügenfeldzug gegen uns als Träger der Idee in Szene gesetzt hat. Wir seien Bolschewisten, hat die Presse schon vor unserer Landung in Amerika behauptet, obschon die Journalisten wie alle andern wissen müssen, dass wir, als die ausgesprochenen Feinde jeglicher Gewalt, nicht die Agenten eines terroristischen Systems sein können.

Sie werden es daher verstehen, wenn ich mich nach solchen Erfahrungen auch dem erwähnten Pressebericht über die Teufels- und Todesstrahlen etc. gegenüber etwas reserviert verhalte. Immerhin glaube ich, dass etwas dieser Art besteht. Man hat zuviel darüber schon seit Jahren gehört und es liegt auch wissenschaftlich im Bereich des Möglichen.

Wir haben ja seit langem Kenntnis davon, dass ausser dem engen Intervall von Wellen bestimmter Wellenlänge, den Lichtstrahlen, für die Menschen und Tiere ein besonderes Organ, das Auge, als Empfangsstation ausgebildet haben, dunkle, uns unsichtbare Wellenzüge das All durchziehen: längere Wellen, die ultraroten, die wir in dem Gebiet, das dem sichtbaren Spektrum benachbart ist, noch durch unsere Tastnerven als Wärme empfinden, während noch längere Wellen, von Millimeter- bis Kilometerlänge, für deren Nachweis der Mensch kein direktes Wahrnehmungsorgan, sondern nur künstliche Instrumente besitzt, als elektrische Wellen gekennzeichnet sind. Und wir wissen auch, dass jenseits des violetten Teils des sichtbaren Spek-

---

[1]) Zu deutsch: „Deutschland bekommt „Teufelsstrahl“, um Armeen zu zerschmettern“ und „Die Claim-Maschine breitet einen Todesvorhang aus“. Die R.

trums kürzerwellige Strahlen liegen, die unser Auge nicht mehr empfindet, während die photographische Platte darauf noch reagiert. In diesem ultravioletten Bereich liegen in dem vom sichtbaren Spektrum entferntesten Gebiet Wellen von geringster Länge und höchster Frequenz, die Ihnen als X-Strahlen bekannt sind. Dass man nun in einem Wellengebiet von praktisch unendlicher Weite auf Strahlungen stossen kann[1]), die auf lebendige Organismen besonders zerstörend zu wirken vermögen, ist an sich nicht wunderbarer als die intensive Wirkung, welche gerade die Lichtwellen auf das Sehrot unserer Netzhaut und die kürzeren Lichtwellen, sowie die ultravioletten Strahlen auf die photographische Platte ausüben.

Nehmen wir zu alledem das schon Archimedes bekannte und von ihm zum Inbrandstecken der feindlichen Flotte vor Syrakus verwendete Prinzip der Konzentrierung der Strahlung im Brennpunkt einer Linse oder eines Hohlspiegels hinzu, das für weite Strahlengebiete anwendbar ist, so ist in der Tat zu erwarten, dass die Physik der Chemie in einem zukünftigen Krieg nicht nachstehen wird. Wir wissen, was wir zu gewärtigen haben, wenn man auf dem einmal beschrittenen Weg fortschreitet, die Wissenschaft nationalistischen und militaristischen Zwecken dienstbar zu machen. Die chauvinistischen Geister, die auf diesen Unsinn verfallen sind, haben offenbar ganz vergessen, dass die Wissenschaft international ist. Die grossen Entwicklungslinien der Wissenschaft sind Gemeingut aller geworden. Wenn sich ein Chemiker irgendwo in der Welt auf die Giftgasfabrikation oder ein Physiker auf die Erzeugung von „Todesstrahlen“ verlegt, dann weiss der eine wie der andere, welchen Weg er zu befolgen hat. Was er von den bestehenden, allgemein bekannten Möglichkeiten aufgreift und weiter entwickelt, ist nicht von so ausschlaggebender Bedeutung, wie man im allgemeinen glaubt; denn der Tod liegt auf diesem Wege überall. Es kann uns Menschen schliesslich gleichgültig sein, ob wir durch ein Giftgas getötet werden, das in dem Wettmorden, auf das man uns vorbereitet, den Giftigkeitsrekord geschlagen hat oder ob sein tötlicher Effekt um einige Grade hinter der Tötungsmeisterschaft zurückbleibt. Den Bakterien und Protozoen, die die inkonsequente Wissenschaft mit so grossem Nachdruck bekämpft, um Menschen und Tiere vor epidemischen Krankheiten zu bewahren (und sie dann um so vollzähliger durch Giftgase umbringen zu können), dürfte es wohl auch gleichgültig sein, ob sie durch Karbolsäure, Lysol, Sublimat, Chinin oder was es

[1]) Die weichen, von amerikanischen Physikern als „soft X-Rays“ („sanfte X-Strahlen“. D. Red.) bezeichneten langwelligen X-Strahlen, die noch in lebendes Gewebe einzudringen vermögen und zugleich die intensiven chemischen Wirkungen gewöhnlicher ultra-violetter Strahlen zeigen, könnten zum Beispiel in Betracht kommen.

immer sei, umgebracht werden. Die Natur des Antiseptikums ist für sie belanglos. Und die Giftgase sind die Antiseptika, die die Menschen zu ihrer eigenen Ausrottung erfunden haben. Welcher unbeschreibliche Wahnsinn liegt in dieser Tatsache allein!

Wir sind ja bei den Menschen an Psychosen gewöhnt. Auch die Massenpsychose ist uns nicht fremd. Wir haben solche Psychosen, die ganze Völker erfassten, in früheren Jahrhunderten kennen gelernt. Wir sind heute noch erschüttert von der Tragik der Hexen- und Ketzerverfolgungen und wir belächeln vielleicht als aufgeklärte Menschen der Gegenwart — als Wissenschaftler — den Mangel an Intelligenz, der frühere Generationen zu solchen Greueln geführt. Haben wir aufgeklärten Wissenschaftler, die wir es so herrlich weit gebracht, dass wir die Ausrottung der Menschen lediglich als ein pharmakologisches Problem betrachten, wirklich ein Recht, zu lächeln und uns über das dunkle Mittelalter zu mokieren? Die Massenpsychose, die wir im Weltkrieg erlebten und die uns mit fliegenden Fahnen dem Untergang zuführt, wenn wir unsern Verstand nicht wiedererlangen, bevor es zu spät ist, diese Massenpsychose ist schlimmer als alles, was wir bisher an Völkerwahnsinn durchgemacht haben. In ihrer Geistesumnachtung zieht die unglückliche Menschheit den grauenvollsten Tod in einer Hölle von Gift, Feuer und todbringenden Strahlen einem Leben vor, das wahrhaftig zu leben wert wäre, wenn wir nur seine Worte verstünden.

Wir haben uns nun noch mit jenen Wissenschaftlern auseinanderzusetzen, die im Gegensatz zu denen, die mit der Ueberlegenheit ihrer chemischen Kriegstechnik prahlen, der Giftgaswaffe alle Bedeutung absprechen oder sie zum mindesten für eine sehr humane Art des Tötens halten. Solche Angaben entspringen wohl einem gewissen Schamgefühl der an der Herstellung dieser Tötungsmittel interessierten Kreise, oder wo auch dieses erloschen ist, dem Bedürfnis, das die Geschäftsrücksichten dieser Leute bedrohende Volksgewissen, welches sich da und dort zu regen beginnt, zu beschwichtigen. Solchen Beschwichtungsversuchen ist einfach entgegenzuhalten, dass wir durch die Erfahrungen während des Weltkrieges zur Genüge über die schrecklichen Wirkungen der Giftgase unterrichtet sind. An der österreichischen Alpenfront fand man des Morgens ganze Schützengräben, in denen die Soldaten einem nächtlichen Gasangriff der Italiener erlegen waren.[1]) Ein österreichischer Soldat, der einen Artikel von mir über Giftgase gelesen hatte, teilte mir daraufhin unaufgefordert seine persönlichen Erfahrungen mit. So schreibt er: „Es war auf der Hochfläche von Asiago, wo in meiner Kompagnie im Jahre 1916 während eines Gaskampftages eine

[1]) Bericht eines schweizerischen Offiziers.

schwere Phosgengranate inmitten der Kompagnie, welche eben zu einer Untersuchung versammelt war, überraschend einschlug — kurze Zeit zuvor waren wir noch besonders froher Stimmung, trotz allen Erlebnissen, und drei Stunden hernach hatte die Kompagnie 60 Männer, treue Kampfgenossen und Pflichterfüller, am grausigsten Schlachttode verloren. 25 starben unter fürchterlichsten Erscheinungen und die übrigen mussten schwer gasbeschädigt nach rückwärts, wo ich leider keinen mehr sah. Dies nur ein einziges Beispiel. (Peter Eberl.)" Nicht minder grauenerregend sind die Berichte von Aerzten, die mit den österreichischen Truppen in die mit Giftgasen, vornehmlich dem „grünen Kreuz", belegten italienischen Linien vorrückten. Es war dies in der Zeit, als die ersten Cyangase, wahrscheinlich in diesen Fällen die durch Ersatz des Chlors im Phosgen hergestellten Kohlenoxycyanide,

$$CO\begin{matrix}\diagup CN \\ \diagdown CN\end{matrix} \text{ oder } CO\begin{matrix}\diagup CN \\ \diagdown CL\end{matrix}$$

zur Wirkung kamen. Der rasche Blausäure- bezw. Cyantod hatte die Leute in ihrer gerade eingenommenen Stellung fixiert. Da sassen versteinerte Männer beim Kartenspiel, die Karten in den erstarrten Händen verkrampft, ein unbeschreibliches Bild, usf. (Bericht von Herrn und Frau Dr. med. von Ries-Imchanitzky.) In welch fürchterlicher Weise schon die ersten Giftgase Chlor und Brom zu wirken vermochten, von denen das letztere schon wenige Monate nach Ausbruch des Weltkrieges an der russisch-deutschen Front ausprobiert wurde (also wesentlich früher als im Westen, wo der Bruch der Genfer und Haager Konventionen, die die Anwendung giftiger Gase im Kriege verboten, in die zweite Schlacht von Ypern fällt), geht aus den persönlichen Erlebnissen der Delegierten der polnischen Sektion der internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit an den Kongress in Washington und die Sommerschule in Chicago hervor. Dr. Budczinska-Tilinska war zu Anfang des Weltkrieges von den russischen Militärbehörden als Armeearzt eingezogen worden. Ungefähr ein Vierteljahr nach Kriegsausbruch kam die Nachricht, es sei etwas Entsetzliches passiert. Sie eilte ins Lazarett. Schon vor dem Eingang Tote und Sterbende mit blauen, gedunsenen Gesichtern — Blut quoll aus Mund und Nase, und auf den Stiegen, in den Sälen überall dasselbe grauenerregende Bild. Aerzte und Pflegepersonal standen in völliger Konsternation etwas Unbekanntem, noch nie Dagewesenem gegenüber. Dann kam die Aufklärung. Ein Gasangriff war es, mit dem die Deutschen die russischen Linien bedacht hatten. Und nun folgte Gasangriff auf Gasangriff. Die Betroffenen starben zu Hunderten unter grässlichen Qualen, und es mag den Aermsten in ihrer Todesnot herzlich gleichgültig gewesen sein, ob die Absicht

bei der deutschen Heeresleitung bestanden hat, „den Gegner zu vergiften“ oder ihn nur „aus der Deckung in das Feuerbereich zu jagen“.[1]) Die Vergifteten haben wohl kaum darnach gefragt, ob nur die Waffen und Kampfweisen, die „nützliche“ Leiden schufen, vom Generalstabschef und Kriegsminister v. Falkenhayn erlaubt waren, oder auch nutzlose Leiden verursachende Waffen und Kampfmethoden.[2]) Was half es selbst den nur aus „Nützlichkeitsgründen“ grausam Dahingeopferten, wenn der Herr v. Falkenhayn überzeugt war, „mit dem Völkerrecht durch seine Anordnungen auf dem Gaskriegsgebiet nicht in Widerspruch zu treten,[3]) weil — oh herrliche Militaristenlogik — die zunächst verwendeten Gasgeschosse ausserdem noch eine Sprengwirkung zeigten!“ Nun ist nach Artikel 23 der Haager Konvention (1907) klar und deutlich verboten: „a) d'employer du poison ou des armes empoisonnées“;[4]) (Gift oder vergiftete Waffen anzuwenden. Man muss schon sehr wenig französisch verstehen, um aus dem einfachen Verbot der Anwendung von Gift und vergifteten Waffen das Verbot von Geschossen herauszukonstruieren, die „mit dem alleinigen Zweck der Verbreitung erstickender und giftiger Gase verboten wurden“.[5]) Hat man im deutschen Generalstab wirklich so wenig französisch verstanden? Ich masse mir darüber kein Urteil an; nach dem Simplicissimus aus seiner besten Zeit vor dem Kriege war ja in der Tat das Bildungsniveau in vielen Offizierskreisen ein etwas sonderbares. Aber wie kommt es, dass ein deutscher Gelehrter, derselbe, aus dessen Vortrag vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuss des deutschen Reichstags (am 1. Oktober 1923) „Zur Geschichte des Gaskrieges“ ich soeben einiges anführte, auch zu keiner exakten Uebersetzung des erwähnten Artikels, den er im Wortlaut zitiert (Seite 91), befähigt war, obschon doch sonst ein alldeutscher Gelehrter (den ich im übrigen mit dem feinen Denkertypus aus dem Deutschland von einst, der in der bescheidenen Gelehrtenstube

---

[1]) Haber, Zur Geschichte d. Gaskrieges, aus 5 Vorträgen (Berlin 1924) 87.

[2]) Vergl. derselbe, ebenda S. 76.

[3]) Derselbe, ebenda S. 77.

[4]) Derselbe, ebenda S. 91. Anmerkung 1. Es bedeutet natürlich keine Rechtfertigung für den Völkerrechtsbruch, den Deutschland im ersten Kriegsjahr begangen hat, wenn die Franzosen gegen Ende des Weltkrieges, als das amerikanische Lewisitegas für die Anwendung in den bekannten Aeroplanbomben von 8 Fuss Höhe für den geplanten Feldzug von 1919 bereit war, nun ihrerseits die Bestimmung der Haager Konvention umdeuteten, um sich die Ausnutzung der Waffe, die für den Feind die völlige Vernichtung bedeutet hätte, durch keine völkerrechtlichen Bestimmungen schmälern zu lassen. Wir sehen daraus nur um so deutlicher, wie notwendig es ist, dass endlich diesem schamlosen Spiel mit dem Völkerrecht ein Ende bereitet wird.

[5]) Haber, loc. cit. vorige Fussnoten S. 77.

Deutschlands wissenschaftlichen Ruhm begründete, und der vielleicht am meisten physisch und psychisch unter dem gelitten hat, was neudeutsches Protzentum aus jenem Deutschland machte, nicht verwechselt wissen möchte) alles besser versteht als andere Menschen, oder es wenigstens meint. Aber das gerade gibt uns den Schlüssel zu so vielem. Gerade weil die geistigen Paradestücke des imperialistischen Deutschland, die sich in einem „Kaiser Wilhelm-Institut" oder auf den Ordinariaten besonders von oben protegierter Universitäten im Glanz des Hofes sonnen durften, der Meinung waren, dass sie alles besser verstünden als die übrige Welt, machten sie aus einer völkerrechtlichen Bestimmung, was ihnen gefiel, um der Welt ad oculos zu demonstrieren, was eine richtiggehende deutsche Uebersetzung ist. Aber sonderbar, die Leute draussen konnten lesen und schreiben, sie verstanden französisch und deutsch und hatten sogar einen Begriff von Völkerrecht. Und weil die dummen Stalischweizer, die amerikanischen Cowboys usw. in ihrer Herzenseinfalt nicht verstanden, wie man die deutsche Brille auf die Nase setzen muss, um richtig lesen zu können, kamen sie in der Frage der Uebersetzung zu einer abweichenden Meinung. Es war wirklich schade um die deutsche Brille! Man hatte sich so viel Mühe gegeben, sie überall zu verbreiten und die Universitäten des neutralen Auslandes stecken voll aalglatter Propagandisten der kaiserlich deutschen Mentalität, denen es doch mit ihren rhetorischen Kunststückchen ein Leichtes war, der Jugend der betroffenen Länder beizubringen, wie man eben dieses besondere Musterwerk deutscher Optik handhaben musste. Und doch, trotz allem kam es, dass der zweite grosse Völkerrechtsbruch der deutschen Heeresleitung, der in dem Ueberfall ahnungsloser, durch die Genfer und Haager Konvention sich hinreichend geschützt wähnender Menschen bestand, einen Sturm der Entrüstung und einen „gewaltigen Lärm der feindlichen Presse" hervorrief, „die die Unmenschlichkeit der Gaswaffen und unsere Verfehlung so lange gepredigt hat, bis sich die öffentliche Meinung gewöhnt hat, sie für wahr zu halten".[1]) Ich zweifle nicht daran, dass auch diese Worte der bekannten deutschen Autorität, des Trägers der technischen Verantwortlichkeit auf dem Gasgebiete, eine gläubige Gemeinde finden werden, die sich aus all den Elementen rekrutiert, die es empörend und gemein finden, wenn ein gewaltiger Lärm entsteht, während diejenigen, die durch ihr Verhalten zu dem Protest herausgefordert haben, wie in diesem Fall diejenigen, die den Völkerrechtsbruch begingen, als die verfolgte Unschuld betrachtet werden und sich in dieser Rolle gefallen. Für die andern aber, die nie und nimmer mit dieser geistigen Einstellung paktieren können, für diejenigen, die

---

[1]) Derselbe, ebenda, S. 78.

einen Völkerrechtsbruch, wo immer und von wem er begangen wird, für ein verabscheuungswürdiges Verbrechen betrachten, erfindet man die Mähr von der Humanität der Gaswaffe, die ausdrücklich für Fälle angegeben wird, wo es gelungen ist, die Truppen durch Masken und andere Gasabwehrmittel wirksam zu schützen.[1] Man verschweigt aber wohlweislich, dass man die Bedingungen, unter denen die Waffe human wird, dadurch umging, dass man sie einmal zur Zeit des Bruchs des Völkerrechts gegenüber ungeschützten Truppen verwendete, da „vorher an keiner Stelle Abwehrmassnahmen gegen Gasangriffe getroffen worden waren,[2] und dass man andererseits nach Einführung des Gasschutzes versuchte, denselben unmöglich zu machen. So sagt wiederum der betreffende deutsche Gelehrte:[3] „War es dem ungeschützten Gegner gegenüber militärisch ausreichend und zweckmässig, Stoffe zu verwenden, die in den geringsten harmlosen Spuren eine heftige Reizwirkung übten und den Feind aus seiner geschützten Stellung in das Bereich der Artilleriewirkung verjagten, so lag die Sache nach Einführung brauchbarer Masken vollständig anders. Das erste Auftreten eines Reizes gab nunmehr Anlass zur Anlegung des Gasschutzgerätes. Die Auswahl des Kampfstoffes musste darum so getroffen werden, dass er entweder durch die Maske hindurchging, oder in seiner Reizwirkung unaufdringlich war, so dass die Maske erst verspätet angelegt wurde. Die zweite Möglichkeit war leichter als die erste zu verwirklichen. Deswegen wurden die Stoffe mit vordringlicher Reizwirkung mehr und mehr verlassen. Die natürliche Folge war, dass die Giftwirkung in den Vordergrund trat.“ Das Raffinierteste aber was in dieser Hinsicht geleistet wurde, bedeutet die Kombination des „grünen“ und des „blauen Kreuzes“ bei den Gasangriffen der deutschen und der mit ihnen verbündeten österreichischen Truppen. Da die Gasmasken die schon erwähnte Cyanverbindung, welche das in geringster Menge letale[4]) „grüne Kreuz“ darstellt, zu absorbieren vermochten, wurde die feindliche Truppe zunächst der Wirkung der „Blaukreuz“geschosse ausgesetzt, bei denen mit deren Brisanzladung zugleich ein heftig zum Niessen reizender Stoff zur Wirkung kam, der die Fähigkeit hatte, die Maske zu durchdringen und die Betroffenen zum Ablegen der Maske zu zwingen. Nun waren sie schutzlos dem nachfolgenden, tötlichen Grünkreuzkampfstoff ausgesetzt.

Und welche Art von Humanität mag wohl der Einführung

---

[1]) Derselbe, ebenda, S. 79.

[2]) Derselbe, ebenda, S. 77.

[3]) Derselbe, ebenda, S. 89.

[4]) D. h. tödlich wirkende. D. Red.

des „Gelbkreuzkampfstoffes“, der identisch zu sein scheint mit dem von den Amerikanern als „Mustard“gas (Senfgas) bezeichneten und auch von ihnen für die Verwendung bereiten Dichlordiäthylsulfid (Haber), zu Grunde liegen, das ausser durch die Atemwege durch Blasenziehen auf der Haut seinen Eingang in den Körper findet? Wie wirksam auf diesem Wege der Gasschutz, der der Gaswaffe das Mäntelchen der Humanität anlegen soll, umgangen wird, geht aus der folgenden anschaulichen Schilderung des schon wiederholt zitierten deutschen Gelehrten in einem Vortrag vor den Offizieren des Reichswehrministeriums (11. Nov. 1920)[1]) hervor. Dieselbe lautet folgendermassen: „Der Gelbkreuzkampfstoff besitzt die Eigenschaft, dass er mit den Kleidern der Menschen oder mit ihren Schuhen in enge, warme Aufenthaltsräume verschleppt, dort Erkrankungen hervorruft, indem er durch die Wärme verdunstet und dann eingeatmet wird. Da er wenig wahrnehmbar ist, so lässt sich eine solche Verschleppung kaum vermeiden. Abhilfe lässt sich nur durch Massnahmen schaffen, die praktisch undurchführbar sind.[2]) Man kann wohl einzelne mit Gelbkreuz bespritzte Gegenstände mit Chlorkalkpulver, das man aufstreut, entgiften, einzelne Geländestellen damit vom Kampfstoff befreien, aber man kann der Kampfstoffwirkung nicht wirksam vorbeugen. Dazu müsste man Schutzanzüge schaffen, die für den Kampfstoff undurchdringlich sind und vor dem Betreten des Unterstandes samt den Schuhen abgelegt werden . . .“ Die hier erwähnte Schutzkleidung ist inzwischen von den Amerikanern ausgebildet worden und wird neben den Gasmasken, von denen 2000 pro Tag hergestellt werden können, im Edgewoodarsenal angefertigt. Aber die beispiellose Entwicklung der amerikanischen chemischen Kriegstechnik hat schon wieder die Mittel und Wege gezeigt, wie auch wieder ein solcher Schutz, wenn er von einer feindlichen Armee ebenfalls ausgebildet wird, illusorisch gemacht werden kann. Man braucht sich bloss die Wirkung der Phosphorgeschosse zu vergegenwärtigen, die — wenn auch in bedeutend primitiverer Form als heute — schon im Weltkrieg Verwendung fanden. Ich erwähne hier den durch das Zeugnis zweier Aerzte verbürgten Fall eines österreichischen Soldaten, bei dem bis zum Hals die Haut des ganzen Körpers so verbrannt war, dass sie in Fetzen herunterhing, die völlig vom blutenden Fleisch abgezogen werden mussten. Nach achttägigen grauenvollen Qualen erlöste der Tod den buchstäblich bei lebendigem Leib Gehäuteten, der ein Vorläufer von Tausenden ist, die dasselbe Schicksal im nächsten Krieg erwartet. (Schluss folgt.)

---

[1]) Derselbe, Die Chemie im Kriege. Aus 5 Vorträgen (Berlin 1024), S. 38.
[2]) Von mir gesperrt.

Die Sinnlosigkeit der schweizerischen Kriegsrüstung.

(Aus einem Vortrag.)

Jeder Tag bringt einen neuen Fortschritt in der Herstellung der Giftgase. Nach dem Hypérite, dem „humanen" Gas, welches den Soldaten zwingt, die Front zu räumen, ohne ihn zu töten, hat man das Lewisite erfunden, welches, auch in kleinen Dosen, nicht nur den Menschen, sondern auch die Pflanzen zerstört, dann eine ganze Reihe von andern Gasen, deren schädliche Wirkungen von der Presse oft übertrieben wurden, die man aber nach den Erfahrungen des letzten Krieges mit aller Bestimmtheit als teuflische Wirklichkeit bezeichnen darf.

Wie verhalten wir uns dieser Situation und solchen Aussichten, wie sie uns eröffnet werden, gegenüber? Was sehen wir bei uns in der Schweiz? Wir sehen, wie Bataillone, Schwadronen, Batterien sich üben und umherziehen wie früher. Sie haben Stahlhelme und im Zuge einige Karren mehr für die Maschinengewehre. Diese Armee übt sich unerschütterlich im — materiellen und moralischen — Rahmen nicht des Zukunftskrieges, nicht einmal desjenigen von 1918, sondern desjenigen von 1914.

Man kann der Ansicht sein, der Krieg mit Flugzeugen und Giftgasen werde immer nur eine Begleiterscheinung sein und das Vorrücken auf dem Lande und dessen Besetzung die Hauptsache bleiben. Nichts ist weniger bewiesen; aber nehmen wir einmal an, es sei so, und sehen wir zu, wie sich die Dinge auf diesem Gebiet zeigen. In einem Artikel in der „Französischen militärischen Rundschau" untersucht Oberstleutnant Velprey die Frage der Panzerfahrzeuge. Er sieht eine bedeutende Zunahme der Tonnage dieser Maschinen voraus und glaubt, der Landkrieg der Zukunft werde in seiner Erscheinung sich der des Seekrieges nähern.

Nach ihm können die heutigen Panzerwagen von 100 Tonnen nur den Angriffen einer 75 Mm.-Kanone Stand halten. Der 12 Meter lange, mit einer 155 Mm.-Kanone bewaffnete Wagen könnte noch durch ein Geschoss von 77 Mm. beschädigt werden. Der richtige Kampfwagen muss aber alle Widerstände besiegen können und weder von leichter noch von schwerer Artillerie aufgehalten werden. Die Dichtigkeit der Türme und des Maschinenraumes erlaubt ihm, die Flüsse zu überqueren. Der Panzer muss 25 cm dick sein und den Wagen gegen Geschosse von 270 mm schützen. So befestigt, wird der Wagen nur einen Gegner zu fürchten haben: einen ebenso stark oder noch stärker gepanzerten Wagen. Er wird alle modernen Kampflinien durchfahren, wie ein moderner Kreuzer die Kampflinien Nelsons durchfahren würde.

Man kann sich also einen Panzerwagen von 600 Tonnen im Preise von sechs Millionen vorstellen. Der Landkrieg von morgen scheint ein Kampf zwischen gepanzerten Geschwadern zu werden und sich so in auffallender Weise dem Seekrieg von gestern zu nähern.[1])

Um nun zu wissen, was die Schweiz diesen modernen Kampfmitteln entgegenzustellen hätte, genügt es nicht, die Soldaten in den Strassen oder den Kasernen zu betrachten, denn man würde uns sagen, das gehöre noch der Vergangenheit an und werde sich ändern, sondern wir müssen die letzte Botschaft des Bundesrates zur Militärorganisation prüfen.

Während die Botschaft die Formationen von Jagd- und Beobachtungsflugzeugen erwähnt und auf die Schaffung einer Luftflotte zum Abwerfen von Bomben verzichtet hat, enthält sie folgendes:

Nach der Botschaft muss noch festgestellt werden, wie die Verteidigung gegen Flugzeuge ausgebildet werden kann, also die Hauptschwierig-

[1]) „Temps" vom 13. Mai 1924.

keit des modernen Verteidigungskrieges. Nicht nur die Truppen, sondern auch die Städte bleiben den Angriffen aus der Luft ausgesetzt. Man ist übrigens ziemlich allgemein der Ansicht, dass eine wirksame Verteidigung gegen eine entschlossene Gruppe von Luftzeugen unmöglich ist. Man kann sie nur durch Repressalien ersetzen. Wenn man nicht seine eigenen Städte verteidigen kann, kann man wenigstens die im Nachbarlande vernichten. Aber auch diese „Freude" wäre uns versagt: wir haben keine Bomben abwerfende Flugzeuge.

In Bezug auf die Giftgase ist die Botschaft noch bestimmter. Man muss die ganze Stelle lesen.

Halten wir das fest: „Alles fehlt uns, um diesen Krieg zu führen," und auch die entschiedene Erklärung, dass der Bundesrat mit gutem Gewissen die Beschlüsse von Washington gegen den Gaskrieg unterstützt, weil ihm alles für diesen Krieg fehlt ..... Aus dieser Behauptung folgt auch, dass unser Gewissen, wenn auch wir die Mittel hätten, andere zu vergiften, vollständig aufhören würde, diese Operation zu verdammen. Man begreift auch nicht, warum der Bundesrat in diesem Abschnitt erklärt, „er nehme an", die Konvention von Washington werde respektiert, wo er doch weiss, dass dies nicht der Fall sein wird, und selbst das Gegenteil voraussetzt, indem er die Verteidigung gegen die Gase vorbereitet.

Während die Botschaft die eingehendsten Einzelheiten gibt in Bezug auf die künftigen Organe der Armee, die Radfahrer der Gebirgsbrigaden mit der genauen Anzahl der Fourgons des Generalstabs und die Feldküchen, die zur Verteidigung des Vaterlandes notwendig sind, drückt sie sich über die zwei Hauptpunkte an den am meisten versprechenden Stellen bestenfalls sehr unbestimmt aus.

Ueber die Verteidigung gegen Flugzeuge: „Es wird von neuen Methoden und Gegenmassnahmen gesprochen."

Ueber die Verteidigung gegen die Gase: „Die Studien sind im Gange und versprechen guten Erfolg."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bleibt der dritte Punkt: die Panzerwagen, Tanks. Hier ists noch einfacher. Lesen Sie in der Botschaft, Seite 1 bis 199. Sie werden nichts finden. Sie werden mit keinem Wort erwähnt.

Erinnern wir uns daran, dass der Kampfwagen, grad so wenig wie das Bomben abwerfende Flugzeug oder die Giftgase eine Erfindung à la Jules Verne oder Wells sind. Die von 60 Tonnen in der englischen Armee und die von 100 Tonnen in der französischen sind schon erprobt worden. Wenn der Tank mit einem Panzer von 25 cm Dicke gebaut sein wird, kann er, da wir in der neuen schweizerischen Artillerie noch keine einzigen 270 mm-Geschütze besitzen, unsere Linien durchbrechen, wie ein Panzerkreuzer einen Schwarm polynesischer Kähne.

Auch darüber wird in der Botschaft nichts gesagt! Diese totale Auslassung könnte höchstens dadurch erklärt werden, dass man sagt, der Kampfwagen nütze nichts, da ja die Flugzeuge und Giftgase die Sache besorgten. Aber was sagen wir dann zu den Batterien und Maschinengewehren, die auf ihren hübschen kleinen Karren den Infanteriekolonnen den Anschein eines Winzerfestes geben, zu den Fourgons des Generalstabes, den Feldküchen und der ganzen Botschaft auf Seite 1—199?

Oder glaubt man vielleicht, die Tanks oder Verteidigungartillerie werden uns von einer benachbarten Macht geliefert, wenn die gegnerische Macht uns angegriffen hat? Damit würde zugegeben, dass eine eigentliche Verteidigung gar nicht besteht oder nur aus ausgebildeten und disziplinierten

Mannschaften, die wir im Notfall an einen Nachbar abgäben, um seine T a n k s und F l u g z e u g e zu bemannen.

In diesem Fall könnte die so viel billigere Ausbildung durch Turnvereine oder eine direkt nützliche durch einen aufbauenden Zivildienst — ganz abgesehen von andern Erwägungen — ebensogute Resultate erzielen wie eine sogenannte militärische Vorbereitung ohne richtige Rücksicht auf den Krieg der Zukunft.

Auf jeden Fall brauchte man im Augenblick, wo man Kähne Panzerschiffen entgegenstellt, nicht allzusehr über diejenigen zu lachen, die vorgäben, die Grenzen mit Bibelversen zu verteidigen. Wir erwähnen hier diese eigentümliche Methode nur, weil es scheint, als ob gewisse realistische Militärs sich eine geistige Bewegung zur Verteidigung der Heimat und der Menschheit nur unter dieser Form vorstellen könnten. Vom Gesichtspunkt der mechanischen Wirksamkeit aus betrachtet, stände eine Linie von Bibelsprüchen auf gleicher Stufe wie das vom Bundesrat in seiner Botschaft vorgeschlagene Vorgehen; von allen andern Gesichtspunkten aus: Billigkeit, Einfachheit, augenscheinlichem Mangel jeder Angriffsabsicht — wäre ein Kordon von Bibelversen dem Ausliefern von hübsch ausgestatteten und behelmten Soldaten an Maschinen von 60 und 100 Tonnen, wie sie heute bestehen, oder von 600 Tonnen, wie sie morgen da sein werden, vorzuziehen.

Ich zweifle, ob es in diesem Saale jemand gibt, der von der bundesrätlichen Botschaft in Bezug auf die von mir angeführten Punkte ganz aufrichtig befriedigt ist. Viele werden mir sagen, ich sei nicht kompetent und sie hätten volles Vertrauen in den Bundesrat. Grundsätzlich ist dieses Vertrauen achtungswert und berechtigt. Aber alles hat seine Grenzen. Der Bürger hat Vertrauen in den Bundesrat, der ihm eine gewisse Militärorganisation vorschlägt, und der Bundesrat seinerseits hat wieder Vertrauen in den „Instinkt" des Schweizervolkes, der kraft einer alten Tradition energisch die Aufrechterhaltung des Heeres fordert.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der Tat, wenn man diese Botschaft liest, bekommt der einfachste gesunde Menschenverstand den Eindruck, man habe es hier mit einem konventionellen Spiel zu tun, das sich zwischen einer Regierung, die sehr wünscht, die Armee zu erhalten, und einem Volke abspielt, das ebensosehr wünscht, dass man ihm deren Notwendigkeit beweise. Aus einer Art verständlicher Skrupeln heraus, wenn es sich um eine jährliche Ausgabe von 100 Millionen handelt, und einer natürlichen Scheu, sich den Anschein zu geben, als s p i e l t e man mit Mordinstrumenten, erkennt jede Partei, dass sie eigentlich einige Gründe angeben sollte, warum die Armee erhalten oder gar vergrössert werden soll. Aber unter diesen Verhältnissen wird die Untersuchung kaum sehr streng sein. Wenn es da Lücken gibt, darf man auf den guten Willen der grossen Mehrheit der Bürger zählen, dass sie die Augen fest schliesse und nichts sehe. Man würde uns die Freude verderben, wenn man uns offen sagte: „Wir unterhalten die Armee nur, weil uns das so gefällt." Aber wenn die Regierung mit ernster Miene versichert: „Wir unterhalten die Armee, weil dies absolut notwendig ist," so verlangen wir kaum mehr und begnügen uns, dies aufs Wort zu glauben.

Man muss es sehr laut betonen: diese Hartnäckigkeit der Schweizer, eine überlebte nationale Institution in ihrer heutigen Form aufrecht zu erhalten, erklärt sich noch aus einem andern Grunde als der natürlichen Trägheit, die oft die Institutionen weit über die Zeit hinaus bestehen lässt, da sie ihre Berechtigung hatten.

Diese andere tiefe und achtungswerte Ursache ist die Freude am M i l i t ä r s p o r t, die Freuden und Vorteile einer guten Kameradschaft und gesunden

demokratischen Erziehung, die wir in der Kaserne finden, und auch die alte und eher zweifelhafte Freude an der Uniform.

Niemand scheint zu ahnen, dass dank den Fortschritten in den Laboratorien und Fabriken all diese schönen Dinge nur noch eine sehr entfernte Beziehung zu einer wirklichen Landesverteidigung haben. Man könnte übrigens den Vorwand dieser Verteidigung fallen lassen, sobald man erkannt hat, dass alle schönen und guten Elemente des Militärdienstes in neuer Form in einem aufbauenden Zivildienst erhalten und entwickelt werden könnten.

Wenn man nur an die Vorteile, die unschuldige Freude denkt, die so viele junge Leute am Militärleben haben, das an sich sehr hygienisch und erfreulich ist, so ist man versucht zuzugeben, dass das Volk sich schon den Luxus gönnen könnte, jährlich 100 Millionen dafür zu opfern, eine Summe, die ja noch viel kleiner ist, als was wir für den Alkohol ausgeben. Aber die Frage bekommt ein anderes Gesicht und wird höchst erschreckend, wenn man bedenkt, dass der Kampf gegen die Scheusslichkeiten, die unser Land und die Menschheit bedrohen, durch solche nebensächliche Erwägungen wie die erzieherischen und sportlichen Vorteile des Militärs, oder gar solch kindische wie die Freude an der Uniform und des Stahlhelm, vollständig gelähmt wird.

Erschreckende Gedankenlosigkeit, wenn wir überlegen, dass das deutsche und französische Volk, die die aktuelle Politik dazu treiben will, sich gegenseitig zu vernichten, beide zivilisiert sind, durchdrungen von den Worten, wenn nicht vom Geist, des Evangeliums, beide, in ganz besonderem Sinne, unsere Brüder: auf beiden Seiten Menschen, die wir gut kennen, die wir im allgemeinen schätzen und lieben. Und zwischen diesen Menschen — vielleicht auch zwischen ihnen und uns — bereitet eine kalte, egoistische und glaubenslose Politik Scheusslichkeiten vor, die alle übertreffen werden, welche rohe Barbaren ihren völlig fremden Feinden kaum angetan hätten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Denken wir an die Ueberzeugung des deutschen Volkes anno 1913, dass sein Heer, sein „glänzendes“ Heer, ihm absolute Sicherheit und stetig wachsenden Wohlstand garantiere. Wer daran zweifelte, den wies man auf die Erfolge von 1815, 1866, 1870 hin, und so sollte es immer weiter gehen.

Wenn ein Deutscher 1913 erklärt hätte, durch Aufrechterhaltung solch einer mächtigen Armee sichere sich sein Land nicht nur nicht sein Glück und seine Ruhe, sondern tue gerade das Gegenteil; wenn er darauf hingewiesen hätte, dass durch die stete Zunahme materieller Verteidigungsmittel in der ganzen Welt ein Geist grossgezogen würde, der früher oder später für alle verhängnisvoll würde, und wenn er mit den Worten geschlossen hätte: „Ich schlage vor, die Armee aufzugeben und durch eine einfache Polizeimacht zu ersetzen,“ so wäre er mit Verachtung überschüttet und als Träumer, Utopist oder Verrückter behandelt worden. Man hätte ihm achselzuckend den Rücken gekehrt.

Und doch erkennen wir heute, dass er Recht gehabt hätte. Wenn man auf seine Warnung gehört hätte, wären seinem Lande unendliche Leiden und tiefe Demütigung, das Opfer von Millionen Menschen, den Verlust von Milliarden und, was noch kostbarer ist, den Verlust der Liebe, Achtung, des Vertrauens mancher seiner Nachbarn erspart geblieben.

Der Schluss ist klar: Was der Deutsche 1914 hätte sagen können, sagen wir in der Schweiz 1924. Wir sagen es angesichts einer ebenso grossen Masse von Gegnern, die die gleichen Gegenbeweise bringen: Die Armee hat die Schweiz 1870 und 1914 beschützt — scheinbar! —wie das deutsche Heer 1815, 1866, 1870 für die Wohlfahrt des Landes gewirkt hat.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Hauptargument, das nach meiner Ansicht alle Schweizer für die Abrüstung begeistern sollte, drängt sich auf, wenn man die Beziehungen der Schweizer verschiedener Sprache: der deutschen, französischen, italienischen zueinander ernsthaft betrachtet. Da erhebt sich eine schwere Frage, die weder von den Schweizerbürgern, noch von den verantwortlichen Behörden freimütig ins Auge gefasst wird: „Was würde geschehen, wenn politische Verwicklungen uns während eines europäischen Krieges zwängen, Partei zu nehmen, sei es für die Deutschen oder für die Franzosen?“ Die technisch ungenügende Rüstung, deren wir aus eigenen Mitteln fähig sind, macht eine solche Hypothese immer weniger unwahrscheinlich. Man behauptet gewöhnlich — und das ist die orthodoxe Ansicht — alle Differenzen, die die Eidgenossen trennen, würden völlig verschwinden, und alle würden sich mit Einmut gegen die Nation wenden, die zuerst unser Gebiet verletzte.

Diese Behauptung ist sehr zweifelhaft. Man stelle sich, um nur von Erlebtem und Erfahrenem zu reden, einen Welschschweizer vor, der während zwei Jahren — ob mit Recht oder mit Unrecht — hörte, der preussische Militarismus sei die grösste Gefahr für Europa, ja die ganze Welt seit Napoleon. Von ganzem Herzen wünscht er die Vernichtung dieses „Feindes der Menschheit“ und glaubt dabei sich ganz auf den schweizerischen Standpunkt zu stellen. Nehmen wir nun einmal an, die Geschichte habe einen etwas andern Lauf genommen, als es der Fall war und die Entente hätte erklärt, sie bedaure, den Feind nicht besiegen zu können, ohne unser Gebiet zu verletzen, dass sie also um freien Durchgang für ihre Truppen bitte. Was wird geschehen, wenn der Welschschweizer überzeugt bleibt, dass ein Sieg der „Preussen“ politisch den Untergang der Welt und der Schweiz bedeute? Wer wagt hier eine offene und zufriedenstellende Antwort zu geben?

Was sehr leicht während des letzten Krieges hätte begegnen können, wird früher oder später sicher eintreten, wenn die Kriege sich wiederholen. Wir werden nicht immer das Glück haben — wie anno 70 und im letzten Krieg — ausserhalb des Streites zu bleiben.

Es gibt in der Schweiz Risse und Missverständnisse, die man gewöhnlich übersieht, die aber unheilvolle Folgen haben könnten, wenn wir in einen Krieg aktiv eingreifen müssten.

Am 5. Februar dieses Jahres habe ich zufällig einer Versammlung der Freisinnigen Junioren in Zürich beigewohnt, wo der Redner, ein höherer Offizier, über „Landesverteidigung und die Wehrkraft der Schweiz“ sprach. Als Beispiel einer wahrhaft patriotischen und nachahmenswerten Haltung erwähnte er einige Soldaten der Innerschweiz, die während des Krieges an der italienischen Grenze standen und die an den General das Gesuch richteten, sie möchten an die Westgrenze, in den Jura versetzt werden, „da sie nach der Seite hin noch eine alte Rechnung von 1798, der französischen Invasion her, zu begleichen hätten“. Um sich über diese Begeisterung, die Ereignisse von 1798 zu rächen, zu freuen, wie es scheinbar der Redner tat, muss man jedenfalls vergessen haben, dass dieses Jahr in der Waadt als das Geburtsjahr der lemanschen Republik gefeiert wird. Man entsetzt sich beim Gedanken an die widerspruchsvollen Motive, die eine von Bernern, Thurgauern, Waadtländern zusammengesetzte Truppe in das internationale Morden hineintrieben. Wenn wir Waadtländer gute Eidgenossen sind, werden wir gern darauf verzichten, ein Datum zu feiern, das für andere Eidgenossen eine traurige Erinnerung bedeutet, aber wir würden heiss wünschen, dass dieses Zusammentreffen in allen Schweizern den leidenschaftlichen Willen wachrufe, die Versöhnungsarbeit, zu der sie ganz besonders berufen sind, aufzunehmen. — Für ein militärisches Zusammenwirken mit dem einen oder andern unserer Nachbarn bedeutet die Zusammensetzung unseres Volkes aus verschiedenen ethnischen

Gruppe eine grosse Schwäche, für eine nationale Friedensarbeit wäre sie eine Quelle der Kraft.

Nur durch eine solche — wenn sie wollen heldenhafte — Arbeit für die Annäherung unserer Brüder, die sich missverstehen und hassen, können wir unsere nationale Einheit finden und sicherstellen. Was Deutschland, Frankreich, Italien trennt, trennt letzten Endes auch uns. Unsere Pflicht und unser Interesse verlangen, dass wir dies beseitigen. — Der militaristische und nationalistische Geist, der die Menschen gegeneinander treibt, die nicht dieselbe Sprache, dieselben Gewohnheiten, dieselben Ansichten haben, ist für die Schweiz besonders gefahrdrohend. Wenn wir ihn unsern Nachbarn im Norden und Westen zeigen, wird er sich auch bei uns fühlbar machen. Nicht selten sind es gerade diejenigen, die sich am meisten dieses militärischen Patriotismus rühmen, von denen man die törichsten abfälligen Urteile über ihre anderssprachigen Miteidgenossen hört. Nie werden Sie solche Worte aus dem Munde eines Friedensfreundes vernehmen.

Gerade in der Zusammenarbeit mit unsern Freunden in der deutschen Schweiz für eine ganz neue Auffassung der internationalen Beziehungen und für eine grossmütige Intervention der Schweiz auf diesem Gebiete empfinde ich am stärksten die Kraft, Schönheit, den geheiligten Charakter des uns zusammenhaltenden Bandes. Durch eine solche Arbeit können Erinnerungen, wie die von 1798, ihrer widersprechenden und schmerzlichen Bedeutung entkleidet, ja fast verherrlicht werden durch eine neue Eroberung, die Schaffung einer Eidgenossenschaft, die auf keiner Erfahrung unserer Geschichte besser und tiefer gegründet sein könnte.

In dieser internationalen Versöhnungsarbeit finden wir die Quelle eines neuen, dem militärischen überlegenen Patriotismus, der nicht nur dem Bürger, sondern dem ganzen Lande die Pflicht zu dienen, eventuell sich zu opfern, auferlegt.

Pierre Cérésole.



Zur Weltlage

Der Umschwung.

Dass er da ist — der Umschwung, der langersehnte, ist nicht zu bezweifeln. Wir sind nur vielleicht vom Warten so müde geworden, dass wir uns darüber nicht so lebhaft freuen, wie wir eigentlich Anlass hätten, zu tun. Machen wir uns die Tatsachen klar.

1. Die Londoner Konferenz.

Die Londoner Konferenz ist nicht nur gelungen, das heisst: zu einem mühsamen Ende und „Erfolg" geführt, sondern doch in einem unverhofften Grade zur Offenbarung eines neuen Sinnes und Geistes gemacht worden. Herriot hat sich doch, soweit man von ferne urteilen kann, über Erwarten hinaus bewährt[1]), fast besser — so ist

[1]) Ich habe in der Anfangszeit der Konferenz, in der Meinung, das Heft werde in den ersten Tagen des August, also vor Abschluss der Konferenz,

man versucht zu sagen — als Macdonald. Es war auf alle Fälle ein ganz anderer Geist und Stil als der Poincarés. Man spürte den weiteren Blick, das weitere Herz, den auf Frieden und Versöhnung gerichteten Sinn. An Stelle von „La France“ ist Europa getreten. Mögen die „Bankiers“ eine noch so grosse Rolle gespielt haben, so bleibt doch wohl die Tatsache dieser neuen Art bestehen. Sie ist sozusagen mit Händen zu greifen. Förster, in der „Menschheit“, ist zwar mit Herriot, wie mit Macdonald, nicht zufrieden. Er, der sogar das Recht, das in der Besetzung der Ruhr läge, verteidigt hat, meint nun, diese hätte mit der Annahme des Dawes-Planes sofort und unbedingt geräumt werden müssen. Denn nur so wäre gezeigt worden, dass man mit jener Besetzung wirklich nichts anderes gewollt, als die Erzwingung der von der deutschen Grossindustrie und dem ihr verbündeten Grossagrariertum hartnäckig sabotierten Leistung von Reparationen; und nur so hätte man die deutschen Nationalisten völlig ins Unrecht gesetzt. Förster mag damit idealiter schon recht haben. Doch lässt sich dagegen wohl einwenden, dass ein um einige Monate längeres Verbleiben der französischen Truppen im besetzten Gebiete wohl nicht allzuviel bedeutet, wenn sie sich, wie zu erwarten ist, eines dem neuen Stil entsprechenden Verhaltens befleissigen. Auch ist eine Räumung vor dem Endtermin sehr wahrscheinlich, wenn die deutsche Einstellung dem neuen Stil ebenfalls entspricht. Und endlich ist es vielleicht doch nicht so ganz unerlaubt, wenn Herriot die Frage der Räumung der Ruhr hintenher doch mit der der französischen Sicherheit verbindet. Denn Ereignisse und Tatsachen wechseln eben auch infolge *neuer* Ereignisse und Tatsachen ihren Sinn, und diese Sicherheitsfrage ist schliesslich für Deutschland so wichtig wie für Frankreich. Dass Herriot dabei, wie Macdonald, nicht ganz konnte, was er wollte, darf man ihm nicht zum Vorwurf machen. Es war, scheint mir, nicht eine Lage, in der das Absolute durch Unerbittlichkeit geltend gemacht werden musste. In diesem Sinne war die Londoner Konferenz ein *Anfang*, nicht ein Ende.

Aber ein sehr *guter* Anfang — trotz allem. Auf zweierlei muss hier besonders hingewiesen werden.

Einmal: Es zeigt sich eben doch, dass jene idealen Losungen, die von einem Teil der Kriegführenden ausgegeben wurden, nicht verloren gewesen sind. Mochten sie nachher von einem Teil der Führer (oder besser Verführer) jener Völker noch so sehr verraten werden, sie hatten doch gewirkt und wirkten weiter; sie waren doch

---

erscheinen, einige Bemerkungen geschrieben, die in Bezug auf ihn etwas skeptisch lauteten. Infolge der ungünstigen Art, wie die technische Fertigstellung des Heftes dann erfolgen musste, ist der Artikel stehen geblieben und noch dazu ohne die geplante erläuternde Bemerkung.

eine Tatsache, die nicht aufgehoben werden konnte. Diese Losungen, die sich während des Krieges gegen die Mittelmächte kehrten, mussten sich nachher auch gegen die Entente kehren. Und darum war es eben doch besser, dass diejenige Partei siegte, die sich an diese Losungen verpflichtet hatte, als diejenige, die damals nur nationale oder nationalistische Ziele kannte, die sich bloss zum Schwertglauben bekannte und deren Sieg bloss den Schwertglauben gestützt hätte. Möge man diese bedeutsame Tatsache wohl bedenken!

Dazu ein Zweites: Es ist der Sozialismus, der vielgeschmähte, der nun die Probleme, die die bürgerliche Welt mit ihren Mitteln und ihrem Geiste nicht bewältigen konnte, doch so weit gelöst hat, als es bei dem fortdauernden Widerstand jener Welt möglich war. Der Sozialismus hat damit gezeigt, dass er wirklich „die Welt regieren" kann und dass er eine neue Periode der menschlichen Dinge bedeutet. Es ist zu der östlichen Diskreditierung des Sozialismus ein westliches Gegengewicht geschaffen worden. Das ist wieder eine sehr grosse Tatsache.

Dass es aber der Sozialismus war, der diesen neuen Stil brachte, ist nicht zu leugnen. Herriot wird wesentlich durch den französischen Sozialismus gestützt und ist selbst zu zwei Dritteln Sozialist, Macdonald aber ist, um diese paradoxe Tatsache einmal hervorzuheben, ein echter und rechter Vertreter des religiösen Sozialismus.

2. Sozialismus, Demokratie, Völkerbund, Friede.

Da wir so zum Thema **Sozialismus** gelangt sind, so wollen wir gerade hier fortfahren. Wie kurzsichtig war überhaupt jenes Gerede und Geschrei von der Erledigung des Sozialismus! Man schaue sich doch in der Welt um! Die zwei gewaltigsten Reiche (ausser Amerika), England, das vorläufig doch das allerwichtigste ist, wichtiger noch als Amerika, dazu Russland, sind sozialistisch regiert. Ist das nicht eine gewaltige Tatsache — trotz allem? Ich weiss, ich weiss — nur einen Augenblick Geduld, lieber Leser, — was du einwenden wirst: „England ist ja gar nicht sozialistisch regiert, weil Macdonald doch nur der Geduldete der Bürgerlichen ist, und was den russischen Sozialismus betrifft, so liegt es in deinem eigenen Interesse, ihn nicht als Sozialismus gelten zu lassen." Ich antworte: Man hat doch in England eine Arbeiterregierung ans Werk lassen müssen, weil die andern Parteien abgewirtschaftet hatten, und hinter der Arbeiterregierung steht eine sittliche und politische Macht, der man die zukünftige Leitung des englischen Weltreiches zusprechen darf, ohne dass man Gefahr läuft, durch die Entwicklung der Dinge widerlegt zu werden. Was aber Russland betrifft, so mag man den Bolschewismus noch so scharf ablehnen und verurteilen (und daran haben es die „Neuen Wege" wahrhaftig nicht fehlen lassen), es bleibt

doch wohl bestehen, dass in diesem zur gewaltigsten weltgeschichtlichen Rolle berufenen Riesenreiche das alte System gestürzt ist und trotz allem Schein des Gegenteils nie mehr aufkommen wird.

Von Russland aus aber — freilich nicht nur von ihm aus — verbreiten sich sozialistische Gedanken über ganz Asien und Afrika. Sie tun es zum grossen Teil in bolschewistischer Form und darin liegt freilich jene Gefahr, auf die wir schon wiederholt hingewiesen haben und nächstens wieder hinweisen werden, aber man hat doch auch starke Gründe zu der Annahme, dass der Bolschewismus in jener grossen Welt nur als Gärungselement wirken und das Ergebnis keineswegs Bolschewismus, aber freilich noch weniger Kapitalismus sein wird.

Wenden wir uns nach Europa zurück, so liegt im slawischen Wesen von vornherein eine Anlage zum Sozialismus, die sich in der Tschechoslowakei schon bisher geäussert hat und sich in diesem ganzen nichtrussischen Slawentum des Ostens von Europa ganz sicher immer stärker geltend machen wird. Dänemark hat eine sozialistische Regierung, Schweden kann sie jeden Tag wieder bekommen. In Deutschland bedarf es bloss eines Aufatmens der Arbeiterschaft und einer inneren Reinigung des Sozialismus, dann wird diese gewaltige Arbeiterschaft aufs neue die Hand nach der politischen und diesmal auch der sozialen, das heisst zunächst einmal wirtschaftlichen Leitung des Reiches ausstrecken — mit aller Aussicht auf Erfolg.

Endlich Amerika! Auch dort ist noch nicht aller Tage Ende, vielmehr stehen wir gerade dort wohl erst am Anfang. Beachten wir zwei Tatsachen. Dort macht sich bei Anlass der Präsidentenwahl eine dritte Partei geltend (die der „Progressisten") und diese kommt dem Sozialismus sehr nahe. Ferner: es ist dort merkwürdigerweise gerade das Bauerntum, das in Masse dem Sozialismus zuneigt. Es geschieht dies freilich unter dem Druck einer augenblicklichen Notlage, die wieder weichen kann, aber bedeutsam ist es doch. Vor allem aber ist zu überlegen, ob nicht die Demokratie, die in Amerika eine gewaltige Macht ist, eines Tages aus dem politischen, ethischen, religiösen Gebiet ins soziale vordrängen muss: Es ist meine ganz feste Ueberzeugung, dass dies geschehen wird, und sehr vieles weist — noch neben den erwähnten Tatsachen — auf eine solche Entwicklung hin.

Mit alledem möchte ich aber nicht etwa den Eindruck erwecken, als ob ich auf die blosse Tatsache eines solchen teils vorhandenen, teils im Kommen begriffenen Sozialismus ein allzugrosses Gewicht legte. Ich wollte bloss gegenüber kurzsichtiger Verkennung der wirklichen Sachlage darauf hinweisen. Und ohne Verheissung ist sie — trotz allem und allem — doch nicht!

Das gleiche gilt von der **Demokratie,** die übrigens mit dem Sozialismus, dem Bolschewismus zum Trotz, aufs engste verbunden ist. Auch ihr ist auf alle Weise das Ende geweissagt worden. Darin lag, wie hier schon oft gezeigt worden ist, das Stück Wahrheit, dass Inhalt und Form der Demokratie gewiss grosse Wandlungen durchmachen müssen, auch schon im Begriff sind durchzumachen. Aber dass die Demokratie — die neue Demokratie — kommt und nicht jenes Cäsarentum und Diktatorentum von Lenin über Mussolini bis zu Hitler, von dem falsche Propheten, von Spengler und allen seinen Verbündeten bis zu De Reynold und unseren nachbetenden welschen und alemannischen Monarchisten und Reaktionären aller Art, orakelten und träumten, scheint die Entwicklung der Dinge deutlich zu beweisen. Lenin ist dahin und bis jetzt zeigt sich noch kein Nachfolger. Mussolini ist so gerichtet als möglich; sein moralischer Sturz ist schon erfolgt, der physische wird folgen. Poincaré ist auch besiegt, und mit der Glorie des deutschen Nationalismus dürfte es auch bald ein Ende haben und damit auch der Weizen ihrer schweizerischen Nachbeter verwelken. Also gemach, ihr wohlweisen und tiefsinnigen Antidemokraten!

Ein weiteres Zeichen der Wendung ist der Aufstieg des **Völkerbundes,** des von allen Antidemokraten, besonders auch den bolschewistischen und halbbolschewistischen, so sehr gehassten. Man darf wohl sagen, dass er nun gefestigt dasteht und seine Zukunft äusserlich und innerlich gesichert ist. Auch in der Schweiz wird jener Ansturm gegen ihn, der so lange in der Stille vorbereitet worden ist, zu dem gewisse Ultramontane mit gewissen Protestanten, gewisse Reaktionäre mit gewissen Sozialisten, gewisse hartgesottene Gewaltgläubige mit gewissen antimilitaristischen Ueberidealisten sich einträchtig zusammengefunden hätten, nun wohl unterbleiben und also dieses Hauptziel der ganzen Bewegung um den Ex-General und den Ex-Generalstabschef, samt ihrem Gefolge von Professoren, Theologen und Journalisten, unerreicht bleiben. Dass Deutschland in den Völkerbund tritt, ist wohl nur eine Frage ganz kurzer Zeit. Schon rüstet sich, wie es heisst, Russland dafür. In Amerika wird der Umschwung als sicher bezeugt und übrigens macht es zu zwei Dritteln schon jetzt mit. Der Völkerbund soll die Kontrolle über die deutschen Rüstungen übernehmen, wie er bereits die über die österreichischen und ungarischen besitzt. Dazu gehört logischer und gerechter Weise die Abrüstung in aller Welt. Es ist auch deutlich, wie diese Forderung vordringt. Macdonald und Coolidge treten fast in eine Art Konkurrenz in Bezug auf eine neue, allgemeine Abrüstungs-Konferenz. Die Versuche, durch einen Garantiepakt die Sicherheit Europas vor Krieg und Gewalt herzustellen, mögen in der bisherigen Form verfehlt sein und nichts ist

verkehrter, als die Ablehnung, die sie durch Macdonald erfahren haben, für Feindseligkeit gegen den Völkerbund zu halten — sind doch überall, besonders aber in der Schweiz, viele der eifrigsten Völkerbundsfreunde dagegen —, aber sie verraten doch die starke Bewegung auf einen neuen Zustand hin, einen Zustand des Friedens und einer Sicherheit aus dem Recht und nicht aus der Gewalt, und sind ganz gewiss so, und nicht umgekehrt, zu verstehen. Wenn Herriot und Macdonald in dem Augenblick, wo ich in meinem Alpenasyl dieses schreibe, nach Genf ziehen, so mag man dies wohl als ein Symptom von weltgeschichtlicher (und schliesslich nicht bloss weltgeschichtlicher) Bedeutung auslegen. Vor allem darf, wer etwas von Macdonald und seinen besten Mitarbeitern weiss, ganz sicher sein, dass der Kampf gegen den Krieg sozusagen ihre grösste Leidenschaft ist. Mögen sie jetzt noch gehemmt sein und nach englischer Art überhaupt langsam vorgehen, es ist völliger Verlass auf sie.

Im Angesicht dieser Sachlage muss die Haltung einiger sogenannten Führer der schweizerischen Sozialdemokratie gegenüber dem Völkerbund doppelt traurig erscheinen. Diese Führer haben sich einst als Nicht-Führer erwiesen; sie haben sich vom Wind der Tagesmeinung treiben lassen, haben im bolschewistischen Rausch geglaubt, die Welt schon in der Tasche zu haben, und was sie sonst noch für Gründe, zum Teil recht kleiner Art, hatten, und nun soll die ganze schweizerische Partei in einer Stellung verharren, die sich immer mehr als verkehrt und auch innerlich unwahr erweist — da man ja doch mitmachen muss und besonders das „Arbeitsamt" nicht entbehren kann — alles nur, damit einige kurzsichtige „Führer" nicht zu offensichtlich desavouiert werden, und das, während alle sozialistischen Parteien der Welt, mit Ausnahme des Kommunismus, und auch die gewerkschaftliche Internationale längst für den Völkerbund eintreten. Man wagt sogar so offensichtlich unwahre Behauptungen zu wiederholen wie die, dass der Völkerbund einfach ein Werkzeug des Kapitalismus gewesen sei. Demgegenüber ist erfreulich zu beobachten, wie das Gros der Partei sich von dieser unfruchtbaren und unehrlichen Opposition abwendet und zwar nicht nur in der welschen Schweiz, wo dies längst der Fall ist, sondern auch in der deutschen.[1]) Es ist auch die höchste Zeit dafür.

Es ist auch dieser wachsende Sieg des Völkerbundes etwas Grosses, ein Lohn vieler Opfer und eine Erhörung heisser Sehnsucht — und nicht nur Sehnsucht — zahlloser unter den besten Vertretern

---

[1]) So hat die, überhaupt trefflich geleitete, ostschweizerische „Volksstimme" schon wiederholt sehr deutlich für eine veränderte Stellung zum Völkerbund plädiert und neuerdings tritt dafür ein so wenig „bourgoiser" Gesinnung verdächtiger Genosse wie Schneider in Basel ein.

der heutigen Menschheit. Dass dieses Wachstum auch eine innere Umgestaltung bedeutet, der die äussere folgen wird, versteht sich von selbst und nährt unsere Freude[1]); ebenso, dass wir mit der Kritik des bestehenden Völkerbundes auch künftig nicht zurückhalten werden.

Es ist ebenfalls selbstverständlich, dass damit ein Fortschritt der ganzen **Friedensbewegung** Hand in Hand geht. In der Tat, wenn man diese verfolgt — in aller Welt — dann sieht man, dass sie anschwillt wie ein Strom, der von allen Seiten Zuflüsse erhält. Drei von diesen Zeichen sind besonders bedeutsam: das Erwachen, zum Teil Wiedererwachen der Arbeiterschaft zu einer entschlossenen Kriegsgegnerschaft; das Erwachen der Christenheit — sogar in der Schweiz! — im gleichen Sinn, und endlich ein Ereignis, wie wir es so lange ersehnt haben: dass ein ganzes Land sofort und völlig abrüsten will. Dies Wunder, das wir so gern aus der Schweiz hätten aufsteigen sehen, ereignet sich nun in einem andern „kleinen" Volk, das dadurch für immer gross werden wird. Die dänischen Freunde sagen uns, dass der Plan der Regierung, der tatsächlich Heer und Flotte auf ein Polizeikorps von ganz kleinem Umfang (7000 Mann) reduziert, von der ersten Kammer jedenfalls angenommen werde Wenn die zweite ihn verwerfe, so werde er vor das Volk kommen. Dort sei sein Schicksal ungewiss. Also verwirklicht ist der Plan noch nicht, aber dass eine Regierung ihn aufstellt, eine Volksvertretung, und zwar die wichtigste, in der Mehrheit immerhin bürgerliche, ihn annimmt und ein ganzes Volk darüber berät und dies in einem besonders gefährdeten Land, und unter der Führung eines ehemaligen Kriegsministers (Munch ist sein Name), das ist etwas Neues unter der Sonne.

Vergleichen wir, um die ganze Grösse dieses Ereignisses zu verstehen, nur unsere schweizerischen Zustände damit. Das Herz wird uns dann schwer, aber trotzdem — wenn die neue Welt nur kommt! Zuletzt wird sie dann sogar in der Schweiz kommen und man wird dann tun, als ob wir immer dafür gewesen wären.

Zu dieser Entwicklung der neuen Welt entgegen, noch ein Wort: Wie wird dadurch auch jene Theologie verschiedener „Richtung" desavouiert, die überlegen tuend und doch nur voreilig und bequem aus der Reaktion dieser Jahre Kapital geschlagen und dar-

---

[1]) Auch darüber möchte ich keine Unklarheit lassen, dass ein aufrechter Gegner des Völkerbundes mir zehnmal lieber ist, als ein sogenannter Vorkämpfer desselben, der in Genf schwungvolle Friedensreden hält, in Bern aber Kriegsrüstungen zustimmt, die dem Völkerbund ins Gesicht schlagen, und der solche, die mit diesem durch die Abrüstung auch in der Schweiz Ernst machen wollen, „beinahe Verbrecher" schimpft. Gott bewahre auch den Völkerbund vor seinen Freunden, mit seinen Feinden wird er schon fertig werden.

aus ein System gemacht hat! Man hat, weil man so wenig Glauben hatte, gemeint, tiefsinnig zu sein, wenn man die Stagnation der Bewegung des Guten auf die Unfähigkeit und Unwürdigkeit der Menschennatur zurückführte und einen neuen Fatalismus aufrichtete, während doch die Aufgabe gewesen wäre, im Glauben auszuharren, im Glauben zu arbeiten, im Glauben zu kämpfen, im Glauben zu leiden. Andere, zum Teil „Ungläubige", haben dies getan und ihr Arbeiten, Leiden, Sich-Opfern wird nun gekrönt. Vielleicht kommt nun wieder eine neue Theologie, die wieder das rechtfertigt, was gerade geschieht!

3. Der neue Ausblick.

Mit alledem soll aber auch wieder nicht gesagt werden, dass wir nun am Ziele seien, dass die neue Ordnung schon gesiegt habe oder gar — ungeheuerlicher Gedanke! — das Reich Gottes schon zur Herrschaft gekommen sei.

Ich möchte zum Schlusse nochmals an London anknüpfen. Das Ergebnis der Londoner Konferenz hat für mich ein doppeltes Gesicht.

Es ist etwas liquidiert, gewiss. Ich glaube, dass der deutsch-französische Krieg, wenn ich so sagen darf, damit erledigt ist. Dieses ganze Problem wird aufhören, ein Zentrum der Geschichte zu sein. Auch der deutsche Nationalismus in seiner akuten Form wird, wie schon angedeutet worden ist, wohl bald zur verhältnismässigen Bedeutungslosigkeit herabsinken. Frieden und Völkerbund werden aufsteigen.

Aber das ist doch nur die eine Seite des Ergebnisses. Es erheben sich hinter London neue und zwar schwere Probleme.

Einmal Probleme der Weltpolitik. Ich denke vor allem an die Rassenfrage in ihren verschiedenen Formen: an die gewaltigen Probleme, die Asien und Afrika heissen und womit ich die ungeheure Bewegung meine, die jene Völker erfasst hat.[1]) Davon haben wir hier schon oft geredet. Damit verbindet sich das russische oder das Bolschewismusproblem in Bezug auf die äussere Politik, das wir auch schon wiederholt beleuchtet haben.

Aber zu den weltpolitischen gesellen sich die innerpolitischen, die dann freilich auch wieder zu weltpolitischen werden. Ich habe schon in früheren Heften darauf hingewiesen, dass der Dawes-Plan zu einem schweren innerpolitischen Problem für Deutschland wird, indem es sich nun darum handeln wird, wer endgültig die Lasten der Erfüllungspolitik tragen soll, ob, wie bisher, die Arbeiterschaft oder die Schichten, die sich so gut darum

[1]) Diese Tatsache soll im nächsten Heft eine neue Beleuchtung erfahren.

herumzudrücken, ja von der Lage zu profitieren wussten.[1]) Das wird zu gewaltigen Kämpfen führen und diese Kämpfe werden sich in andere Länder fortpflanzen, weil die Belastung des deutschen Proletariats infolge des Konkurrenzverhältnisses eine Belastung des ganzen Proletariats wird. Denn wenn dem deutschen Arbeiter der Achtstundentag genommen und geringer Lohn aufgezwungen wird, so wird man anderswo — im Interesse der Konkurrenz — Aehnliches versuchen.

Ich glaube aber überhaupt, dass nun, nach einer gewissen Erledigung der Reparationsfrage, die rein politischen Probleme etwas in den Hintergrund rücken und dafür andere stärker hervortreten werden. In erster Linie das soziale Problem. Und zwar wird es sich, um es kurz zu sagen, vor allem um den Kampf gegen den weltumspannenden und welterstickenden **Mammonismus** handeln Wir haben ja berichtet, wie in London das Weltkapital mit seiner Allmacht hervorgetreten ist; dieses Weltkapital legt seine schwere, kalte Hand zunächst freilich auf Deutschland, aber im Grunde auf alle andern Länder, besonders die europäischen. Es konzentriert sich immer mehr zu der Macht, die die Welt regiert.

Dieser Mammonismus entfaltet seine Herrlichkeit in alle Gebiete des Lebens hinein. Er ists, der im Auto auf unseren Alpenstrassen fährt, den Fussgänger von der Strasse vertreibt, ihm den Benzingestank, das richtige Sinnbild seines Wesens, zurücklässt und durch sein Geheul die Alpenstille vertreibt.[2]) Er ists, der uns eine Versklavung, eine Verwandlung der Menschheit in eine Helotenherde bringen kann, wie die Welt Aehnliches noch nie gesehen hat. Von hier aus droht der neue Cäsarismus. Ob die Völker noch die Kraft haben oder sie allmälig wieder aufbringen, diesen entsetzlichen, Leiber und Seelen verderbenden Moloch zu stürzen, das ist die grosse Frage, die immer mehr ins Zentrum der Fragen rücken wird.

Die politischen werden, wie gesagt, davon beeinflusst wer-

[1]) und die diesen Frühling und Sommer wieder alle Kurorte Europas überfluteten!

[2]) Das Auto mag einmal ein Vehikel werden, das den Menschen dient. Jetzt ist es — zum mindesten als Luxuswagen — ein Werkzeug des Sports und ein Symbol und oft auch Organ mörderischer Brutalität, meistens in den Händen der übelsten Menschenklasse, die es heute gibt. Solange es so steht, gehört es jedenfalls nicht auf die Alpenstrassen. Diese gehören im wesentlichen und in erster Linie dem Bauer und dem Fussgänger und nicht dem grossstädtischen Kriegsgewinnler. Es ist ein Wahn, zu glauben, dass ein solides Hotelwesen davon auf die Länge einen Gewinn habe. Das Gegenteil wird eintreten. Wenn endlich berichtet wird, dass eidgenössische Kommissionen immer wieder den Satz aufstellen: „Die Landstrasse gehört dem Auto", so ist das eine Verhöhnung der Demokratie, die man sich ärger kaum denken kann. Wenn noch ein Hauch demokratischen Sinnes in uns lebte, würde schon diese Losung, noch bevor sie Gesetz wird, einem Sturm des Zornes weichen müssen.

den. Wir werden, schon als Gegengewicht gegen das Kapital von Wallstreet, so rasch als möglich die Vereinigten Staaten von Europa schaffen müssen. Gegen die Herrschaft des „Bankiers“, die uns droht, kann, soziologisch gesprochen, nur der Sozialismus allein helfen. Er allein kann, in welcher Form immer, diese Weltherrschaft des Kapitalismus brechen. Es ist dabei entscheidend wichtig, dass er auch in den angelsächsischen Ländern, besonders in Amerika, mächtig wird und zum Siege gelangt. Ich wiederhole aber meine Ueberzeugung, dass wir auf gewisse Kräfte des Guten, die in der Welt Amerikas wirken, vertrauen dürfen. Der Kampf, auf den wir warten, mag dort noch einer Zeit der Vorbereitung bedürfen, wenn er aber einmal kommt, dann wird er sich amerikanisch rasch entwickeln und zu amerikanisch heisser Leidenschaft entflammen. Freilich muss der ganze Sozialismus, wenn er diesem Kampfe gewachsen sein soll, noch eine tiefgehende Verwandlung durchmachen. Er muss — das ist mein caeterum censeo — sowohl eine umfassendere Weite des Ideals als einen neuen Radikalismus, im tiefsten und edelsten Sinne, und so eine neue Lebens- und Eroberungskraft erwerben. Aber dieser Kampf wird, bei der tiefen Verkommenheit der heutigen Menschenwelt, die ja gerade durch die Mächte, die von ihr besiegt werden sollten, verdorben worden ist, doch nicht gelingen können, wenn nicht aus den Tiefen der ewigen Wahrheit Kräfte und Bewegungen einer grossen geistigen Umwälzung kommen. Welcher Art diese wohl sein wird und sein muss, darauf deuten die Berichte hin, die nicht ohne Grund in diesem Hefte stehen.

Diese Welt ist es, die nun, wie ich glaube, in den Mittelpunkt rücken wird, in dem Masse, als die rein politischen Fragen zurücktreten. In diesem Zusammenhang wird auch der Kampf gegen den Krieg weitergeführt werden und vielleicht seine schwersten, aber auch entscheidenden Formen annehmen. Hier, in dem Zusammenhang dieser Welt, liegen die Aufgaben der kommenden Periode. Es ist gut, wenn wir sie schon von den Arbeits- und Kampfesfeldern der Gegenwart aus erblicken. Alles drängt immer deutlicher zu diesem einen Punkte hin, von dem aus alles neu wird. Vielleicht wird auf diesem Weg die Not der Menschheit sich noch steigern, die Kämpfe noch furchtbarer werden, das Heer der Dämonen noch sichtbarer und furchtbarer aus den Tiefen steigen, aber auf der andern Seite werden entsprechend die Kräfte des Guten wachsen — wenn nicht dem Quantum, so doch der Intensität nach —, wird die Wahrheit Gottes und der Menschen immer heller und gewaltiger hervorbrechen. Und die Wendung aus der trüben und erstickenden, alle Menschen und Bewegungen der neuen Ordnung bedrückenden Reaktion heraus ist doch schon jetzt da.

1. September. L. Ragaz.

Versammlungen

Pfingsttagung Biberstein 1924. Einen eigentlichen Bericht über diese Tagung zu geben, ist mir schon darum nicht möglich, weil Pfingsten jetzt schon ein Stück weit in der Vergangenheit liegt. Die vielen einzelnen Erlebnisse und Eindrücke verschwimmen und fliessen in eine Gesamterinnerung zusammen. Es seien hier darum nur einige Bemerkungen gemacht.

Der Zweck der Tagung war, die sozialistische Jugend der deutschen Schweiz in einer Tagung zusammenzuführen, um die gemeinsamen Aufgaben zu besprechen, und, wenn möglich, die Wege zu bahnen für eine neue sozialistische Jugendbewegung. Etwa 160 Jungsozialisten mögen es gewesen sein, die am Samstagabend in den alten Bibersteiner Schlosshof einzogen. Am stärksten waren wohl die Freischärler vertreten, dann die noch junge Sozialistische Jugendorganisation und daneben eine Reihe „Unorganisierter". Ein Gefühl der Unruhe und Bangigkeit möchte einen überkommen, wenn man diese Zahl bedenkt. Nicht dass die Veranstalter (Freischar und S. J. O.) auf mehr Zuzug gerechnet hätten, aber man muss sich fragen: Vermochte das sozialistische Ideal in der Schweiz nicht mehr Jugendliche zu entzünden? Und man denkt unwillkürlich an die Tausende Jugendlicher auf Rennbahn und Fussballplatz.

Ob sich dieser Zustand wohl in absehbarer Zeit ändert? In Biberstein schienen sich neue Ansätze zu zeigen; ich wenigstens zog schon lang nicht mehr so erfreut von einer Jugendtagung nach Hause.

Nach der Begrüssung und einer schönen Abendmusik auf dem Schlosshof am Samstagabend sprach am Pfingstmorgen Kurt Düby als Erster zur Tagung. Er skizzierte ein knappes, aber gutes Bild von der heutigen Lage der Arbeiterjugend. Er wies auf alle die Uebel hin, welche die Proletarierjugend in ihrer körperlichen und geistigen Entfaltung hindern, sie schon sofort nach Verlassen der Schule in eine harte, einseitige Arbeit, in eine unentrinnbare Tretmühle hineinzwingen, worin Jugendfreude und Tatendrang rasch und still ersterben. Die Lage der Arbeiterjugend ist ja allerdings nicht mehr so skandalös wie in der Maienzeit des Kapitalismus. Die völlig hemmungslose Lehrlingsausbeutung wurde gleichzeitig mit den Erfolgen der Arbeiterbewegung eingedämmt. Die völlige Befreiung der Jugend kann auch nur durch den Sieg der Arbeiterklasse errungen werden. Heute muss sich die Jugend für Teilforderungen einsetzen, für Ferien, für die Tagschule (statt der Nachtschule) usw., besonders aber für die Schaffung eines eidgenössischen Lehrlingsgesetzes. Es war ein gutes und klares Referat.

Ein Bericht über die Worte des zweiten Referenten Hans Anderfuhren ist mir kaum möglich. Seine lebendige, warme Rede kann nur als ein ganzes, unmittelbares Erlebnis begriffen werden. Seiner Aufgabe, über Wege und Ziele der sozialistischen Jugendbewegung zu sprechen, kam er wohl nicht ganz genügend nach, aber er gab lebensvolle Impulse für die praktische Arbeit. Er sprach von jener ewigen Lebensbejahung und Schönheit, die aus Tieren und Pflanzen hervorbricht, die aber noch viel tiefer und herrlicher in den Menschen ist. Aus Lebensbejahung führt die Jugend, führt die Arbeiterschaft den Kampf gegen das System des Kapitalismus. Nicht gegen die Maschinen schlechthin, wie manche gedankenlose Romantiker dies für nötig halten, aber gegen jene Ordnung, die den Menschen das Leben raubt. Unsere Partei, unsere Gewerkschaften müssen wieder lebendig und aktiv werden, der Gedanke einer neuen Ordnung der Dinge und einer „Bruderschaft durch die Arbeit" muss gross werden. Nicht die grossen Verbände machen es; es müssen überall initiative Gruppen entstehen, Zellen neuen Lebens.

In den sozialistischen Jugendgruppen soll dem bürgerlichen Schmutz und Kitsch gegenüber ein schöneres, stärkeres, froheres Erleben sein und als werbende, belebende Kraft wirken und sich dann auch in die Formen der Arbeiterbewegung ergiessen. Nicht aus dem zerstörenden Hass können die neuen Kräfte wachsen, aber aus praktischer, schöpferischer Begeisterung, aus Liebe. Das Ideal des Sozialismus muss von der Jugend wieder tief erlebt werden. Der Eindruck dieses Referates war ein grosser und bleibender.

Der Nachmittag war der Aussprache über das Verhältnis von S. J. O. und Freischar gewidmet. Der Verlauf dieser flotten und interessanten Aussprache sei hier nicht näher verfolgt. Es zeigten sich Unterschiede, ja vielleicht sogar einige Gegensätze zwischen den beiden Gruppen, aber trotz den krampfhaften Bemühungen einiger Leute, diese aufzubauschen, fand man bei dem gegenseitig vorhandenden guten Willen leicht eine Basis zu gemeinsamer Arbeit. Als solche wurde genannt u. a. die antimilitaristische Propaganda, die Sache der Jugendherbergen, ein gemeinsamer Ferienkurs[1]) und anderes.

Am Abend lohte dann auf dem Berge das schönste Symbol der Jugend, ein grosses, helles Feuer.

Die sehr lebendige Aussprache am zweiten Tag befasste sich vorwiegend mit den Referaten und den durch sie aufgeworfenen prinzipiellen Fragen, wie Gewalt und Klassenkampf, die gedankliche Begründung des Sozialismus, Wissenschaft und Sozialismus usw. Auch diese Aussprache, scheint mir, ist sehr wertvoll und fruchtbar gewesen.

Dass auch gespielt und getanzt wurde in Biberstein, versteht sich bei einer Jugendtagung von selbst, nur wurden diese Dinge des unsicheren Wetters wegen stark beschnitten.

Bei der Beurteilung solcher Tagungen ist es immer gut, wenn man nicht zu optimistisch ist, aber mir scheint, dass diese Pfingsttage erfreulich und wertvoll waren. Viele flotte junge Menschen haben sich zu einem schönen, gesunden Fest gefunden und sich zu einem grossen Ideal bekannt.

Vielleicht gehen von da Kräfte aus, die zu einer neuen sozialistischen Jugendbewegung führen werden. A. N.

Die religiös-sozialistische Konferenz zu Barchem.

Eine internationale Zusammenkunft religiöser Sozialisten hat vom 2. bis zum 7. Juli dieses Jahres in der Nähe des Dorfes Barchem in Holland stattgefunden. Sie war ein sehr verkleinertes Abbild jenes grossen internationalen „Kongresses für soziales Christentum", der im September 1914 in Basel hätte stattfinden sollen, auf den hin wir drei Jahre gearbeitet hatten und der dann ins Feuer des Weltbrandes fiel und zunichte wurde.[2]) Es war besonders von unsern d ä n i s c h e n Freunden der Wunsch ausgesprochen worden, dass eine ähnliche Zusammenkunft, wenn auch in kleinerem Rahmen, wieder einmal stattfinden sollte. Der Schreibende dachte als Ort derselben an Bad Boll, und Schwester Anna, der ich wenige Wochen vor ihrem Hinschiede auf der Heimkehr von Dänemark den Plan vortragen durfte, war davon begeistert. Warum die Konferenz dann nicht nach Boll gekommen ist, weiss ich nicht; es habe Schwierigkeiten gegeben. Sie wurde dann also nach Holland verlegt. Das bedeutete besonders für die Schweizer einen grossen Nachteil. Denn die Reise dorthin ist für uns weit und schwierig. Ueberhaupt hat es an der Vorberei-

---

[1]) Dieser hat inzwischen mit überaus gutem Erfolg stattgefunden.

[2]) Die Vorgeschichte dieses nicht zustande gekommenen Kongresses sollte einmal erzählt werden. Sie wirft interessante Lichter auf das, was nachher geschehen ist.

tung wohl etwas gefehlt. Das soll nicht ein Vorwurf gegen die holländischen Freunde sein; auch ich habe es, ganz gegen meinen Willen, aus irgendeiner Schwerfälligkeit und unter dem ewigem Uebermass von Aufgaben unterlassen, rechtzeitig in den „Neuen Wegen" und anderswo auf den Anlass hinzuweisen. Vielleicht hätte sich doch dieser oder jener Schweizer gefunden, der den Besuch der Konferenz mit einer Sommerfahrt nach Belgien und Holland, vielleicht auch dem Elsass, verbunden hätte. Ich selbst hielt es für unmöglich, nach meiner Winterfahrt nach Holland nun schon wieder diese weite Reise zu machen. Nur auf den dringenden Wunsch der holländischen und deutschen Freunde entschloss ich mich zuletzt doch dazu, damit die Schweiz bei der zu erwartenden Aussprache über die Grundprobleme unserer Bewegung nicht gänzlich fehle.

Es kamen etwa fünfzig Männer und Frauen zusammen, grösstenteils Holländer und Deutsche. Zu ihnen gesellten sich ausser dem einen Schweizer noch ein Franzose, drei Engländer (unter ihnen vor allem unser Freund Herr Stead vom Browning Settlement in London) und zwei Finnländer. Die Skandinavier (gerade auch die Dänen inbegriffen) fehlten ganz, was sehr schade war, ebenso der ganze mittlere und fernere Osten Europas, um von Amerika nicht zu reden. Die „Kongressprache" war denn auch durchgehends das Deutsche, das ja von den meisten gebildeten Holländern verstanden und gesprochen wird. Unter den zahlreichen deutschen Teilnehmern befanden sich eine Reihe von geistigen Führern, nicht nur unserer Bewegung, sondern des kommenden Deutschland überhaupt. Das theologische Element herrschte bei weitem vor. Sehr erfreulich war das Dabeisein einiger Laien-Genossen. Einer von ihnen war sogar aus Finnland hergekommen.

Einzigartig schön war der Ort unseres Zusammenseins. Ein Stück von dem Dorf Barchem (im mittleren Ostholland) liegt die Kolonie der Woodbrooker. Woodbrook nennt sich bekanntlich eine Volkshochschule der Quäker in der Nähe von Birmingham. In ihrem Geiste soll diese Kolonie arbeiten, deren Land und Gebäude unsern holländischen Gesinnungsgenossen zum grössten Teil von einem Freunde ihrer Sache geschenkt worden ist. Inmitten einer grossen, von Föhrenwald eingefassten Wiese erhebt sich das Gebäude, worin sich der Speisesaal, das Lesezimmer und Spielzimmer befinden. Strohgedeckt, einfach und holländisch hell, mit einer sich an der Front hinziehenden kleinen Vorhalle, verbindet es geschmackvolle Modernität mit altholländischer Eigenart. Im Föhrenwäldchen daneben, das auf dem Sande der „Geest" wächst, befinden sich drei Schlafgebäude mit je etwa zwanzig bis dreissig zellenartig kleinen, aber hübschen und saubern, auf Grün und Stille blickenden Zimmerchen. Oben aber, auf der andern Seite, im „Bergwald" (denn es ist eine für Holland wirklich ganz stattliche Erhebung), mitten zwischen Föhren und Eichen, liegt das aus Holz gebaute, aus *einem* Raum bestehende trauliche Versammlungsgebäude, die Urzelle der ganzen Kolonie. So ist eine Stätte geschaffen, um die wir die Holländer beneiden dürfen. Sie ist der Mittelpunkt einer geistigen Arbeit, die ihrem Sinne nach den Zielen entspricht, die auch *unsere* Kreise für eine kommende Arbeiterbildung vor Augen haben. Es finden hier die ganze schöne Jahreszeit hindurch Kurse und Besprechungen statt, die den Sinn der Arbeiterbewegung in die Tiefe und Weite verfolgen und ungefähr auf die gleiche Weise wie wir Geist und Arbeit zusammenbringen wollen. In steigender Zahl findet sich die sozialistische Arbeiterschaft ein und es muss in der Tat besonders für einen städtischen Arbeiter herrlich sein, einige Wochen oder schliesslich auch nur von Zeit zu Zeit einige Tage (vom Sonntag bis zum Montag) in dieser stillen, grossen Natureinsamkeit, im Kreise von Gleichgesinnten und unter der geistigen Führung bedeutender Menschen mit dem reinen Hauch der Natur die Luft eines höheren Geisteslebens einzu-

atmen. Hoffentlich bekommen wir bald, in dieser oder jener Form, etwas Aehnliches.

An dieser Stätte haben wir durch fünf Tage eine harte Geistesarbeit verrichtet. Es wurde geredet über die geistige und wirtschaftliche Erneuerung der Arbeiterbewegung, über die neue Arbeitskultur, über die Bewegung auf eine Welteinheit hin, über Inhalt und Form der religiösen Verkündigung für das Proletariat. Dazwischen wurde über den Stand der Bewegung in einigen Ländern berichtet. Professor Tillich, jetzt in Marburg, der philosophische Denker unserer Bewegung, ein Mann von der Rasse eines Fichte und Schelling, aber von einer neuen Orientierung ausgehend, entwickelte tiefe und originale Gedanken über die erneuerte Weltanschauung, deren der Sozialismus bedarf. Der holländische Ingenieur und sozialdemokratische Führer (er soll dazu bestimmt sein, den aus Gesundheitsgründen sich zurückziehenden Dr. Troelstra zu ersetzen) Dr. Alvaadra erfreute uns durch seinen edlen und feinen, einer sittlichen Erneuerung des Sozialismus völlig aufgeschlossenen Geist. Dass er nicht in der Lage war, uns in Bezug auf die nächsten und grössten wirtschaftlichen Aufgaben des Sozialismus den Weg zu zeigen, ist nicht verwunderlich; denn das ist eine schwere Sache. Der junge Franzose Philipps überraschte die Versammlung durch seine Berichte über den französischen Sozialismus, besonders dessen „Philosophie der Arbeit“ (Sorel!) und seine neuen Ansätze zu einer Arbeitsdemokratie, wie über den Stand des religiösen Sozialismus in Frankreich Unser Freund Stead entfaltete in seinen Plänen für eine Organisation des Weltfriedens und der Welteinheit jenen im letzten Grund aus einem starken Christusglauben stammenden Optimismus, der uns stets erquickt, ärgerte aber manche von uns durch seine beinahe begeisterte Forderung einer „armed force“, d. h. einer „Polizeimacht“ für den Völkerbund. Die Aussprache über das Kriegs- und Friedensproblem ermangelte nicht einer gewissen dramatischen Spannung. Endlich hatte ich die Frage zu beantworten, ob das Christentum oder eine neue Religion Grundlage des religiösen Sozialismus sein müsse, und Mennike die andere, ob die Kirche die Form für unsere Verkündigung sein könne, oder ob eine andere Organisation nötig sei. Ich antwortete mit einer Ablehnung der „neuen Religion“, die manchen zu entschieden zu sein schien und Mennike mit einer Ablehnung der Kirche, die in freundlichen Formen nicht weniger entschieden war, wobei mir in der Aussprache die grosse Aufgeschlossenheit der anwesenden deutschen Pfarrer für dieses Problem auffiel. Offenbar hat man sich draussen noch nicht so beruhigt wie bei uns.

In den Aussprachen kam die geistige Zusammensetzung der Versammlung ziemlich deutlich zum Ausdruck. Sozial wie religiös reichte die Skala, selbstverständlich innerhalb des religiösen Sozialismus, von der äusssersten Rechten bis zur äussersten Linken, von der gemässigten Sozialdemokratie bis zum Anarchismus und Kommunismus und von einem sehr positiven, biblisch begründeten Christusglauben bis zu einem hegelianisch oder darwinistisch begründeten Entwicklungsglauben, der Jesus im Christus aufgehen lässt oder auch an Stelle des persönlichen Gottes, der da ist, war und sein wird, etwas wie einen in Natur- und Menschenwelt langsam werdenden Gott setzt. Ein anderer Gegensatz, der deutlich hervortrat, war der eines gewissen angelsächsischen Optimismus, der getrost an das Kommen einer neuen Welt glaubt und auf allerlei Linien dieses Kommen begrüsst, der aber doch auch über das Rechte hinausschiesst und in eine falsch optimistische Verkennung der Gegenmächte, wie auch des tiefern Sinnes der Bewegung auf eine neue Welt hin gerät, und eines besonders auf der deutschen Seite vertretenen Pessimismus, der in Bezug auf die Möglichkeit der Weltumgestaltung sehr zurückhaltend ist und sich fast ängstlich hütet, Gott in Bezug darauf etwas zuzutrauen, damit

aber bei aller Vertiefung des Problems, die er bedeutet, doch auch Gefahr läuft, schliesslich von der Grundlinie alles religiösen Sozialismus, dem Glauben an den neuen Himmel und der neuen Erde von Gott her, abzukommen und in Denkweisen zurückzufallen, die der religiöse Sozialismus ja gerade überwinden will. Gerade dieser Gegensatz, zwischen dem es natürlich manche Vermittlungen gab, zeigte, wie notwendig die natürlichen Eigenarten der Völker und grossen Kulturen einander auch für das Reich Gottes ergänzen müssen.

Im übrigen kreuzten sich in Bezug auf Sinn und Zweck der ganzen Zusammenkunft zwei Auffassungen Die holländischen Freunde, ihre Veranstalter, verlegten den Zweck der Konferenz mehr nach aussen; ihnen stand die Frage im Mittelpunkt, was wir religiösen Sozialisten auf den verschiedenen hiefür in Betracht kommenden Gebieten für die Erneuerung, Vertiefung und Verstärkung der Arbeiterbewegung tun könnten, während die Deutschen und „Schweizer“ ihren Sinn mehr darin erblickten, dass die verschiedenen Arten des religiösen Sozialismus sich aussprächën, damit klar werde, wie nahe oder wie ferne man sich stehe. Mein Eindruck ist, dass das Zweite denn auch den Hauptwert der Veranstaltung gebildet habe. Ich selbst bin jedenfalls nur d a z u hingegangen.

Was ist denn dabei herausgekommen? Zu einer etwas gründlicheren Auseinandersetzung kam es bloss zwischen jener angelsächsischen und deutschen Denkweise einerseits und anderseits zwischen jenen drei Nuancen des religiösen Sozialismus, die durch Mennike-Tillich, Barth-Gogarten und die schweizerischen Religiös-Sozialen nicht Kutter-Barthscher Observanz bezeichnet werden. Die Auseinandersetzung konnte bei der Fülle des Stoffes freilich mehr nur andeutungsweise erfolgen und war auf meiner Seite — nebenbei bemerkt — sowohl durch ein hartnäckiges Unwohlsein als durch den Umstand gehemmt, dass ich jahrelang diese mehr theologisch-philosophischen Kontroversen ein wenig beiseite lassen musste. Was nun bei dieser ersten Aussprache herausgekommen ist, kann ich nicht genau sagen. Einer gewissen Verständigung mag sie wohl gedient haben. Sie hat sich wenigstens im freundlichsten Geiste vollzogen. Und sie muss fortgesetzt werden!

Sind wir im übrigen, abgesehen von diesem besondern Punkte, einander näher gekommen? Ueberhaupt: wie stellt sich in Barchem die religiös-sozialistische Bewegung dar?

Wenn ich darüber mit der vollen Ehrlichkeit, die ja gerade in solchen Dingen unumgänglich ist, meinen Eindruck berichten soll, so muss ich gestehen, dass er nur halbwegs erfreulich war. Es verlief zwar, wie wohl klar geworden ist, äusserlich alles schön und gut; für mich freilich abgesehen von meinem Unwohlsein. Auch konnte man wieder empfinden, dass unserer Sache die Zukunft gehört. Sehr, sehr viel tiefer, feiner und edler Geist trat zu Tage. Trotzdem fehlte mir etwas — um es kurz zu sagen: ein starker, einfacher, ungebrochener G l a u b e als Voraussetzung unserer ganzen Sache. Mir war auf der einen Seite zu viel Verstrickung in intellektuelles Grübeln (das mit D e n k e n nicht verwechselt werden darf!) und auf der andern zu viel Respekt vor allerlei „modernen“ Denkrichtungen, deren Tag doch vorbei ist oder bald vorbei sein wird.[1]) Es wurde mir noch klarer als zuvor, dass unsere

[1]) Das Organ der holländischen religiösen Sozialisten, Die „Frohe Welt“, wundert sich, dass ich mich auf den Boden des Christentums gestellt habe. Dem Berichterstatter sind offenbar Gott, Christus, Gottesreich „veraltete Begriffe.“ Von einem wirklichen Verständnis dessen, was ich gesagt, keine Rede. Offenbar steht ein Teil dieser holländischen „religiösen Sozialisten“ noch in jenem Stadium, das auch anderwärts einst vorhanden war, wo man meint, Ein-

Sache nur siegen wird, einmal als einfache, kraftvolle Volksbewegung, sodann als eine religiöse Bewegung, die aus den letzten Tiefen kommt und eine neue Phase der Sache Jesu Christi darstellen wird. D a r a u f warte ich. Auch d i e s e r Ton ist von einigen Sprechern angeschlagen worden, aber er verklang zu stark im andern. Vollends erwarte ich nichts — oder weniger als nichts — von der religiös-sozialistischen „Ethik" und „Dogmatik", die immer wieder gefordert wurde. Möge uns Gott davor bewahren! (Was wieder nicht etwa gegen das D e n k e n gehen soll!) Uns muss Grösseres anliegen.

Wenn ich neben dieser Hauptsache noch eine Nebensache nennen soll, so muss beklagt werden, dass wir uns an Vorträgen und Besprechungen zu viel zumuteten und in eine erschöpfende Hetze hineinkamen. Wieviel wertvoller wäre eine gewisse stille Besinnung zwischen hinein, das ausgedehnte Gespräch von Mensch zu Mensch gewesen! Dafür reichte es zu wenig. Auch der Stil der Diskussionen war zu sehr der herkömmliche, etwas verbrauchte. Wir sollten dafür neue Formen suchen.

Mit dieser Kritik möchte ich aber den Wert dieser Tage nicht verdunkeln. Wir danken den holländischen Freunden dafür, dass sie uns möglich geworden sind. Sie werden in unserem Andenken wichtig sein. Sie sind gewiss gut gewesen und sollen, wills Gott, Vorläufer von noch besseren sein. L. R a g a z.

Die allgemeine Konferenz des Versöhnungsbundes fand dieses Jahr im Bad Boll statt.[1]) Verlieh schon dieser Umstand ihr einen besonderen Charakter, so kam dazu noch der andere, dass es diesmal nicht eine jedermann offene, sondern eine mehr vertrauliche Zusammenkunft sein sollte, das heisst: die Vereinigung eines engeren Kreises von Menschen, die die Bewegung kennten und innerlich mit ihr verbunden wären, zur Besprechung einiger zentraler Probleme, die sich gerade ihr aufdrängen und überhaupt zur Klärung und genaueren Bestimmung ihres ganzen Sinnes. Dass das nötig war, empfanden wohl alle diejenigen, die bisher die hauptsächlichen Träger dieser Sache waren. Sie gingen darum in grösserer Spannung als gewöhnlich, nicht ohne Beunruhigung und Sorge, gerade zu dieser Versammlung.

Sagen wir es gleich: das Ziel ist nur recht unvollständig erreicht worden. Aus verschiedenen Gründen. Einmal kamen auch diesmal, nicht weniger als sonst, eine verhältnismässig grosse Zahl von Menschen, die keinen klaren Begriff vom Wesen des „Bundes" hatten. Sie kamen, um das auszusprechen, was ihnen etwa als für die Menschheit oder ihr Volk schön und wünschenswert vorkommt und so ihr Herz zu leeren, ohne an die besondere Aufgabe des „Bundes" zu denken. Dass der für uns Festländer etwas unbestimmte Name „Versöhnung" diese Gefahr begünstigt, ist wohl nicht zu leugnen. Es traten Leute auf, um uns pathetisch und im Stil schwerster Anklage an Aufgaben zu erinnern, die jahrelang im Mittelpunkt der Versammlungen und der ganzen Arbeit des „Bundes" gestanden haben; sie schleuderten, nachdem sie kaum einen Blick in unsere Sache getan hatten, die schwersten Beschuldigungen gegen uns und hielten jene stereotype richterische, selbstüberlegene Rede, die ein Kundiger schon lange auswendig kann. Es kamen Leute und erinnerten uns daran, dass

---

stehen für eine sozial veränderte Welt sei nur möglich in Verbindung mit gewissen negativen Radikalismen und Modernitäten im religiösen Denken. Mir scheint der genau entgegengesetzte Weg: der Weg zu der alten, aber neu verstandenen Wahrheit Christi zurück, der rechte. Auf jenem andern aber würde dem religiösen Sozialismus der Atem rasch genug ausgehen. Dass dies auch in Holland der Fall ist, beweist ein Bericht, den wir in Bälde bringen werden.

[1]) Vom 29. Juli bis 7. August, die Versammlungen des „Rates" inbegriffen.

es eine soziale Frage gebe! Weil sie selbst seit einigen Wochen zum ersten Mal die Augen für gewisse Dinge öffneten, meinten sie, uns, die wir uns ein Leben lang damit beschäftigt haben und nun einen Schritt weiter wollen, auf den „Boden der Wirklichkeit“ führen zu müssen. Offen gestanden: das war für manche von uns wenig erbaulich. Es kam uns vor, als ob auf einer Versammlung von Abstinenten, denen die Abstinenz und der Kampf gegen den Alkohol längst eine Selbstverständlichkeit ist, Einer, der zum ersten Mal da wäre, in der ersten Sitzung aufträte, und die Anwesenden auf den „Boden der Wirklichkeit“ führen wollte, indem er ihnen pathetisch versicherte, es gebe einen Alkoholismus und man müsste ihn bekämpfen!

Natürlich konnte so der eigentliche Zweck gerade dieser Zusammenkunft nicht erreicht werden. Sie war d a f ü r übrigens auch viel zu gross, achtzig Menschen, wo dreissig genug gewesen wären. Dazu kamen dann andere Fehler. Es stimmte unter solchen Umständen eben alles nicht mehr recht. Man wollte vor allem „Aussprache“ und hatte darum keine Referate vorgesehen, sondern nur kurze Einleitungen. Das wäre für einen kleinen und vertraulichen Kreis ganz recht gewesen, nicht aber für diese Art von Versammlung. So war die Folge eine grosse Verwirrung. Kein Problem konnte recht entwickelt werden, keiner von uns, auch wenn er eine verhältnismässig längere Redezeit hatte, konnte ordentlich sagen, was er meinte. Es hing immer das Damoklesschwert der „Kürze“, die fast als asketischer Selbstzweck betrachtet wurde, über Einem. Dass man vollends in einer Diskussion ein zweites Mal das Wort gewünscht hätte, zur Aufklärung von Missverständnissen, zur Verständigung (auf die es doch abgesehen war!), wäre einem in dieser Atmosphäre fast als Unverschämtheit erschienen. Die Folge war, dass die Zeit nun erst recht unnütz verschwendet wurde, dass man unnötige Dinge sagte, aneinander vorbeiredete, sich ärgerte und verwirrte.

Diese Methode ist offenbar ganz sinnlos. Es kann nicht Selbstzweck sein, dass möglichst viele reden, gerade wie auch Kürze kein Selbstzweck ist. Die Angelsachsen verfallen hierin doch auch in eine gewisse Schablone. In einer solchen Versammlung sollten keine Methoden herrschen, die in das Parlament oder in die Volksversammlung gehören. Es ist gar nicht nötig, dass stets möglichst viele reden. Gelegentlich mag es richtiger sein, wenn einige wenige, die eine bestimmte Denkweise vertreten, sich bis zu einer gewissen Klärung auseinandersetzen. Ein andermal mögen diese schweigen und andere dran kommen. Auch muss man etwa zu lange Reden brüderlich ertragen können. Dafür dürfte viel unnütze Uebersetzung gespart werden — und zwar ohne Esperanto, von dem nun einmal die grosse Mehrheit der Freunde nichts wissen will und zwar, wie mir scheint, in d i e s e n Dingen mit Recht.

Die diesjährige Versammlung hatte eigentlich nur Ein Thema, aber freilich das grösste von allen: d i e N a c h f o l g e C h r i s t i i n u n s e r e r Z e i t. Dieses Thema bekam aber einen sehr konkreten Sinn, da von vornherein jene ganz bestimmten Fragen in Betracht kamen, die eben die Grundfragen der Bewegung sind: die persönliche Stellung zum „Eigentum“, zur „Gewalt“ (das heisst: zu Krieg, Militär, Klassenkampf), zu „Christus“.

Dieses Gesamtthema wurde denn auch mit mehr oder weniger Klarheit durchgeführt, seis in der Vollversammlung, seis im erweiterten „Rate“. Welches war das Ergebnis?

Es traten zwei Gegensätze hervor, oder vielmehr: es zeigte sich in Bezug auf zwei Punkte eine gewisse Polarität.

Einmal: Die eine Richtung will das Problem des „Eigentums“ und der „Gewalt“ in erster Linie auf g e s e l l s c h a f t l i c h e m Wege lösen, die andere betont den Weg der p e r s ö n l i c h e n Tat. Das bedeutet in Bezug auf „Eigentum“: Die einen wollen durch eine mehr oder weniger radikale Aenderung der Wirtschaftsordnung die Eigentumsverhältnisse umgestalten, das Ei-

gentum vergesellschaften, möglichst vielen ein erträgliches Auskommen verschaffen, die heutigen Unterschiede ausgleichen, den Besitz und die Arbeit in das rechte Verhältnis bringen. Das scheint ihnen das Wesentliche. Sie überlassen inzwischen dem Einzelnen, seinen Besitz nach bestem Wissen und Gewissen zu brauchen. Die andern legen gerade darauf Gewicht, dass das Besitzproblem auch von jedem Einzelnen gelöst werde. Der Sozialismus als gesellschaftliches System allein genügt ihnen nicht. Sie sind durch das Evangelium, das Privatbesitz als schwerste Gefahr für das Verhältnis des Menschen zu Gott betrachtet, tief beunruhigt. Ihnen leuchtet das Wort vor, das von der ersten Gemeinde Christi gesagt ist: „Keiner sagte von seinen Gütern, dass sie sein eigen seien, sondern hatten alles gemein." Ihnen bedeutet die Lösung des Besitzproblems im Sinne des Evangeliums einen freien, auf die persönliche Tat begründeten Kommunismus, einen „religiösen" oder „christlichen" Kommunismus.

Diese beiden Denkweisen traten deutlich auseinander. Es schien mir, dass die erste, die gesellschaftliche, mehr durch die Angelsachsen vertreten werde, die zweite, die der individuellen Tat, mehr durch die Franzosen, Deutschen, Slawen, Schweizer. Doch mag das Zufall gewesen sein.

Man darf diesen Gegensatz nicht missverstehen. Er erhebt sich auf der Grundlage einer wesentlichen Einigkeit. Die Vertreter der mehr „gesellschaftlichen" Lösung werden im Ernste die Bedeutung der persönlichen Tat nicht leugnen (auch wenn das in Boll wenig zum Ausdruck kam), während die der „persönlichen" Lösung die „gesellschaftliche" sozusagen als selbstverständlich voraussetzen und nur über diese hinausgehen wollen, seis, um für die „gesellschaftliche" die notwendigen Kräfte zu schaffen, seis, um die letzte Konsequenz dieser Umgestaltung aus dem Sinn Christi herauszuziehen.

Es ist das Problem der „evangelischen (das heisst dem Evangelium gemässen) Armut", das damit wieder auftaucht, dieses gewaltige Grundproblem, an dem sich die christliche Geschichte abgemüht, an dessen Losung ihre edelsten Gestalten ihr Herz gesetzt, und das lange durch den allzu „paulinischen" Protestantismus und dann durch die völlige Verweltlichung des Christentums zugedeckt worden ist, nun aber sich mächtig wieder erhebt und ganz sicher immer entscheidender werden wird. Wenn man von dem „Weg des Franziskus" geredet hat, so wäre es falsch, diese Losung allzu wörtlich zu nehmen. Es handelt sich nicht um eine Nachahmung des Franziskus, sondern bloss darum, ob die Losung sein soll das (sozial verstandene) „nach oben" oder das „nach unten", das Ansichraffen oder das Weggeben, das Reichseinwollen oder das Armseinwollen. Diese „Armut" hat einen umfassenden, tiefen Sinn, den des Wortes: „Selig sind die Armen, denn ihrer ist das Himmelreich." Ein arges Missverständnis wäre, wenn man meinte, es handle sich darum, die Armut im heutigen Sinn, die wirtschaftliche Not, die aus Unrecht und Ausbeutung fliesst, zu verherrlichen und die entsprechenden Zustände zu erhalten, also die Losung des Armseins an Stelle der sozialen Umgestaltung zu setzen; im Gegenteil jene „Armut des Evangeliums" wäre nach der Meinung derer, die sie vertreten, die gewaltigste Kraft der „Revolution Gottes" und der Weg zu neuem „Reichtum". Es ist einfach die grosse Umkehr des Sinnes (die Metanoia) von der Welt zu Gott und von Gott dann wieder in die Welt, die den Sinn des Evangeliums bildet. Im übrigen ist gerade von solchen, die das Recht des zweiten Weges vertreten (z. Beispiel von dem Schreibenden) sehr stark betont worden, dass der „Weg des Franziskus" im ausgesprochenen Sinn, das heisst der Weg des weitgehenden oder gar völligen Verzichtes auf Besitz Sache Weniger sei — Sache von „Erwählten", von Pionieren, und dazu immer Sache der Freiheit, nicht einer Gesetzlichkeit, Pflicht und Aufgabe aller aber, die sich Jünger Christi nennen wollen, die Verwendung ihres Besitzes für Gott und die Brüder, also „Verwaltung" desselben, im alten, immer offiziell ver-

tretenen Sinn des Christentums, nur mit neuem Ernst und neuer Wahrhaftigkeit, nur in Wirklichkeit, nicht bloss in Theorien. Das ist freilich Aufhebung des Privatbesitzes im Sinne des römischen Rechtes — aber wer wagt zu leugnen, dass das die allein mögliche Haltung eines „Christen“ ist?

Der gleiche Gegensatz zeigte sich, auf Grund der gleichen Einigkeit, in der Frage der „Gewalt“. Die einen glauben, sie lasse sich genügend lösen, wenn man die gesellschaftlichen Verhältnisse umgestalte, aus denen Völkerkrieg und Bürgerkrieg, auch der Klassenkampf, entstehen. Ihr Weg ist: Aufhebung des Kapitalismus durch eine in irgendeinem Sinn sozialistische Ordnung, Abrüstung, Versöhnung der Völker und der Klassen durch Versammlungen, Einrichtungen, Friedenspredigt, Forderung eines neuen Geistes; die andern geben das alles zu und halten es für wichtig, aber sie gehen auch hier einen Schritt weiter. Sie meinen, das alles sei letzten Endes auch nur durchzusetzen durch die persönliche Tat, die im persönlichen Opfer sich vollende. Ihnen wird die Abrüstung zur Dienstverweigerung und Militärsteuerverweigerung, der Sozialismus zu jener persönlichen Haltung, die den Geist des Mammonismus an der Wurzel zerstört, die soziale Gerechtigkeit unerbitterlicher sogar als die Gewalt-Revolutionäre fordert und verkündigt, aber sich dafür, bildlich oder wörtlich, zwischen die Schwerter des Klassenkampfes und Bürgerkrieges wirft.

Der andere grosse Gegensatz, der hervortrat — diesmal noch mehr als in Nyborg — war der zwischen der Richtung, die sich entschieden zu Christus bekennt und derjenigen, die dies ablehnt oder sich doch in diesem Punkte zurückhält. Zu der ersten gehört ohne Zweifel die überwiegende Mehrheit der „Mitglieder“, zur zweiten aber einige ganz besonders wertvolle, die von den andern gewiss ohne weiteres als „Jünger Christi“ dem Wesen nach anerkannt werden.

Auch hier fehlt es ja nicht an einer Einigkeit als Grundlage. Es ist die Welt der Liebe und Bruderschaft, die alle wollen. Nur ist den einen diese Liebe und Bruderarbeit das Erste und das Bekenntnis zu deren Voraussetzungen das Zweite, während man in etwas zugespitzter Formulierung, sagen kann, dass den andern die Stellung zu Gott (oder Christus) das Erste und Liebe und Bruderschaft das Zweite sind. Das Schwierige dieses Gegensatzes besteht darin, dass auf der Seite derer, die kein Bekenntnis zu Christus ablegen können, vielleicht die Sache Christi stärker vertreten wird als auf der andern Seite, aber dass auch die „Nichtchristen“ wieder in den Reihen der „Christen“ eine Vertretung ihrer Sache finden, die sie bei den andern vermissen. Es offenbart sich darin jene Tragik, von der in diesen Blättern schon oft die Rede gewesen ist.

Wenn ich mein Urteil über diese Sachlage — diesen doppelten Gegensatz — abgeben darf, so ist es dies: Die „gesellschaftliche“ Lösung der (eine ganze Welt umfassenden) Probleme des „Eigentums“ und der „Gewalt“ ist recht und notwendig. Aber es besteht dabei die grosse Gefahr, dass ob den gesellschaftlichen Umgestaltungen die Gesinnung zu kurz kommt und jene darum scheitern müssen. Auch greifen jene für sich allein nicht tief genug, erreichen nicht das Letzte. Es besteht ferner die Gefahr, dass man für schöne Ideen schwärmt, aber sehr ungehalten ist, wenn man dafür durch persönliche Tat und persönliches Opfer einstehen soll. Darum muss mit der sozialen sich die religiöse Lösung verbinden. Was aber die Stellung zu Christus betrifft, so habe ich mich darüber in den „Neuen Wegen“ auch schon wiederholt geäussert. Christus muss eben, wenn seine Wahrheit zum Ausdruck kommen soll, so verstanden werden, dass er die Freiheit ist. Darin liegt unendlich viel beschlossen und sicher auch die Lösung dieses schwersten Problems, vor dem der „Bund“ steht.

Es ist durchaus meine Meinung, dass sich der „Bund" auf der angedeuteten Linie weiterbewegen muss. Er muss aus dem Anfangsstadium des Schöpfungsnebels heraus ins Bestimmtere hinein. Dieses Bestimmtere kann aber nur das Persönliche sein, genauer gesagt: die persönliche Nachfolge Christi in unserer Zeit. Alles andere wird sonst genügend vertreten: die soziale Umgestaltung durch den Sozialismus, die Verbindung der sozialen Umgestaltung mit dem Christentum durch den religiösen Sozialismus aller Art, die Versöhnung der Völker durch den Völkerbund und eine Fülle von verwandten Bewegungen. Dem Versöhnungsbunde bleibt, wenn er Eigenart und Eigenrecht haben soll, nur das Eine; dieses Eine ist aber auch das Grösste und Notwendigste: dass dies alles sich erhebt bis zu dem Punkte, wo es seinen vollen Sinn entfaltet und wo die letzten Quellen seiner Kraft entspringen, zur persönlichen Tat und der Nachfolge Christi. Dass diese nicht geschehen kann ohne ein Bekenntnis zu Christus, ist wohl klar. Aber dies Bekenntnis muss nicht, soll nicht wesentlich in Worten geschehen und auf keinen Fall „dogmatischer", das heisst intellektueller und gesetzlicher Natur sein. Wenn dieses „Bekenntnis" richtig geschieht, wenn die Nachfolge wirklich wird, dann werden sie gerade die freiesten und weitesten Geister anziehen, sonst aber wird die Bewegung sich sehr bald ins Chaos dieser Zeit auflösen, statt dieses Chaos gestalten zu helfen.

Diese Einsicht hat denn auch nach hartem Geistesringen den „erweiterten Rat" veranlasst, der Bewegung vorläufig dadurch zu etwas grösserer Bestimmtheit zu verhelfen, dass er einigen seiner Glieder den Auftrag gab, gerade die vier Punkte, die im Zentrum der Verhandlungen dieses Jahres standen, „Eigentum", „Gewalt", „Klassenkampf", „Christus", in vier kurzen Darstellungen zu behandeln und zwar so, dass einmal festgestellt würde, was in Bezug auf diese Punkte die feste Ueberzeugung des „Bundes" ist, sodann aber auch, wo er noch mit Problemen ringt. Auf diese Weise soll Bestimmtheit mit Freiheit verbunden, aber jedensalls verhindert werden, dass Menschen zum „Bunde" kommen und mitreden, die kaum ahnen, was er ist und will. Es soll damit auch die innere Beunruhigung, die durch die Boller Verhandlungen erzeugt worden ist, erhalten und vermehrt werden, dass sie weiterdränge, zur Klarheit und zur Tat. Ueber diese Aktion soll zu seiner Zeit weiter berichtet werden.

Es wäre wohl noch allerlei über diese Konferenz zu sagen. Dringend zu wünschen ist, dass künftig die Jugend in der Bewegung und an der Konferenz zu einem selbständigen Rechte komme. Vielleicht darf ich den Gedanken äussern, dass aber zugleich in Geist und Stil eine vermehrte Männlichkeit und Reife ihr Not tue?

Vor allem aber möchte ich zum Schlusse noch ein Wort über die Stätte sagen, wo wir dieses Jahr zusammenkamen. Wir sind natürlich nicht durch „Zufall" dorthin gekommen. Auch haben der Geist und die Hoffnung Blumhardts gewiss geholfen und werden weiter helfen, dass die Bewegung sich vertiefe und festige. Es war für unsereins ein eigenes Gefühl, wieder an der Stätte zu weilen, wo man einst Grosses und Grösstes erlebt. Dass er, der einst durch seine körperliche und geistige Anwesenheit diese ganze, äusserlich kleine, innerlich grosse Welt belebt und beseelt, und dazu einige seiner treuesten und besten Jünger, nicht mehr da waren, bedeutete einen tiefen Schmerz. Wer kann dies nicht begreifen? Und doch war es wieder etwas Grosses, dass nun zu dieser Stätte, wo jene Grossen oft so einsam gerungen, Menschen aus aller Welt herströmten und strömen, als zu einem „Zion Gottes", Menschen, die etwas von der Gottes- und Christuswelt in sich tragen, an deren Kommen jene geglaubt und um die sie gekämpft. Es scheint, als ob es immer mehr die Bestimmung und Aufgabe Bolls werde, ein Vereinigungspunkt solcher zu sein, „die das Reich Gottes suchen". Die jetzige Leitung ist sich in aller Demut

dieser Aufgabe bewusst. Boll ist in guten, reinen und treuen Händen. Es gehört nach dem Willen der Erben Blumhardts der „Brüdergemeinde"; aber es soll nach dem Willen der Leitung nicht Zinzendorf Blumhardt verdrängen, sondern Zinzendorf und Blumhardt vereinigt auf das hinweisen und zu dem hinführen, was über ihnen war und ist.[1]) Auch fehlt es in Boll nicht an Menschen aus der Hausgemeinde Blumhardts, die dessen echten, starken, nicht einen quietistisch und pietistisch zurechtgemachten, für den Dienst zahmer Erbaulichkeit zugeschnittenen Geist vertreten.

Abschliessend möchte ich sagen, dass diese Konferenz in Boll gewiss nicht so freudig und begeisternd gewesen ist, wie die in Nyborg. Es mögen etliche enttäuscht von dannen gegangen sein. Aber wer weiss, vielleicht wird sie sich als wichtiger und fruchtbarer erweisen; denn wir sind näher an die „Realitäten" gekommen, von denen in Boll so viel (und zum Teil so oberflächlich) geredet worden ist. Es ist leichter, an einer Versammlung von vielen guten und begeisterten Menschen für „schöne Ideen" zu schwärmen, als daheim und im Alltag für die Wahrheit Christi persönlich einzustehen. Aber nur dies hat zuletzt Kraft. Es kann in solchem Sinn ein tiefer Segen auf dieser Zusammenkunft im Zeichen Blumhardts liegen. L. R.



Rundschau

Freunde, setzt euch für den

21. September

auf alle Weise ein. Es ist nicht bloss eine leere Demonstration, es soll eine Tat sein und zu Taten führen. Veranstaltet Versammlungen, und seien es noch so kleine, schreibt Artikel, teilt Flugblätter aus. (Man beziehe solche bei der „Zentralstelle für Friedensarbeit, Gartenhofstrasse 7, Zürich").

Es gilt, auf diese Weise unser Volk aufzuwecken. Auch eine Gegenbewegung gegen das Aarauer Schiessfest ists nebenbei. Aber es ist mehr, soll mehr sein, viel mehr!

Liegt Zabern in der Schweiz? Wir bemühen uns auf alle Weise, das Erbe Potsdams anzutreten. Dass dies ganz besonders in der welschen Schweiz geschieht, ist die blutige Ironie im Ernst.

Die folgende Geschichte erinnert jeden Kundigen sofort an Zabern. Der „Nouvel Essor", dieses mutige und auch sonst treffliche Blatt, das übrigens, wie gottlob noch vieles andere, zeigt, dass in der welschen Schweiz auch ein ganz entgegengesetzter Geist lebt, berichtet in den Nummern vom 15. Juli und 30. August:

---

[1]) Es ist nicht zu vergessen, dass Boll auch jetzt, wie zu Zeiten der beiden Blumhardt, ein jedermann offener Erholungsort ist. Durch die tiefe Ruhe und stille, grosse Schönheit, in welche diese Welt getaucht ist, wie durch den Geist, der darin lebte und lebt, wird sie vielen auch jetzt eine Wohltat sein können. Man bewegt sich mit völliger Freiheit, einige nebensächliche Formen (ich denke an das Tischgebet) ausgenommen, die vielleicht auch besser wegfielen (wie sie denn unter dem jüngeren Blumhardt nicht vorhanden waren), die zu ertragen aber nicht schwer ist. Zugleich kann jeder, der hingeht, mithelfen, die Gemeinde zu verstärken, die Boll lebendig erhält.

Im September 1923 beobachtete der Pfarrer von Gryon im Waadtland, der als Wachtmeister Militärdienst tat, zu Orsières (im Wallis), mit einer Gruppe von andern Unteroffizieren zusammen, den Obersten Bornand am Fenster seines Hotels in einem Aufzug, der ihm als im höchsten Grad unanständig erschien. Er reichte (dazu noch auf den Rat des Obersten Fehlmann hin) gegen dieses Verhalten eines „hohen" Militärs, als gegen etwas, was geeignet sei, in der Armee den Sinn für Anstand und Sittlichkeit zu vermindern, eine Klage beim Militärdepartement ein, die von jener Gruppe von Unteroffizieren mitunterzeichnet wurde. Nach einer, hauptsächlich durch den Oberauditor der schweizerischen Armee, Oberst Trüssel, vollzogenen Untersuchung (es ist jener Oberst Trüssel, dessen seines Amtes nicht würdige Haltung im Kampf gegen den Zivildienst, seltsame Methode des Zitierens und starke Bereitwilligkeit zu politischer Verleumdung des Gegners wir seinerzeit gekennzeichnet haben) wurde, nicht etwa der angeklagte Oberst Bornand, wie Naive vermuten könnten, sondern der klagende Wachtmeister Estoppey zu zwanzig Tagen Arrest im Fort Savatan und zur Degradation verurteilt. Die Untersuchung habe ergeben, dass der Oberst Bornand sich nichts wirklich Anstössiges habe zuschulden kommen lassen, sondern sich bloss in etwas ungenügender Toilette ein wenig am Fenster des Gasthauses gezeigt habe, durch einen Vorfall auf der Strasse dazu veranlasst. Der Ankläger wurde als ein „eitler Mensch" bezeichnet, der eine „besondere Mission" zu haben glaube. Auch sei sein Vorgehen einer persönlichen Verstimmung gegen Oberst Bornand wegen einer durch diesen empfangenen Disziplinarstrafe entsprungen. Von den Mitunterzeichnern habe ein Teil seine Aussage ganz zurückgezogen, ein Teil sie abgeschwächt. Allerdings hatte dafür ein anderer Mitunterzeichner, Wachtmeister Emil Bächthold, von auswärts eine Erklärung eingeschickt, worin er nicht nur alle Aussagen Estoppeys bestätigte, sondern ausdrücklich verlangte, nicht als Zeuge, sondern als Ankläger betrachtet zu werden. Er behauptet wörtlich, „dass der Oberst vollkommen nackt gewesen sei ..... und dass seine Erscheinung [am Fenster] nicht etwas Zufälliges, sondern eine gewollte und verlängerte Ausstellung (exhibition) gewesen sei." Dazu bescheinigt er mit den stärksten Worten die Lauterkeit der Absichten und die patriotischen Gesinnungen des Wachtmeisters und Pfarrers Estoppey. Bächthold wurde dafür zu sechs Tagen Arrest verurteilt.

Soweit der militärische Akt dieses Schauspiels. Und nun folgt das kirchliche und politische. Es stecken sich die beleidigten Militaristen (la republique des camarades, wie der „Nouvel Essor" sich ausdrückt) hinter gewisse Gemeindeglieder des Pfarrers von Gryon. Der Pfarrer hat einige schwere Sünden begangen. Etwa getrunken? Gespielt? Den Reichen geschmeichelt? O nein! Dergleichen nimmt man nicht so schwer (namentlich das Letztere nicht!); er hat vielmehr für einen Lehrer Partei genommen, der von einem Mitglied des Gemeinderates ungerechter Weise angegriffen worden ist; er hat einen Sonntagsschullehre (moniteur), der Sohn eines Magnaten (gros bonnet) über seinen Lebenswandel zur Rede gestellt; er hat sich geweigert, für seine wohltätigen Werke den Ertrag eines von Freunden veranstalteten Maskenballs anzunehmen. Das sind für einen Pfarrer schon schwere Vergehen gegen den Sinn, den sein Amt in den Augen der „republique des camarades" hat — wie sie denn auch selten vorkommen! Wer selber Erfahrung in solchen Dingen besitzt, weiss, was sie einem Pfarrer eintragen können. Der Gemeinderat reicht denn auch bei der Synodalkommission der waadtländischen Staatskirche Klage gegen den Pfarrer ein, der solche Anstösse gibt. Die Kirchenpflege freilich wehrt sich, im Namen der grossen Mehrheit der Gemeinde, energisch für den Pfarrer und bittet inständig, dass man ihn im Amte lasse. Sie fügt eine Petition zu Gunsten des Pfarrers hinzu, die von der grossen Mehrheit der Gemeinde unterzeichnet ist. Die Synodalkom-

mission aber verlangt nicht nur seine Demission, sondern erklärt ihm auch, er dürfe überhaupt nicht mehr daran denken, sich im Waadtland um eine Pfarrstelle zu bewerben, und wärs auch nur als Helfer. Dabei ist Estoppey verheiratet, hat drei Kinder und ist mittellos. Der Pfarrer gehorcht.

Daraufhin wendet sich die Kirchenpflege durch einstimmigen Beschluss an das Kultusdepartement des Regierungsrates mit der dringenden Bitte um Aufhebung dieses Beschlusses und kündigt, für den Fall, dass diese nicht erfolge, seine Gesamtdemission an. Es erfolgt nicht einmal eine Antwgrt (ganz wieder die republique des camarades), wohl aber eine Anweisung an Pfarrer Estoppey, seinen Rücktritt sofort zu vollziehen, mit einer Gehalts-Nachzahlung für einen Monat!! Wie nun die Kirchenpflege ebenfalls ihre Demission ausführt, findet der Kultusminister die Sprache und ersucht sie, davon abzusehen, zieht sich aber von der Kirchenpflege eine Antwort zu, die in ihrer männlichen Kraft und Ehrlichkeit wieder gut macht, was die vereinigte militärische, politische und kirchliche Kamarilla in dieser Angelegenheit gesündigt.

So geschehen vom September 1923 bis zum April 1924 in der Republik Davels, gelegen in der „ältesten der Demokratien", dem Land der „reinen Demokratie" der Bundesräte Schulthess, Scheurer und Häberlin und so fort.

Den Kommentar werden die Leser selbst liefern. Ich meinerseits möchte versichern, dass ich diese Affäre mit aller Vorsicht beurteilt habe. Dies schon darum, weil ein Pfarrer als Wachtmeister mir nicht sympathisch ist. (Fast ist man ja versucht zu sagen: „Geschieht ihm gerade recht!") Auch waren mir einige Punkte problematisch: War der Aufzug des Obersten Bornand wirklich so arg? Und warum hat der Pfarrer demissioniert, statt auszuharren bis zu gewaltsamer Entfernung?

Aber ich bin, nach reiflicher Erwägung und Verhandlungen mit noch besser orientierten Freunden in Bezug auf diese Punkte doch zu folgendem Ergebnis gekommen: Es ist, besonders bei einem so militärfreudigen Mann, undenkbar, dass er eine solche Anklage erhoben hätte, ohne dafür ganz gewichtige Gründe zu haben. Das Zurückweichen der Zeugen entspricht der Erfahrung, die in solchen Fällen meistens gemacht wird, auch wenn die Wahrheit noch so fest steht, und ist besonders unter solchen Umständen begreiflich. Desto schwerer wiegt des Zeugnis des Wachtmeisters Bächthold, der „Einer unter Zehntausenden", das heisst: ein ehrlicher und mutiger Mensch zu sein scheint. Dass endlich eine Untersuchung der Affäre des Obersten Bornand durch seine Kameraden, die so ausgemachte Militaristen sind, mir nicht gerade viel Vertrauen einflösst, brauche ich wohl kaum zu sagen.

Jedenfalls — und das allein interessiert uns hier — lieferte die militärische Untersuchung und ihr Ergebnis keinen Grund zu dem politischen und kirchlichen Akte des Schauspiels. Ganz schwerwiegend ist hier (neben den schon berührten Momenten) das Verhalten der Kirchenpflege von Gryon, hinter dem die grosse Mehrheit der Gemeinde steht. Wer solche Dinge kennt, der weiss, wie viel es braucht, bis in einer solchen die Leidenschaften aufwühlenden und die Geister trennenden Angelegenheit eine Gemeinde nach ihrer grossen Mehrheit und eine Behörde einstimmig, bis zur Demission und zu starker Sprache gegen Oberbehörden, zu einem Manne steht. Auf Grund solcher Erwägungen sehe ich in dieser Geschichte eine traurige Illustration der Abhängigkeit unserer politischen und kirchlichen „leitenden Kreise", von den militärischen, und von der Macht und Anmassung, zu der unser Militarismus schon gediehen ist.

Wir begreifen, dass der tapfere Redaktor des „Nouvel Essor", Henri Chenevard, sich durch dieses Erlebnis veranlasst gesehen hat, einen schweizerischen Zweig der Ligue des Droits de l'homme (Bund zur Verteidigung der Menschenrechte) zu gründen. Die Redaktion (Rue St-Honoré 3, Neuchâtel)

nimmt Anmeldungen entgegen. Dem gleichen Zwecke soll übrigens in noch umfassenderem Sinne, die „Zentralstelle für Friedensarbeit“ (Gartenhof 7, Zürich) dienen, von der anderwärts die Rede ist.

Gegen das Aarauer Fest, das Flinten- und Flaschenfest, erheben sich nachträglich allerlei Stimmen, zum Teil von Pfarrern, so in den „Glarner Nachrichten“, im „Zofinger Tagblatt‘. Schon vorher hatte sich Rusch nicht nur in seinen „Republikanischen Blättern“, sondern auch in der Basler „Nationalzeitung“ auf seine kernhafte Art ausgesprochen. Nicht vergessen seien auch die daselbst erschienenen trefflichen Kritiken des Festspiels aus der Feder von Jakob Bührer und Rudolph Schwarz.

Etwas besonders Erfreuliches waren zwei Aufsätze von Pfarrer Holzer in Sils i. Domleschg u. S. K. S. über unser Militärproblem, die die gleiche Nummer der „Neuen Bündner Zeitung“ brachte und die an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig liessen und zweifellos grossen Eindruck gemacht haben. Ebenso die Aeusserungen über Militär und Zivildienst, die das „Schaffhauser Kirchenblatt“ gebracht haben soll.[1])

Wenn man dies und vieles andere bedenkt (ein Einsender in der „Neuen Bündner Zeitung“, der gegen Holzer u. S. K S. Opposition macht, erklärt zum Beispiel, solche Gedanken seien im Volke weit verbreitet, was mit meinen eigenen Erfahrungen stimmt), dann erscheint die Skepsis, die im „Aufbau“ Fritz Baumann gegen meine Hoffnung, das Aarauer Fest könnte einen Umschwung nach der andern Richtung einlenken, nicht so ganz begründet, so begreiflich sie bei einem ist, der das Festwesen mit seiner Hypnose in nächster Nähe beobachtet hat. Im übrigen wird Baumann selbst wissen, dass ich mir keine Illusionen mache. Dazu stehe ich zu sehr au milieu de la mêlée. Nur das wollte ich sagen: „Es steckt nichts dahinter und das wird sich zeigen.“ Daran halte ich doch fest.

Banquos Geist. Dramatisch im tieferen Sinne ist das menschliche Geschehen eigentlich nur dort, wo die unsichtbare Welt geheimnisvoll fordernd und rächend in die sichtbare Welt dringt, um mitten im skrupellosen Treiben irdischer Leidenschaften und Interessen ein höheres Gesetz und eine stärkere Wirklichkeit zur Geltung zu bringen. Darum ist der Kampf, den der Schatten des ermordeten Matteotti im Gewissen des italienischen Volkes gegen den Faszismus führt, im wahrsten Sinne dramatisch und ein ergreifendes Gleichnis für den grössten Kampf unserer Aera: den Kampf zwischen Recht und Gewalt im politischen Leben, zwischen der Heiligkeit des Menschenlebens und der Gewissenlosigkeit des politischen Gründerwesens. Mussolini hat Geister gerufen, die er nicht wieder los wird, er hat sich zum Macchiavellismus bekannt, er hat die liberale Idee verhöhnt, die, wenn auch in abgeblasster Form, im modernen Bewusstsein die alte christliche Idee vom unendlichen Wert der Einzelseele vertrat und sie gegen den Cäsarismus verteidigte — so konnte es nicht ausbleiben, dass seine Handlanger solche Prinzipien in die Praxis zu übertragen versuchten. Nun aber zeigt sich erschütternd das, was uns Shakespeare in seinem Macbeth nahe bringt: dass im neueren Menschen eine geistige Macht zum Leben erwacht ist, die sich schwer und unentrinnbar an jedem rächt, der ihrer zu spotten wagt. So gilt für den Faszismus das gleiche, was Macbeth angesichts Banquos Geist in furchtbarer Erregung bekennen muss:

> „Auch ehedem geschah gar mancher Mord,
> Zu schrecklich für das Ohr.

---

[1]) Darüber das nächste Mal mehr.

Da war's Gebrauch, dass, war das Hirn heraus,
Der Mann auch starb — und damit gut.
Doch heutzutage stehn sie wieder auf,
Mit zwanzig Todeswunden an den Köpfen
Und stossen uns von unsern Stühlen —
Das ist noch weit seltsamer, als solch ein Mord!"

Mussolini wird das Gleiche fühlen, so oft ihm und den Seinen jetzt Matteottis Schatten erscheint: „Und stossen uns von unsern Stühlen — das ist noch weit seltsamer als solch ein Mord!" F. W. Foerster.
(In der „Menschheit".)

Zu der Berner Versammlung für die Abrüstung und gegen die Anmassung unseres Militarismus wird uns berichtet, dass man diesmal sich gar nicht an den „Bund" wegen Aufnahme eines Inserates gewendet habe, eben auf Grund früherer Erfahrungen mit ihm. Meinerseits füge ich hinzu, dass ich unter „Tagblatt" (in meinem Bericht ohne Gänsefüsschen) selbstverständlich nicht das „Berner Tagblatt" gemeint habe, sondern das, was wir in Zürich „Tagblatt" nennen, das offizielle Anzeigorgan, das in Bern „Berner Stadtanzeiger" heisst.

Bern. Der Ausschuss der Gruppe der „Freunde der Neuen Wege" und des „Aufbau" hat beschlossen, sich an der Antikriegsdemonstration vom 21. September in der Weise zu beteiligen, dass sie als geschlossene Abteilung am Demonstrationszug und an der Demonstrationsversammlung teilnimmt. In verdankenswerter Weise hat sich Pfr. K. v. Greyerz bereit erklärt, an der auf dem Sportplatz des Schwellenmätteli stattfindenden öffentlichen Versammlung neben andern Rednern (R. Grimm und E. Reinhard) zu sprechen. Wir bitten alle Leser der „Neuen Wege" zu Stadt und Land, sich den Bettag frei zu behalten und durch ihre Teilnahme an der Antikriegsdemonstration zu zeigen, dass ihnen der Kampf gegen den Krieg und die Förderung des Friedens Herzenssache ist. Für alles Weitere verweisen wir auf unsere spätern Mitteilungen in den nächsten Nummern des „Aufbau" und den Aufruf an die Bevölkerung Berns, der einige Tage vor Bettag im „Stadtanzeiger" erscheinen wird.

Um den Bettag entsprechend zu beschliessen, findet am Abend um 8 Uhr in der Chorkapelle der französichen Kirche (1. Stock, Eingang gegenüber der Feuerwehrwache) eine Bettags-Friedensfeier statt, wozu alle Freunde, auch Gäste, herzlich eingeladen werden. Auf dem Programm stehen musikalische und literarische Darbietungen: Klavier- und Violinvorträge, Gesang von geistlichen Volksliedern. Von Herrn A. Wirz wird eine dramatische Dichtung, von ihm selbst verfasst, vorgelesen, betitelt: Opfer.

Nähere Auskunft über die beiden Veranstaltungen erteilt gerne: M. Lanz, Thunstrasse 46, Bern. Telephon: Bollwerk 6367.

Von Büchern

Albert Schweitzer:

Kultur und Ethik der Kulturphilosophie, zweiter Teil.

Prof. Dr. Albert Schweitzers Kulturphilosophie (zweiter Teil) beschäftigt sich vorzüglich mit dem Suchen der Ethik nach einem Grundprinzip. In einem dritten Teil wird Schweitzer seine optimistisch-ethische Weltanschauung ausbauen und in einem vierten Teil über den Kulturstaat schreiben.

Der Abdruck der Vorrede zum zweiten Teil wäre die beste Empfehlung dieses trefflichen Buches und zugleich eine klare Uebersicht über Schweitzers ethisches Suchen und Denken.[1]) Wir sind gespannt, wie er dasselbe nun ausbaut und begründet.

Schweitzer nimmt zuerst noch einmal kurz die wesentlichen Probleme des ersten Teils auf: Kultur kann sich nur auf optimistische Weltanschauung und Ethik aufbauen. Kann sich aber optimistische Weltanschauung vor dem kritischen Denken rechtfertigen und haben wir eine allgemein gültige und tief genug begründete Ethik? Auf beide Fragen hat das bisherige Denken keine klaren, unzweideutigen Antworten geben können. Die optimistische Weltanschauung, in der das abendländische Denken lange das alleinige Heil erblickte, ist so von Pessimismus durchsetzt, dass sie in ihrer Fähigkeit, Kultur zu schaffen, gelähmt ist. Die Ethik dagegen, das Stiefkind der bisherigen Philosophie, entbehrt einer tiefen und allgemein gültigen Begründung. Daher fehlt dem Denken und Schaffen unserer Zeit die Magnetnadel, die ihm die Richtung weist, wo der wahre Fortschritt der Menschheit, also Kultur zu finden ist.

Nach einem nur allzukurzen Blick auf die Weltreligionen beginnt Schweitzer eine eingehende historisch-kritische Untersuchung über Ethik, in die er auch das religiös-philosophische Denken Indiens und Chinas vergleichsweise mit hineinzieht. In dieser Untersuchung stellt er dar, wie die Denker von Sokrates und Plato bis zu den Naturphilosophen unserer Zeit sich um die Aufstellung des sittlichen Grundprinzips vergeblich abgemüht, oder auch mit unbegründeter Ethik sich begnügt haben. Diese kritische Geschichte der Ethik auf nur 166 Seiten, dem weitaus grössten Teil des Buches, ist wie das Ganze überaus packend, nicht nur um ihrer Knappheit und Klarheit willen, sondern auch wegen der kühnen Art, mit der auch überragende Denker nach aller Anerkennung ihrer Grösse und Bedeutung oft erledigt werden. So ist zum Beispiel „Kants Philosophie grausigste Gedankenlosigkeit in tiefstes Denken eingewoben". Dabei ist es sehr wertvoll, dass Schweitzer hauptsächlich in der neueren Zeit sich nicht etwa nur summarisch mit den ganz grossen Philosophen beschäftigt, sondern auch weniger berühmte Denker, die einen Einfluss auf ihre Zeitgenossen ausgeübt haben, in seine Betrachtung hineinzieht. Zu einer wahren Verherrlichung schwingt er sich in seiner Darstellung des Rationalismus auf, als der Zeit der grössten Kulturfähigkeit. Allerdings wer sein sinniges Jugendbüchlein: „Aus meiner Kindheit und Jugendzeit" lesen wird, das recht warm zu empfehlen mir bei dieser Gelegenheit gestattet sein möchte, der wird erfahren, dass Schweitzer diese Vorliebe für den Rationalismus von seinem mütterlichen Grossvater geerbt hat. Wie wir nachher sehen werden, fliessen überhaupt starke individuelle Eindrücke, Erlebnisse und Anlagen aus seiner Jugendzeit in Schweitzers Denken hinein, womit natürlich weder der Wahrheitsgehalt, noch der hohe praktische Wert seiner Philosophie auch nur im geringsten gemindert werden soll.

Die Geschichte des Suchens nach dem ethischen Grundprinzip zerfällt nun bei jeder Gruppe von Denkern, ähnlich wie bei Schweitzers Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, in drei Teile: Zuerst kommt die Darstellung der betreffenden Philosophie, bezw. Ethik. Daraus wird dann das vor Schweitzers Augen Gültige und Weiterführende herausgenommen, und zuletzt das Unzureichende kritisiert, widerlegt und abgelehnt. Auf diese Weise kommt das Originale eines jeden Systems mit seiner Stärke wie mit seinen Schwächen zu klarer Darstellung. Der Verlauf der ganzen Geschichte der Ethik tritt aber dadurch in einen überaus spannenden, teleologischen Zusammenhang. Das ist

---

[1]) Wir wollen sehen, ob sich der Wunsch erfüllen lässt. Die Red.

das Dramatische an Schweitzers Geschichte der Ethik, das durch eine überaus plastische, bilderreiche, alles Abstrakte und Blasse vermeidende Sprache noch unterstrichen wird.

Aber das Resultat dieser dramatischen Geschichte ist ein tragisches: Es ist keinem Philosophen bisher gelungen, ein der Kritik Schweitzers Stich haltendes Grundprinzip des Sittlichen aufzustellen. „Aus der Geschichte der Ethik lässt sich nichts anderes als einige Klarheit über das Problem der Ethik gewinnen.“ Auch in diesem negativen Resultat ähnelt dieses Buch Schweitzers seiner Geschichte der Leben-Jesu-Forschung.

Wie ein Held, selbständig und selbstbewusst, geht nun der Kritiker selber ans Werk, um das für die Wiedergeburt unserer Kultur unentbehrliche Grundprinzip des Sittlichen zu suchen und zu finden. Hier beginnt Schweitzers Denken elementar und produktiv zu werden. Man ist fast geneigt, zu sagen: der Philosoph hört auf und der Prophet beginnt. So erhebt er sich kühn über die Welt, indem er mit keckem Schwertstreich den Knoten, in den die Ethik sich verwickelt hat, entzwei haut und Weltanschauung von Lebensanschauung trennt: „Was wir für die Erde bedeuten, wissen wir nicht,“ noch viel weniger, was wir für die Welt bedeuten. Darum gilt es, nicht vom Sinn der Welt, den wir nicht kennen, unsere Ethik abhängig zu machen, sondern „über den Willen zum Leben in uns ins Klare zu kommen“. Unser Wille zum Leben, der aus dem Ur- und Universalwillen zum Leben herausfliesst, wie aus einer geheimnisvollen Quelle, das ist das Gegebene und Sichere. Die Ehrfurcht vor dem Leben in uns und um uns ist deshalb die Frucht, die als ethisches Grundprinzip aus der denkend gewordenen Welt- und Lebensbejahung hervorgeht. So ist, also nach jahrtausendelangem vergeblichem Suchen, das Grundprinzip des Sittlichen in der Ehrfurcht vor dem Leben gefunden.

Allerdings zeigt uns gerade wieder das Jugendbüchlein Schweitzers die ganz individuelle Quelle dieses Ergebnisses seines ethischen Denkens. Eine der schönsten Stellen berichtet von dem ganz kleinen Schweitzer: „Wenn meine Mutter mit mir gebetet und mir den Gutenachtkuss gegeben hatte, betete ich heimlich noch ein von mir selbst verfasstes Zusatzgebet für alle lebendigen Wesen: „ „Lieber Gott. Schütze und segne alles, was Odem hat, bewahre es vor allem Uebel und lass es ruhig schlafen!“ “ Und später: „Die Art, wie das Gebot, dass wir nicht töten und quälen sollen, an mir arbeitete, ist das grosse Erlebnis meiner Kindheit und Jugend. Neben ihm verblassen alle andern.“ Hier stehen wir vor dem geheimnisvollen Zusammenhang zwischen persönlichem Fühlen und Erleben und objektiver philosophischer Erkenntnis, zwischen Subjektivem und Objektivem überhaupt. Darum lässt uns beim Lesen seines Buches die Frage nicht los: Wird Schweitzers Grundprinzip des Sittlichen vor dem Forum der kommenden Denker bestehen oder einmal von der Schärfe der Kritik ebenso abgelehnt werden, wie er selbst in seinem Buch die Ergebnisse des Denkens seiner Vorgänger in Bezug auf das letzte Ethische abgelehnt hat? So enthüllt Schweitzers Buch, gewiss ungewollt, die ganze Tragik philosophischen Schaffens, ja vielleicht dieser Art menschlichen Denkens und Suchens überhaupt. Werden wir auf diesem Wege überhaupt je zur Erkenntnis des Letzten auf dem Gebiet der Ethik wie auf anderen philosophischen Gebieten vordringen können oder werden wir nicht das Letzte immer als Postulat des Glaubens annehmen müssen?

Allerdings lässt Schweitzer sein Grundprinzip des Sittlichen nicht unbegründet und inhaltlos dastehen, sondern umgibt es in diesem Bande schon mit starken Schutzmauern. Dazu liefern ihm eine Reihe von Erkenntnissen aus seiner Geschichte der Ethik sehr wertvolle Bausteine. Darauf einzugehen, würde den Rahmen dieser Besprechung weit überschreiten. Wie wertvoll und praktisch aber das sittliche Prinzip der Ehrfurcht vor dem Leben

ist, das zeigen besonders die beiden letzten Kapitel, in denen dieses Prinzip seinen reichen Inhalt bekommt und sein Einfluss auf die Kultur gezeigt wird. Einseitig mutet uns allerdings die Auswahl der Beispiele an, in denen fast ausnahmslos vom Schutz des pflanzlichen und animalischen Lebens die Rede ist. Hier spricht doch mehr der Arzt und Naturforscher als der Philosoph, obwohl Schweitzer mit Recht betont, dass die Ethik bisher von einer zu grossen Scheu vor der Tierwelt befangen war. Andrerseits kann es überhaupt nur ein Arzt und besonders von der überragenden Bedeutung Schweitzers sein, dem die Ehrfurcht vor allem Leben eine so umfassende Wichtigkeit annimmt. Daran erinnert uns schon die Ethik des Berliner Arztes Wilhelm Stern, bei dem das Wesen des Sittlichen im Trieb zur Erhaltung des Lebens durch Abwehr aller schädlichen Eingriffe in dasselbe besteht. Ist doch die Ehrfurcht vor dem Leben Triebfeder und Hauptinhalt allen ärztlichen Wirkens.

Aber Schweitzer zieht in sein Prinzip natürlich auch die Erhaltung und Veredelung alles geistigen Lebens hinein, wie es im Menschen, in der Gesellschaft, in Staat und Kirche und in der Menschheit sich offenbart. Und hier beweist sich in hervorragendem Masse die Fähigkeit dieses Prinzipes, Kultur zu erzeugen und zu fördern. Deshalb sind die Hoffnungen, die Schweitzer in der glänzenden Vorrede seines Buches ausspricht, nämlich dass von der allgemeinen Annahme und Anerkennung der Ehrfurcht vor dem Leben neues, kräftiges Leben in unsere Kultur einströmen wird, sicher nicht übertrieben. So wird Schweitzers Kulturphilosophie durch die gewaltige Wucht seiner Gedanken, die in klarer, einfacher und doch knapper Sprache auch den philosophisch Ungeschulten gut verständlich sind, viele Leser zu tieferem Nachdenken über Ethik und Kultur und über die Probleme des Lebens überhaupt anregen. Damit aber ist der beste Zweck des Buches erreicht, weil aus solchem Nachdenken von selbst Kultur entsteht.

Ein letztes Bedenken steigt uns aber auf, wenn in erschütternder Weise Schweitzer selbst betont, dass das sittliche Prinzip der Ehrfurcht vor dem Leben, gerade weil es das einzige ist, das keine Kompromisse duldet, uns unausweichlich und unaufhörlich in Schuld stürzt. Denn Leben ist nur möglich, wenn Leben vernichtet wird. Das ist der grausige Fluch der Selbstentzweiung des Willens zum Leben, von dem die Ehrfurcht vor dem Leben das Leben doch nicht erlösen kann. Wo aber nun die Erlösung von dem Mord, der in allem Leben liegt, von dieser Urschuld des Lebens selbst zu finden ist, das bleibt Geheimnis. Und so schwebt doch unerschüttert über der Ehrfurcht vor dem Leben das furchtbare Dichterwort:

> Das Leben ist der Güter höchstes nicht;
> Der Uebel grösstes aber ist die Schuld.[1])

Ch. Schultz.

Nie wieder Krieg.

Schweizerische Zentralstelle für Friedensarbeit.

Die Notwendigkeit einer Verstärkung unserer Kraft und Schlagfertigkeit im Kampfe gegen den Militarismus und für den Frieden hat uns schon lange

---

[1]) Diese kurze Besprechung der Schweitzerschen Bücher, für die wir dankbar sind, soll nicht das letzte Wort darüber bedeuten, sondern zunächst bloss einen Hinweis auf sie bilden. Es bleibt noch Raum für ein weiteres Eingehen darauf, auch für eine ausführlichere philosophische und historische Kritik. Doch ist es wohl am Platze, zunächst einmal Schweitzer selbst reden und wirken zu lassen. Die Red.

eine Zentralstelle als ein dringliches Bedürfnis erscheinen lassen. Eine solche ist nun unter dem Namen „Schweizerische Zentralstelle für Friedensarbeit“ mit dem Motto „Nie wieder Krieg“ geschaffen worden. Ihr Sitz ist in Zürich (Gartenhofstrasse 7).

Sie setzt sich zur Aufgabe, die Massnahmen zu prüfen, bekannt zu machen und in der öffentlichen Meinung zur Geltung zu bringen, die notwendig sind, um an Stelle des gegenseitigen Misstrauens und militärischen Rüstens dem gegenseitigen Vertrauen und einem wirklichen Frieden zur Herrschaft zu verhelfen. Ihr Kampf und ihre Arbeit gilt darum ganz besonders der Schaffung eines Zivildienstes und der vollständigen Abrüstung, die sie als nationale Pflicht und als das wirksamste Mittel betrachtet, die Sicherheit der Welt und der Schweiz zu verbürgen.

Die Zentralstelle hat den Kampf auf dieses Ziel hin durch die Presse, durch Vorträge und Auskünfte zu unterstützen, alles dafür nötige Material zu sammeln und zur Verfügung zu stellen, sich über den Kampf und die Bewegung beständig auf dem Laufenden zu halten, eine Konzentrationsstelle für alle schweizerischen Bestrebungen, die den unsrigen verwandt sind, und zugleich eine Verbindung mit den entsprechenden des Auslandes zu bilden.

Die Zentralstelle besteht aus einem Komitee und einem ständigen Sekretariat. Das Komitee besorgt die laufenden Geschäfte und wählt den Sekretär. Wenigstens einmal jährlich beruft es eine Versammlung der Beitragleistenden ein, an der es über seine Tätigkeit Bericht erstattet, Rechnung ablegt und Anregungen entgegennimmt.

Wenigstens einmal jährlich beruft es eine Versammlung der Beitragleistenden ein, an der es über seine Tätigkeit Bericht erstattet, Rechnung ablegt und Anregungen entgegennimmt. Diese Versammlung wählt das Komitee auf eine Amtsdauer von zwei Jahren. Schweizer allein sind wählbar.

Beiträge können direkt auf das Postscheckkonto VIII 9367 einbezahlt werden.

Insbesondere bitten wir diejenigen, die sich bereit erklärt haben, eine Zivildienststeuer zu bezahlen, die um einen Drittel höher wäre als die Militärsteuer, von nun an, bis die Zivildienststeuer eingerichtet ist, dieses Extraopfer zu Gunsten der Schweizerischen Zentralstelle zu bringen, indem sie ihr eine Summe übermitteln, die dem dritten Teil ihrer Militärsteuer entspricht.

Die Frauen, die zu unserer Sache nicht in der Form der Verweigerung des Militärdienstes ihre Zustimmung zu bekunden und ihr Opfer zu bringen in der Lage sind, können sich freiwillig für unsere Zentralstelle eine Steuer auferlegen, die der Bedeutung unserer Sache und ihren Mitteln angemessen ist.

Im Bewusstsein seiner Verantwortlichkeit allen denjenigen gegenüber, die es in diesem Kampfe unterstützen, wird das unterzeichnete Komitee sich bemühen, diesem Vertrauen in rechtem Sinne und Geiste nachzukommen.

Hans Amberg, Alfred Escherstrasse 8, Zürich
Alfred Bietenholz-Gerhard, Kirchgrundweg 21, Riehen-Basel
Pierre Cérésole, Gartenhofstrasse 7, Zürich
Alice Descoeudres, Villette-Genève
Karl v. Greyerz, Jägerweg 20, Bern
Klara Honegger, Tödistrasse 45, Zürich
Gerold Meyer, Susenbergstrasse 198, Zürich
Hélène Monastier, Pré du Marché 21, Lausanne
Leonhard Ragaz, Gartenhofstrasse 7, Zürich
Clara Waldvogel, 21 Côte, Neuenburg.

Kampflied.

Vom Herrn, der treulich mit uns zieht
   In hartem Kampf und Streit!
Er eilt vor dem bedrängten Heer
Hell wie der Morgenstern einher
   Und macht den Weg bereit.

Wir fürchten nicht der Waffen Kunst,
Wir schielen nicht nach Fürstengunst,
   Mit Gott stehn wir allein!
Es kämpft für uns sein starkes Wort,
Wir tragen es von Ort zu Ort,
   Es wird die Welt befrein.

Wir sind der Pflug, Gott ist die Hand,
Er pflügt mit uns das kranke Land,
   Wir selbst vermögen nichts.
Geopfert hat das Leben Sinn,
Er wirft uns in die Furchen hin
   Als eine Saat des Lichts.

Geliebte Brüder, ruft es laut:
„Hier wird das Gottesreich gebaut
   In Gottes eignem Schutz!"
Und droht uns Marter, Galgen, Tod:
Darüber leuchtet Morgenrot
   Der ganzen Welt zum Trutz!

Walter Steinbeck.

Gott und Vaterland.[1])

Liebe Mitbürger und Glaubensgenossen!

Wir laden euch zu einer ernsten und würdigen Feier des eidgenössischen Dank-, Buss- und Bettages ein. An diesem Tag sollen die beiden Tatsachen: Gott und das Vaterland, Gott und unsere

[1]) Die folgenden Ausführungen bildeten das diesjährige Bettagsmandat des evang. St. Galler Volkes. Es ist von unserem Freunde, Pfarrer E. Etter in Rorschach verfasst worden. Welch eine Umwälzung bedeutete es, wenn dieser Ton in unseren Kirchen lebendig würde und zu Taten reifte!

D. Red.

schweizerische Volksgemeinschaft im Mittelpunkt unserer Gedanken und Worte, Predigten, Gebete und Willensentschlüsse stehen.

Gott und unser Vaterland! Sie gehören nicht so selbstverständlich zusammen, wie die Menschen etwa annehmen. Und sie gehören doch viel mehr zusammen, als die Menschen oft meinen. Gott ist nicht bloss der Hüter unseres Vaterlandes. Er ist nicht bloss ein Wort, mit dem wir uns oft brüsten, dass es ja am Anfang unserer Bundesverfassung stehe. Gott ist nicht bloss der Beschützer unserer menschlichen Einrichtungen und Ordnungen. Auch nicht bloss eine Dekoration, mit der wir so gerne das öffentliche und private Leben einrahmen. Gott ist der grosse, absolute, überweltliche und übermenschliche. Gott ist der ewige und heilige, dessen Willen über alle Jahrtausende hinweg unumschränkt Gültigkeit hat. Er ist auch der Vater, das will sagen, eine alles Menschliche übersteigende grosse Liebe, Treue und Barmherzigkeit. Ihm gehören alle Dinge. Und er will alles seinem Reich der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Güte und des Friedens entgegenführen. Nicht bloss ein Menschengott oder Kirchengott oder Sonntagsgott, sondern der lebendige und ewige schaffende Gott, der als die letzte, grosse, tragende und erlösende Wirklichkeit hinter der ganzen Welt steht, dem man darum „mehr gehorchen muss als den Menschen“, der möge am Bettag unser Sinnen und Denken erfüllen.

Dann werden wir an diesem Tag nicht bloss danken für dies und das, was in unserm Leben oder in unserm Vaterland noch schöner und besser ist als an andern Orten. Wir danken für alles, was uns täglich Grosses und Gutes — und etwa auch Schweres und Mühevolles — aus seinen unsichtbaren Quellen zufliesst, besonders auch, dass wir trotz Torheit, Schwachheit und Schuld erhalten geblieben sind bis auf diesen Tag. Dann werden wir nicht am Bettag eine Busspredigt über uns ergehen lassen und nachher unser Leben im alten Stil weiterführen. Sondern das ist dann unsere Busse: Wir erkennen, wie weit wir mit unserm ganzen Leben von Gott weggekommen sind, und wie nur die Rückkehr zu Gott und seinem ewigen Willen unsere Rettung bedeutet. Denn wir können nicht zu Gott gehören und zugleich Ruchloses und Liebloses im Schilde führen. Wir dürfen nicht im privaten Leben oder am Sonntag fromm sein wollen und handkehrum so reden und handeln, als ob Gottes Wort und Wille in Beruf und Geschäft, im wirtschaftlichen und öffentlichen Leben keine Geltung hätten. Wir müssen unser ganzes Leben unter die Leitung göttlichen Geistes stellen. Dann beten und bitten wir am Bettag nicht bloss um dies und das, was jedem gerade angenehm ist oder am Herzen liegt, sondern wir lernen immer mehr bitten um das eine, was not ist für uns und für andere, für Volk und Vaterland, dass das Gottesreich komme, dass Recht und Gerechtig-

keit gross werden, dass der Kriegs- und Gewaltgeist auch in unserm Volk abnehme und der Friede wachse in der ganzen Welt, dass das Gute den Sieg davontrage über viel Wüstes, Widergöttliches und Böses, das auch in unserm Lande vorkommt, und der herzlose Egoismus, das Unglück jedes Volkes, immer mehr überwunden werde. Denn Gott, wenn man ihm recht dient, ist das Ende des Egoismus; er ist der feste Grund für brüderliche Liebe und brüderliches Leben.

Und so kommen wir von Gott her ganz von selber zu einer richtigen Stellung zum Vaterland und zur rechten Vaterlandsliebe. Vaterland und Vaterlandsliebe. Wir dürfen schon aufhorchen, wenn wir diese Worte hören. Sie sind teuer und wertvoll, wenn man sie recht versteht. Aber auch sie werden von den Menschen oft in die Tiefe gezogen. Aus falsch verstandener Vaterlandsliebe sind die Menschen je und je auch wildem Kriegsgeist und engherzigem Nationalismus verfallen. Tausende sagen Vaterland, und sie meinen nur ihre eigenen Interessen und ihre besondern Vorteile. Wenn wir bedenken, was für ein enger, kleiner und geiziger Geist vielfach über unseren Abstimmungen waltet, was für ein Markten und Feilschen oft durch unsere Parlamente geht, wo jede Partei und Gruppe so gern sagt, sie vertrete das Wohl des Vaterlandes, was für ein unwahrer, leidenschaftlicher Geist vielfach unser öffentliches Leben durchtobt, und wie ein Volksgenosse am Schicksal des andern manchmal so wenig Anteil nimmt, kann man schon etwa fragen: Ja, was liebt ihr eigentlich noch in eurem Vaterland, nur die Gletscher, die Berge und ein paar Stücke der alten Schweizergeschichte? Sind euch die lebendigen Menschen zur Nebensache geworden? Wir wissen auch, dass wir Tausenden von Mitbürgern aus der Seele reden, wenn wir sagen: Wir sind des Festpatriotismus, wie er fast den ganzen Sommer bei uns wieder sich so laut geberdet hat, müde geworden. Aber wir haben die Zuversicht und Gewissheit, dass uns von Gott her die rechte Vaterlandsliebe geschenkt werden kann. Wir glauben an eine neue Volksgemeinschaft, die auf Gott und seinen Willen sich aufbaut. Wir glauben an ein besseres Vaterland und an eine tiefere Vaterlandsliebe, als wir sie jetzt oft sehen.

Denn wenn Gott unser Vater ist — nicht bloss in der Kirche, sondern in der Wirklichkeit des Lebens — dann gehen uns erst recht die Augen auf über die gegenseitige Verkettung und Zusammengehörigkeit alles menschlichen Lebens. Dann sind wir ja Brüder und darum in Freud und Leid, Schuld und Not miteinander verbunden und mit allem, was wir tun, füreinander verantwortlich. Darum müssen wir über alle sozialen Gegensätze hinweg einander achten, einander dienen und füreinander Opfer bringen. Denn ohne Opfer kann keine Volksgemeinschaft bestehen. Wenn wir vor Gottes Willen uns beugen, dann werden wir das Recht der Frau, der Mutter,

des Kindes, die Rechte aller Armen, Geringen, Schwachen und vom Schicksal Hintangesetzten erkennen und heilig halten; dann haben wir, sobald wir ernsthaft wollen, auch die Mittel für die alten, arbeitsmüden Leute und wissen die Witwen und Waisen gegen die harte Not des Lebens zu schützen. Dann bekommen wir zu manch anderer Aufgabe unseres Volkes auch das helle Auge, das tapfere Herz und den vorwärtsdrängenden Willen. Und dann kommen wir auch in die rechte Stellung zu den andern Völkern. Denn wir sind frei von nationalem Hochmut und Eigendünkel. Gott ist der Herr der ganzen Welt. Das Grösste leisten wir nach seinem Willen, wenn wir für den Frieden arbeiten. Und wenn am kommenden Bettag ernsthaft und mit reinem Willen die Stimme erhoben wird gegen den Krieg und für den Frieden, so soll sich darüber auch die christliche Kirche freuen, der seit bald zweitausend Jahren das Evangelium des Friedens anvertraut ist. Auch der Kirche Losung muss mehr und mehr werden: Friede auf Erden! Nie wieder Krieg!

Liebe Mitbürger! Möge der Bettag uns im rechten Sinn mit Gott und unserem Volk verbinden unter dem einen Haupt und Führer Jesus Christus, von dem wir glauben: Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben!

Wissenschaft und wissenschaftlicher Krieg.

(Schluss)

Nicht minder fürchterlich ist das amerikanische Gegenstück des gelben Kreuzes, das vom Organiker der North-Western-University in Chicago, Prof. Lewis, erfunden, unter dem Namen Lewisitegas bekannt ist. Es sollte zuerst als stärkstes blasenziehendes Agens in dem für 1919 geplanten Feldzug gegen Deutschland Verwendung finden und seine Anwendung für Luftangriffe war vorgesehen. Was das praktisch bedeutete, hat Irvine in seinem hier später noch anzuführenden Buch skizziert. Der Waffenstillstand hat damals das Damoklesschwert, das über Deutschland schwebte und für die deutsche Zivilbevölkerung eine Gefahr ohnegleichen darstellte, beseitigt, oder sagen wir besser, beiseite gestellt; denn leider ist der vielgenannte deutsche Chemiker im Irrtum, wenn er meint: „Die amerikanischen Versuche, einen zweiten, die gewöhnliche Körperhaut angreifenden Stoff, den Lewisit, für den Kriegsausbruch auszubilden, scheinen aufgegeben zu sein.“[1]) Hier dürfte der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen sein. Denn die Gefahr für das eigene Vaterland

[1]) Haber, Zur Geschichte des Gaskrieges, 1. c. S. 80, Anmerkung.

hat niemand anders heraufbeschworen als derjenige, der zuerst den abschüssigen Weg der Völkerrechtsbrüche beging, der ins eigene Verderben führt. Und derjenige Wissenschaftler, der zuerst dazu die Voraussetzungen geschaffen hat, mag sich heute, wenn er sich kein X für ein U vormacht, in der Rolle des Zauberlehrlings fühlen, der die Geister, die er rief, nicht mehr zu bannen vermag. Einem entwaffneten, von allen Seiten misstrauisch überwachten Deutschland stehen bis an die Zähne bewaffnete Mächte gegenüber, denen es gar nich einfällt, die zur Massentötung besser als irgendeine andere geeignete Methode der Vergiftung durch Gase wieder aus der Hand zu geben, nachdem ihnen vom Gegner diese wertvollste Waffe selbst in die Hand gespielt worden ist. Denn jeder Staat, bezw. die Leiter seines Heerwesens, sind in dem Wahn befangen, das stärkste Giftgas zu besitzen, auch wenn sie hundertmal darin, wie auch in den Möglichkeiten der Anwendungsweise, von andern Mächten überholt sind. Diese Wahnvorstellung führte sogar dazu, dass die Franzosen zu Ende des Weltkrieges (gerade so wie zu Anfang die Deutschen) nicht einmal die in ihrer eigenen Sprache geschriebene Haager Konvention[1]) mehr lesen konnten. Wenn es nicht so traurig wäre, so müsste man über die Promptheit lachen, mit der die Herren Militaristen zu Analphabeten werden, wenn ihnen eine völkerrechtliche Bestimmung nicht in den Kram passt. Es ist dabei ganz gleichgültig, welchem Land sie angehören. Sie verhalten sich alle gleich und könnten füglich gegenseitig ausgetauscht werden. Wenn nach der Niederwerfung Deutschlands die „sachverständigen Militärs"[2]), das heisst natürlich die oberen, nicht etwa der gewöhnliche Soldat (bei dem die Giftgaswaffe im höchsten Grade unpopulär ist, und zwar nicht etwa aus einem unbegründeten „Vorurteil" heraus, sondern aus der bitteren Not der eigenen Erfahrung), die Humanität der Giftgaswaffe aller Welt verkünden, so geschieht das natürlich auch in der bestimmten Absicht, sich nicht etwa im Namen der Humanität d i e Waffe entreissen zu lassen, die für den nächsten Krieg die militärische Voraussetzung schafft. Politische und religiöse Kriege haben sich überlebt. Die Verschiebung der Landesgrenzen nur der nationalen Ehre wegen, um so und so viele Quadratkilometer Boden mehr zu besitzen und sich als Grossmacht zu fühlen, kommt nirgends mehr in Betracht. Massgebend ist allein der industrielle Faktor. Die treibende Kraft des Krieges sind die Petroleum-, Stahl- und Kohleninteressen, sind die Kriegsgewinnler, die nicht begreifen wollen, dass ihre Profite mit dem Uebergang zur

---

[1]) Vergl. hierzu Pillet, la Convention de la Haye, cit. nach Haber, 1. c. vorige Fussnote, S. 92.

[2]) Haber, 1. c. vorletzte Fussnote, S. 79.

Friedenswirtschaft einmal ein Ende finden müssen, die daher an immer neuen Rüstungen treiben, um ihre Profite zu erhalten, und sind, last not least, Konkurrenzfragen der Grossindustrie der verschiedenen Länder. Es handelt sich also um einen Wirtschaftskrieg, und zum Wesen des Wirtschaftskrieges gehört es, die feindliche Industrie zu lähmen. Wie während des Krieges die Kasernen des Feindes das Ziel der Luftangriffe waren, so werden es in Zukunft die feindlichen Fabriken sein. Wo es sich um vereinzelte Fabriken handelt, ist die Gefahr für die übrige Zivilbevölkerung relativ gering, aber in eigentlichen Industriegebieten kommt nichts Geringeres als die Ausrottung ganzer Städte in Frage; denn gasentwickelnde Aeroplane, wie sie die Amerikaner in Bereitschaft haben, sind nicht mehr imstande, Detailarbeit in ihrem Zerstörungswerk zu leisten, selbst wenn die oberste Heeresleitung, aus Gründen der Humanität natürlich, der nicht in den Fabriken tätigen Bevölkerung keine „nutzlosen" Leiden bereiten will.

So sieht die Zukunft aus und die Humanität der Gaswaffen! Es ist eine sehr fragwürdige Quelle, auf die sich der im vorigen öfters erwähnte deutsche Träger der technischen Verantwortlichkeit auf dem Gasgebiet beruft, wenn er die in erster Linie an der Gaswaffe interessierten Ententestellen als Zeugen für diese humanitäre Art der Kriegführung anruft. Ich nehme an, dass er dies zur Beruhigung seines eigenen Gewissens tut, gerade so, wie er auch den Völkerrechtsbruch auf die Franzosen abzuwälzen sucht, indem er sagt[1]), „dass die französische Armee mit Gaswaffen versehen war, als der Krieg ausbrach." Da er aber selber zugibt[2]), dass „diese Gewehrgranaten im Anfang des Krieges im französischen Heere weder in bedeutender Zahl vorhanden gewesen, noch von der französischen obersten Heeresleitung für den Schlachtgebrauch angefordert worden" seien, ja dass man überhaupt nichts anderes über ihre Anwendung aus der Vorkriegszeit und der in Frage kommenden Kriegsperiode vor März 1915 weiss, als den Versuch, eine berüchtigte Apachenbande mit jenen Gewehrgranaten, die den tränenerzeugenden Bromessigester enthielten, aus ihren Schlupfwinkeln zu vertreiben, so bleiben als eventuelle Kläger gegen jenen Völkerrechtsbruch der Franzosen eben nur die Apachen übrig. Das sind nun in der Tat etwas fatale Kläger; denn was hilft es, wenn theoretisch eine mit dem fraglichen Lacrymator[3]) bedachte Verbrecherbande ein Klagerecht besitzt — was ich nicht beurteilen kann, — sie wird praktisch kaum in den Fall kommen, es auszuüben und wenn sie es täte, würde

---

[1]) Derselbe, ebenda, S. 82.

[2]) Derselbe, ebenda, S. 83.

[3]) Tränenerzeuger

sich die öffentliche Meinung nicht sonderlich darüber aufregen, während der entsetzliche Zustand der gasvergifteten Soldaten alle Gefühle des Hasses und der Furcht gegenüber Deutschland entfesselte, die sich in jenem Sturm der Entrüstung über das gebrochene Völkerrecht Luft machten, über das sich der verantwortliche Urheber von so und so viel namenlosem Unglück, das er in die Welt gebracht hat und das heute wie ein Alp auf seinem eigenen Vaterland lastet, zum mindesten nicht noch beklagen sollte. Von den an der russischen Front in den letzten Monaten des Jahres 1914 durch die deutschen Gasangriffe überrumpelten, ungeschützten russischen Mannschaften starben gegen 90 Prozent. Nur wenige überlebten jene, die in der Todesangst die erste primitive Gasmaske erfunden hatten: ihr mit dem eigenen Harn durchtränktes Taschentuch, das sie vor Mund und Nase pressten, wenn das Gas herankam. Dieses natürliche Absorptionsmittel war zunächst das einzige, zu dessen Anwendung sogar die Aerzte raten mussten, bis die Erkenntnis, dass es sich um Brom handelte[1]), auf das Ammoniak als Antidot führte, das auch heute noch als eine wichtige Komponente des Absorptionsraums von Gasmasken figuriert. Doch was nützen Gasmasken gegenüber einem blasenziehenden Agens, wie dem Lewisitegas — welches die Amerikaner, wie schon gesagt, zu Ende des Weltkrieges ausgebildet hatten — das von irgendeiner Stelle des Körpers aus seine tötliche Wirkung ausübt, und was nützt selbst ein gasdichter Ueberzug der Haut mit jener Schutzkleidung, die die Amerikaner herstellen, wenn sich die Giftgaswirkung auf Grund von Verletzungen und Brandwunden entfaltet, die ein mit Explosivstoffen und Phosphorbomben etc. kombinierter Giftgasangriff im Gefolge hat!

Die Wirkung der Giftgase, die gegen Ende des Krieges zur Anwendung kamen, ist schon in Spuren so gross, dass sie selbst an den Gegenständen haftete, über die viele Tage vorher ein Gasangriff gegangen war. Ein amerikanischer Kriegsteilnehmer erzählte mir von einem seiner Freunde, der sich einmal an einer solchen Stelle auf den Erdboden setzte, dass er seine Unvorsichtigkeit mit so schweren Folgen zu büssen hatte, dass man lange Zeit an seinem Aufkommen zweifelte. Es handelte sich hier um das erwähnte „gelbe Kreuz“.

Und damit nicht genug! Wer sich dafür interessiert, was in vielen Fällen das Schicksal gasvergifteter Soldaten ist, die überlebt

---

[1]) Brom dürfte also das wirksame Prinzip des flüchtigen Zusatzes gewesen sein, den Haber (l. c. vorige Fussnoten, S. 87) wählte, um dem Xylylbromid, — das als der erste deutsche Gaskampfstoff angegeben wird — während der Winterkälte (die der Vergasung entgegenstand) die gewünschte Kampfkraft zu verleihen.

haben, der verschaffe sich die Nummer vom 1. März 1924 von Colliers „The national Weekly“ mit dem interessanten Artikel von Hopkin Adams: „How people become drug addists“[1]). Dort heisst es mit Bezug auf die „gasvergifteten Soldaten — oder ihre Parallelen in Friedenszeiten“, dass „achtzig- bis hunderttausend amerikanische Soldaten, die sich im Dienst der Nation die schreckliche Krankheit zugezogen haben, nun versklavt sind,“ das heisst versklavt gegenüber dem Morphium und andern Opiaten, den einzigen Mitteln, die den Aermsten über die Krämpfe und Erstickungsanfälle hinweghelfen, und sie so Monate und Monate am Leben erhalten, mit der Aussicht auf eventuelle Genesung. Denn ohne das Narkotikum würde der von Krämpfen heimgesuchte Körper, für den der Tod eine Erlösung ist, früher oder später erliegen.

Das hier Mitgeteilte bezieht sich auf Erfahrungen mit Giftgasen, die während des Krieges in Anwendung kamen. Es steht nun fest, dass die Giftgastechnik seit dem Krieg eine solche Entwicklung erfahren hat, dass heute Giftgase in Frage kommen, deren tötliche Wirkung um ein hundertfaches grösser ist als diejenige, die die stärksten im Kriege verwendeten Gase besitzen. So erwähnt Irvine in seinem bekannten Buch „The next war“ („der nächste Krieg“) das Urteil eines Experten über das schon mehrfach erwähnte amerikanische Lewisitegas, wonach zwölf grosse Bomben, die über einer Stadt von der Grösse von Chicago oder Berlin durch Flugzeuge abgeworfen werden, alles Leben in dieser Stadt in kürzester Frist zu vernichten vermögen. Von einem andern Experten, den die amerikanische Zeitschrift „The Unity“ in diesem Jahr zitiert hat, wird das Lewisitegas als ein Chlorvinyldichlorarsin angesprochen. Kommt demselben die vermutete Formel

$$\mathrm{As}\begin{array}{l} \diagup \mathrm{Cl} \\ -\mathrm{Cl} \\ \diagdown \mathrm{CH = CH\,Cl} \end{array}$$

zu, so ist zu erwarten, dass sich durch teilweisen Ersatz des Chlors durch die Cyangruppe, gerade so wie beim Phosgen, noch jene enorme Verstärkung der Giftwirkung erzielen lässt, über die in Bezug auf die Giftgase der Nachkriegszeit schon die Rede war.

Und nicht nur sind wir seit dem Ende des Weltkrieges zu der Herstellung immer schrecklicherer Giftgase und neuer todbringender Kombinationen, wie denjenigen mit weissem Phosphor, dessen Flamme durch Wasser nicht gelöscht werden kann, gelangt, sondern es hat auch in quantitativer Hinsicht eine solche Entwicklung aller Anwendungsmöglichkeiten der chemischen Kriegstechnik stattgefun-

[1]) „Wie die Menschen zu Morphinisten werden“.

den, dass man nicht einmal das Militär für so unpraktisch halten wird, dass es so viel Mühe und Geld nur um der schönen Augen des Gottes Mars willen vergeude. Als ein Beispiel dieser enormen Entwicklung der chemischen Kriegstechnik führe ich das Arsenal von Edgewood an, in welchem der grössere Teil der speziell chemischen Tätigkeiten des „American warfare service" („Kriegsamt") lokalisiert ist. Aus den bescheidenen Anfängen, die dieses Arsenal zu Ende des Weltkrieges zeigte, ist seit und trotz der Abrüstungskonferenz in Washington, wo die Anwendung von Giftgasen erneut verboten wurde! — bis zum heutigen Tage ein über 1000 Acres (zirka 400 Hektaren) umfassendes Arsenal geworden, dessen Ausführung auf mehr als dreissig Millionen Dollars veranschlagt worden ist. Untersuchungen aller Art über schon vorhandene Giftgase und Schutzstoffe gegen dieselben, sowie über die Weiterentwicklung geeigneter chemischer Agentien werden hier vorgenommen auf der Basis der Pläne des technischen Direktors, welcher dem kommandierenden Offizier beigeben ist. Dieser Direktor ist mit der Leitung wie auch mit der Koordination der Funktionen der chemischen und der mechanischen Abteilung, sowie des Departements zum praktischen Ausprobieren betraut. Hat sich eine neue Verbindung als Giftgas oder tränenerzeugendes Gas oder als blasenziehendes oder irgendwie ätzendes oder Verbrennungen oder Gasphlegmone (Gasentzündung) erzeugendes Agens usw. oder als Schutzmaterial gegen solche Produkte bei der toxikologischen Untersuchung im Laboratorium und den Vorversuchen über die Brauchbarkeit bei der Anwendung im Feld als genügend wirksam erwiesen, so fällt der mechanischen Abteilung unter anderm die Aufgabe zu, die Mittel und Wege festzustellen, wie sich durch Vermehrung der Geschwindigkeit und Reichweite der Giftgase enthaltenden Geschosse die grösstmögliche Wirkungsfähigkeit der Giftgaswaffe erzielen lässt. Von besonderer Bedeutung ist die Zusammenarbeit des mechanischen Departements der chemisch-kriegstechnischen Abteilung mit dem aviatischen (auf das Flugwesen bezüglichen) Dienst der Armee in Verbindung mit der Entwicklung von Bomben, die zum Abwerfen von Aeroplanen geeignet sind. Da schon zu Ende des Weltkrieges solche Bomben eine Höhe von acht amerikanischen Fuss und ein Fassungsvermögen von einer halben bis ganzen Tonne explosivem oder Giftgasmaterial aufweisen, kann man sich vorstellen, um was für Ungeheuer es sich heute in dieser Hinsicht handelt und welche kaum auszudenkende zerstörende Wirkung ihnen innewohnt. Naturkatastrophen wie die Vernichtung von Herkulanum und Pompeji durch den berüchtigten Ausbruch des Vesuvs, die Zerstörung blühender Ortschaften durch die wiederholten Eruptionen des Aetna, des Krakatau (im pazifischen Ozean) und anderer

tätiger Vulkane, das jüngste entsetzliche Erdbeben in Japan geben noch am ehesten ein Bild von dem, was wir in einem „nächsten Krieg“ zu gewärtigen hätten. Während aber die Natur wahllos zerstört und oft weite, unbewohnte Strecken heimsucht (wodurch die Zahl der Opfer im Vergleich zu der zerstörenden Wirkung meist relativ gering ist), wählt sich der Mensch in teuflischer Bosheit gerade die dichtbevölkertsten Zentren, den industriellen Lebensnerv, den Sitz der geistigen und materiellen Blüte einer Nation als Zerstörungsobjekt aus und ist dabei noch stolz auf die sogenannte Ueberlegenheit einer Wissenschaft, die sich so namenlos tief erniedrigt.

Auch die Aeroplanbomben werden durch Feldübungen auf ihre Wirksamkeit geprüft, wozu ein besonderer „drop tower“ („Wurfturm“) dient. In gleicher Weise werden auch alle andern Träger von Giftgasen und weissem Phosphor, wie Handgranaten, Granaten für weite Entfernungen, Schrapnells usf. von der erwähnten Untersuchungsabteilung durch Feldübungen praktisch ausprobiert. Besondere Teile eines riesigen Versuchsfeldes dienen solchen Feldübungen, wie auch dem Studium der Bewegung, Konzentration und Wirksamkeit von Gas- und Rauchwolken, zu deren Entwicklung oft besondere Aeroplane, die über dem Versuchsfeld kreisen, herangezogen werden. So konnten meine schwedische Kollegin Dr. Sahlbom und ich, anlässlich des Arsenalbesuchs der amerikanischen chemischen Gesellschaft, deren Kongressgäste wir waren, die Demonstration des „airplane smoke screen“ („Flieger-Rauchschirm“) und der „airplane smoke curtains‘ („Flieger-Rauchvorhänge“) verfolgen. Es ist dies ein Rauchschirm bezw. Rauchvorhänge, durch welche weite Landstrecken in undurchdringliches Dunkel gehüllt werden. Die Rauchwolken, die ein in geringer Höhe über dem Erdboden kreisender Aeroplan in dichten Schwaden ausstösst, sinken völlig zu Boden und bilden, wie es der Name „smoke-screen“ ausdrückt, einen buchstäblichen Rauchschirm, der jede Beobachtung des darunter liegenden Terrains verunmöglicht. Ein gleichzeitig in weiten Kreisen hoch über der Erde ziehender Aeroplan liefert die nämlichen dichten Rauchschwaden, die wie ein fallender Vorhang zur Erde sinken und einen ideellen Zylinder von 2000 oder mehr amerikanischen Fuss Höhe und dem Umfang des Kreises, den der Aeroplan zieht, mit einem Schutzmantel von dunklem, für das Auge undurchdringlichem Rauch bedecken. Handelt es sich in diesem Fall in erster Linie um ein wirksames Verteidigungsmittel, gewissermassen um eine Tarnkappe, durch welche sich eine angegriffene Armee zu Land und zu Wasser oder eine Stadt unsichtbar für die feindliche Beobachtung macht, so kann doch kein Zweifel darüber bestehen, dass es sich hier auch um die wirksamste Art handelt, ge-

gebenenfalls die schrecklichsten Giftgase, vorausgesetzt, dass sie schwer sind und zu Boden sinken, in eine Armee oder Stadt hineinzutragen, die man vernichten will. Mit der sichtbaren oder in den meisten Fällen unsichtbaren Giftgaswolke sinkt der grauenvolle Tod herab auf die unglückliche Stadt und verfolgt seine Opfer im letzten Schlupfwinkel unter der Erde. Was sind die Fliegerangriffe während des Weltkrieges im Vergleich zu diesen neuesten Errungenschaften des militärischen Flugwesens, wo die Kreisfläche, die ein Aeroplan umschreibt, gleichbedeutend ist mit einem Leichentuch, das ganze Armeen, ganze Flotten, ganze Städte, Leben und Lebensglück, Wissenschaft und Kunst, die kulturellen Werte von Generationen und Millionen lebender Menschen in wenig Augenblicken unter sich begräbt! Die Bemannung des Aeroplans, der so Schreckliches vollführt, schützt sich nicht nur durch Gasmasken und Schutzkleidungen, die das wirksamste Absorptionsmittel für das betreffende Giftgas führen, sondern durch das Arbeiten in gasdichten Kammern, wie sie auch zu ähnlichen Zwecken verwendete Tanks besitzen, oder sie sind völlig führerlos und werden drahtlos mit Hilfe eines Relais geleitet, das nach dem zu solchen Zwecken verwendbaren Relai, das ich in dem wunderbarsten Werk der Technik, dem Bureau of Standards (Modell-Bureau) in Washington sah, nicht grösser als eine Schreibmaschine ist. Der neue Gasentwicklungsapparat im Grossen, wie ihn die erwähnten Aeroplane repräsentieren, stellt nach all dem die grösste Vervollkommnung auf diesem traurigen Gebiete dar und hat die Anwendbarkeit der Aeroplane im Krieg zu Land und zu Wasser um ein vielfaches erhöht.

Und dabei bedeutet dies nur einen Zweig in der Entwicklung der Gaswaffe. Da besteht keine Möglichkeit, die nicht zur Anwendung von Giftgasen und weissem Phosphor herangezogen worden wäre. Ausser Granaten für den Nah- und Fernkampf, Schrapnells usw., die, wo sie platzen, ein Meer von weissen Flammen und Rauch über weite Strecken verbreiten, wurden uns bei unserem Arsenalbesuch 4 Typen von sog. Kerzen vorgeführt und zwar die „Candles H. C.“, die „Candles W. P.“, die „Candles C. N.“ und die „Candles, Toxic“. Die beiden erstgenannte Typen hüllen wie der durch Aeroplane erzeugte „Smoke screen“ das Gebiet, in welchem die Kerze abbrennt in undurchdringlichen, dunklen Rauch, während die beiden andern Typen als Giftgas (bzw. tränenerzeugendes Gas) Produzenten fungieren. Die Anwendung der Kerzen erfolgt in der Weise, dass je eines dieser etwa 1 m langen und schätzungsweise 20 cm dicken kerzenförmigen Gebilde von vorstürmenden Soldaten an einer geeigneten Stelle des Feldes aufgepflanzt und in Brand gesteckt wird, worauf sich die gewünschte Wirkung fast augenblicklich entfaltet. Häufig werden, sowohl bei den Kerzen, wie bei den Granaten und

Aeroplanbomben usw. durch gleichzeitige Verwendung verschiedener Typen Mischwirkungen erzielt, wie zum Beispiel die Wirkung des brennenden Phosphors neben Giftgas, um den durch Schutzkleidung und Gasmaske vor dem Giftgas allein geschützten Organismus durch Brandwunden noch wirksamer angreifbar zu machen als durch Verletzungen bei der kombinierten Wirkung von Giftgas- und Sprengladungen, wie sie schon während des Krieges und vielleicht in der Mehrzahl der Fälle, — so beim deutschen „Blaukreuzkampfstoff" immer, — in Anwendung kamen.[1]) Bei den blasenziehenden Agentien von der Art des Gelbkreuz-Kampfstoffes der Deutschen, dem, wie erwähnt, wahrscheinlich das „Mustardgas" (Senfgas) der Amerikaner entspricht, sind die Splitter der platzenden Granate zugleich Träger eines Teils der Giftwirkung, die, wie im vorigen beschrieben wurde, an allen Gegenständen haftet, die mit dem Agens in Berührung kommen. Auch wenn der grösste Teil des Giftes beim Platzen des Geschosses rasch verdunstet, dürfte der geringe, an den sich abkühlenden Splittern haftende Rest vollauf genügen, um denselben die Fähigkeiten vergifteter Pfeile zu verleihen. (Das mögen wohl die technischen Gründe[2]) gewesen sein, die noch während des Weltkrieges die Rückkehr zu Brisanzgeschossen, die Sprengwirkung und Giftwirkung vereinigten, veranlassten. Nichtsdestoweniger stützt man die Behauptung einer sogenannten Humanität der Gaswaffe gerade auf das Fehlen der Verstümmelungen! Sehr wichtig ist bei jeder Form der Anwendung von Giftgasen die Belegung des Zieles mit einer möglichst grossen Materialmenge, um durch eine hohe Anfangskonzentration sofortige und schwere Erscheinungen bei den betroffenen Truppen hervorzurufen. Der erläuternde Text, der uns anlässlich unseres Besuches in Edgewood übergeben wurde, sagt wörtlich: „for the purpose of producing immediate and serious casualities"! (Zum Zwecke der Erzeugung unmittelbarer ernster Schädigungen.) Also man wählt mit Absicht diejenigen Bedingungen, unter denen die Gaswaffe am sichersten tötet und stellt dann bei der Aufbietung des Moments der Humanität zum Zweck der Popularisierung der Gaswaffe mit scheinheiligem Augenaufschlag auf den vergleichsweise geringeren Prozentsatz an tötlichen Gaserkrankungen ab[3]), als ob man einen solchen geringeren Prozentsatz, wenn er wirklich bestünde, allen Ernstes beabsichtigt hätte.

Der Apparat, durch den während des Weltkrieges ein Maximum an Giftgas von den amerikanischen Truppen in die feindlichen Li-

---

[1]) Haber, Die Chemie im Kriege (1. c.) S. 38.

[2]) Derselbe, Die Geschichte des Gaskrieges, 1. c. S. 90.

[3]) Derselbe, ebenda, S. 79 und die Chemie im Kriege, 1 c. S. 35.

nien befördert werden konnte und der in dieser Art noch nicht überholt wurde, ist der „Livens Projector“ (Livensche Gaswerfer). Für die Demonstration seiner Wirkung hatte man aus begreiflichen Gründen statt einer Giftgasfüllung eine Füllung mit dem ungefährlichen Stannichlorid gewählt.

Vorgeführt wurde uns ferner die Wirkung der mit weissem Phosphor gefüllten „4 Stokes“, die durch ihre Vervollkommnung in jüngster Zeit zu solcher Bewegungsfähigkeit gelangt sind, dass sie ihrer Mitführung durch vorrückende Infanterie keine Schwierigkeit bereiten. Eine weitere Verbesserung seit dem Kriege stellen ferner die neuen amerikanischen Gaszylinder dar, durch welche die unbefriedigenden Vacuumflaschen ersetzt worden sind. Die Beschikkung bestand in dem für die Demonstration vorgesehenen Fall aus Chlor, dem von den Deutschen am 22. April 1915 bei Ypern, mit Unterstützung eines geeigneten Windes, in die feindlichen Linien getriebenen, die Atemwege aufs heftigste angreifenden Gas. Das Chlor wird wie alles andere, der chemischen Kriegführung dienende Material, im Edgewoodarsenal selber hergestellt, in einer Anlage, deren Kapazität 50 Tonnen pro Tag beträgt. Während dem Weltkrieg und nachher, bis zum gegenwärtigen Moment, findet das Chlor, abgesehen von seiner Benutzung in freier Form, Verwendung als Ausgangsmaterial zur Herstellung einer grossen Zahl von giftigen und tränenerzeugenden Gasen. Wir finden das Chlor als wirksames Prinzip in dem von den Deutschen verwendeten Perchlorameisensäure-Methylester, in den von den Franzosen in verschiedenen Perioden des Weltkrieges angewandten Gasen: Chloraceton, Perchlormethyl-Merkaptan und dem Phosgen, unter denen dem Phosgen die intensivste Giftwirkung zukommt; wir finden es ferner in dem Schwefelmonochlorid und dem Chloracetophenon, die beide von den Amerikanern hergestellt werden. (Vom Chloracetophenon, dem verbreitetsten Lacrymator (Tränenerzeuger), kann die Anlage in Edgewood täglich 1000 amerikanische Pfund (ca. 450 Gr. entsprechen einem amerikanischen Pfund) produzieren. Vor allem sind es dann auch die blasenziehenden Agentien, die chlorhaltig sind, so der Gelbkreuzkampfstoff der Deutschen, für welchen Haber, wie gesagt, die Konstitution eines Dichlordiäthylsulfids angegeben hat, das ihm entsprechende Mustardgas der Amerikaner und das von allen am meisten gefürchtete Lewisitegas, für welches, wie erwähnt, die Konstitution eines Chlorvinyldichlor-Arsins in Anspruch genommen wird. Die Herstellung dieser blasenziehenden Agentien verlangt ausser dem Chlor, sowie der Schwefel- oder Arsenkomponente, die Gewinnung des Ausgangsmaterials für den organischen Rest. Als solches dürfte das Aethylen in Betracht kommen, für dessen Darstellung eine Anlage schon zur Hälfte fertig

gestellt ist, die aus zehn „Batterien" zu je zehn Einheiten besteht, die insgesamt 960,000 amerikanische Kubikfuss Aethylen täglich zu produzieren vermögen. Die Gewinnung des fertigen Lewisite- oder M1-gas nach verschiedenen Methoden, an deren Entwicklung noch gearbeitet wird, erfolgt, wie diejenige des Mustardgases, wiederum in eigenen Anlagen. Die letztere Anlage ist erst nach dem Krieg in Angriff genommen worden und ist gegenwärtig zu 90 Prozent fertiggestellt. Sie besteht aus drei Reaktoren[1]), von denen jeder eine Kapazität von 16 Tonnen besitzt. Die Darstellung erfolgt nach dem Levinsteinprozess, der eine Modifikation des älteren französischen Prozesses darstellt. Die Anwendung der das Mustardgas enthaltenden „sampling machines" (Mustermaschinen) im Felde konnte uns begreiflicherweise nicht gezeigt werden. Auch war es wahrscheinlich nicht die „Brombenzylzyanid-Area" (Area = Gebiet, Feld), durch welche wir die Wirksamkeit eines Lacrymators (Tränenerzeuger) persönlich ausprobieren konnten, sondern an Stelle dieses „persistenten Lacrymators" (für welchen die einer täglichen Kapazität von 5600 Pfung entsprechende Darstellungsanlage, die schon während des Krieges konstruiert worden war, nachträglich nach Edgewood transportiert worden ist) dürfte uns die Unmöglichkeit, irgendeine Beschäftigung in einem mit „teargas" (Tränengas) belegten Feldabschnitt auszuführen, durch ein möglichst gelinde wirkendes und rasch in seiner Wirkung abklingendes Gas, vorgeführt worden sein. Meine schwedische Kollegin und ich hatten übrigens bei diesem Anlass Gelegenheit, uns von den den eigenen Truppen, bei Anwendung von Gasen mit intensiver Giftwirkung, drohenden Gefahren persönlich zu überzeugen, da wir infolge eines leichten Wechsels der Windrichtung ganz unbeabsichtiger Weise in die Lacrymatorwolke hineingerieten. Wie bei jenem Feldversuch in Edgewood sind natürlich während des Weltkrieges an allen Fronten solche Beobachtungen gemacht worden. Sie werden überall offen zugegeben, wo man sich nicht davor fürchtet, keine Leute zu bekommen, die den Gasdienst auf sich nehmen. So schreibt der des öfteren hier zitierte deutsche Gelehrte: „Dieser Sachverhalt erklärt die Verluste, die wir selbst bei wiederholter Anwendung erlitten haben, wenn durch einen Fehler des Meteorologen das Abblasen der Wolke in einem ungeeigneten Augenblicke befohlen wurde und der Wind das entstehende Gas in den eigenen Graben zurückdrückte.[2])

Aber noch wesentlich gefahrvoller ist das Ausprobieren der neuen, von der chemischen Division ausgearbeiteten Stoffe, die sich

---

[1]) Ein Reaktor ist der Apparat, in welchem sich der chemische Prozess vollzieht.

[2]) Derselbe, ebenda, S. 88.

durch den Tierversuch im toxikologischen Laboratoriums des Arsenals als hinreichend wirksam gezeigt haben. Da es nun weit weniger schwierig ist, eine Gasmaske zu erdenken, die Absorptionsmittel gegen alle bekannten Giftgase enthält, als eine wirksame Gasmaske, die sich für die Mitnahme ins Feld eignet und die der Mann unter den praktisch in Frage kommenden Bedingungen verwenden kann, so st die endgültige Probe, ob das fragliche Material den Soldat zu schützen oder nicht zu säützen vermag, nicht zu umgehen. Diese Proben auf den schliesslichen Wert der Produkte, die von der chemisch-kriegstechnischen Abteilung ausgearbeitet worden sind, haben Truppen auszuführen, und zwar das erste Gasregiment, das im Edgewoodarsenal, welches zugleich das Trainingszentrum für die Truppen des chemischen Kriegsdienstes darstellt, stationiert ist. Was das bedeutet, sich mit Masken und Schutzkleidungen zu exponieren, von denen man noch gar nicht weiss, ob sie sich einem neuen, fürchterlichen Giftgas gegenüber bewähren oder nicht, wird derjenige ermessen können, der aufmerksam den folgenden Passus der kleinen Broschüre durchliest, die wir bei unserm Besuch im Edgewoodarsenal erhielten. Dort heisst es: „Perhaps the principal reason for the development of a chemical agent is the necessity for providing the best method of treatment in case the agent is used in war against our own troops. Likewise in order to work out the final value of a compound it is necessary to determine its physiological and pathological action on the body, the concentration at which it is letal, and in the case of vesicants, the blistering point. The Medical Research Division with its Toxicological Department carries on research along such lines as these and cooperates with the above mentioned divisions.“ Wörtlich übersetzt heisst dies: „Vielleicht ist der Hauptgrund für die Entwicklung eines chemischen Agens die Notwendigkeit, die beste Behandlungsmethode herauszufinden für den Fall, dass das Agens im Krieg gegen unsere eigenen Truppen verwendet wird. Um den endgültigen Wert einer Verbindung zu ermitteln, ist es ferner notwendig, deren physiologische und pathologische Wirkung auf den Körper, ihre letale (tötlich wirkende) Konzentration und im Fall von blasenziehenden Agentien den bläschenbildenden Punkt festzustellen. Die medizinische Untersuchungsabteilung betreibt mit ihrem toxikologischen Departement Forschungsarbeit, die auf dieser Linie liegt und arbeitet zusammen mit den oben erwähnten Abteilungen.“ Um ganz und gar keinen Zweifel aufkommen zu lassen, auf welcher Linie sich diese Forschungen bewegen, wird die Tätigkeit der medizinischen Untersuchungsabteilung auf der vierten Seite der Broschüre wie folgt umschrieben: ‚Die Wirkung von Gasen auf verschiedene Organe des Körpers und das Schicksal der Gifte im Organismus wer-

den hier in den bakteriologischen und pathologischen Laboratorien studiert.

Das Gebäude ist mit einem Raum für erste Hilfe mit einem diensttuenden Armeearzt versehen. Hierdurch kann man nicht allein kompetente medizinische Behandlung denjenigen Männern angedeihen lassen, die sich zufällig eine Verbrennung oder Gasvergiftung zugezogen haben, sondern es ist auch Gelegenheit zum gründlichen Studium der Gastherapie aus erster Hand gegeben.[1])

Als ich mich bei der Felddemonstration in Edgewood von den auflodernden weissen Flammen abwandte, die in der Ferne alles bedeckten, so weit das Auge reichte, als ich mich abwandte, von Grauen erfasst, im Gedanken an die Unglücklichen, die in einem praktischen Fall nun dort mit Feuer und Gift grausamer umgebracht würden als das schlimmste Ungeziefer, da fiel mein Blick auf einen wenige Schritte nur von der Stelle, wo ich stand, postierten Soldaten. Die Mitglieder der drei grossen Gesellschaften, für die die Demonstration veranstaltet war (die amerikanische chemische Gesellschaft, die amerikanische elektrochemische Gesellschaft und die Gesellschaft der organisch-chemischen Industriellen), hatten gerade mit einem Beifallssturm den tapferen Truppen ihr glänzendes Feuerwerk verdankt und erwarteten wohl, wenn auch nicht gerade eine Primadonnenverbeugung und verbindliches Lächeln, so doch einen Ausdruck der Freude über das von so illustren Leuten dem einfachen Tommi gespendete Lob. Ich habe nichts von einer solchen Freude bemerken können. Eher Unwillen war es, der sich auf den freimütigen, angelsächsischen Gesichtern der so Belobten malte und der Soldat in meiner Nähe streifte die Umstehenden mit einem Blick so vorwurfsvoll, so todestraurig, wie ich es noch nie zuvor bei einem Menschen gesehen habe. Und doch hatte ich schon einmal dieses Gemisch von Vorwurf und grenzenloser Traurigkeit im Auge einer gequälten Kreatur gesehen. Es war in einer physiologischen Vorlesung bei einem Vivisektionsversuch an einem Hund. Ich erschrak über die Parallele. Ich wagte nicht daran zu denken, es war zu fürchterlich, — aber als ich dann das Büchlein von Edgewood Seite um Seite aufmerksam durchging, da stand der Soldat mit den todestraurigen, vorwurfsvollen Augen wieder im Geiste vor mir und als ich an den Passus kam, den ich vorhin im Wortlaut zitierte, da war

---

[1]) Der englische Text lautet folgendermassen: „Investigation of the action of gases on various organs of the body, and the fate of toxics in the body, are studied here in the bacteriological and pathological laboratories.

The building is provided with a first aid room with an Army physician in charge. Not only can competent medical treatment be given to men who may be accidentally burned or gassed, but opportunity is had for first hand and thorough study of gas therapy.“

die Parallele wieder da, und diesmal gab es kein Entrinnen; denn da stand es schwarz auf weiss, das Fürchterliche. Ueberdenken wir noch einmal die Situation an Hand des gegebenen Textes. Ein Giftgas hat sich beim toxikologischen Versuch im Laboratorium mit den gebräuchlichen Versuchstieren als wirksam erwiesen, aber die Probe auf den schliesslichen Wert des Produktes vermag nur der Versuch an Truppen darzutun. Das heisst mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig lässt: Wenn die Maus, das Meerschweinchen, das Kaninchen, der Hund oder die Katze als Versuchstiere erledigt sind, so kommt das Versuchstier Mensch an die Reihe. Denn, so sagt doch die Broschüre von Edgewood: „Um den endgültigen Wert einer Verbindung zu ermitteln, ist es ferner notwendig, deren physiologische und pathologische Wirkung auf den Körper, ihre letale Konzentration und im Fall von blasenziehenden Agentien den bläschenbildenden Punkt festzustellen.“ Wie man Vivisektionsversuche am Tier mit dem Hinweis auf die Dienste rechtfertigt, die damit der menschlichen Therapie geleistet werden, so sollen die Versuche am Menschen nach dem Wortlaut der Broschüre von Edgewood dazu dienen, „die beste Behandlungsmethode herauszufinden für den Fall, dass das Agens im Krieg gegen unsere eigenen Truppen verwendet wird.“ Und welche Aussichten eröffnen sich dabei noch für die wissenschaftliche Forschung! Man hat die „Gelegenheit zum gründlichen Studium der Gastherapie aus erster Hand!“ Und diejenigen Männer, die zufälligerweise natürlich, (denn es ist ein vom Himmel gefallener Zufall, wenn die Experimente an Truppen, die ja gerade in der Absicht angestellt werden, die Wirksamkeit neuer Giftgase und neuer Abwehrmittel auszuprobieren und Gelegenheit zu erhalten, die Gastherapie zu studieren) verbrannt oder gasvergiftet werden, sind in der „glücklichen“ Lage, eine ärztliche Behandlung zu erhalten, die je nachdem schon Antidota für die in Frage kommenden neuen Gifte bekannt sind oder nicht, eine günstigere oder ungünstige Prognose für die menschlichen Versuchskaninchen gestattet. Da es sich um neue Gifte handelt und die betroffenen Männer ja gerade dazu da sind, um die beste Behandlungsmethode ausfindig machen zu können, so werden viele von ihnen weiter die Chance haben, den Versuchen mit den auf ihre Wirksamkeit zu prüfenden Heilmitteln zu erliegen. Und diejenigen, die mit dem Leben davon kommen, stellen dann jene Parallelen der im Kriege gasvergifteten Männer dar, von denen das früher in dieser Arbeit zitierte Blatt Colliers, „The national Weekly“ sagt, dass sie ein reichliches Kontingent (im Kriege und Frieden Gasvergiftete 80—100,000) der auf Morphium und andere Opiate gezwungenermassen Angewiesenen repräsentieren. „Der Mohr hat seine Pflicht getan, der Mohr kann gehen.“ Der gasvergiftete Soldat hat seinen Lebenszweck, den

Zweck, dem Vaterland zu dienen, in mehrfacher Hinsicht erfüllt. Er war ein ausgezeichnetes Versuchskaninchen! Mit grösserem Nutzen für die Wissenschaft als an einem Versuchskaninchen alten Stils liessen sich an ihm die Wirkungen toxischer Agentien prüfen; mit grösserem Nutzen für eine zukünftige gasvergiftete Menschheit konnte man an ihm die beste Behandlungsweise ausfindig machen; auf sein Vorhandensein gründet sich die Wohlfahrt weiter Kreise der chemischen Rüstungsindustrie, sowie der Drogen- oder synthetische Opiate gewinnenden und damit Handel treibenden Berufszweige.

Und das nennt sich Humanität der Gaswaffe! — Ja, in der Tat, man wird jenem die letztere propagierenden amerikanischen General zugeben müssen, dass es berechtigt wäre, nicht mehr von „american chemical warfare service", sondern von „american chemical wellfare service"[1]) zu reden, weil, das ist nämlich noch eine neue Errungenschaft, die ich nicht erwähnte, die Giftgase imstande sind, die Bohrwürmer in den Schiffen zu zerstören. Auch wenn ein Schiff seine gesamte Mannschaft einbüssen würde, weil es mit einer Lewisitebombe belegt wurde, könnte man sich ja dann immer noch damit trösten, dass auch die Würmer dabei zu Grunde gegangen sind! Wie sagte doch ein Berner Bauer, als er sein Haus brennen sah? „Wenn das nid guet für d'Wäntele isch, was tusigs isch de guet!" Wir haben freilich eine etwas andere Vorstellung von dem Wert des Menschenlebens im Vergleich zu dem der Würmer und Wanzen. Wir möchten aufschreien vor Weh über die Ueberraschungen, die uns das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, Amerika, bereitet hat. Aber wir hoffen, dass die zweifelhafte Ehre, in militaristischer und imperialistischer Hinsicht der Erbe Preussens zu sein, nur eben eine von tausend anderen, hoffnungsvolleren Möglichkeiten der Entwicklung Amerikas darstellt. Die Nation, die in den Krieg ging, um den Krieg für immer zu beenden, die Nation, die an die Ideale des Präsidenten Wilson geglaubt hat, welche nachher in so schändlicher Weise von den Militaristen erdrosselt worden sind, die Nation, in der ein Herz schlägt für die ungezählten Leiden einer kriegsgemarterten Welt, sie kann sich nicht auf die Dauer in einem Fahrwasser bewegen, das ihrer grossen Vergangenheit als Bannerträgerin von Freiheit, Gerechtigkeit und Humanität unwürdig ist. Wir unterschätzen nicht die schweren Gefahren, die dieser idealen, gewissermassen klassisch amerikanischen Richtung von Seiten der schrankenlosen Entwicklung des amerikanichen Kapitals und dessen Einfluss auf die wissenschaftliche Erziehung und die gesamte öffentliche Meinung droht; wir wissen sehr wohl, welche Machtfaktoren von dieser Seite ausgespielt werden, wie eine käufliche Presse die Ge-

[1]) Nicht „Kriegsamt", sondern „Wohlfahrtsamt".

schäfte der Rüstungsindustrie besorgt und alle Veruche macht, den herrlichen Idealismus der hervorragendsten Kreise Amerikas zu töten. Aber wir glauben, dass sich dieser Idealismus gar nicht töten lässt und wir hoffen auf ihn nach wie vor. Und wie wir an ein besseres Amerika glauben, das seine militaristische Nachkriegspsychose wie eine schlimme Krankheit überwindet, so glauben wir auch an ein besseres Deutschland, in dem tausend gute Geister wach sind und sich regen, um aus dem Elend und aus den Trümmern heraus, die der Cesarenwahn seiner militaristischen Kreise im Verein mit natonalem und Kastendünkel geschaffen, einer neuen Zukunft entgegenzugehen, in der es keine Helden des Mord- und Totschlages, sondern nur Helden einer wahren Kultur und eines vertieften, feinen Menschentumes gibt. Und wir glauben endlich an die Wissenschaft. Wir glauben daran, dass sich die Wissenschaft, die auf dem besten Weg ist, sich in den Abgründen des absurdesten Materialismus zu verlieren, wieder auf sich selbst und ihre Würde besinnt, statt sich zum Verbrechertum zu degradieren. Aber wenn wir auch vom Sieg der Idee überzeugt sind, die uns alle trägt, die wir heute als Anwälte des Lebens dem Massenmörder Militarismus gegenüberstehen, so haben wir uns doch vor neuen Ueberraschungen von dieser Seite zu schützen. Wir haben in den kritischen Tagen vor Ausbruch des Weltkrieges gesehen, wie die brutale Gewalt alle Keime, die zu einer Ueberwindung des Krieges vorhanden waren, von heute auf morgen vernichtet hat. Dem kann und darf die Welt nicht nochmals ausgesetzt werden. Es müssen Garantien geschaffen werden, die den Ueberfall einer Nation durch eine andere unmöglich machen. Ein Völkerbund, der ein wirklicher Völkerbund ist, hat allein die Mittel dazu in der Hand. Wir verlangen nicht etwa — um nicht missverstanden zu werden, sei dies auch an dieser Stelle betont — bestimmte Vorschriften zur Humanisierung des Krieges. Eine menschenfressende Megäre lässt sich beim besten Willen nicht humanisieren, und wenn sie mit heuchlerischer Fratze Humanität mimt, wird sie darum nur um so ekelhafter. Oder, was ist es etwa anderes als ekelhafteste Heuchelei, wenn man die Humanität der Gaswaffe mit Rücksicht auf den Maskenschutz behauptet, und dabei Gifte verwendet, die die Maske durchdringen. Oder wenn man beim kombinierten Angriff mit dem „blauen Kreuze“ und dem „grünen Kreuz“ durch den ersteren, die Maske durchdringenden, heftig zum Niessen reizenden Kampfstoff, den Mann zum Abnehmen der Maske zwingt und ihn dann mittelst des „grünen Kreuzes“ vergiftet! Und was ist es anderes als schmählichstes Pharisäertum, wenn man die Humanität der Gaswaffe mit Rücksicht auf die fehlenden Verstümmelungen behauptet und dabei Giftgas- und Brisanzmunition im kombinierten Angriff verwendet oder mittelst der ent-

setzlichsten Verbrennungen durch Phosphorbomben dem Gift neue Eingangswege verschafft. Der Militarismus hat die Menschen zu Sklaven erniedrigt, für die er die teuflischsten Torturen ersonnen hat. Wir verlangen Befreiung von dieser Sklaverei für alle Zeit.

Gertrud Woker.



Grosse Dinge — kleine Menschen — dennoch!

1. Grosse Dinge.

Grosse Dinge haben wir nun nach langem Harren und Sehnen erlebt.

a) Dass solche Dinge in Genf geschehen sind, kann keiner leugnen, der sich nicht in Hass oder Unglauben dagegen völlig verhärtet hat. Der Völkerbund ist dadurch auf eine Weise eine politische und vor allem moralische (man dürfte wohl auch sagen: religiöse) Realität geworden, wie er es bisher nicht war. Die Empfindung, dass wir in eine neue Periode der Menschengeschichte getreten seien, ist nun in vielen aufgestiegen, die ihr vorher verschlossen waren. und diese Empfindung ist berechtigt. Die Reden Macdonalds und Herriots und die Beschlüsse, zu denen man in Genf gelangt ist, sind vor allem als Symptome des Umschwunges, der sich vollzogen hat und weiter vollzieht, zu werten. Sie wären nicht geschehen, wenn in der geistigen Welt nicht etwas verändert wäre. Man braucht sich darum auch nicht durch das Bedenken irre machen zu lassen, dass jene Beschlüsse ja noch von den Parlamenten ratifiziert werden müssten, dass Regierungen wechseln, Macdonald und Herriot stürzen, Hergt und Tirpitz obenauf kommen könnten. Denn es bleibt die Wirklichkeit des geistigen Umschwunges und durch sie wird schliesslich alles Uebrige bestimmt werden. Wenn man das bedenkt, und dazu das Unerwartete sowohl des Umschwungs im allgemeinen, wie im Besonderen der Genfer Ereignisse, dann kann man schon von einem historischen Wunder reden, das wir erlebt haben.

Was die Beschlüsse von Genf im Einzelnen anbetrifft, so ist das Bedeutsamste daran offenbar der Grundsatz der obligatorischen allgemeinen Schiedsgerichtsbarkeit. Darin liegt natürlich die Aufhebung des Krieges, die Ersetzung der Gewalt durch das Recht. In dem Masse, als jener Grundsatz Wirk-

lichkeit wird, erhebt sich der Internationale Gerichtshof im Haag über der Völkerwelt; grossartiger ausgedrückt: der Berg Gottes, von dem in einer berühmten Stelle der Prophet spricht (vgl. Mich. 4, 1—4), erhebt sich über alle andern Berge und es geht von ihm das Recht für die Völker aus; sie verwandeln ihre Schwerter in Pflugscharen und ihre Spiesse in Winzermesser und lernen den Krieg nicht mehr. Der Abrüstungsgedanke hat sowohl in Genf als sonst in der Welt gewaltige Fortschritte gemacht und wird nun immer höhere Wellen schlagen, bis das Ziel erreicht ist. Ob alledem darf uns das Herz, das lange genug bedrückt gewesene, wohl höher schlagen. Und in dem allem kommt doch Gott!

Wir dürfen uns auch nicht etwa dadurch irre machen lassen, dass an diesen Genfer Beschlüssen noch mancherlei hängt, was nicht unserer Auffassung der Dinge entspricht. Ich erwarte meinerseits nichts von militärischen Sanktionen, überhaupt von einer Militärmacht des Völkerbundes. Für mich heisst es nicht: „Zuerst Sicherheit, dann Abrüstung", sondern „Zuerst Abrüstung, dann Sicherheit", das heisst: zuerst ein neuer Sinn und ein neuer Glaube, der sich in der Abrüstung kund tut und daraus fliessend Sicherheit. Darum meine ich auch nicht etwa, dass wir uns nun bei jenen Genfer Beschlüssen beruhigen dürften. Sie müssen ergänzt werden durch eine Bewegung der Völker selbst, die ihrerseits noch radikaler und idealistischer ist. Und für solche, die immer unser ganzes Credo hören wollen, sei hinzugefügt, dass die politische Friedensbewegung ebenso selbstverständlich mit der sozialen Umgestaltung verbunden sein muss, als sie sich nicht ohne eine religiöse (im weitesten Sinne) vollziehen kann. Ich glaube aber auch, dass die Elemente, die uns an jenen Genfer Beschlüssen nicht liegen, bloss Eierschalen sind, die ihnen von der alten Welt hier noch anhängen und das daran, was sich durchsetzen wird, eben der neue Sinn und das neue Recht des Völkerlebens.

b) Ergänzt werden die Vorgänge in Genf durch die in Berlin, ich meine, die des Welt-Friedenskongresses, der dort soeben abgehalten worden ist. Hier hat sich ein Radikalismus der Friedensforderung gezeigt, der ebenfals eine gewaltige symptomatische Bedeutung besitzt. Man verlangte fast einstimmig völlige, sofortige Abrüstung aller Völker. Es gereicht uns zur Genugtuung, dass der französische General Verraux, also eine Autorität, das bestätigte, was wir als Laien ausgesprochen: dass nur die vollständige und sofortige Abrüstung beim heutigen Stand der Dinge einen Sinn habe. Es wurde gerade von den Generälen die konkrete Losung der Abschaffung der Heere und Beseitigung des Militärdienstes wie des Generalstreiks gegen den Krieg ausgegeben und den Mitgliedern der Friedensvereine die Pflicht auferlegt, gegen

den obligatorischen Militärdienst anzukämpfen. Generäle waren überhaupt die Wortführer, neben Verraux (der einen Generalstreik der Generäle verlangte) besonders Deimling und Schönaich. Sind das nicht auch Wunder?

c) Etwas Grosses war ohne Zweifel auch der Nie wieder Kriegs-Tag. („Antikriegstag" ist ein gar zu hässliches Wort.) Dass an einem Tage durch die ganze Welt der Ruf von Millionen geht: „Kein Krieg mehr! Zerbrecht die Waffen!", erhoben durch das Arbeitervolk der Erde, das die Schwerter zu Pflugscharen und die Spiesse zu Winzermessern machen will, ist etwas Neues unter der Sonne, ist etwas Grossartiges, für das man sich den Blick nicht durch die selbstverständlichen irdischen Unzulänglichkeiten einer solchen Tatsache trüben lassen darf. Wer denkt nicht wieder an jene Prophetenstelle?

Der Tag ist in der Schweiz durchaus ein Gelingen gewesen. Besonders in der West- und Ostschweiz. In Genf war die Demonstration von einem enthusiastischen und hochsinnigen Geist getragen. Es war doch ein Erleben, dieser Zug von zweitausend Arbeitern und Zugewandten durch die von einem dichten Menschenspalier umsäumten Strassen der Völkerbundsstadt mit dem Rufe: „Nie wieder Krieg! Weg die Waffen!" Das sind wahrhaftig keine kleinen Dinge. Wie viele haben sie zu schauen begehrt und wie viele wären selig, sie zu schauen! — In Bern war die Feier am grossartigsten durch die Zahl der Teilnehmer (10,000 bis 15,000), dazu geistig besonders qualifiziert durch das Mitmachen einer verhältnismässig sehr grossen Gruppe von Menschen, die aus der bürgerlichen Welt herkommen und die sich um die „Aufbau"- und „Neue Wege"-Fahne scharten, sowie durch den Umstand, dass Pfarrer Karl von Greyerz neben den sozialistischen Führern als Redner auftrat, zur grossen Freude der Volksmassen und zum grossen Aerger der Philister und Pfaffen aller Art.[1]) Auch das ein Zeichen neuer Dinge. — In der Ostschweiz war die Feier dadurch gekennzeichnet, dass vielfach auch die „Bürgerlichen" sich lebhaft und unbefangen daran beteiligten. So, um nur zwei Beispiele zu nennen, die mir besonders genau bekannt sind, in Flawil und St. Gallen. Es war ein wirklicher Friedensgeist, den man in diesen grossen Versammlungen spürte.

Der Tag hatte allerdings auch seine Trübungen. In der Mittelschweiz, besonders in Basel, aber auch in Zürich, machte sich der Einfluss des Kommunismus geltend. Auf allerlei Weise. Einmal wagte man in Basel aus Angst vor den Kommunisten keine Veranstaltung, in Zürich wenigstens keinen Umzug. Es war das, kurz und ehrlich gesagt, eine Feigheit der Sozialdemo-

---

[1]) Also nicht etwa bloss der theologischen!

kratie. Bei einem energischen Auftreten ihrerseits hätten sich die Kommunisten ebenso kuschen müssen, wie sie es zum Beispiel in Genf tun mussten, wo sie ebenfalls zu stören versuchten. Denn sie sind nur mächtig durch ihr Maul und die Angst vor diesem. Es zeigte sich aber auch die Nachwirkung der bolschewistischen Verwüstung in einem gewissen Mangel an Begeisterung für die Friedenssache und in dem Umstand, dass man ausgerechnet einen Mann wie Lewi kommen liess, dessen Rede ein schlimmes Stück Demagogie gewesen sein muss. (Ueberhaupt dieser Lewi, dieser neue Heilige und Nothelfer eines Teiles unseres Sozialismus . . .!) Endlich haben die Kommunisten vor allem in Zürich direkt störend in die Feier eingegriffen, ganz besonders in der Form, dass sie sich den Jugendgruppen, die von sich aus einen Umzug machten, trotz deren Protest anschlossen, ihre Lieder durch das der dritten Internationale übertönten, ein Plakat mittrugen, auf dem neben der Losung: „Krieg dem Kriege" auch die andere stand: „Es lebe der Bürgerkrieg!" Kann man sich eine grössere moralische und intellektuelle Verkommenheit denken? Ich habe mir bisher trotz allem immer wieder Mühe gegeben, sogar in unserem schweizerischen Kommunismus noch etwas von Idealismus zu entdecken, aber nach seinem Verhalten am 21. September werde ich diesen Versuch endgültig aufgeben. Man sieht, wohin eine edle Sache (ich meine den Sozialismus) gerät, wenn sie sich selbst verrät.

Ein Gegenstück dazu bildete die Erfahrung, die man mit gewissen Christen machte. Die „Frauenliga für Frieden und Freiheit" hatte auf den Bettag ein Flugblatt gegen den Krieg ausgegeben, dem niemand grosse Mässigung und edlen Geist absprechen kann. Die Mädchen, die dieses Flugblatt an die aus den Kirchen strömenden „Gläubigen" verteilten, wurden an mehreren Orten angespieen, die Flugblätter ihnen fortgenommen, zerrissen und in die Gasse geworfen, sie selbst auf alle Art beschimpft. Das geschah, was um der Wahrheit willen, nicht aus konfessioneller Gehässigkeit (die mir ferne liegt), festgestellt werden muss, ausschliesslich vor katholischen Kirchen. Also reichten sich hierin Kommunisten und katholische Christen die Hand im Hass gegen die Friedensbotschaft Christi!

Dennoch — es war ein guter und grosser Tag. Schon dieser Eifer einer Jugend, die z. B. in Zürich wochenlang den Tag vorbereitete und keine Mühe scheute, die sich dann der Beschimpfung und Misshandlung aussetzte, ist eine Verheissung. Das ist doch noch etwas anderes als Lautenzupfen und Ringelreihen! Auch in Basel hat es an einer Schar solcher Bekenner nicht gefehlt. Und man konnte überhaupt in der Ost- und Westschweiz spüren, wie ein Strom der Begeisterung des Kampfes gegen den Krieg durch das

ganze Volk ging. Es war ein gewaltiger und siegreicher Gegenstoss gegen Aarau, eine Widerlegung der etwas voreiligen Behauptung aus unseren Reihen, dass wir dafür das Volk nicht hinter uns hätten. Und es war bloss ein Anfang, dem noch Besseres und Grösseres folgen soll und wird. Die Art und Weise, wie die militaristische Presse nach einiger Verdutztheit sich daran machte, die ganze Veranstaltung zu verkleinern und zu beschmutzen, sie in einen Nebel von Lüge einzuhüllen, zeigt, dass sie sehr ernst zu nehmen war. Und es ist einfach eine Lüge, wenn diese Presse behauptet, es habe sich bloss um eine verdeckte Parteipropaganda gehandelt und hinter der Friedensparole stecke Bürgerkrieg und roter Militarismus. Schon das Verhalten der Kommunisten beweist das Gegenteil. Im übrigen sollen doch die „Bürgerlichen" selbst auch eine *solche* Propaganda machen, statt einer mit Flinten und Flaschen.

Für uns aber gilt es, das Feuer, das an diesem Tage aufgelodert ist, nicht abbrennen und nicht zerflattern zu lassen. Es ist bloss ein Anfang!

2. Kleine Menschen.

Wir haben freilich in diesen Wochen auch kleine Dinge (im moralischen Sinn) erlebt, Dinge, die sich vor jenen grossen erst recht klein ausnehmen.

a) Eine solche schlimme Erfahrung kam einmal von *Deutschland* her. Das Verhalten seiner Regierung in der Frage des *Eintritts in den Völkerbund* ist schlechterdings erbärmlich und hat Deutschlands moralischen Kredit, der ja leider ohnehin nicht allzugross war, fast bis auf den Rest zerstört. Eine schroffe Ablehnung wäre etwas viel Erträglicheres gewesen, als diese Hinterhältigkeit, die unklar macht, ob man eigentlich will oder bloss das Nichtwollen verschleiert. Dieses hochfahrende Wesen, das sozusagen verlangt, dass der Völkerbund auf den Knieen Deutschland um die Ehre seines Beitritts bitte, und dass Deutschland nicht wie anderes, geringwertiges „Gevölk" (mit Sombart zu reden) in Genf einziehe, sondern als Prinzessin, mit Privilegien und Sonderehren, diese deutsche Ichsucht, die keine Ahnung von einer deutschen Pflicht gegen die Völkerwelt kennt, sondern bloss davon redet, wie Deutschland seine Stellung im Völkerbund zu seinem eigenen Vorteil ausbeuten könnte — sie haben Deutschland vielleicht noch mehr geschadet, als gewisse Taten seiner Generäle in Belgien und Nordfrankreich. Es wird viel brauchen, bis dies gut gemacht sein wird. Und dabei wäre die Lage so günstig gewesen, wie noch selten: herzlichste Einladung von allen Seiten, auch den wichtigsten, an Deutschland; völlige Sicherheit einer fast einstimmigen, wenn nicht einstimmigen Aufnahme; ebenso völlige Sicherheit eines ständigen

Sitzes im Rate; keine Bedingungen irgendwelcher Art für seinen Eintritt; wachsende Sympathien der Welt; Aussicht auf allmälige Gutmachung von vielem, was ihm an Unrecht angetan worden. Und das alles verscherzt oder verdorben durch Unwahrhaftigkeit, Hochmut und Selbstsucht! Und mehr als das: die ganze Atmosphäre Europas aufs neue vergiftet; das in Genf geschehene Grosse verdunkelt; die Grundlegung von Paneuropa für lange hinausgeschoben; die Regierungen Macdonalds und Herriots gefährdet; das Gespenst einer deutsch-russischen militärischen Geheimallianz neu über Europa emporgestiegen.

Ein ganz besonderes Kapitel des deutschen Jammers ist die Behandlung der S c h u l d f r a g e. Abgesehen von der grenzenlosen Verblendung, die sich darin kundtut und die noch einmal zur Katastrophe werden muss, liegt auf der Hand, dass, je lauter Deutschland seine Unschuld beteuert, um so lauter die ganze übrige Welt wieder anfängt, ihr „Schuldig" über es zu rufen. Und dabei spielt nun ein Umstand mit, der auf d i e s e s Deutschland (das gottlob auch heute nicht das e i n z i g e ist) ein bezeichnendes Licht wirft: dass nämlich dieses erzwungene Schuldbekenntnis des Versailler Vertrags, gegen das man deklamiert und wütet — g a r n i c h t d a r i n s t e h t. Es steht darin bloss die Tatsache des deutschen A n g r i f f s, die doch kein Vernünftiger leugnen kann. Und doch redet nicht nur der „deutsche Kirchenbund für internationale Freundschaft" von diesem Diktat des Schuldbekenntnisses (es ist immerhin seltsam, dass gerade diese Vereinigung nun auch noch in dieses Horn blasen muss!), sondern auch die Reichstagung deutscher Historiker. Historiker sollten denn doch einen Text lesen, bevor sie darüber Resolutionen fassen. O deutsche Gründlichkeit, zeigst du dich nur noch in der Verstockung?[1])

---

[1]) Ein deutscher Freund schreibt uns dazu:

„Dass ich die gegenwärtige politische Lage mit grösster Spannung verfolge, brauche ich wohl nicht besonders zu sagen. Aber ich bin manchmal recht deprimiert. Die deutsche Regierung ist doch wieder auf dem besten Wege, dieselbe Rolle zu spielen wie seinerzeit zu den Haager Konferenzen. Skepsis und Unglauben gegenüber den neuen Prinzipien, die Europa aus dem Chaos herausführen wollen, gerissene, das heisst dumme Diplomatie gegenüber all den feindseligen Schachzügen, die man bei den „Feindstaaten" als selbstverständlich hinter allem politischen Handeln voraussetzt, rein egoistische Einstellung auch dem Völkerbund gegenüber und damit seine Sabotage. Ja, man könnte manchmal versucht sein zu denken, als arbeite man in der Wilhelmstrasse bewusst auf die Zertrümmerung der Völkerbundsarbeit hin durch immer neue Heranwälzung von Konfliktstoff, die auf der Gegenseite Enttäuschung, Wut und absolutes Misstrauen hervorrufen muss. Von der der deutschnationalen Seite zugeneigten Gruppe in der Regierung kann man auch gar nichts anderes erwarten als bewusste Sabotage. Der ganze Völkerbunds g e d a n k e ist diesen Kreisen ja in der Seele zuwider. Widerwärtig ist diese ganze inner-

b) Aber wie schlimm diese deutschen Dinge auch sind, so sind doch die schweizerischen noch schlimmer. Wir haben darum zwar als Europäer ein Recht, die Deutschen zu schelten, aber nicht als Schweizer. Was in diesen Wochen bei uns dort vorgegangen ist, wo man die Geschicke unseres Landes „leitet" (welch ein Wort für ein solches Tun!), das ist auch ein Wunder, wie das in Genf Geschehene, nur im umgekehrten Sinn, etwas nicht zum Jubeln, sondern zum Heulen, etwas zum Staunen freilich, weil es an Torheit und bösem Willen ans Unbegreifliche grenzt. Während in Genf ein neuer Friedensgeist eine neue Epoche der Geschichte ankündigt, zeigt die Schweiz den dortigen Vertretern der Weltvölker durch Verlegung von „grossen Manövern" ausgerechnet ins Waadtland, dass sie „beim Alten" bleibt und eine militärische Grossmacht (!) sein will; während Motta in Genf als Friedensengel bekränzt wird, bereitet Scheurer die neue Truppenordnung vor, mit Tausenden von neuen Rekruten und 15 Millionen neuen militärischen Ausgaben jährlich; während man in Genf und Berlin die Abschaffung der Heere und des Militärdienstes berät, erlässt der Bundesrat eine Botschaft zur Ablehnung des Zivildienstes und zur Verteidigung des in Ewigkeit nötigen Militärs; während noch de Luft des Bettags erfüllt ist von der Losung: „Nie wieder Krieg", donnern in der Nacht schon die Kanonen der deutschschweizerischen Manöver. Die Vorgänge in Genf und anderwärts tut man mit einem Augenzwinkern ab, sammelt aber alles, was in der Welt irgendwo als Bestärkung des Militarismus zu dienen scheint, mit gieriger Sorgfalt zusammen. Alle Friedensbestrebungen und Friedenstaten durchschaut dieser pfiffige Schweizer; er weiss, dass alles nur Heuchelei ist; ernst nimmt nur er die Gewalt, sagen wir: das Böse. Es ist ein wahrer Glaube an den Teufel, der sich in unserem Volke festgesetzt hat, von dem nur Fluch kommen muss, wenn wir ihn nicht rasch überwinden. Diese ganze vermehrte Rüstung im Angesicht der kommenden Weltabrüstung ist eine unerhört freche Verhöh-

---

lich verlogene Schacherpolitik, die nur dazu führen kann, dass die deutsche Ehrlichkeit noch ein paar Klafter tiefer an Kredit sinkt, als sie bislang schon gesunken ist. Und mit dem Vertrauen steht und fällt letzten Endes der Völkerbund. Aber auch in den demokratischen Parteien ist wohl der Völkerbundsgedanke so wenig verankert, dass sie eben gar nicht die Kraft haben und aufbringen können, Sturz der Regierung und Auflösung des Reichstags zu erzwingen, damit ein einwandfreier und vertrauenswürdiger Kurs hernach beginnen könne. Wir liegen jämmerlich im argen. Man kann sich den Abfall von Christus, die absolute Glaubenslosigkeit, gar nicht schlimmer vorstellen, als er einen rund heraus angrinst. In der Seele tut es einem weh, wie tief sich das schon in die Kinderseelen eingefressen hat, welche verwüstenden Wirkungen das nationalistische (materialistische, militaristische, kapitalistische — es ist ja letzten Endes alles das gleiche) Milieu, in dem sie leben, da ausübt. Das offenbart sich im Unterricht so oft."

nung des guten Geistes der Menschheit, ein würdiges Gegenstück zu Aarau. Jedes Wort, das darüber gesagt würde, wäre vom Uebel. Nur die Tat darf darauf antworten.[1])

3. Dennoch!

Dennoch lassen wir uns durch dieses elende Erleben nicht niederdrücken. Dennoch haben wir Anlass, getrost zu sein. Einmal, was Deutschland betrifft, so ist trotz allem gut, dass es, wie nun so ziemlich sicher scheint, in den Völkerbund kommt. Gewiss wäre das für ihn, wie für es selbst, kein Segen, wenn es in dem Geiste käme, den seine jetzige „Leitung" verraten hat, aber wir dürfen doch einerseits auf die besseren Kräfte des deutschen Volkes rechnen, die ja auch vorhanden sind und bloss noch erstarken müssen, und anderseits auf den Einfluss, den Genf auch auf die Deutschen ausüben wird, wenn sie einmal dort sind. Wir müssen, allgemeiner gesagt, dieses Experiment des Glaubens wagen. Vielleicht geht Deutschland jetzt, ähnlich wie die Schweiz, durch seine moralisch schlimmste Zeit und wird bald ein Stück weiter sein.

Und auch für die Schweiz ist kein Grund zum Verzweifeln. Denn ein Erwachen ist nun ganz sicher auch bei uns vorhanden. Nicht nur der 21. September zeugt davon, sondern auch eine Menge anderer Symptome, die von allen Seiten her kommen und von denen wir in den „Neuen Wegen" so viel als möglich berichten wollen. Wie Aarau, so wird auch das Verhalten des Bundesrates und der Bundesversammlung vollends dazu beitragen, vielen die Augen zu öffnen und sie aus Gleichgültigkeit und verkehrter Gutgläubigkeit gegenüber dem, was in Bern geschieht, aufzurütteln. Der Bundesrat und seine Bundesversammlung wagen nicht, die neue Truppenordnung dem Volke vorzulegen, weil sie wissen, dass eine wuchtige Verwerfung sicher wäre. In der Debatte sind vier bürgerliche Redner zu den Sozialisten gestossen und in der Abstimmung dreizehn, was schon viel ist, wenn man bedenkt, um was für eine Körperschaft es sich handelt[2]). Und erst, was durch

---

[1]) Zu aller andern Sünde und Erbärmlichkeit kommt noch dazu, dass nun im Namen unserer Neutralität das Genfer Protokoll vielleicht von der Schweiz gar nicht unterzeichnet werden wird. Im Grunde gewiss wieder nur, damit wir zu nichts verpflichtet seien und unser „Heer" auf alle Fälle unangetastet bleibe. Diese „Neutralität" ist ein Krebsschaden für unser Volk, eine Brutstätte aller Charakterlosigkeit.

[2]) Als ganz besonders arg muss man es bezeichnen, dass ein Mann, der ausdrücklich als Vertreter des evangelischen Christentums im Nationalrat sitzt, Doktor Hoppeler aus Zürich, für das Weiterrüsten stimmte und dazu mit einer Berufung auf Christus, die schlimmer war als irgendeine freigeistige Schmähung sein könnte. Aehnliches gilt von Nationalrat Schär aus Basel, der meines Wissens immer noch Generalsekretär der Vereinigten schweize-

das ganze Volk geht an Erschütterung des alten Denkens, an neuem Glauben und Wollen! Dessen ist viel mehr, als wir gemeinhin glauben; es bedarf bloss einer Fahne, bedarf der Sammlung.

Kurz: es tagt auch bei uns. Und wir werden dieser Gesellschaft, die in Bern die Schweiz zugrunde richtet, zeigen, dass wir auch da sind. Der Kampf hat begonnen. Sorge jeder dafür, dass er weiter geht. Und lasst uns frohgemut sein. Lasst uns wieder an grosse Möglichkeiten glauben.

9. Oktober. L. Ragaz.

Berichte

I. Vom Monsteiner Volkshochschulkurs. Es hat einmal eine Kultur gegeben unter uns, heute gibt es keine mehr. Eine Kultur in dem Sinn, dass die Menschen an ihre eigene innere Bildung, ihre Seele, dachten und dazu an ein Reich der Seele, ein Reich des Geistes glaubten, das es aufzubauen gelte in dieser Welt. Und dass sie zugleich, mit diesem erhabenen Ziel im Auge, sich unschuldig des Augenblicks freuen konnten. Nein, heute gibt es das im allgemeinen nicht mehr. Heute in unserer Zeit des sinnlosen Getriebes, Gerassels und Geknatters ist weder der Gedanke an das grosse einheitliche Ziel der Menschheit wirklich in Kraft vorhanden, noch ist die reine Freude am Leben eigentlich recht möglich. Nur noch Spuren der Vergangenheit grüssen uns davon, in Gedanken, die zu tief sind, als dass sie aus unserer Zeit heraus hätten gedacht werden können, und in Liedern etwa, frohen und ernsten, welche die Menschen einst sangen — nicht wie heute des Gewinnes oder der Ehre wegen, sondern einfach aus ihrer vollen Seele heraus — oder noch in andern Schöpfungen, die ein Geist, der nicht von unserer Zeit ist, hinterlassen hat.

Aber Wege zu einer neuen Kultur, Versuche, zum Echten und Ursprünglichen zurückzukehren, gibt es heute doch unter uns, und so etwas ist das, was wir mit dem zusammenfassenden Namen „Volkshochschule" bezeichnen. Natürlich meinen wir damit nicht die Popularisierung der Wissenschaft, jene Bestrebungen, dem Volke und damit der Zeit mit der „reinen Wissenschaft" aufzuhelfen. Ich bin kein Gegner der Wissenschaft, aber was sie nicht leisten kann, das kann sie eben nicht leisten. Sie, die in ihrer heutigen Erscheinung selber ein Ausdruck der Kulturlosigkeit, der Seelenlosigkeit geworden ist, kann uns nicht zu einer neuen Kultur, zu einer neuen geistigen Welt helfen, aus unserer heutigen Misere heraus. Oder kann sie uns zum Beispiel — um die furchtbarste Krankheit der Zeit zu nennen — vom Krieg erlösen? Nein, im Gegenteil: Dadurch, dass der Krieg immer „wissenschaftlicher" wird, wird er immer scheusslicher. Auch der wissenschaftliche Mensch kann eine Bestie sein. Ja, gerade er zeigt sich uns besonders oft als ein solcher, wie Albert Schweitzer den modernen, „Kulturhemmungen erfahrenden" Menschen schil-

---

rischen Konsumvereine ist. Wie man den Genossenschaftsgedanken vertreten und sich zum krassesten Gewaltglauben bekennen kann, ist uns unerfindlich. Als Dritten muss man leider Nationalrat Dollfus, den tessinischen Referenten für die Vorlage, nennen, und zwar in seiner Eigenschaft als Präsidenten der schweizerischen Vereinigung für den Völkerbund. Da hat offenbar Motta Schule gemacht. — Wird man das ruhig hinnehmen?

dert: „als ein Unfreier, ein Ungesammelter, ein Unvollständiger, ein sich in Humanitätslosigkeit Verlierender, ein seine geistige Selbständigkeit und sein moralisches Urteil an die organisierte Gesellschaft Preisgebender." Suchen wir also den ganzen, den humanen, den freien und aufrechten, den sittlich gefestigten Menschen, so kann die blosse Wissenschaft als Hilfsmittel und Weg dazu uns nicht genügen.

Nein, nicht jene Art Volkshochschule meinen wir, wo der Professor seinen Zuhörern die Wissenschaft gleichsam in einem unterhaltenden Schauspiel vorführt, ohne sich im geringsten darum zu bekümmern, ob das, was er ihnen gibt, eine persönliche Bedeutung für sie gewinnen kann. Nicht den Wissensdurst oder gar nur das Unterhaltungsbedürfnis haben wir zu befriedigen, sondern den ganzen Menschen mit Verstand, Willen und Gemüt gilt es zu „bilden". Darum denken wir da vor allem an jenes Volk, welches das klassische Volk der Volkshochschule ist, an das dänische. Die dänische Volkshochschule hat eben das Grosse, dass sie den ganzen Menschen anfasst, und auf diese Weise hat sie Unendliches für die Vertiefung und Veredlung des ganzen Volkslebens leisten können, so dass das dänische Volk heute in sehr vielen Dingen uns weit voraus ist. Natürlich können wir für unsere Verhältnisse das Beispiel Dänemarks nicht sklavisch nachahmen, aber in dieser Richtung müssen wir gehen.

Von Dänemark hat nun Fritz Wartenweiler entscheidende Anregungen erhalten, und in diesem Sinn war der Kurs in Monstein (Davos) vom 17. bis 24. August dieses Jahres gemeint. Darum waren auch die kulturkritischen und philosophischen Werke des vorhin erwähnten Denkers Albert Schweitzer ein geeigneter Anknüpfungspunkt für einen Teil unserer Besprechungen. Wie für Schweitzer, so wurde für uns die Krise der Kultur zur Krise des Menschen selber. Die Frage: wo stehen wir eigentlich? wurde zur Frage: Wo stehe ich, der Mensch, nicht nur in unserer Zeit, sondern in dieser ganzen Welt überhaupt? Eigentlich müsste alle Beschäftigung mit Philosophie so beginnen wie dort in Monstein, dass man vor die Abgründe der ungelösten Fragen gestellt würde, vor denen die Menschen ja in Wirklichkeit immer stehen, aber ohne es zu merken. Die Mängel und Leiden der Natur, die Rätsel und Unzulänglichkeiten des Menschen in seinem körperlichen und geistigen Leben, sie wurden eindringlich vor uns hingestellt und wir aufgefordert, darüber nachzudenken und Red' und Antwort zu stehen. Fragen müssen die Menschen wieder lernen, die grosse Unruhe über die Welt, über ihr So-sein muss in ihnen aufwachen. Wir dürfen uns nicht mit der ersten besten beruhigenden Antwort zufrieden geben. Wir müssen uns einleben in die grossen Fragen nach den Gründen des Seins („Gott und Welt" sagt man dafür auch). Vor den Menschheitsführern, als deren grösster — in einem ganz weiten, nicht kirchlichen Sinn — Christus genannt wurde, blieben wir schliesslich stehen und empfanden, dass sie uns andern Menschen in der Intensität ihres Lebens und Denkens vorangegangen und uns damit die Richtung unseres Strebens angegeben haben. Bei keinem Dogma, auch bei keinem wissenschaftlichen, dürfen wir stehen bleiben, auch Schweitzer wurde von Wartenweiler gar nicht so verstanden, als ob nun die von ihm gegebenen Formeln (die „Ehrfurcht vor dem Leben" zum Beispiel) endgültig wären. Tut es, wenn wir an das notwendig ewige Streben des lebendigen Menschen denken, uns eigentlich Abbruch, wenn wir nicht immer gleicher Meinung sind? Auch mit Wartenweiler waren manche von uns — in den „Fragestunden" kam dies hauptsächlich zum Ausdruck — nicht in allem einer Meinung. Aber wenn man imstande ist, sich in brüderlicher Offenheit gegenseitig auszusprechen, ist dann die Verschiedenheit nicht Gewinn?

Wir haben aber nicht nur geredet in Monstein, wir haben auch viel mit-

einander gesungen: Alte und neue Volkslieder (die wir zum Teil noch lernten), auch Choräle. Wir versuchten da zu jener einfachen Form des Singens zurückzukehren, wie das Volk einst gesungen hat, denn diese, jetzt durch Kunstgesang und Vereinsmeierei verschüttet, soll wieder auferstehen und zum Klingen erwachen: der Gesang als Lebensäusserung innerlich froher Menschen. Die Art und Weise, wie etwa während des Kurses einer schweren Diskussion ein Ende gemacht wurde durch das Anstimmen eines Liedes, das gerade da am Platz war, bleibt wohl allen Teilnehmern unvergesslich. In diesem Zusammenhang denke ich auch noch an die Morgenandacht, die den Abschluss des Kurses bildete, eine Andacht, die man nicht geistlich oder weltlich nennen kann, weil sie beides war, weil man sich dabei gar nicht um eine solche dumme Unterscheidung bekümmerte; da wurde in uns eine Ahnung geweckt von künftigen religiösen Formen, in denen sich einst die Menschen natürlicher und wahrer, als es heute geschieht, zusammenfinden werden.

Soll ich noch vom Kurs im allgemeinen etwas sagen? Dass er bei aller geistigen Anstrengung, die er von einem verlangte — oder wohl gerade darum! — sich gänzlich entfernt hielt von dem, woran oft solche nur kurze Zeit dauernden Kurse kranken: dem „Allzuvielen", der geistigen Ueberfütterung? Nein, es war für eine wohltätige Abwechslung zwischen innerem Aufnehmen und Verarbeiten des Aufgenommenen gesorgt. Auch der Körper kam zu seinem Recht durch Spaziergänge, zu denen man durch die Umgebung des herrlich gelegenen Bergdörfleins aufgefordert wurde, ferner durch die Turnübungen und volkstümlichen Reigentänze, die der Kursleiter veranstaltete. Ausser den zweimal am Tage stattfindenden Besprechungen sammelte man sich noch abends zum Anhören von ausgewählten Stücken aus Spittelers gewaltiger Weltanschauungsdichtung, dem „Olympischen Frühling".

Schön war auch das Verhältnis zu den Bewohnern des Bergdörfleins. Sie waren zwar gerade beim Heuen beschäftigt, aber sie kamen dennoch an dem Abend, wo Wartenweiler aus Albert Schweitzers Leben, aus seinen Kindheits- und Jugenderinnerungen und von seiner Tätigkeit im Urwald Afrikas erzählte. Uns und den Zuhörern aus dem Dorfe wurde da Schweitzer als Mensch so recht lebendig, und er ist ja ein Mensch, mit dem bekannt zu werden sich auf alle Fälle lohnt. Am Schluss der Woche war dann noch eine grössere öffentliche Versammlung in der Dorfkirche. Zwischen dem Gesang von Liedern, die von Orgelspiel begleitet waren, sprach da Wartenweiler, in erster Linie sich an die Leute von Monstein wendend, in einfacher Weise von dem, was wir da in diesem Kurs gewollt und getan hätten. Es kamen da auch, mit tiefem Verständnis nach beiden Seiten hin, die sozialen Unterschiede zwischen Stadt- und Landbevölkerung, zwischen Arbeitern und Bauern zur Sprache. Den zweiten Teil der Ansprache bildete dann eine Skizze des Lebens von Christen Kold; das war jener schlichte Mann aus dem dänischen Volke, auf den die Volkshochschulbewegung eigentlich zurückgeht. So wurde man ganz anschaulich in das Wesen und die Ziele dieser Bewegung eingeführt. Man musste von den im Dialekt gehaltenen Ausführungen die Gewissheit haben, dass sie von allen Zuhörern verstanden wurden; was noch daran gefehlt haben sollte, um die Sympathie der Monsteiner für die Sache des Kurses endgültig zu gewinnen — zuerst hatte sie wohl das fremdartige Treiben dieser hergekommenen Leute da etwas erstaunt — das wurde an diesem Abend erreicht. Natürlich sage ich das nicht darum, als ob dies nun in unserer besondern Absicht gelegen hätte, aber — wollen wir nicht zum Volke gelangen?

Etwas habe ich noch verspart bis zuletzt. Das ist, von der Zukunft unserer Bestrebungen zu reden. Zwei Nachmittage am Kurs waren dem Problem der Volkshochschule gewidmet. Einige Kursteilnehmer, vor allem Lehrer und Pfarrer, hatten sich selber schon praktisch auf diesem Gebiet zu Hause in ihren

Gemeinden versucht und wollten nun hierin weiter gefördert werden. Freilich war ja der Kurs als Ganzes schon eine gewaltige Förderung auch in dieser Hinsicht, indem er die mannigfaltigsten Anregungen für die eigene Arbeit gab. Aber nun durften wir auch hören von gleichen Bestrebungen im Schweizerland herum, die an einer geistigen Weckung des Volkes arbeiten. Es wurde da vor allem die Wichtigkeit des guten Willens betont, der auch unter schwierigen Bedingungen nicht müde und verdriesslich wird, sondern immer wieder von neuem anfangen kann auf die bescheidenste, äusserlich unscheinbarste Weise. Ferner wurde hervorgehoben, von welcher Bedeutung es sei, wenn diejenigen an einem Orte, die ernstlich für die Sache interessiert sind, wenigstens regelmässig zusammenkommen und etwas, wenn es auch im kleinsten Kreise geschieht, miteinander tun; aus einem solchen Keim kann dann immer wieder etwas Grösseres hervorwachsen. Viel Ermutigung wurde jedenfalls allen Arbeitern unserer Bewegung in Monstein zuteil. Es ist uns für unsere Sache nicht mehr bange.

Auch dafür ist uns nicht bange, ob weitere Kurse in unserm Kanton zustande kommen können. Denn wer dort oben gewesen ist, wird wiederkommen oder begeistert für die Idee werben! Es ist auch beschlossen worden, in verschiedenen Talschaften die Veranstaltung von Kursen zu geeigneter Jahreszeit jeweilen speziell für die dortige Bevölkerung an die Hand zu nehmen. Und für die andern Schweizerkantone soll dieser Bericht (wie auch die übrigen Berichte, die erschienen sind) zum Dank für das in Monstein Empfangene die Anregung und Ermutigung zur Arbeit weitertragen, damit sie in ihren verschiedenen Formen vorwärtsgehe und es endlich zu tagen beginne im Schweizervolk.

C. Holzer.

II. Unser erster „Zivildienst“. Qu'ils sont doux au cœur lassé, Les souvenirs du temps passé —, so klang es mehr als einmal zwischen dem 7. und 27. August dieses Jahres in dem 1100 Meter hoch am Fusse der Diablerets im Ormonts-dessus gelegenen Dörfchen Vers-l'Eglise. Die Erinnerung an jene drei Wochen wird sicherlich denen teuer bleiben, die dort in der kleinen Scheune hausten, die den stolzen Namen „Grand Hôtel zum Goldnen Strohhalm“ erhielt, und in der engen Küche des Hauses daneben, wenn ihre Herzen wieder müde werden vom ungestillten Sehnen nach Uebereinstimmung von Ueberzeugung und Leben.

Am 28. Dezember 1923 hatte dort oben eine Lawine an Haus und Land, Mensch und Vieh grossen Schaden angerichtet und eine lange Trümmerbahn hinterlassen. Eine Gruppe welschschweizerischer Zivildienstfreunde, zu denen sich auch zwei Deutschschweizer und ein halbes Dutzend Ausländer gesellten, hatte der „Corporation“, die von den Lawinengeschädigten für die Durchführung der Aufräumungsarbeiten gebildet worden war, ihre Mithilfe anerboten. 19 Männer arbeiteten dann in jenen drei Wochen, teils die volle, teils nur einen Teil der Zeit, mit Pickeln und Schaufeln und allerhand anderm Gerät gutgemessene acht Stunden pro Tag an der Aufräumung eines zerstörten Hauses, an der Wiederherstellung einer Brücke und an der Säuberung eines Bachbettes und einer anliegenden Matte. Die Arbeit war zum guten Teil ausgesprochene Schwer- und Schmutzarbeit. Namentlich fehlte es auch an Nässe nicht, weder von unten noch von oben. In rund 1600 Arbeitsstunden wurde ein Stück Arbeit geleistet, das die volle Anerkennung der Corporation fand, die ihren Dank nicht nur durch Worte ausdrückte, sondern auch durch den gänzlich unerwartet zum Schlusse überreichten Betrag von Fr. 200.—, der nun einen Grundstock für weitere Unternehmen ähnlicher Art bildet.

Für ihre Verpflegung sorgte die Gruppe selbst. Das Geld dafür, einige hundert Franken, hatten Freunde beigesteuert, und die Arbeit leisteten im gan-

zen neun „sœurs cuisinières“, Frauen und Schwestern von Teilnehmern und sonstige Freundinnen der Sache.

Die „Zentralstelle für Friedensarbeit“, Sekretär P. Ceresole, Zürich 4, Gartenhofstrasse 7, versendet auf Wunsch einen kleinen Bericht mit einigen weitern Angaben über diesen ersten Versuch und ist dankbar für Arbeitsvorschläge und Anmeldungen zur Teilnahme für weitere freiwillige Zivildienst-Unternehmen.

In einer Zeitung las ich kürzlich, dass der Armee-Oberauditor in der „Politischen Rundschau“ geschrieben hat, selbst wenn wir uns an und für sich einen Zivildienst leisten könnten, so dürften wir doch nicht damit eine Gesinnung aufkommen lassen, die den Interessen des Einzelnen diejenigen des Staates, das öffentliche Wohl opfere. Oberst Trüssel mag bei den „Interessen des Einzelnen“ schon nicht an geschäftliche Interessen gedacht haben. Aber doch, wie bezeichnend ist nicht gerade dieser Ausdruck. Er stammt aus der Welt des Geschäftes und der Politik, in der ja die Gesinnung, die zuerst nach den eigenen Interessen fragt, nicht erst aufkommen muss, sondern schon allzusehr herrscht! Der Geist dieser Welt rechnet überall mit „Interessen“ und muss in der Tat wohl dem Zivildienst-Gedanken und einer Welt der Brüderlichkeit und kindlichen Fröhlichkeit, der freiwilligen Anstrengung und des primitiven Lebens fremd gegenüberstehen, einer Welt, in der wir dort im Ormonts-dessus kurze Zeit leben durften und von der wir die Erinnerung im Herzen mit uns tragen.

Aber viele sind doch auch, die Hunger und Durst nach dieser andern Welt haben. Drei Freunde, die von der Konferenz des Internationalen Versöhnungsbundes in Bad Boll in die Schweiz gekommen waren und in Vers-l'Eglise einen kurzen Besuch machten, eine Engländerin, ein Engländer und ein Amerikaner, griffen in den paar Stunden ihrer Anwesenheit ohne weiteres mit zu Schaufel, Haue und Rechen, ein beredter Ausdruck ohne Worte für die Sehnsucht nach Handeln und nicht nur Reden, nach Praxis und nicht nur Theorie, nach Handarbeit und nicht nur Kopfarbeit, nach einer Welt neuen Tuns, neuer Werte, neuen Lebens. Solche Sehnsucht regt sich doch in vielen. Möge die Zivildienstsache auch ein Bächlein sein können, in dem einiges von dieser Sehnsucht seinen Weg zieht, in der Zeit Gottes Mühlen zu treiben und schliesslich einzumünden im Meere der Ewigkeit. B.-G.

III. Einweihung des Heimes von „Arbeit und Bildung“ in Zürich (4. u. 5. Okt.). Als wir vor Jahren unsere neue Arbeit in Zürich begannen, da war es von Anfang an unser Bestreben, ein „H e i m“ zu finden, das dafür ein äusseres Zentrum und zugleich ein Symbol ihres ganzen Sinnes wäre. Es war in der Zeit der schweren Wohnungsnot und behördlichen Reglementierung des Wohnungswesens und so gelang es uns nicht, unsere Absicht zu verwirklichen. Vielleicht fehlte es auch an der durchgreifenden Energie. Jedenfalls war es ein schwerer Schaden für unser Unternehmen, dass diese Sache nicht gelingen wollte. Es stünde sonst vielleicht ganz anders da. Wir haben uns dann jahrelang mit verschiedenen Lokalen beholfen, wie wir sie in alkoholfreien Restaurants, im Volkshaus, im „Gartenhof“ und anderswo bekommen konnten. Endlich aber ist es doch gelungen, den alten Plan zu verwirklichen. In dem Hause in der Gartenhofstrasse, das von Anfang zu diesem Zweck erworben worden war — es gab eben damals keinen andern Weg — ist das Parterre so umgebaut worden, dass wir nun dort einen Saal für etwa hundert Personen, dazu zwei Zimmer und eine Küche für die Bildungsarbeit und das gesellige Leben zur Verfügung haben, während ein drittes vorläufig der Zentralstelle für Friedensarbeit dient. Eine Veranda kommt dazu, und ein verhältnismässig recht

grosser Garten ist den Besuchern des Heims offen.[1]) Der Saal ist, wie uns scheint, schön und freundlich, die kleineren Zimmer angenehm, alles traulich und heimelig. Es ist freilich alles auch recht bescheiden, kein Volkshaus, sondern eben bloss ein Heim. Doch ist dieses, wenns Not tut und die Mittel vorhanden sind, der ständigen Erweiterung fähig.

Dass das Heim geschaffen werden konnte und Aussicht ist, es auch zu unterhalten, verdanken wir der grossen Treue und Opferfreudigkeit der Freunde und Träger unserer Arbeit, und dass es so gut ausgefallen ist, der Liebe, dem Eifer und der Geduld der Leiter des Werkes, besonders unseres Freundes Vogt. Auch an dieser Stelle sei allen denen, die auf die eine oder andere Weise geholfen haben, aufs wärmste gedankt.

Das Heim soll, wie gesagt, ein äusseres Zentrum unserer Arbeit, aber zugleich ein Symbol davon sein. Es soll zeigen, dass Sinn und Ziel unserer Arbeit nicht bloss „Bildung" im üblichen Stil, sondern vor allem neue Gemeinschaft von Mensch zu Mensch, ja, sagen wir das Wort, Bruderschaft ist. Unsere Arbeit verbindet das, was die „Volkshochschule" will, mit dem Gedanken der „Siedelung" (Settlement) im englischen Sinn und fügt dazu noch das, was man als „Religiös-sozial" bezeichnet. Pestalozzi, Grundtvig, Toynbee und Jane Addams sind Namen, die ein wenig andeuten, was uns vorschwebt, ohne es ganz zutreffend zu sagen. Das ist auch nicht nötig, man wird es ja, wills Gott, einst sehen.

Wir haben mit der „Einweihung" eine kleine Konferenz verbunden, an welcher der Sinn der Arbeit, deren Mittelpunkt das Heim sein soll, verhandelt wurde.[2]) Es fanden sich dazu etwa hundert Freunde und Gesinnungsgenossen aus Zürich und von auswärts ein. Am ersten Tage verhandelten wir die Frage: „Wie verstehen und vertreten wir das Evangelium"? Denn das ist ja der Kern unserer Arbeit, dass wir darin und damit die Sache Christi vertreten wollen. Pfarrer Trautvetter leitete auf die tiefe und feine Art, die wir an ihm kennen, die Besprechung ein. Er stellt dem formellen Wort- und Gedankenreichtum der Verkündigung von „Kirche" und „Sekte" die Armut gegenüber, die in dieser Beziehung unsere Lage, ja gewissermassen Aufgabe ist, weil wir von einer solchen Wort- und Gedankenverkündigung wenig erwarten, und kam zu der Losung der Tat (im intensiven und tiefen Sinne) als der einzigen „Verkündigung" Christi, der heute Realität eigne. Wir hoffen gar sehr, Trautvetters Ausführungen in den „Neuen Wegen" bringen zu dürfen. Unter dem Ernst dieser Losung stand dann die Besprechung. Sie bewegte sich weiter um die Frage nach dem Verhältnis des Zeugnisses durch die Tat zu dem durch das Wort, wobei (natürlich ganz im Sinne Trautvetters) auch dem Wort, das mit der Tat verbunden, oder selbst Tat ist, sein Recht gewahrt, das Getriebensein durch die Liebe und den Augenblick (im tiefsten Sinn des Wortes) als Merkmale der Echtheit des Redens betont wurde, und jene Liebe und Bruderschaft, welche die Seele der Nachfolge Christi und zugleich der letzte Sinn aller Bildungsarbeit ist, richtend und erhebend in die Mitte unserer Gedanken trat. Es war die Verhandlung, die wir nötig hatten; sie traf das Zentrum.

Der Sonntag brachte mit der Verhandlung über das Thema: „Wie verstehen und gestalten wir unsere Bildungsarbeit?" die natürliche Fortsetzung der ersten. Sie wurde durch Ragaz eingeleitet. Es wurde gezeigt, wie diese Bildungsarbeit mit innerer Notwendigkeit aus der

[1]) Auch die Küche fehlt nicht.

[2]) Leider war es nicht mehr möglich, davon in den „Neuen Wegen" Mitteilung zu machen; wir haben aber alles getan, was wir konnten, um die Freunde zu benachrichtigen.

religiös-sozalen Bewegung entstanden sei, wie sie, diesem Ursprung getreu, eine „Erweckungsbewegung" bedeute, insofern Bildung für sie etwas sei, was wir heute gar nicht hätten, sondern nur als Frucht einer sowohl religiösen als sozialen Erneuerung wieder bekommen könnten, woraus sich dann die besonderen Organisationsformen und Methoden dieser Arbeit ergäben.[1]) Die Aussprache behandelte namentlich die Frage, durch welche Methoden das aufgezeigte Prinzip am besten verwirklicht werden könne, wie man es an den vorhandenen Lebensformen vertrete, wie sich darin das Verhältnis von Proletariat und Intellektuellen, Denkarbeit und Lebenswahrheit, Belehrung und brüderlicher Gemeinschaft, Arbeit und Geist gestalte. Eine Veranschaulichung dessen, was uns Bildungsarbeit ist, bildete eine Geldsammlung für die in schwerem Kampf stehenden Neumühlearbeiter, die 150 Fr. ergab. — Es ist zu hoffen, dass auch diese Verhandlung unserer Arbeit einen neuen Impuls verleihe.

Dazwischen war am Samstag abend ein familiäres Zusammensein im neuen Heim bei Musik, Gesang, Gespräch und von Freund Wartenweiler gespendetem süssem Trank. Am Sonntagnachmittag fand dann noch eine besondere Einweihungsfeier statt, die genauer auf den Sinn des Heims, seine Vorgeschichte und seine Zukunft einging und in Musik, Gesang (auch gemeinsamem, der nun überhaupt auch unter uns auflebte), Rede und traulichem Zusammensein aufs schönste verlief. Alles freute sich der schönen, wirklich heimgemässen Räume, und dass wir nun so weit sind.

Dieser Abschluss eines Weges ist im übrigen bloss ein Anfang. Es ist manches geleistet und manches erreicht, aber das ist alles fast mehr nur Vorbereitung. Die Hauptarbeit und der Hauptkampf stehen noch bevor. Es ist unsere Hoffnung, dass die Arbeit, die von uns und andern in Zürich und von Zürich aus getan wird, auch im ganzen Land herum immer mehr an die Hand genommen werde — in sehr mannigfaltigen Formen, je nach den Umständen — bis die Sache, die jetzt ein schwaches Reis ist, ein Baum wird, dessen Früchte unserem Volke zur Gesundung und Erneuerung dienen.

Anmerkung. Die „Arbeitsgemeinschaft", die den Namen „Arbeit und Bildung" führt, und die unsere zürcherische Arbeit trägt, ist eine Vereinigung, zu der jedermann Zutritt hat und eingeladen ist. Sie hat selbstverständlich materielle und geistige Hilfe und Mitarbeit nötig. Der Jahresbeitrag beträgt im Minimum Fr. 5.—, doch sind natürlich auch höhere Summen erwünscht und nötig. Kassier ist Herr Braun-Engler, Stauffacherstrasse Nr. 26, Zürich; Vorsitzender L. Ragaz, Gartenhofstrasse 7.

Unser Heim.[2])

Zum 5. Oktober 1924.

„Ich möchte heim" — hat nicht aus jeder Seele
Sich dieser Wehlaut schon emporgerungen;
Wo wär ein Herz, ein starkes, das noch niemals
Von solchem Heimwehleide war bezwungen?
Ach, alle müssen wir in dunklen Erdentagen
Die Last des ungestillten Heimwehs tragen!

---

[1]) Auch dieser Vortrag soll, wenn möglich, in den „Neuen Wegen" erscheinen.

[2]) Wir möchten diese Stimme, die etwas vom Tiefsten ausspricht, was uns bei der Gründung und Eröffnung unseres Heims bewegte, gern auch in den „Neuen Wegen" zu Gehör bringen.

„Ich möchte heim!" — Wie schmiegtest du dich gerne
Aufatmend, fest in treuer Liebe Arme
Und wähntest wohl in menschlich trautem Bunde,
Dass dort dein Leben heile und erwarme;
Doch rüttelten an deiner Ruh der Brüder Schmerzen,
Und auch das Heimwehleid im eignen Herzen.

Wärst du daheim? — Wie könntest du dich wähnen
Geborgen mitten in der Welt von Leiden,
Wie könntest du dein eigen armes Leben
So von dem Leben deiner Brüder scheiden?
Wo Tausend darben, Tausend heimlos wandern,
Was wäre Heimatglück ohn' all die andern?

Du bist ihr Teil! Denn Gottes Schöpferwille
Will dich und sie als e i n e Welt nur denken,
Die Heimat, die dein sehnend Herz begehrte,
Will er dir nur mit deinen Brüdern schenken.
Er, der nicht wusste, wo sein Haupt hinlegen,
Ins Heimwehleid der Welt legt er geheimen Segen.

Nun führt es euch, es führet eins zum andern,
Und Heimat grüsst, wo seine Hand euch einet;
Es weckt die Liebe, die an ihm entzündet,
Sich hingibt, wo noch fremdes Heimweh weinet,
Dass sie, sich selbst verlierend, wahres Leben findet,
Ihr Opfer still und stark die Bruderschaft verbindet.

So ward dies Heim: Aus Sehnsucht nach der Heimat
Des Gottesreiches öffnet es die Türen,
Und möchte die, so einsam heimlos wandern,
Zu der Gemeinschaft warmer Stätte führen.
Als Hütte Gottes, in der Unrast wirrem Reigen
Mög' stille es den Weg zur Heimat zeigen.

Rundschau

Die Botschaft des Bundesrates zur Ablehnung des Zivildienstes. Die langerwartete Botschaft des Bundesrates zur Zivildienstpetition ist nun also erschienen. „Gut Ding will Weile haben." Man durfte nach so gründlicher „Erdauerung" (das ist eigentlich ein recht sinnvolles Wort) schon etwas ganz Feines erwarten. Wie steht es nun damit?

Zweierlei wird man zugestehen müssen. Es ist gut, dass die Ablehnung g l a t t ist. Irgendein Versuch, uns scheinbar entgegenzukommen, aber in einer Form, die wir nicht hätten annehmen können, wäre schlauer gewesen und hätte uns in eine schwierige Lage gebracht. Es ist darum anzuerkennen, dass

man diesen Weg verschmäht hat. Ebenso ist zuzugeben, dass der Ton verhältnismässig anständig ist — verhältnismässig anständig, nicht mehr und nicht weniger, denn von völliger Loyalität, oder gar Noblesse wollen wir nicht reden; wer wagte aber bei uns noch an so hohe Dinge zu denken? Das Schriftstück ist voll von ausgesprochenen oder wenigstens angedeuteten Verdächtigungen der 40,000 Petenten, die selbstverständlich nicht als Mitbürger, sondern bloss als Gegner, ja Feinde betrachtet werden. Leute wie wir kommen ja bloss als Soldaten und Steuerzahler und dazu als Objekte des Bundesanwalts und der Geheimpolizei in Betracht.

Verhältnismässig anständig — das ist aber auch alles. Im übrigen steht die Botschaft politisch, moralisch und intellektuell auf jener bekannten Stufe, an die uns das heutige Geschlecht unserer „Staatsmänner" — einige ganz, ganz wenige Ausnahmen abgerechnet — gewöhnt hat. Man könnte sich ja wohl einen Staatsmann denken, der nicht als Parteimann, sondern von hoher Warte aus und mit Verständnis für den Ernst des Problems diese Sache behandelte, die ins Zentrum des Kampfes der Zeit führt, der sogar ein Wort der Anerkennung für das ernste und lautere Wollen der Freunde der Petition fände. Wir haben früher wohl auch solche Staatsmänner gehabt, aber es wäre Phantastik, dergleichen von den heutigen Nachfolgern eines Welti und Ruchonnet zu erwarten. Diese sind die Advokaten eines ideenlosen Parteistandpunktes und liefern Advokatenwerk.

Eine advokatische und der vollen Loyalität entbehrende Wendung ist es, wenn der Schein erregt wird, als ob ein Hauptziel der Zivildienstpetition die Abschaffung des Heeres wäre. Gewiss will ein Teil der Unterzeichner dies, aber sie ist auf keine Weise das Ziel der Petition. Diese will genau das, was sie sagt, nichts anderes. Wenn wir die Armee abschaffen wollen, so werden wir anders vorgehen. Das kann schon kommen, war aber nicht das, was wir mit der Petition wollten. Aber ohne dass man einander Hintergedanken zuschiebt, gehts offenbar bei uns nicht mehr. Wahrscheinlich handelt es sich eben um ein advokatisches Kunststück, das von dem eigentlichen Problem dadurch ablenken will, dass es das Schreckgespenst der Abschaffung der Armee an den Eingang stellt.

Die Verteidigung der Armee, in dem Sinne, dass ihre Notwendigkeit begründet wird — wahrscheinlich ihre ewige Notwendigkeit — ist an sich klassisch als Dokument des Geistes, der unsere „Philisterrepublik" regiert. Wenn man auf den Kern dieser Begründung geht, so kann man ihn etwa so formulieren: „Wir brauchen eine Armee, weil wir bisher eine gehabt haben." Die Botschaft erklärt (S. 6):

„Eine verantwortliche .... Regierung darf bei ihren Vorschlägen und Beschlüssen nicht mit einer Welt rechnen, wie sie auch ihr als erstrebenswert vorschwebt, sondern sie muss sich an das halten, was tatsächlich besteht." Sich an das halten, was tatsächlich besteht — das ist klassisch. Früher meinte man sogar in der Schweiz, es sei Aufgabe von Staatsmännern, die diesen Namen verdienten, nicht bloss an das zu denken, was ist, besonders wenn dieses schlecht ist, sondern auch an das, was sein soll und sein wird, und das Erstrebenswerte auch wirklich anzustreben; aber das kommt heutigen schweizerischen Staatsmännern unmöglich vor. Der eine (Schulthess) nimmt, wie er sagt, im wirtschaftlichen Leben die Menschen, wie sie sind, nicht wie sie sein sollten, das heisst, nach seiner eigenen Interpretation, mindestens als zweifelhafte Ehrenmänner („Es nimmt jeder so viel er kann"); der andere (Scheurer) „hält sich an das, was tatsächlich besteht"; der dritte (Häberlin) möchte jeden, der das tatsächlich Bestehende antastet, ins Zuchthaus stecken; der vierte (Musy) hat immer Geld genug, wenn das Militär und immer zu wenig, wenn die Sache der Alten und Kranken in Betracht kommt. Das ist die heutige „freisinnige" Staatsmannskunst!

Dem entspricht denn auch im übrigen die Begründung des Rechtes der Armee. Keine Spur von einem Eingehen auf die neuen Fragestellungen, blosses Aufzählen der alten, längst überlebten Argumente: „Recht auf Notwehr“. Als ob nicht das die Frage wäre, ob Krieg der Not wehrt oder vielmehr bloss Not schafft! „Schutz durch die Armee anno 1871 und von 1914 bis 1918.“ Als ob nicht besonders das Zweite eine sehr angefochtene Behauptung wäre und als ob, was vielleicht 1914 galt, auch jetzt und in Zukunft gelten müsste. Das Schönste aber kommt zuletzt (S. 8—9): „So klein unser Land ist, so ist es doch der Aufgabe nicht enthoben, im Kreise der Völker mitzuwirken, dass an Stelle des Misstrauens und der gewalttätigen Auseinandersetzung die gemeinsame Arbeit und die Unterwerfung unter eine allgemein gültige Rechtsordnung tritt.“ Aus diesem Satz würde ein normales Denken die Schlussfolgerung ziehen: „Darum ist es gerade die Aufgabe eines kleinen Volkes, jenem Geiste des Misstrauens und der Gewalt dadurch entgegenzuwirken, dass es mit dem guten Beispiel der Abrüstung vorangeht.“ Aber es ist bezeichnend für das durch den Glauben an die ewige Notwendigkeit des heutigen Zustandes hypnotisierte Denken dieser Art von Schweizern, dass die Botschaft statt dessen fortfährt: „Aber wenn wir dieses Beispiel wollen geben können, so müssen wir aufrecht und kräftig bleiben,“ worunter sie versteht: „müssen wir uns wacker militärisch rüsten.“

Auf einem noch tieferen Niveau bewegt sich dann die Ablehnung des Zivildienstes selbst. Zunächst zeigt sich auch hier die Unfähigkeit, etwas anderes als das Bisherige zu denken. Die Ausführungen unserer Schrift zur Begründung der Petition, dass die beiden Bestimmungen der Bundesverfassung: „Die Glaubens- und Gewissensfreiheit ist unverletzlich“ und die andere „Jeder Schweizer ist wehrpflichtig“ in Einklang gebracht werden müssten, und dass der Zivildienst ein solcher Versuch sei, wird einfach damit erledigt, dass man es bisher anders gehalten. Unser Argument, dass der liberale Grundsinn der Bundesverfassung jeden Staatsabsolutismus ausschliesse und ein immer neues Ringen um die Vereinigung des Rechtes der Gemeinschaft mit dem des Individuums verlange, wird unbeachtet gelassen. Natürlich, für diese heutigen „Freisinnigen“ ist Liberalismus, was der Kuh das Gemälde.

Die übrige Argumentation ist durch den Widerspruch gekennzeichnet, dass einerseits die geringe Zahl der Dienstverweigerer, anderseits die Gefahr betont wird, die das Beispiel einer solchen „Ausnahme“ für die Geltung der Staatsordnung bedeutete. Im übrigen auch hier kein Hauch von Verständnis für die Grundwahrheit des Liberalismus, dass echte Gemeinschaft am besten gedeiht, wo das Gewissen des Einzelnen sich am freiesten regen darf. Diese Männer müssen offenbar wenig Zutrauen zu der inneren Festigkeit unserer Staatsordnung haben, wenn sie eine solche Angst empfinden, sie könnte durch den Zivildienst zerrüttet werden. Es ist offenbar jenes Zutrauen, das in der Lex Häberlin zum Ausdruck kam!

Was übrigens die Zahl der Dienstverweigerer betrifft, so liegt hier vieles im Dunkel. Ohne Grund hat uns ein Wissender nicht gesagt, es seien „viele Hunderte“ gewesen. Es kommt darauf an, wie man zählt. Man gebe uns einmal die Akten in die Hand. Wie viele dieser Fälle sind wohl in aller Stille erledigt worden! Und vor allem ist eines nicht zu vergessen: wer nennt uns die Zahl derer, die nicht verweigert, aber an diesem Konflikt seelischen Schaden genommen haben? Sie ist ganz sicher sehr gross. Und dass die ganze Sache wichtig ist, kann im Ernste niemand leugnen. Gäbe sie sonst soviel zu reden?

Ein Hauptargument gegen uns ist, dass es so schwer falle, zu unterscheidden, was ernste Gewissensgründe seien und was nicht. Ja, gewiss, wenn man verlernt hat, solche Dinge überhaupt anzuerkennen und sie am liebsten ins „Burghölzli“ weist, wo man auch sehr bereit ist, diese Deutung zu bekräftigen. Die Schutzmassregel, die die Petition vorschlägt (ein volles Drittel mehr

eines ebenso strengen Dienstes), wird mit ganz fadenscheinigen Gründen abgetan.

Endlich war ein Argument zu besiegen, das nicht leicht zu nehmen war: Der Umstand, dass diese unerhörte Neuerung in einer Azahl von Ländern bestanden hat oder noch besteht. Da wird nun die bedeutsame Tatsache, dass England mitten im Krieg einen Zivildienst einrichtete, damit erledigt, dass man erklärt, das sei, weil England im Frieden keine allgemeine Wehrpflicht habe, nur eine vorbeigehende Massregel gewesen. Wenn man gewohnt wäre, mit denkenden Lesern (und Hörern) zu rechnen, nicht bloss mit automatisch Beifall nickenden, dann hätte man überlegen müssen, dass jene Ausnahme zu einer Zeit erfolgte, wo England in einem furchtbaren Kampf um sein Leben rang. Aber es kommt noch besser. Man kann von keinem Land, das den Zivildienst eingeführt, sagen, dass er missglückt sei; denn Dänemark, wo die Regierung ihn sabotierte, zählt nicht; wohl aber gibt es ein Land, wo er erfreulich und deutlich gelungen ist: Schweden. Hier hilft man sich mit Behauptungen, deren offenkundigen Widerspruch mit den Tatsachen wir unwiderleglich beweisen können.

Was endlich die Verweisung auf den Sanitätsdienst betrifft, so haben wir darüber nichts weiter zu sagen. Der Sanitätsdienst ist ein Teil des Militär- und Kriegsdienstes. Wer so wie der Dienstverweigerer von der Heiligkeit des Lebens überzeugt ist, der kann am wenigsten da mitmachen, wo man die Heilkunst benutzt, um — mehr Menschen zum Töten zu haben. Es ist eine Sophistik, wenn darauf hingewiesen wird, dass man dann alles Tun unterlassen müsste, weil in einem modernen Krieg alles irgendwie dem Krieg dienen könne. Denn es kommt darauf an, ob etwas ausdrücklich dafür bestimmt ist oder nicht. Im übrigen zeigt der Dienstverweigerer seine Liebe durch den unbedingten Kampf gegen den Krieg, diesen Millionenmörder.

Kurz, der Sinn dieser ganzen kümmerlichen und advokatischen Argumentation ist: „Wir wollen halt nicht.“ Vorläufig hat also unser Kampf das Ziel nicht erreicht. Denn diese Vereinigung für automatisches Jasagen zu dem, was der Bundesrat für gut hält, die wir Bundesversammlung nennen, wird natürlich nicht versagen, selbstverständlich die Sozialdemokraten abgerechnet, zu denen sich vielleicht wieder einige Bürgerliche gesellen werden. Es wird jetzt bloss noch darauf ankomen, dass die Debatte das ganze Militarismusproblem wieder mit Wucht aufrollt. Vergebens ist der Kampf nicht gewesen. Er hat das Militärproblem lebendig erhalten, aber er hat auch ein positives Ideal gezeigt, das jenseits des Heeres- und Militärdienstes steht, deren Beseitigung wir nun erst recht mit aller Wucht fordern und anstreben.

Unrecht ist Unrecht. Der Regierungsrat von St. Gallen hat den „Ernsten Bibelforschern“ verboten, im Kanton St. Gallen ihre Schriften durch Hausieren zu verbreiten und das Bundesgericht hat den gegen dieses Verbot ergriffenen Rekurs abgewiesen. Dieser Vorgang beweist von neuem, dass das Recht bei uns nachgerade nur noch für Menschen und Bewegungen gilt, die unserem herrschenden System genehm sind. Denn man mag von den „Ernsten Bibelforschern“ halten, was man will — und ich bin keineswegs blind gegen ihre Mängel und Irrtümer — so kann man doch auf keinen Fall ihre Schriften zu der Literatur rechnen, die so behandelt werden darf. Es ist eine religiöse Richtung, wie viele andern, jedenfalls noch weit besser als manche Arten von hochoffiziellem Christentum. Den Verkauf ihrer Schriften auf dem Wege, der andern offen ist, zu verbieten, bedeutet eine offenkundige Verletzung des Rechts aus einer Parteinahme heraus. Unrecht ist Unrecht.

Ein Zeugnis. Ein schweizerischer Freund und Leser der „Neuen Wege“ in den Vereinigten Staaten schreibt uns: „Soeben erhalte ich die September-

Nummer der „Neuen Wege“, und trotzdem ich noch nicht Zeit gefunden habe, sie zu lesen, beeile ich mich, Ihnen inliegend 100 Fr. zu senden, die Sie benützen können, um für die **vollständige Abrüstung der Schweiz** zu wirken. Ich habe schon lange darüber nachgedacht und kann es nicht verstehen, dass wir Schweizer, nach den Erfahrungen des Weltkrieges, noch die geringste Hoffnung haben können, durch militärische Macht einem unserer „grossen“ Nachbarn den Weg durch unser Land zu versperren und ich bin fest davon überzeugt, dass eine entwaffnete Schweiz ein viel grösseres Hindernis für eine feindliche Nation bedeutet als eine bis an die Zähne gerüstete Schweiz; eine unsere Neutralität verletzende Nation wäre ja für alle Zeiten gerichtet! . . .“

Ein Wort Jakob Bossharts über die heutige Schweiz. Jakob Bosshart hat kurz vor seinem Tode in sein Tagebuch folgende Worte geschrieben: „Ein Staatswesen hat nur solange Berechtigung, als es eine grosse Idee zu verkörpern gewillt ist. Die Schweiz ist in einem Zustande innerer Stagnation angelangt und wenn dieser Zustand nicht bald überwunden wird, wird sie zu existieren aufhören. Es werden im Völkerleben keine Leichen geduldet, sie werden von den Aasgeiern aufgefressen.“ Nach Felix Möschlin („Nat.-Ztg.“ 1. Okt.).

Bern. Die regelmässigen Zusammenkünfte der Freunde der „Neuen Wege“ werden wieder beginnen am 19. Oktober, abends 8 Uhr, im Zimmer Nr. 9 des Volkshauses. Sie sollen vorerst der Besprechung der Probleme der „Gewalt und der Gewaltlosigkeit“ gewidmet werden. Als Einführung dazu werden die Herren Dr. de Roche und Pfarrer Hubacher über „Gandhi, sein Leben und Werk und seine Gedankenwelt“ sprechen. Am 19. Oktober wird Dr. de Roche das einleitende Referat halten.

Wir hoffen, dass unsere Zusammenkünfte auch diesen Winter so rege besucht werden wie im letzten und laden alle Leser ein, daran teilzunehmen und Gäste mitzubringen.

Verdankung. Für die Witwe Kurt Eisners sind folgende Gaben eingegangen: S. in A. 5 Fr.; Ch. u. E. N. in Ch. 40 Fr.; K. R. in W. 5 Fr.; Ungenannt in Sch. 10 Fr.; E. H. in Z. 10 Fr.; N. K. in B. 10 Fr.; E. T. in G. 20 Fr.; A. S. in V. 5 Fr., zusammen 105 Fr. Allen Gebern sei der herzlichste Dank ausgesprochen.

Von Büchern

I.

Martin Schmid, „Stille Wege“ (Gedichte), „Der Empörer“ (Trauerspiel).[1]

Fürwahr, Martin Schmids schlichtgrosse, seelentiefe Lyrik führt uns „Stille Wege“ oder vielmehr: stillesuchende, friedenersehnende Wege. Glüht doch an ihrem Rande die heissrote Nelke des Verlangens, die flammenfarbene Rose der Sehnsucht, — der Sehnsucht nach Stille, Frieden, Einsamkeit. Eine wohltuende, heilvolle Sehnsucht, die „mit seligem Genügen ihre Netze auswirft“, die „im Schleiergewande in Waldnächten sitzt, über sinnendem Auge die weisse Hand.“ — Ein betendes und zugleich hoffendes Sehnen, das Ruhe und Zuversicht, das die „Erfüllung“ schon in sich schliesst, das auch den Leser dieser zarten, einsamkeitengeborenen Weisen mit Ruhe und Zuversicht erfüllt.

---

[1]) Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau.

„O kühle Ruh! O Frieden blauer Stille!
Du bist Vollendung, Gnade, Fülle
Und aller Erdensehnsucht letzte Wahl.
Nun endlich sinkt mein zäher Eigenwille
Und neigt sich Gott.
Ein Beter schreit ich durch das Tal.“ — — —

„Einsamkeit“ bedeutet dem Dichter Eigenverhör, Selbstgericht, „stilles Reifen“, um einzugehen in das heilige Schweigen. „Denn alles Schwere musst du einsam tun!“ erkennt der „Meister“ in seinem furchtbaren Verlassenheitsgefühl. Und das elegisch-tiefe nardenduftende Gedicht „Maria Magdala“ schliesst mit den Worten: „Sie ward in nächtgen Einsamkeiten gross.“ — Eine bejahende, versöhnende, seelenfürstende Einsamkeit, die nie und nirgends zur verbitterten, augenverhüllenden Abkehr vom Leben wird.

„Nicht wer das Leben flieht, kehrt welk hier ein,
Wer es erfüllte, mag hier selig sein!“

ruft des „letzten Tales“ Wächter dem müden Pilger zu, ihn an das Leben gemahnend. Und „Leben“ ist es, ewigverjüngende Natur, die Martin Schmids Lieder mit ihrem linden Hauch erfüllt, — Leben, durch das des Dichters „stille Wege“ uns führen. Bald wandeln wir im kühlen Schweigen des Föhrenwaldes, vorüber an glitzernden Quellen und sprudelnden Bronnen; — bald durch die engen grauen Gassen einer „kleinen Stadt“, wo Mittagsglut die Dächer umschleiert, während ein Leierman den Kindern seine Lieder kurbelt. — Wir atmen den Abendfrieden des Bauernhofes, wo Lampenschein aus niederer Stube leuchtet, das sommerreife Land duftet und der Wind den Schlag des Dengelhammers verweht. Wir schlendern durch versonnene Dörfer des lieblichen Domleschgertales, zwischen Hagrosen und gelbendem Korn, vorüber an hohen Felsensöllern,

„wo an zerborstener Burg
die Sage ins Weite träumt.“ — — —

Tiefe Andacht, fromme Inbrunst haucht aus dem Zyklus „Zitail“, erfüllt den Leser ganz und macht auch ihn „zum stillen Pilger, der sich betend neigt“ und beim Anblick des traumumfriedeten Wallfahrtskirchleins mit dem Dichter innig fleht:

„Lass uns hier ruhen, meine Seele!“ — — — — — —

Die dramatisch-bewegte, von Parteihass und Bauerngroll durchzitterte Ballade „das Strafgericht“, die dieses (1923 erschienene) Gedichtbändchen abschliesst, mutet an wie ein Vorbote des (Frühjahr 1924 erschienenen) Trauerspiels „Der Empörer“. Sie gleicht der Brücke, die von den traumseligen „stillen Wegen“ des Lyrikers hinüberführt in das gewitterschwüle, sturmbewegte Kampffeld des historischen Dramatikers.

Der „Historiker“ wird zwar diesem „Empörer“ das Attribut „historisch“ absprechen. Lassen wir ihn gewähren, und freuen wir uns darüber, dass er in seinem Sinne Recht behält. Denn gerade das ist es, was uns den Schmidschen Leuenberger so wert und gross erscheinen lässt und ihn unserem Zeitempfinden so nahe rückt: dass der bernische Bauernführer von 1653 so tief und ganz durchdrungen ist von der Friedenssehnsucht, die uns Menschen von heute durchglüht. Dieses Empörers Idee, der Kampf und Zwiespalt seiner Seele, ist auch der unsrige, der Schmidsche Leuenberger ein Empörer unserer Zeit. (Muss er darum historisch unwahr sein? — Ist es wirklich ganz unmöglich, dass es schon zu jener Zeit Menschen gab, die den Widersinn

des Krieges erkannten und dem Krieg entgegenarbeiteten? — Sagt uns die Geschichte überhaupt etwas darüber, wie es in der Seele eines Leuenbergers ausgesehen hat?) — — —

Gleich sein erstes Auftreten kennzeichnet diesen Helden unzweideutig:

„Lasst von Gewalttat, Aufruhr, böser Absicht,
Uns hilft das Recht, das heilige Recht zum Sieg.“

Und im Glauben an den Sieg des Rechtes, der Wahrheit und des Guten nimmt er den Purpur. Schwer aber drückt ihn die Würde des Feldherrn, und die Nächte im Lagerzelt werden ihm zur tiefsten Qual:

„Wir schliessen Bündnis, bauen streng Gesetz,
bekräft'gen es durch Urkund, Eid und Siegel,
und kommt die Nacht, ist jeder einsam,
versinkt in Eigenleid und dunkle Schwermut.
— — — — — —
Und doppelt leidet, wer den Purpur trägt!“ — — —

Bange Zweifel beschleichen seine Seele, ob es nicht vielleicht die „Schwachheit“ der Menschen sei, die ihn emporgehoben und den Stürmen preisgegeben, — dunkle Zweifel, ob dieses Leben nicht „Lüge und Halbheit“ ist? —

„Wo ist die Grenze zwischen Flug und Sturz?
Wo die Gemarkung zwischen Recht und Sünde?“ — —

Aber in all diesen Leiden bleibt ihm doch — auch im lanzenumstarrten Kriegslager noch! — der Glaube, ohne Blutvergiessen seiner Bauern Recht und Freiheit aufrichten zu können. Mit dem Schwert umgürtet, arbeitet er für den Frieden, — ein Heilger mitten unter Waffen. Und wie ihn sein Heer auch zum Angriff drängt und der raufboldische Schybi (ein dramatisch wirkungsvolles Gegenstück) ihn sogar des Verrates bezichtigt: er lässt sich nicht beirren in seinem Glauben an den „Sieg des Rechts“ und pocht auf das „gegebene Wort“ des Feindes. Er glaubt fest, bleibt sich und seiner Sendung treu, bis ..... der Spielmann ihm meldet, dass sein Weib vom Feinde erschossen sei. Diese für ihn grauenvollste Kunde erschüttert die Grundfesten seines hohen und edeln, aber doch nur „menschlichen“ Strebens. Dieser Freveltat, die ihm sein Teuerstes geraubt, Milde und Demut entgegenzustellen, bleibt auch ihm, dem „Grossen“, als ein „Unmögliches“ versagt. An diesem eigenen und eigensten Unglück, an dem tiefen Schmerze des Gatten um die Gattin, scheitert das Friedenswerk des Heerführers. Es wühlt ihn auf zu unbändigem Zorn und Hass, es treibt ihn zur verzweiflungsvollen Tat. Der vordem für den Frieden sein letztes wagte, schreit jetzt nach „Kampf und Blut und Rache“ .....

Seine Bauern werden geschlagen, sein Heer zersprengt. Bleich und verstört schleppt er sich über die Trümmer der Walstatt, reuevoll darüber, von seinem Wege abgeirrt zu sein, sein reines Ich verworfen zu haben.

„Krieg ist Verzweiflung, ist der böse Abfall von dem reinen Recht!“ — — Grösser und erhabener als zuvor bestrahlt der Stern seiner Sendung ihm jetzt den Weg. Er weiss, dass es für ihn ein Höheres gibt, als „guter Vater“ sein. Freiwillig stellt er sich dem Gericht, um mit seinem Blute für die in den Wäldern umherirrenden Krieger Vergebung und Gnade zu erkaufen. Unter dem Beil des Henkers stirbt der „Rebell“, dessen grösste Schuld es war, für seines Volkes Recht und Freiheit gekämpft zu haben. Von den Richtern dieser Welt gerichtet, schreitet Leuenberger zur Richtstatt, gelassen und fest im Glauben, droben, vor dem höchsten aller Richter, Gnade zu finden. Und seine letzte „Mahnung“ ist:

„Wer aber mein Schicksal und Beispiel versteht
und kehrt nicht um,
der ist gerichtet.“ — — —

G. C.

II.

Zur sozialistischen Erneuerung.

Der Sozialismus ist in erster Linie berufen, jene Friedenswelt zu schaffen, die eine Welt wahrer Menschengemeinschaft ist. Wenn er diese Aufgabe lösen, erfüllen will, muss er selbst sich innerlich und äusserlich weiterbilden und umbilden. Darum gehört in den Zusammenhang dieser Bücherbesprechung eine Schrift von Dora Staudinger, die den Titel trägt: „Wege zur Gemeinschaft — Ein Beitrag zur Frage sozialistischer Organisations- und Bildungsarbeit.“ Sie zeigt auf ebenso einfache und klare als tiefe Weise, wie ein rechter Sozialismus wirkliche Gemeinschaft unter den Menschen schaffen müsste und schaffen kann und weist dies besonders für die Genossenschaft, die Frauenwelt, die Familie, die Bildungsarbeit nach, dabei die tiefsten Quellen wirklichen Gemeinschaftsgeistes aufdeckend. Es handelt sich gerade um die Aufgaben, die jetzt vor uns auftauchen und die für eine sozialistische Erweckung wesentlich sind. Das kleine, billige Schriftchen, das der Verlag der „Volksstimme“ in St. Gallen herausgegeben hat, eignet sich trefflich für Nichtsozialisten und Sozialisten, denen gezeigt werden soll, was eigentlich Sozialismus ist. Dass es zuerst in Form von Artikeln in einer sozialdemokratischen Tageszeitung erscheinen konnte, ist auch ein verheissungsvolles Zeichen. L. R.

III.

Literatur für den Kampf gegen den Krieg.

In unserm Kampf für Abrüstung und Frieden haben wir die Waffe geeigneter Literatur besonders nötig. Und zwar handelt es sich dabei weniger um grosse Bücher (obschon diese auch nötig sind) als um handliche, billige, volkstümliche Flugschriften und Flugblätter. Wir sind nun in der Lage, eine Anzahl solcher nennen zu können. Sie sind aus unserem Kampf der letzten Jahre, zum Teil aus der Vorbereitung zum 21. September, hervorgegangen.

1. **Klara Ragaz: Der nächste Krieg.** Fr. —.60
   Schildert an Hand von Will Irvins Buch: „The next war“, was uns bevorsteht, wenn wir es wieder zu einem Weltbrand kommen lassen.
2. **Gertrud Woker**: Wissenschaft und wissenschaftlicher Krieg. Fr. —.80
   Die Dozentin der Chemie an der Universität Bern, die gerade in dieser Sache bewandert ist, zeigt, wie der „wissenschaftliche Krieg“ (mit Giftgasen, Bazillen usw.) aussehen würde. Als zuverlässige Dokumentierung über diesen wichtigen Punkt sehr wertvoll.
3. **Leonhard Ragaz**: Abrüstung als Mission der Schweiz. Fr. —.80
   Zeigt, wie man gerade als guter Schweizer, aus Liebe zur Schweiz, die ein Krieg mit sicherem Untergang bedroht, und im Sinne der ganzen geschichtlichen Aufgabe der Schweiz, für unbedingte Kriegsgegnerschaft und völlige Abrüstung sein muss.
4. **Tötet den Krieg.** Für 100 Stück Fr. 1.50
   Trefflich Illustriertes Flugblatt für Massenverbreitung.
5. **Max Gerber**: Patriotismus — Abrüstung — Tuberkulose. Fr. —.20
   Immer noch sehr aktuelles und wirksames Flugblatt.
6. **Dienstverweigerung und Zivildienst.** Fr. —.25
   Die Begründung der Zivildienstpetition zuhanden der Bundesversammlung. Dient auch als Schrift gegen Krieg und Militarismus
7. **Ein gelungenes Experiment.** Fr. —.05
   Beschreibt den ersten freiwilligen Zivildienst. (Bei grösseren Bestellungen Preisreduktion.)

8. Ein Brief aus **Schweden** über den dortigen Zivildienst. Fr. --.05

9. **Die Gesetzgebung über den Zivildienst** in Dänemark, Norwegen, Schweden, Holland. Fr. —.05

10. **Maurice Vuilleumier** (Pfarrer), Das Gefängnis haben sie nicht verdient. (Christliches Gewissen und Militärdienst.) Fr. —.10

Treffliche Beleuchtung der Dienstverweigerung, speziell vom christlichen Standpunkt aus.

11. **Karl v. Greyerz** (Pfarrer): Rede am „Nie wieder Kriegstag" in Bern. Fr. —.10

In feinem Berner Dialekt. Urchig, volkstümlich, einfach, ganz besonders für den Kanton Bern geeignet.

12. **Rudolf Liechtenhan** (Pfarrer): Eine Bitte an unsere Pfarrer. Fr. —.10

Verlangt von den Pfarrern, dass sie gegen das Verhalten der Bundesversammlung die Stimme erheben. Eignet sich überhaupt für kirchliche Kreise. Sehr ernst und kräftig.

Diese Schriften sind alle bei der „Zentralstelle für Friedensarbeit", Gartenhofstrasse 7, Zürich zu haben. Jeder entschiedene Kriegsbekämpfer sollte es sich zur Pflicht machen, sie zu verbreiten. Die Gruppen unserer Freunde müssten davon einen Vorrat haben. Diese Art von Aufklärung muss mächtig ins Volk hinein. „Nie wieder Krieg!"

Freiwillige für Someo.[1])

LIEBE MITEIDGENOSSEN!

Ein furchtbarer Bergsturz hat am 24. September das tessinische Dorf Someo im Maggiatal verwüstet. Finanzielle Hilfe ist sofort geleistet worden, **aber es fehlt an Menschen für die Aufräumungsarbeiten.** Dürfen wir da zuschauen? Wir meinen, hier sei eine Tat eidgenössischer Bruderhilfe zu tun und echte Solidarität der Volksgenossen zu beweisen.

Das unterzeichnete Komitee organisiert darum eine Hilfsmannschaft von achtzig Freiwilligen, die sich binnen einigen Tagen an die Arbeit machen und bis zum 15. Dezember an Ort und Stelle bleiben sollen.

Die Mannschaften können sich ablösen; **jeder verpflichtet sich für eine Zeit von mindestens zwei Wochen.** Die ersten Freiwilligen sollen, wenn möglich, am 20. Oktober, spätestens am 27., an Ort und Stelle sein, die andern werden dann nachfolgen.

Strenge Disziplin in Arbeit und Benehmen muss gefordert werden. Wohnung, Unterhalt und Werkzeug erhalten die Freiwilligen unentgeltlich. Bezahlung empfangen sie nicht; sie kommen selbst für ihre Ausrüstung auf und bezahlen die Reisekosten zum voraus. Um Herabsetzung der Taxe wird man sich bemühen, zum Teil ist solche schon zugesagt. Wir hoffen, dass jedem Teilnehmer die Reiseauslagen ganz oder teilweise zurückerstattet werden können.

Die Anregung zu dieser Aktion geht von einigen Freunden des Zivildienstes aus, aber sie darf keineswegs auf diesen Kreis beschränkt bleiben. Auch Gegner des Zivildienstes sind herzlich eingeladen, sich daran zu beteiligen und nicht ein derartiges Werk eines aufbauenden Patriotismus andern zu überlassen.

---

[1]) Dieses Unternehmen möchten wir allen Gesinnungsgenossen dringend empfehlen. Sein Gelingen ist sehr wichtig. Die Red.

Freunde und Gegner, die wir doch Söhne der einen Heimat sind, die uns allen gleichmässig teuer ist, lasst uns einmütig zusammenstehen, um das Gebiet eines unserer schönsten Kantone zu verteidigen und durch eine Tat brüderlichen Dienstes das Band zu verstärken, das uns mit unseren tessinischen Miteidgenossen verknüpft.

Man verlange unverzüglich das Anmeldeformular und die Bedingungen für die Teilnahme. Es ist grösste Eile!

Wer nicht an den Arbeiten teilnehmen kann, der schicke seinen Beitrag für die Freiwilligen von Someo!

Hans Amberg, Administrator, Zürich; **Henry André**, Architekt, Morges; **Alfred Bietenholz**, Amtsvormund, Basel; **Pierre Ceresole**, Ingenieur, Lausanne; **Alice Descoeudres**, Lehrerin, Genf; **Georg Felix**, Pfarrer, Präz.; **Maria Fierz**, Zürich; **Ernest Gloor**, Dr. med., Renens; **François Grand**, Handwerkslehrer, Lausanne; **Karl v. Greyerz**, Pfarrer, Bern; **Bernhard Guidon**, Pfarrer, Scharans; **Clara Honegger**, Zürich; Dr. **A. Isenschmid**, Bezirksrichter, Zürich; **Bernhard Lang**, Dr. med., Langenthal; **Gerold Meyer**, Lehrer, Zürich; **Charles Naine**, Nationalrat, Lausanne; **Max Odier**, Ingenieur Baden; **Leonhard Ragaz**, Professor, Dr., Zürich; **Clara Waldvogel**, Lehrerin, Neuenburg; **Max Weber**, Dr. Redaktor, St. Gallen.

Anmeldungen oder Bitten um Auskunft sind an den Arbeitsleiter, Oberst Ceresole in Kiesen (Kanton Bern) zu richten.

Postscheckkonto „Schweizerische Zentralstelle für Friedensarbeit", Nr. VIII 9367, mit der Bemerkung: Für die Freiwilligen von Someo.

Die Zeitungen werden um Abdruck gebeten!

Briefkasten.

An A. L. Ein Ort, den man solchen sehr empfehlen darf, die Ruhe und Stärkung suchen, ist das „Erholungsheim zum Lutisbach" in Unterägeri (Kt. Zug). Es wird von unserer Schwägerin, Fräulein Christine Nadig und ihrer Freundin, Fräulein Hanna Kissling, geführt. Beide sind gelernte Krankenschwestern. Aegeri ist ein landschaftliches Juwel, still, abseits und doch ganz leicht zu erreichen, mit dem wundervollen See, idyllisch und doch mit dem gewaltigen Alpenhintergrund, nicht hoch gelegen und doch mit Bergklima, dazu mit Gelegenheit zu schönsten Ausflügen nach allen Seiten. „Im Lutisbach" selbst liegt herrlich am sonnigen Abhang über dem See. Für guten Geist und gute Führung des Hauses kann man bürgen. Es eignet sich ausgezeichnet als Treffpunkt für unsere Kreise, das heisst diejenigen unter ihnen, die diese Art von Erholung nötig haben und wünschen.

Redaktionelle Bemerkungen.

Die Rücksicht auf den Raum hat uns wieder genötigt, Verschiedenes zurückzustellen. Wir bitten um Geduld.

Druckfehler. Im letzten Heft sind drei störende Druckfehler zu berichtigen: S. 332, Z. 1 von unten und S. 333, Z. 1 von oben muss es heissen: „Silberlinge" statt „Schillinge"); S. 340, Z. 11 von unten „Feindschaftsreden" (statt „Freundschaftsreden").

Gott und der Nationalismus.

Gott ist nicht ein Gott der Deutschen oder der Russen oder der Franzosen — Gott ist ein Weltgott, ein Gott der ganzen Kreatur. Was sich die Deutschen oder die Engländer oder die Franzosen zu ihrem Gott gemacht haben, das sind die betreffenden Nationalgötter, — es sind Götzen und zwar in dem Masse, als sich religiöses Leben an diese Nationalschwärmerei anschliesst oder sich damit verbindet. Ihr Nationales ist den Völkern das Höchste und darin drücken sie auch ihre religiösen Empfindungen aus. Wenn man dann in so was — also zum Beispiel im Patriotismus — religiös geworden ist, dann bleibt man meist daran hangen.

Wer höher geht und denkt: „Gott ist ein Gott der Völker“, der muss eben um Gottes willen diese Völker lieb gewinnen, — sehen sie dann von aussen aus, wie sie wollen. Es geschieht nun aber, dass einer, der auf diese Höhe kommt, verlästert und verlacht wird — man kann ihn nicht verstehen. Wer aber das nicht verstehen will, dass Gott ein Gott aller Völker ist, der kennt Gott überhaupt nicht und er soll nur lieber die Bibel gar nicht in die Hand nehmen, — jedes Blatt redet ja eigentlich von diesem Völkergott. Das ist eine schwierige Sache, schwieriger als man glaubt, weil es die Menschen nicht so bald merken, dass es der Wahrheit nicht entspricht. Und doch, wenn man der Sache auf den Grund geht, so könnte man merken, was für Elend und was für Absurditäten daraus hervorgehen. Was ist der Krieg? Er ist nichts anderes als eine Folge davon, dass der Wahrheitsgott nicht hervortreten kann. Denn wenn ich nur das Interesse meiner Nation im Auge habe, komme ich in Konflikt mit dem, was einer andern Nation Interesse ist. Es ist eine schandbare Erscheinung, diese Erscheinung, die man Krieg heisst — wir sollten uns schämen, nur den Christennamen hervorzunehmen, während noch Krieg unter uns ist, gerade wie bei den Heiden, die sich zerfleischen. Ja, wenn die Heiden kriegen, so sind sie die besseren als wir, denn der Krieg entspricht ihren Grundsätzen; wir aber haben die christlichen Grundsätze unter uns, durch die der Krieg gerichtet ist, und wir kriegen doch.

Solange wir noch so leben, stehen wir noch im Augenblick des Zornes Gottes. Dieser Augenblick des Zornes Gottes ist nichts Bleibendes, sondern etwas Vorübergehendes. Endlich kommt die ewige Gnade. Vielleicht stehen wir heute an der Grenze zwischen dem Augenblick des Zorns und der ewigen Gnade. Nach und nach taucht doch der Geist des wahren und gerechten Internationalismus auf, der von Gott kommt — von d e m Gott, der ein Gott der Völker ist und zu dem wir jetzt schon beten können und beten sollen, dass

er wolle hervorbringen seine volle Gnade in einem Leben voll Gerechtigkeit und Wahrheit. Freuen wir uns einstweilen, dass sie doch schon hervorbrechen, diese Rechtstriebe Gottes. Endlich, endlich kommt ja dann die Zeit, wo sie stärker sind, als der heutige Nationenhumbug.

Aus einer Morgenandacht von Christoph Blumhardt.

Rosa Luxemburg.[1])

Die Politikerin, die Schriftstellerin, der Mensch.

Als am 15. Januar 1919 Rosa Luxemburg auf bis zum heutigen Tage unaufgeklärte Art ermordet wurde, ging ein Schrei des Schmerzes durch die Reihen ihrer Parteigenossen. In grossartigen Trauerkundgebungen wurde ihrer und Karl Liebknechts, des gleich ihr als Opfer seiner Ideen Hingemordeten, gedacht. Die russischen Brüder benannten Dörfer mit ihrem Namen. Sie wurde als die tiefste theoretische Denkerin der Partei und zugleich als die „rote Fahne" gefeiert, die, den Massen voranstürmend, ihren Siegeswillen befeuerte. Wie viel, und doch wie wenig ist dies, wenn man mit der inzwischen gewonnenen Ruhe des Fernblicks dies grossartige Leben betrachtet. Denn mit der politischen Rolle, die Rosa Luxemburg zwanzig Jahre lang gespielt hat, als Abgott der einen, als Popanz für die anderen, ist ihr Wesen nicht im Enferntesten erschöpft. Eine seltene Intelligenz, die sich jeder schwierigsten Materie wie im Flug bemächtigte, ein eindringender, gründlicher Geist, dem in der Wiedergabe das lebendigste Formtalent zu Gebote stand, eine Seele, die für jede feinste Regung, für jede Grösse und Leidenschaft empfänglich war, das zarteste Gemüt und das feurigste Temperament, schroff und unbedingt, innig und träumerisch, vereinte sie Gegensätze in sich, von denen wohl mancher Gesinnungsgenosse, sofern er nur *Gesinnungsgenosse* war, nichts geahnt haben mag. Und mit Trauer gedenkt man der trennenden Schranken, zu denen die Menschen Anschauungen, Glauben, Grundsätze als zu einem unbedingt Absondernden ausbauen, die es verhinderten, dass diese auserwählte Natur, weit über die „Zinnen der Partei" hinaus sichtbar, in ihrer menschlich und geistig so eigenartigen Grösse erkannt worden wäre. Allerdings war sie es auch selbst, die diese einengende Eigenschaft der Parteizugehörigkeit in den Vordergrund stellte.

---

[1]) Wir bringen diesen Aufsatz über Rosa Luxemburg selbstverständlich nicht aus einem blossen sozialpolitischen Interesse, sondern vor allem als das hochbedeutsame Bild eines *Menschen*, einer *Frau* — und freilich einer Frau, die zugleich eine sozialistische Führerin war. Die Red.

Schon im Jahre 1889, da sie als achtzehnjähriges Mädchen nach Absolvierung des Gymnasiums in Warschau zum Studium der Mathematik und Naturwissenschaften, das sie später mit dem der Nationalökonomie vertauschte, nach Zürich kam, hatte sie den Weg zum Sozialismus gefunden. Mit Axelrod und Plechanow, später auch mit Karski und Jogiches, welcher letztere ihr zeitweise sehr nahe stand und sie mit seiner Verschwörernatur stark beeinflusst haben mag, fühlte sie sich bald zu eindringender Vertiefung in die Schriften der Väter des wissenschaftlichen Sozialismus', Marx und Engels, angeregt. In ihrer Heimat Polen verknüpften sich damals noch die sozialistischen Ideen mit national-polnischen Zielen: aus dem wiedererweckten national-polnischen Staat sollte die Befreiung des Proletariats hervorgehen. Rosa Luxemburg machte ihre Landsleute mit den Marx'schen Gedankengängen vertraut, die den Internationalismus und den Klassengegensatz betonen; sie suchte das polnische Proletariat aus dem nationalen Zusammenschluss zu lösen, um es der Internationale anzugliedern, und zog sich damit die Gegnerschaft der National-Sozialisten unter der Führung Daszynskis zu. Während diese es im Jahre 1893 erreichten, dass sie von der Vertretung auf dem Kongress in Zürich, zu dem sie delegiert war, ausgeschlossen wurde, war im Jahre 1900 das Werk der Einführung des Marxismus in Polen so weit gefördert, dass auf dem Pariser Kongress ihre Gruppe als gleichberechtigt neben der Daszynskischen zugelassen wurde. 1897 hatte sie in Zürich ihren juristischen Doktor gemacht. In ihrer ausgezeichneten Dissertation über „die industrielle Entwicklung Polens" sagte sie auf Grund der materialistischen Geschichtsauffassung voraus, dass die ökonomische Entwicklung Polens die polnische Bourgeoisie zum Anschluss an Russland führen würde, ein Verhältnis, das sich tatsächlich vor Kriegsbeginn anbahnte.

Schon 1896 war sie durch Arbeiten, die sie in der „Neuen Zeit", dem vortrefflichen Organ Kautskys, veröffentlichte, mit der deutschen Sozialdemokratie in Verbindung getreten. Es mutet eigentümlich an, wenn sie, die das Instrument der deutschen Sprache wie kaum eine Zweite meistern sollte, in ihrem Einführungsschreiben die Redaktion ersucht, nicht ganz korrekte Ausdrücke verbessern zu wollen, da die deutsche Sprache für sie eine fremde Sprache sei. Sie hatte die Verbindung mit den deutschen Genossen gesucht, weil sie durch sie die polnische Bewegung kräftiger fördern zu können hoffte. In dem damaligen Deutschland wäre aber die agitatorische Tätigkeit einer Ausländerin sehr bald unterbunden worden. Ganz in die slawischen Methoden des Befreiungskampfes verstrickt, wie sie es damals war, ging sie daher eine Scheinehe mit einem jungen Deutschen ein, die, obzwar baldmöglichst wieder geschieden, ihr

die deutsche Staatsangehörigkeit verschaffte. Anfänglich agitatorisch tätig, konnte es nach ihrer Uebersiedelung nicht ausbleiben, dass ein theoretisch so stark interessierter und polemisch so scharfer Geist bald in die Behandlung der Fragen hineingezogen wurde, die damals die deutsche Partei vor allen erregten. Eben hatte Eduard Bernstein in einer Aufsatzreihe „Probleme des Sozialismus“ das Marx'sche Dogma einer Revision unterzogen. Er führte aus, dass das Aufhören der Krisen, die Anpassung des Kapitalismus an die fortschrittliche Entwicklung der Gesellschaft, im Verein mit der Ausgestaltung der Gewerkschaften, den sozialen Reformen und der politischen Demokratisierung die Verhältnisse so ändern würden, dass der Unternehmer im Lauf der Zeit faktisch nur noch Verwalter der vergesellschafteten Produktion sein werde. Rosa Luxemburg, damals siebenundzwanzigjährig, trat gegen den anerkannten Führer in die Schranken. Mit grösster dialektischer Schärfe zerlegt sie Bernsteins Behauptungen, zeigt, dass Krisen zwar seltener, dafür aber um so heftiger auftreten, unterzieht die sogenannte „Anpassung“ des Kapitalismus durch Kreditwesen, Kartelle, vervollkommnetes Verkehrswesen einer eingehenden Untersuchung, aus der sie folgert, dass diese alles eher als eine A n p a s s u n g an den Sozialismus bedeuten. Sie haben aber hier und dort die Abstumpfung des Gefühls für den Gegensatz zwischen Angestrebtem und Gebotenem, ein Nachlassen des Feuers des Klassenkampfes zur Folge gehabt, und diese s c h e i n b a r e Abstumpfung der Gegensätze wertet der opportunistische Beobachter als Anpassung. Wir bewundern hier schon alle Vorzüge der politischen Schriftstellerin: Beherrschung des Stoffs, lichtvolle, überzeugende Darstellung, geistreiche, witzige Vergleiche, die sich ihr ungesucht darbieten und den Gegenstand aus der Theorie zu bildhafter Wirklichkeit emporheben. „Schon bei ihrem ersten Auftreten,“ sagt Kautsky, „erregte sie allgemeine Aufmerksamkeit und gewann sie begeisterte Zustimmung, ja stellenweise geradezu schwärmerische Bewunderung derjenigen, deren Sache sie vertrat, sowie den bittersten Hass derjenigen, gegen die sie den Kampf aufnahm.“ Als im Jahre 1900 durch den Eintritt Millerands in ein bürgerliches Ministerium die Internationale sich in die Lage versetzt sah, ihre Entscheidung in der Frage: Mitarbeit in der Hoffnung auf Evolution oder Festhalten an der Unbedingtheit der revolutionären Grundsätze zu treffen, als Jaurès den „Ministerialismus“ verteidigte und in Deutschland Vollmar ihm sekundierte, war es abermals Rosa Luxemburg, die durch ihre Artikel in der „Neuen Zeit“ der radikalen Richtung zum Siege verhalf: auf dem internationalen Kongress in Amsterdam wurde die Frage in ihrem Sinne entschieden.

Bei Ausbruch der russischen Revolution genügte es ihr nicht,

theoretisch von Deutschland aus Stellung zu den Ereignissen zu nehmen, die ihre Heimat erschütterten. Sie reiste im Dezember 1905 unter angenommenem Namen nach Warschau und stand dort drei Monate lang an der Spitze der Bewegung, bis sie im März verhaftet wurde. Im Juni gelang es ihr, über Finnland und Schweden nach Deutschland zurückzukommen. Die Erfahrungen der russischen Revolution bot sie den deutschen Genossen in einer Broschüre: „Massenstreik, Partei und Gewerkschaften" dar. Sie beginnt mit einer umfassenden und in ihrer Darstellung höchst spannenden Geschichte der Streikbewegung in Russland. Nicht künstlich hervorgerufen, sondern im gegebenen Moment aus den sozialen Verhältnissen geboren, ergreifen diese Kämpfe von 1896 an, ohne wieder dauernd zur Ruhe zu kommen, ganz Russland. Wir lernen ihre grossen Errungenschaften — 15 bis 25% Lohnerhöhung, Neun- und Achtstundentag — die rasche Entwicklung bis dahin tiefstehender Arbeitermassen zu begeisterten Gewerkschaftern kennen, freilich aber auch die Rückschläge bei Wiedererstarkung der Macht des Kapitals. Sie zeigt, wie untrennbar wirtschaftliche und politische Kämpfe verbunden sind. Barrikaden und Strassenkämpfe sind für sie die unvermeidliche andere Seite des ökonomischen Ringens. In ihnen wird ihrer Ueberzeugung nach selbst das bis dahin von dem Klassenbewusstsein noch nicht erreichte Proletariat mächtig gefördert und gereift. Sie lehnt es daher ab, derartige, aus elementarer Notwendigkeit geborene, wenn auch letzten Endes missglückte Kämpfe als v e r f r ü h t zu bezeichnen. Auch hier wieder wendet sich ihre Darstellung gegen den opportunistischen Flügel der deutschen Genossen, die eben damals jede „Revolutionsromantik" im Sinne gewaltsamen Umsturzes und direkter Massenaktion abgelehnt und den Ausbau der politischen, gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Organisation zum Zwecke der Annäherung an die sozialdemokratischen Ziele einzig empfohlen hatten. Sie tritt der auf „Neutralität" der Gewerkschaften hinzielenden Strömung entgegen, die nach ihrer Meinung nur zur Folge hat, dass kleine sichtbare Gegenwartserfolge den Blick von den zu erstrebenden grossen Endzielen ablenken. Diese aber, in Marx' kommunistischem Manifest festgestellt, bleiben für sie bindend, während sie die reformatorischen Bestrebungen der deutschen Genossen als einen Versuch bezeichnet, „die Sozialdemokratie aus einer revolutionären proletarischen in eine kleinbürgerliche Reformpartei umzuwandeln." Vom Osten herkommend und von der mitdurchlebten russischen Revolution stark beeinflusst, wünschte sie im Gegensatz zu der Mehrzahl der westlichen, an den englischen legalen Methoden geschulten Führer „d i e A k t i o n d e r M a s s e, welche als handelnder Chorus" die für das Bedürfnis ihres Feuergeistes viel zu vorsichtig agierenden Leiter vorwärts

treiben und zu Dolmetschern des Massenwillens werden lassen sollte. Ueber diesen grundsätzlichen Fragen sollte es zwischen ihr und Kautsky, einem ihrer nächsten Freunde, zum Bruch kommen. Seit ihrer Uebersiedelung nach Deutschland war ihr das Haus Kautsky zu einer zweiten Heimat geworden. Aus den literarischen und politischen Beziehungen hatten sich schnell persönliche entwickelt, die sich auf alle Glieder der Familie, die vortreffliche Frau, die Mutter, die Kinder, die ganze „geliebte Gens Kautsky", wie sie einmal schreibt, in gleicher Herzlichkeit ausdehnten. „Mit dem pater familias trieb sie Politik," sagt Luise Kautsky in ihrer schönen Einleitung zu Rosa Luxemburgs Briefen an sie und ihren Gatten, „mit mir trieb sie alles, was das Leben verschönt, mit den drei Jungens trieb sie die tollste Allotria, und mit unserem braven Hausgeist Zenzi trieb sie ganz ehrpusselig hausfraulich die — Kochkunst —." „Im Hause Kautsky," hatte sie sehr bald erklärt, „sind alle meine Bedürfnisse gedeckt." So hatte dies Freundschaftsverhältnis, sich mehr und mehr festigend, zehn Jahre gewährt und schien zu einer Lebensgrundlage für sie geworden zu sein. Wohl waren nach der russischen Revolution, deren Methoden sie für Deutschland nutzbar machen wollte, gelegentliche kleine Spannungen nicht ausgeblieben, aber erst 1910 kam es zwischen ihr und Kautsky zum Bruch, als sie, damit der herrschenden Reaktion gezeigt werde, dass die Welt „nicht vierundzwanzig Stunden zu existieren vermöge, wenn die Arbeiter einmal die Arme kreuzen," in den preussischen Wahlrechtskampf den Gedanken des Massenstreiks mit allen in Russland erprobten Konsequenzen warf. Kautsky war überzeugt, dass dieser Weg zur Niederlage führen müsse, und auch mit Bebel, der ihren erfrischenden, respektlosen Radikalismus oft verteidigt, und sie als den „Hecht im Karpfenteich", den man „nur zu gut gebrauchen" könne, bezeichnet hatte, veruneinigte sie sich aus der gleichen Veranlassung. Menschlich von seltener Herzensweichheit, voll liebevoller Nachsicht gegenüber jedem ihr persönlich Verbundenen, verlangte sie von ihren politischen Freunden starres, unbedingtes Festhalten an den von ihr als Dogma anerkannten Grundsätzen. Nachgiebigkeit, Kompromisse, Rücksichtnahme waren ihr eine Sünde gegen den heiligen Geist. Sie scheute in solchen Fällen nicht vor einer Zerschneidung selbst liebster Freundschaftsbande zurück. Es ist ein Zeugnis seltener Charakterstärke der Nächstbeteiligten, dass nach diesem Bruch mit Kautsky ihr freundschaftliches Verhältnis zu seiner Frau sich in ungetrübter Reinheit erhalten konnte.

Neben ihrer Tätigkeit an der Berliner Parteischule, an der sie jahrelang als die beste Lehrerin wirkte, als „der Kopf, der theoretisch führte, das Temperament, das alle Schüler hinriss," neben ihrer immer wachsenden agitatorischen Arbeit in Presse und Versamm-

lungen, fasste sie alle ihre Angriffskräfte gegen den zum Krieg treibenden und selbst von dem Expansionsbedürfnis des Kapitalismus getriebenen Imperialismus zusammen in ihrem Werk über die „Akkumulation des Kapitals". Auf das Werk ausführlich an dieser Stelle einzugehen, verbietet der streng theoretische Charakter seines breiten Unterbaues. Rosa Luxemburg hatte damit die Aufgabe der Lösung eines Problems unternommen, das Marx in seinem „Kapital" aufgestellt, an dessen Durcharbeitung ihn aber der Tod gehindert hatte. Sie wollte beweisen, dass der Kapitalismus dem ihm innewohnenden Streben nach Akkumulation (Aufhäufung des über alle Kapitalauslagen hinaus — worin die knappe Erhaltung des Arbeiters und die reichliche seines „Brotgebers" inbegriffen — übrig bleibenden, zur Kapitalisierung bestimmten Profits) nur so lange Genüge zu leisten vermag, als er noch über grosse nichtkapitalistische Kreise verfügt, denen das Bedürfnis nach Artikeln der kapitalistischen Produktion beigebracht werden kann, die allmählich einen gewaltigen neuen Markt, und deren Angehörige, in Masse durch die Manipulationen des Kapitals ihrer bisherigen Lebens- und Arbeitsweise entfremdet, eine neue grosse Armee von Lohnarbeitern bilden. Ohne diese „auswärtigen" Abnehmer seiner Produkte bringt es nämlich das Kapital nur zu einem Austausch der unter seiner Aegide produzierten Lebensmittel gegen Arbeit, und einer Klasse von Objekten gegen eine andere, — es vollzieht nur einen „Händewechsel". Das nicht kapitalistische Milieu aber, besonders das in bisher nicht erschlossenen grossen Kontinenten, bietet unendliche Möglichkeiten gewaltigen, sprunghaften Aufschwungs der Produktion und der Profite. Die letzten zum Teil nicht theoretischen Kapitel des Buches schildern den Triumphweg des Kapitalismus in den von ihm mit „friedlicher Durchdringung" beglückten Ländern und das herzzerreissende Martyrium der unterjochten Volks- und Eingeborenenschichten. Da für die Akkumulation, mit der der Kapitalismus steht und fällt, der Besitz nichtkapitalistischer Gebiete der anderen Weltteile unbedingte Notwendigkeit ist, so hat der Drang nach Weltexpansion des Kapitals den Konkurrenzkampf um diese immer spärlicher werdenden Gebiete zu einer Heftigkeit entfacht, die zu gigantischen Weltkrisen führen muss. Als Imperialismus unternahm der Kapitalismus seinen Siegeszug über die Erde. Aber unfähig, die Beute friedlich unter die Interessentengruppen zu verteilen, wird der übersteigerte Aneignungstrieb auf die kapitalistischen Milieux zurückschlagen und zu einer gegenseitigen Zerfleischung derselben führen. Das Kapital bereitet so auf zwiefache Weise seinen Untergang vor. Indem es einerseits alle nicht kapitalistischen Produktions- und Lebensformen ruiniert, steuert es auf den Moment zu, wo die Erde nur noch Kapitalisten und Lohnarbeiter in sich fassen,

wo also weitere Akkumulation nicht mehr möglich sein wird. Andererseits werden die Klassengegensätze, verschärft durch die internationale wirtschaftliche und politische Anarchie, sich derart zuspitzen, dass lange, bevor diese Endstation erreicht sein wird, die Rebellion des internationalen Proletariats den Zusammenbruch der Kapitalherrschaft herbeigeführt haben muss.

Es ist hier noch ein Wort über Rosa Luxemburgs Antimilitarismus zu sagen, der sich in diesem Werke deutlich ausspricht. Wie aus dem Bisherigen hervorgeht, war sie nicht unbedingt Pazifistin. Man trifft in ihren Schriften hie und da auf die Forderung der Ersetzung des stehenden Heeres durch die Miliz, das bewaffnete Volk. Sie übernimmt damit ein Paradestück der Postulate des Jahres 1848. Wenn sie sich dafür in die Schanze schlägt, so geschieht es aber nicht in dem Sinn einer endgültigen Lösung, sondern nur einer einstweiligen. Nach ihrer Anschauung wird es Kriege immer geben, solange der Kapitalismus und mit ihm mörderischer Konkurrenzkampf herrscht. Auch der „Völkerbund", auch das Ideal der „Abrüstung", ist für sie „utopistische Phraseologie", solange der Urgrund der Kriege, der Kapitalismus, und der aus ihm geborene Imperialismus nicht überwunden ist. (Schluss folgt.)

Clara Stern.

Befreundete Gegner.

I. In dem Kampf gegen Krieg und Militarismus, der bei uns einen vorläufigen Konzentrationspunkt in dem Ringen um den Zivildienst gefunden hat (ich glaube, dass nun der Streit eine andere Form annehmen wird und seine Losung wird „Abrüstung" heissen), spielt eine Rolle eine kleine Schrift von Professor **Max Huber** über „Staatenpolitik und Evangelium".[1] Eine etwas seltsame, etwas verwunderliche Rolle. Max Huber ist einer unserer besten Völkerrechtslehrer, ein Jurist, wie man ihn sich wünschen muss, nicht in seinem Fach gebunden und befangen, sondern von umfassender Bildung, dazu von einer tiefen und freien religiösen Ueberzeugung erfüllt. Er ist, so viel ich weiss, der Verfasser der trefflichen Botschaft des Bundesrates an das Volk bei Anlass der Abstimmung über den Eintritt der Schweiz in den Völkerbund und hat überhaupt ein grosses Verdienst daran, dass dieser Eintritt erfolgt ist. Wenn er nun Richter am Internationalen Gerichtshof des Völkerbundes ist,[2] so haben wir andere uns darüber von Herzen gefreut und sind auf diesen Vertreter der Schweiz stolz; denn aus-

[1]) Schulthess & Cie., Zürich.
[2]) Inzwischen ist er sogar dessen Präsident geworden.

nahmsweise gilt damit sogar für die Schweiz, dass der rechte Mann am rechten Platze sei. Und vor allem: dieser Max Huber ist, mit Professor Haffter zusammen, der Verfasser eines Entwurfes für die Einrichtung eines Zivildienstes, den man dann unter dem Regime Scheurer-Sonderegger-Häberlin in den Archiven des Bundesrates hat verschwinden lassen, von dem aber Professor Haffter erklärt hat, dass er dem unsrigen in allem Wesentlichen auffallend gleich sei.

Die Schrift dieses Mannes also hat man stark gegen uns ins Feld geführt. Es muss der Verdacht entstehen, dass dabei etwas nicht in Ordnung sei. Sehen wir zu!

Welches ist denn die Hauptthese dieser Schrift über „Staatenpolitik und Evangelium", die man so eifrig als Waffe gegen uns benutzt? Kurz gesagt: d a s s d a s E v a n g e l i u m a u c h i n d i e S t a a t e n p o l i t i k h i n e i n g e t r a g e n w e r d e n m ü s s e — dass man nicht sagen dürfe, Politik und Evangelium seien zwei getrennte Gebiete oder gar, der Staat habe ein absolutes Recht, stehe über der Sittlichkeit, dürfe das Gewissen des Einzelnen absolut in Anspruch nehmen, dass es vielmehr heisse: Cäsar oder Christus; dass absolut nur Gottes Gesetz sei und dass Christus der Herr a l l e r menschlichen Ordnungen, Christokratie das Ziel der christlichen Gemeinschaft sein müsse.

Das ist die Grundthese der Schrift. Sie wird auf feine und selbständige Weise entwickelt. Und nun fragst Du, lieber Leser, gewiss sofort: „Und das soll gegen die Religiös-Sozialen gerichtet sein? Ist nicht genau das die Wahrheit, für die sie sich seit zwei Jahrzehnten mit aller Macht und Wucht eingesetzt haben? Ist nicht genau das die Grundlage, auf der sich auch ihre Stellung zur Dienstverweigerung und zum Zivildienst aufbaut? Und gerade diese Schrift soll gegen sie mit Vorliebe verwendet werden?"

Ja, so ists und nicht anders, und wer meiner Inhaltsangabe nicht trauen will, der lese nur selbst nach. Was Huber auf den ersten zwanzig Seiten seiner Schrift sagt, die deren Grundlegung und wesentlichen Inhalt bilden, könnte sehr gut irgend ein „Religiös-Sozialer", irgend einer von uns „religiösen Antimilitaristen" geschrieben haben. Es sind die Wahrheiten, für die wir schon mehr als ein Jahrzehnt v o r dem Kriege uns eingesetzt haben, und zwar nicht bloss in der Stille.

„Aber dann wird Huber doch wenigstens gegen den Z i v i l d i e n s t sein?"

Keine Rede davon! Und das ist das Merkwürdige bei diesem Zeugen gegen den Zivildienst: Huber ist n i c h t gegen den Zivildienst. Wenigstens steht in der S c h r i f t nichts davon und mir ist auch sonst nicht bekannt, dass er eine solche Bekehrung nach rückwärts durchgemacht hätte. Er ist nur gegen einen einzigen

Punkt unserer Petition: es scheint ihm nicht richtig, dass die Entscheidung darüber, ob ein Dienstverweigerer ernste Gewissensgründe habe, ihm allein überlassen werde. Wahrscheinlich denkt Huber an irgend eine Oberinstanz, die diese Entscheidung treffen sollte. Nun, darüber lässt sich ja reden, warum nicht? Ich will sogar verraten, dass ich persönlich eher für diesen Modus gewesen bin. Da es unmöglich schien, ihn durchzusetzen, weil das Misstrauen gegen eine solche Instanz zu gross war, so drang ich desto mehr darauf, dass der Zivildienst um ein Drittel länger sein müsse, als der (durchschnittliche) Militärdienst. Dieses Drittel mehr, das alle blosse Spekulation auf grössere Bequemlichkeit ausschliesst (besonders in Verbindung mit der weitern Bestimmung, dass der Zivildienst ebenso schwer und diszipliniert sein müsse, wie der Militärdienst), sollte an die Stelle jener Oberinstanz treten.

Das ist also in dieser Sache der ganze Unterschied zwischen Professor Huber und uns. Wer es nicht glauben will, der lese wieder selbst nach. (Besonders Seite 26 im ersten Abschnitt.)

Es muss also etwas nicht in Ordnung sein.

Und es ist auch etwas nicht in Ordnung.

Nicht in Ordnung ist die Art, wie man Hubers Schrift gegen unsere Stellung überhaupt und im besondern gegen den Zivildienst ausgenützt hat. In zwei Punkten ist man nicht fair und nicht loyal gewesen. Man ist zum Ersten nicht fair und nicht loyal gewesen, wenn man in Bezug auf das Verhältnis von „Staatenpolitik und Evangelium“ die Nebensachen hervorgehoben hat, worin Huber nicht ganz mit uns einig geht, aber vergessen hat, zu bemerken, dass er in der Hauptsache und in allem Wesentlichen ganz und gar auf unserem Boden steht, und das vertritt, was man an uns so heftig bekämpft hat. Das ist allerdings eine kluge Methode: unter der Hand alles Wichtigste und Wesentlichste, was ein Gegner vertritt, anzunehmen und ihm dann wegen Differenzen in Nebensachen Fusstritte zu geben; den Schein zu erregen, als ob er bloss diese Nebensachen vertrete und vielleicht sogar etwas ganz anderes vertrete, und dass man selbst immer auf dem Boden des Gegners gestanden habe, während vorher doch das Gegenteil der Fall war und man plötzlich auf jenen Boden sprang, nur, wie man meinen möchte, um einen Versuch, damit Ernst zu machen (eben den Zivildienst) besser bekämpfen zu können. Es ist merkwürdig, dass in dieser Art von Ausnutzung der Schrift Hubers der „Kirchenfreund“ mit dem „Bund“ zusammenging. Wenn der „Kirchenfreund“ die Hubersche Schrift in dem Augenblick brachte, wo ein Teil seiner Redaktion gegen den Zivildienst jenen bekannten Kampf führte, ohne meines Wissens seinen Lesern ein Wort davon zu sagen, dass sie im Wesentlichen die Gedanken der „Religiös-Sozialen“ enthalte, so ent-

sprach das vielleicht der Taktik der „Staatenpolitik", nicht aber der des „Evangeliums" — wobei ich aber nicht vergessen will, zu bemerken, dass im „Kirchenfreund" auch ausgezeichnete Artikel in unserem Sinne erschienen sind.[1])

Selbstverständlich ist es auch nicht fair und nicht loyal gewesen, wenn man im Lager der Gegner des Zivildienstes allgemein den Schein erregt hat, als ob Huber gegen den Zivildienst überhaupt sei. Ehrlicherweise hätte man erklären müssen, auch Huber stehe für einen Zividienst ein, nur in einem Punkte wünsche er eine andere Form dieser Einrichtung. Das hätte freilich etwas anders gelautet, wäre aber die Wahrheit gewesen.

Die Sache liegt doch einfach so, dass Huber in dem Kampf, den wir führen, durchaus auf unsere Seite gehört. Was uns trennt, sind zum Teil Nebensachen, zum Teil, wie sofort gezeigt werden soll, fast bloss Worte, Formulierungen, kaum einmal die Sachen selbst. Darum ist es eine unwürdige, jedenfalls gar sehr nicht dem Sinne Christi entsprechende Taktik, zu tun, als ob man begeistert auf dem Boden Hubers stehe, im Gegensatz zu diesen schlimmen Religiös-Sozialen, deren Gedanken doch Huber, auf seine Weise, vertritt. Entweder lehne man auch Huber ab, oder man erkläre, dass man im wesentlichen sich zu der Auffassung der „Religiös-Sozialen" bekehrt habe. Alles andere ist nicht ganz wahr.

Wenn so in der Verwendung dieser Schrift etwas gar sehr nicht in Ordnung ist, so muss doch hinzugefügt werden, dass diese daran auch eine Schuld hat. Auch in ihr ist etwas nicht ganz in Ordnung. Mein verehrter ehemaliger Kollege wird mir erlauben, das in aller Offenheit zu sagen.

Nicht ganz in Ordnung scheint es mir, wenn der Verfasser dieser Schrift nirgends deutlich sagt, dass er in der Hauptsache durchaus auf unserem Boden steht und dass wir, wie er ja weiss, seine Grundthese seit langem vertreten haben. Wir haben es allerdings unter grosser Anfechtung von allerlei Seiten her getan, aber gerade dieser Umstand hätte ihn veranlassen sollen, zu uns zu stehen, so weit er konnte. Denn er muss ja als Einer, der das Neue Testament kennt — und zwar auch von innen her — wissen, dass das Angefochtenwerden nicht gegen, sondern eher für die Wahrheit einer Sache spricht, und muss darum fast erschrecken vor dem allgemeinen Beifall, den er gefunden hat; er muss auch wissen, dass zu den Tugenden des Jüngers Christi auch die Ritterlichkeit gegen die Angefochtenen und Geschmähten gehört. (Vgl. Matth. 10, 40—42.) Auch liegt diese ja sonst in seinem Wesen — warum sie nur uns versagen? Das ist auch nicht ganz in Ordnung.

---

[1]) So zum Beispiel von Pfarrer Schlatter in Zürich und von Pfarrer Enz in Heimenschwand.

Aber es ist auch anderes in seiner Schrift nicht in Ordnung. Nicht in Ordnung ist, wie mir scheint, dass er in der Behandlung der Dienstverweigerung allzusehr bloss an ihre entstellten Formen denkt. Selbstverständlich tritt diese grosse Sache, wie jede andere, nur ausnahmsweise in vollständig reiner Form auf. Aber glaubt Huber, dass die ältesten Christen, wenn sie sich weigerten, dem Cäsar göttliche Ehre zu erweisen, das immer und ausnahmsweise in völliger Reinheit des Geistes Christi getan hätten? Wir verteidigen grundsätzlich nur eine Dienstverweigerung, die aus einem göttlichen Müssen stammt; darüber haben wir uns oft genug erklärt. Nur um das Recht dieser Art handelt es sich. Wenn in Wirklichkeit allerlei Mischungen von Göttlichem und Menschlichem vorkommen, kann uns das hindern, zu jener prinzipiellen Frage klar und scharf Stellung zu nehmen und zwar gegen den Cäsar für Christus, gegen den absoluten Staat für das Gewissen, das an Gott allein gebunden ist, im Sinne des Wortes: „Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen"? Darum allein handelt es sich..

Und darum ist auch ein Weiteres bei Huber nicht in Ordnung. Er polemisiert einigemal gegen den „religiösen Anarchismus" und „religiösen Antimilitarismus", und das ist nun vielen Gewaltgläubigen und Anhängern der Staatenabsolutheit ein Triumph. Aber ich finde es nicht in Ordnung, dass ein so geistvoller und doch gewiss nicht unfreier Mann einem „Gegner" (der doch eigentlich sein „Freund" ist) so wenig gerecht wird und so wenig zwischen Worten und Sachen unterscheidet. Denn was heisst „religiöser Anarchismus" bei uns? Ganz und gar nichts anderes als Hubers Grundthese: dass nämlich über allen menschlichen Ordnungen das an Gott allein gebundene Gewissen stehe. In diesem Sinne sind Paulus (der wirkliche, wenn auch vielleicht nicht der von Karl Barth), Calvin, Zwingli, sogar Luther, dazu Vinet, „religiöse Anarchisten". Dieses Stichwort haben wir gelegentlich als paradoxen Ausdruck für jene vergessene Wahrheit gebraucht, dass Christus über dem Cäsar steht, dass das in Gott gebundene Gewissen die Instanz aller Instanzen ist, vor der auch der Staat sich beugen muss. Wir sind dann wie Huber einer verweltlichten Christenheit entgegengetreten, die diese Wahrheit vergessen und Christus wieder dem Cäsar ausgeliefert hat. Wir haben damit jene „Freiheit des Christenmenschen" gemeint, die über allen weltlichen Ordnungen steht; wir haben damit ausdrücken wollen, dass das Reich Gottes etwas anderes ist als der Staat, und dass eine ideale Gemeinschaft nach dem Sinne Christi sich auf Freiheit und Liebe allein aufbauen müsste. Kurz, wir sind mit alledem bloss dem Staatsabsolutismus, besonders dem religiösen, der neueren Zeit ent-

gegengetreten — in etwas anstössiger Form gewiss, aber muss man nicht oft solchen Anstoss geben?

Unsere Ablehnung des „Staates" gilt dementsprechend dem absoluten, dem Hegel-Treitschkeschen Staat, dem „Römerstaat". Es handelt sich wieder um ein Wort und eine Paradoxie. Wir bekämpfen als „Staat" (soweit wir dies tun) bloss jenes absolute Gebilde mit seiner Gewaltmystik und Vergötzung einer blossen Natur- oder Kulturform des Lebens, nicht etwa — beileibe nicht — eine sittlich geordnete Volksgemeinschaft. Wenn man diese „Staat" nennen will, so mag man das tun. Auch wir tun es dann und wann.[1]) Wenn wir unserem Kampf gegen den Moloch des absoluten Staates etwa die Wendung geben, dass wir kurzweg den „Staat" verwerfen, während wir damit bloss jene „Macht" meinen, so kann man uns unkluge Taktik vorwerfen, aber recht *verstehen* müsste uns ein Mann wie Huber. Und muss es nicht auch solche Unklugheit geben? Ist etwa das Evangelium selbst in seinen Ausdrücken nicht auch unklug? Steht es auf Seiten des Philistertums?

Wir predigen auch niemals einfach Ungehorsam gegen die Ordnungen und Gesetze des heutigen Staates. Wer kann uns das Gegenteil beweisen? Wir haben bloss in *diesem* Punkte, in Bezug auf die Dienstverweigerung betont, dass Einer, der das göttliche Gebot: „Du sollst nicht töten", das für den Christen in Matth. 5, 21—26 eine Erläuterung und sozusagen Verschärfung erhält, als absolut empfinde, ihm auch gegen den Staat gehorchen müsse, ähnlich wie ein alter Christ sich weigern musste, vor dem Kaiserbild zu opfern, trotz dem viel missverstandenen Röm. 13 („Seid untertan der Obrigkeit"). Aber wir haben stets streng darauf gehalten, dass *nur* eine solche Gewissensbindung einen Ungehorsam gegen die Menschen zum Gehorsam gegen Gott mache, und haben ebenso deutlich betont, dass einer, der diesen Schritt tue, die Strafe des Gesetzes ruhig auf sich nehmen müsse. Der Zivildienst ist nicht von den Dienstverweigerern verlangt worden und sein *Sinn* ist nicht Straflosigkeit für diese, sondern die Möglichkeit, dem Vaterlande anders zu dienen als durch Stillsitzen im Gefängnis. Vor allem aber soll der Zivildienst *ein neues Ideal* darstellen, das dem kriegerischen entgegengestellt wird. Er soll das Ja bedeuten, das zu dem blossen Nein der Verweigerung kommt. Er soll aber gerade *Gehorsam* bedeuten, das heisst den Willen zur Einordnung in die *Gemeinschaft*. Er soll die Pflicht ausdrücken, *der Gemeinschaft Dienst zu leisten* und *Opfer zu bringen*. Es ist ganz falsch, die Dienstverweigerung als Ausfluss eines Individualismus hinzustellen, der keine soziale Ordnung dulden wolle.

[1]) Man vergleiche zum Beispiel unser „Sozialistisches Programm", besonders den Abschnitt: „Das politische Programm".

Dem steht schon die Tatsache gegenüber, dass die Dienstverweigerer meistens Sozialisten sind. Der Dienstverweigerer tritt gegen ihre Verneinung und Auflösung, die für ihn der Krieg und seine Vorbereitung, der Militärdienst, bedeutet, für eine wahre und wirkliche menschliche Gemeinschaft ein. Dass wir keineswegs eine bloss negative Haltung einnehmen, könnte Huber die Wärme beweisen, womit gerade aus unsern Kreisen viele für den Völkerbund eingetreten sind. Ist das etwa Anarchismus im Sinne von Atomismus?

So viel vom „religiösen Anarchismus".[1]) Und der „religiöse Antimilitarismus"? Was bedeutet der? Das lässt sich kurz sagen: Er bedeutet unbedingte Kriegsgegnerschaft, aber, zum Unterschied von gewissen andern Formen, im Namen Gottes, im Namen Christi. Er ist das, was im ältesten Christentum selbstverständlich war, was die Quäker vertreten, von denen nicht leicht einer zu behaupten wagen wird, dass sie schlechtere Jünger Christi seien als unsere staatsfrommen Bettagschristen.[2]) Woher nimmt Huber das Recht, einer solchen Haltung — grundsätzlich geredet, und nur darum handelt es sich jetzt — die vollkommene Uebereinstimmung mit dem Sinn Christi abzusprechen?

Hier beginnt die bedenklichste und nun überhaupt, absolut gesprochen, bedenkliche Seite dieser sonst so wertvollen Schrift. Huber kann sich, so viel ich sehe, nicht entschliessen, den Krieg unbedingt zu verurteilen, als gegen den Sinn Christi verstossend. Dass er das nicht kann, kommt vielleicht daher, dass er Krieg und Notwehr identifiziert. Das halte ich für so falsch als möglich. Krieg ist für uns Antimilitaristen, und auch für alle wirklichen Pazifisten, heute so wenig mehr Notwehr, dass er vielmehr die grösste der Nöte ist. Wir glauben eben nicht, dass durch Krieg einer Not gewehrt werde, wir glauben nicht, dass man durch Krieg Leben schütze, wir glauben umgekehrt, dass der Krieg der schlimmste Feind des Lebens sei. Wir sind unbedingt gegen den Krieg, weil wir damit die Völker und dadurch auch den Einzelnen vor der furchtbarsten Not schützen, das Leben der Welt erhalten wollen.[3])

Die Frage ist, ob wir darin recht haben oder nicht. Ich frage Huber, wie er sich dazu stellt? Jedenfalls ist dies der Boden, auf dem wir uns auseinandersetzen müssen. Auf diesem Boden stehend,

---

[1]) Es wäre möglich, dass Huber gar nicht an uns denkt, wenn er vom „religiösen Anarchismus" redet, aber die Leser werden es zweifellos tun und es ist naheliegend, dass auch er es tue. Eine Klarstellung ist auf alle Fälle nötig.

[2]) Die junge Mädchen anspeien, weil sie Flugblätter gegen den Krieg austeilen.

[3]) Vergleiche dazu die letzten Hefte der „Neuen Wege".

behaupten wir, dass nur unbedingte Kriegsgegnerschaft die Welt retten könne.

An einem Punkt hat also die sonst so verdienstliche Schrift Hubers ein Loch, durch das ihr ganzer Inhalt auszurinnen droht. Huber vertritt die Ueberordnung des im Gewissen sich kundtuenden göttlichen Gesetzes auch über den Staat und zeigt dann doch wieder eine schwankende Haltung, wo es darauf ankommt, diese Souveränität Gottes gegen die Ordnungen des Staates festzuhalten; er vertritt die Friedensforderung des Evangeliums und rechtfertigt doch bis zu einem gewissen Grade den Krieg. Dagegen ist aber zu sagen, dass sofort, wenn man dem Staate wieder seine Absolutheit gibt, er sie bis zum Ende behauptet und wir bei dem Zustand anlangen, den Huber ja bekämpfen will; dass, sobald man überhaupt noch ein Recht des Krieges zugibt, und seis auch ein noch so verklausuliertes, sofort die Friedensarbeit all ihre Kraft verliert. Hier heisst es, wenn irgendwo: Entweder-Oder, Aut Cäsar aut Christus. (Vgl. Huber S. 10, oben.)

Vor allem aber sei nun noch hervorgehoben, was freilich im bisher Gesagten schon enthalten ist: Wenn die Souveränität des göttlichen Rechtes an den Menschen gegenüber dem absoluten Anspruch des Staates gewahrt werden soll, dann muss eben der Fall eintreten können, wo ein Mensch im Namen des Christus dem Cäsar den Gehorsam verweigert, mit andern Worten, wo ein Mensch sich den Ordnungen und Geboten der politischen Gemeinschaft widersetzt, um den Ordnungen und Geboten einer höheren Wahrheit Treue zu halten. Einst geschah das meistens in der Form, dass ein religiöser Glaube sich auf diese Weise gegen die Diktatur weltlicher oder geistlicher Gewalten behaupten musste, und wir preisen diese Menschen als Bekenner und Märtyrer; wenn nun heute Menschen innerlich genötigt sind, gegen den entsetzlichen Molochdienst des Krieges, den der Staat von ihnen verlangt, und mit dem verglichen jener Molochdienst, gegen den einst die Propheten auftraten, eine Kleinigkeit war, durch ein unbedingtes Nein aufzutreten, sollen sie dann anders beurteilt werden? Huber muss sich, wie mir scheint, die Alternative ganz klar machen: entweder muss er einen solchen Standpunkt grundsätzlich billigen, oder er muss sich zu Hegel und Treitschke bekennen. Ein Drittes gibt es nicht. Er muss entweder den ersten oder den zweiten Teil seiner Schrift als seine eigentliche Meinung erklären; beide zu vereinigen, ist nicht möglich.

Warum hat Huber sich diesen Sachverhalt verhehlen können? Die Antwort lautet: Weil er sich von Jesus zu Paulus hat ablenken lassen, zu dem Paulus, wie man ihn im konservativen Protestantismus und in gewissen modernen Auffrischungen desselben versteht. Dadurch ist das Schwanken in ihn hineingekommen. Habe ich wohl

ganz unrecht, wenn ich darin einen unglücklichen Einfluss der Barthschen Theologie zu erblicken glaube? Es ist mir, als ob ihre Schlagworte in der ganzen Schrift unverkennbar auftauchten. Ob der wirkliche Paulus dabei in Betracht kommt oder der Heilige der Konservativen und ihrer Bundesgenossen, bleibe hier dahingestellt (ich fasse den wirklichen Paulus anders auf); man fühlt sich jedenfalls versucht, diesen hochbedeutenden „Laien" zu bitten, seinen Weg zu gehen und sich nicht durch die Theologen beirren zu lassen; der Klarheit des Evangeliums zu gehorchen, das er im wesentlichen so trefflich auslegt, und nicht den Künsten der Schriftgelehrsamkeit. Wie Christus über Cäsar siegen wird, so auch Jesus über Paulus, seis den vermeintlichen, seis den wirklichen.

II. Und nun noch ein kurzes Wort über die Stellung, die ein anderer von uns verehrter Mann zu der Dienstverweigerung einnimmt. Wie wir zu **Förster** stehen, wissen unsere Leser. Wir ehren ihn hoch und halten ihn für eine Erscheinung von seltener Grösse. Auch gehen wir in wesentlichen Dingen mit ihm. Vor allem auch im Kampfe gegen Krieg und Militarismus. Desto befremdender war uns, ihn eines Tages auch unter den Gegnern der Dienstverweigerung anzutreffen, wenn auch unter ihren edelsten Gegnern.[1]) Wir fragten uns und auch andere mit uns: „Wie ist das nur möglich?" Es ist Försters Eigentümlichkeit, dass er immer wieder die Formel braucht, es gelte, den Geist der Bergpredigt auf die Politik anzuwenden. Ich habe meinerseits nie gewagt, diese Formel zu brauchen. Dafür liegt mir die Bergpredigt zu sehr auf einem andern Gebiet, als die Politik. Ob nun Förster hierin recht oder unrecht habe, bleibe dahingestellt, sicher aber scheint mir zu sein, dass ein Mensch, der sich an der Bergpredigt orientiert, nicht mehr töten kann. Das braucht hoffentlich nicht bewiesen zu werden. Auch der Ausweg des Sanitätsdienstes wäre nur ein — Ausweg, ein feiner Selbstbetrug; denn der Sanitätsdienst des Heeres steht im Dienste des Krieges, mit dem es unbedingt zu brechen gilt.

Welches mag denn das Motiv sein, das Förster zu dieser auffallenden Stellung führt? Er lässt uns darüber nicht im unklaren: die Dienstverweigerung scheint ihm als Auflehnung gegen die staatliche Ordnung eine gefährliche Sache zu sein; sie könnte leicht den Geist eines zügellosen Individualismus entfesseln und damit die Gefahr einer Auflösung der Gemeinschaft mehren. Ich glaube, dass sich Förster hierin gründlich irrt. Zwar ist ihm ohne weiteres zuzugeben, dass jede Auflehnung gegen menschliche Ordnungen, die durch die Gemeinschaft sanktioniert sind, eine Gefahr bedeutet, und dass sie daher nur geschehen darf, wenn sie geschehen muss;

[1]) Ebenso befremdend ist uns seine neuerliche Stellung zur Abrüstung. Davon vielleicht ein andermal.

aber wenn diese Wahrheit richtig zugestanden ist, dann muss die noch grössere, tiefere Gefahr betont werden, die aus unbedingter Unterwerfung unter die menschliche Ordnung gerade für die Ordnung selbst entsteht. Ich weise Förster (wie übrigens auch ein wenig Huber) auf die wundervolle Art hin, wie Vinet, einer der ernstesten, gewissensstrengsten, heiligsten Jünger Christi, den es je gegeben, dieses Problem behandelt hat[1]), und stelle ihm die inhaltsvolle Frage: in welchen Völkern hat es mehr eine stete, ruhige Ordnung gegeben, in denen, wo der Jesuitismus, oder in denen, wo das Quäkertum der konsequenteste Ausdruck der Volkssittlichkeit war? Und ich behaupte, mit Vinet: den festesten Pfeiler jener Ordnung, die allein für uns, auch für Huber und Förster, wünschenswert ist, bedeutet das in Gott souveräne Gewissen des Einzelnen, und ihre tiefste Heiligkeit empfangen die Gesetze der Menschen von denen, die unter Umständen imstande sind, ihnen im Namen Gottes n i c h t zu gehorchen. Wenn Förster diese Wahrheit, die er selbst durch seine ganze Haltung in so ausserordentlicher Weise verkörpert (insofern als er gerade durch seinen Widerstand gegen das „nationalistische und militaristische Deutschland" dem deutschen Volk hilft, zu sich selber zu kommen), doch theoretisch nicht ganz zu erkennen scheint, so mag daran das beteiligt sein, was man seinen Katholizismus nennen mag, das heisst: eben jene Angst vor den masslosen Ansprüchen des individuellen Gewissens, welches das Palladium des Protestantismus ist. Aber das ist eben doch eine Schranke. Man muss, wie mir scheint, die Synthese des katholischen und protestantischen Prinzips anders, etwa im Sinne Vinets, fassen.

Ich kehre aber noch einmal zur Bergpredigt zurück und sage in Bezug darauf zweierlei: Auch Förster scheint mir von der Bergpredigt und damit von Jesus wieder abzulenken, zu dem konservativ verstandenen Paulus hin. Ich sage das, obschon ich wohl weiss, dass Förster gerade gegen Barths Paulinismus und Spezialistentum des Römerbriefs (wie er sich ausdrückt) auftritt. Und gewiss gehört er auf eine ganz andere Linie als Barth. Aber ob die unbedingte Unterwerfung unter die Obrigkeit, die Förster in diesem Falle behauptet, nicht auch aus Paulus stammt? Der Katholizismus schliesst sich diesem ja auf seine Art ebenso an wie der konservative Protestantismus.

Und zum Zweiten: Es scheint mir ganz unmöglich, die Bergpredigt als Weg des Jüngers Christi zu erklären und diesem Jünger unter Umständen anzuraten, seine Brüder mit dem Bajonett zu durchbohren oder zu Hunderten, ja Tausenden durch eine Fliegerbombe zu ersticken oder in Stücke zu reissen. Da heisst es wieder:

[1]) Vergleiche dazu „Neue Wege" März 1923.

Entweder — Oder. Es frage sich doch ein jeder: wenn mir einer meinen Sohn oder Bruder mit dem Bajonett durchstochen hat, will ich dann lieber, er habe es im Namen Christi getan oder im Namen — des Mars oder des Teufels? Anders gewendet: wenn mir so einer nachher mit der Bergpredigt käme, was würde ich dazu sagen? Könnte es eine ärgere Blasphemie der Bergpredigt geben?

Also: Entweder Bergpredigt oder Bajonett, eine Vermittlung zwischen beiden gibt es nicht. Ich bin ganz sicher, dass Förster bei weiterer Ueberlegung die Notwendigkeit dieser Wahl einsehen wird. Wie dann die Wahl ausfällt, brauche ich nicht zu sagen.

Ich hoffe, die beiden befreundeten Gegner werden diese Auseinandersetzung so nehmen, wie sie gemeint ist, als rein sachliche Erörterung schwerer Probleme, und auch das „Persönliche" ganz in diesem Lichte sehen. Ich fühle mich mit ihnen in allem Grossen und Wesentlichen eins, sollte uns da Nebensächliches trennen können? Jedenfalls sollen sie in den „Neuen Wegen" frei das Wort zur Darstellung ihrer Auffassung haben. L. Ragaz.

Zur Weltlage

Die Welt, von Jerusalem aus gesehen.[1])

Es lag etwas zugleich Bizarres und doch wieder seltsam Eindrucksvolles in dem geschäftsmässigen, aus Tischen mit grünen Wolldecken hergestellten, länglichen, hohlen Rechteck, welches das Schiff der reich ausgestatteten Griechisch-orthodoxen Kirche auf dem Oelberg ausfüllte. Es war im strengsten Sinn des Wortes eine einzigartige Stätte für die abschliessende Internationale Missionskonferenz, die diesen Frühling in Jerusalem abgehalten wurde.

Diese Kirche auf dem Oelberg, die an der geheiligten Stelle erbaut ist, wo der auferstandene Christus zuerst seinen Jüngern begegnete, öffnete ihre Tore — infolge des hochherzigen und spon-

[1]) Dieser Aufsatz ist der ausgezeichneten Zeitschrift: „The Moslem World" (Die Welt des Islam) entnommen, auf die hiemit hingewiesen sei. (156 Fifth Avenue, New York.) Der Herausgeber ist jener Dr. Zwemer, dessen Buch über den Islam, das Frl. Warnery bearbeitet hat, wir wiederholt empfohlen haben. (Editions Concorde, Lausanne.)

Wir bringen den Aufsatz an dieser Stelle weniger aus missionarischem Interesse im engern Sinne, sondern vor allem um seines höchst bedeutsamen Ausblicks auf die neuen Weltzustände willen. Da, wo etwas zu stark ins Kirchliche verläuft, müssen wir die Reich Gottes-Perspektive setzen. Dann wird der Ausblick erst recht grossartig. Die Red.

tanen Entgegenkommens des griechischen Patriarchen zu Jerusalem — der repräsentativsten und erfahrensten Versammlung von Christen, die in neueren Zeiten sich vereinigt hat, um die fesselnde Welt von Westasien und Nordafrika ins Auge zu fassen. Denn die Männer und Frauen, die dort unter dem Vorsitz von Dr. John R. Mott zu einer fünftägigen, ununterbrochenen Konferenz zusammentrafen, waren von Marokko, Algier und Tunis, von Egypten, dem Sudan und Abessynien, von Arabien, Palästina, Syrien, der Türkei, von Mesopotamien, Persien, Zentral-Turkestan, Nord-Indien, holländisch West-Indien und China, wie auch von den „aussendenden Ländern“ Deutschland, Frankreich, Skandinavien, Holland, England und Amerika gekommen. Da es sich um erlesene Gruppen aus diesen Gebieten handelte, so hatte ein grosser Teil von ihnen bereits an sorgfältig geleiteten regionalen Konferenzen teilgenommen, die unter Dr. Motts Vorsitz stattgefunden hatten, für Nordwest-Afrika (Marokko, Algier und Tunis) in Konstantine; für Egypten, Abessynien und den Sudan zu Heluan, und für Syrien und Palästina zu Buurana bei Beirut.

Da waren Präsidenten von Colleges und Universitäten, eingeborne Pfarrer und Lehrer, Aerzte und Prediger, Schriftsteller und Verleger — achtzig Leute, deren angehäufte Kenntnis dieser Gebiete durch keine andere Berufsart überboten oder auch nur erreicht werden konnte.

Da jeder Mann und jede Frau aus ihrem Gebiete ausgesucht war, so waren alle Menschen von Bedeutung, und ein blosses Verzeichnis der Namen nebst der Sache, die sie vertreten, würde ein Roman sein. Es war auch die reichste Mannigfaltigkeit vorhanden: die rasche und vulkanische Energie eines Dr. Zwemer; die starke, stetige und vorwärtsdrängende Logik und Leidenschaft des Präsidenten Watson von Kairo; das helle, blitzende Verständnis und Feuer eines Canon Gardner; die soziale Begeisterung, evangelische Glut und erobernde Weitsicht des Bischof Leiton von Persien; die unbesiegbare, mystische, kämpfende Liebe einer Miss Totter von Nord-Afrika; die ruhige, viel umfassende irenische Gesinnung des Bischofs Mac Innes von Jerusalem; die Gewandtheit, der Humor und die geheiligte Persönlichkeit des Bischofs Gwynne von Egypten und dem Sudan; die gottesdienstliche und praktische Organisationsgabe des Dr. Nicol von Beirut — so könnte man fortfahren und von jedem Anwesenden eine Federzeichnung und eine Andeutung heroischer Arbeit geben.

Ueber alle führte Dr. John R. Mott den Vorsitz mit einer gehaltenen Kraft, Sympathie und Heiterkeit, die in den letzten Jahren sichtlich reifer und reicher geworden sind.

Das, was uns in all diesen Konferenzen am stärksten erregte, besonders uns aus den westlichen Gebieten, war die Entdeckung, dass diese grossen und mannigfaltigen Gebiete Vorderasiens und Nord-Afrikas heute der Schauplatz erstaunlichen Wechsels im kulturellen und religiösen Ausblick sind. In dieser neuen Lage bewährt das Evangelium von Christus bereits seine Macht. Dieser neuen geistigen Lage muss die christliche Welt des Westens ihr Verhalten anpassen oder sie wird eine der grossen weltgeschichtlichen Stunden verfehlen.

Die Diskussionen der Konferenz warfen ein lebendiges Licht auf dieses bildsame, neue Morgenland. Wir können hier wenig mehr tun, als die Bewegungen des Denkens und Wollens, die dort entstanden sind, aufzuzählen, obschon jede einzelne in dem Verzeichnis durch ein ganzes Buch nicht erschöpft werden könnte.

Der zertrümmernde Stoss des Krieges selbst, die Entstehung von lauten Nationalismen und Rassenbewegungen, die die panislamitische Politik durchkreuzen; die bolschewistische Gärung; die Agitation in Bezug auf das Kalifat; die vermehrte Beherrschung islamitischer Völker durch europäische Mächte; die kritischen Debatten über die christliche Zivilisation; die Ausbreitung europäischen Skeptizismus über den Osten; die Auflehnung gegen den Zwang der Ueberlieferung und alle äusserliche Autorität; der Hunger nach Kenntnis der neuen wissenschaftlichen Gedanken und Erfindungen; die Erörterung der Lage des orientalischen Frauentums; der wachsende Geist der Brüderlichkeit im Schosse der orientalischen Kirchen und in ihrem Verhältnis zueinander; dazu einige stark reaktionäre Bewegungen — das alles sind Faktoren einer tiefen und weitreichenden Veränderung, die man in aller Nüchternheit und Genauigkeit als epochemachend bezeichnen muss.

Eines der deutlichen Anzeichen dieser weitreichenden Veränderung des Ausblicks tat sich dramatisch auf dem Schauplatz des nahen Ostens kund, gerade während die Abgeordneten sich anschickten, nach Jerusalem zu ziehen: die Beseitigung des Kalifates durch die Türkei. Die Folgen der Explosion dieser nationalistischen Bombe, die mit so verheerender Wirkung in das Herz der moslemitischen Welt geschleudert wurde, können sich erst in Jahrzehnten auswirken. Die Konferenz empfand deutlich, dass die christlichen Nationen eine Christusgemässe Politik gegen diese Völker durchdenken und durchführen müssen, die inmitten dieser mannigfaltigen und tiefgehenden Veränderungen zum ersten Mal in vierzehn Jahrhunderten neu nach einer sichern Grundlegung für ein fortschrittliches nationales und internationales Leben ausschauen.

Es ist unmöglich, die epochemachende Wichtigkeit dieser weit-

verbreiteten und tiefen Gärung der alten Kulturen zu übertreiben. Das Zeugnis davon war so allgemein und kam von so vielen Menschen der verschiedenen Gebiete — von Männern und Frauen, die mit ruhig abwägendem Denken und tiefer Erfahrung jahrzehntelang, ja manchmal ein Leben lang, die kulturellen und religiösen Bewegungen beobachtet haben — dass es unwiderstehlich überzeugend wirken musste. Einer der tiefsten Denker Westasiens, der selbst in Damaskus geboren ist und den grössten Teil seines Lebens in der moslemitischen Welt zugebracht hat, sagte an der Konferenz:

„In all den Gegenden, die von der ottomanischen Herrschaft befreit sind, träumen die Menschen nicht bloss von politischer Freiheit, sondern vom Fortschritt der Menschheit und einer höheren sozialen Ordnung. Fast überall hat das neue nationale Bewusstsein mehr zu bedeuten, als der religiöse Kreis des Islam allein. König Hussein gab der neuen Bewegung zwei Motto, die überall auf ihren Bannern stehen: „Bevor wir Christen waren und bevor wir Moslem waren, waren wir Araber und als Araber werden wir unser Heimatland aufbauen.“ Und ein andermal: „Religion ist das Verhältnis zu Gott; Patriotismus ist das gegenseitige Verhältnis der Kinder unseres Landes.“

Diese Lage hat den arabischen Moslem an den kühnen Vorsatz gewöhnt, dass der islamitische Gedanke wiederhergestellt werden müsse. Ein zweites Ergebnis ist, dass die ganze arabische Welt endgültig im klaren ist, dass das kemalistische Regime das Recht, sie in die neue Aera hineinzuführen, verscherzt hat. So sind die Moslem dazu gebracht worden, nur von sich selbst und von ihren Genossen, nicht von der Aussenwelt, die Erfüllung jeder Hoffnung auf nationale Wiederherstellung zu erwarten.“

Es ist wohl klar, dass das, was hier in Bezug auf den arabischen Geist enthüllt wird, in mannigfaltigen Formen für ganz Nord-Afrika, das Niltal und Asien gilt. Anders ist die Lage in Indien, wo zum Teil wegen der Entfernung vom mittelländischen Meer, der Nähe des britischen Gebieters und der verschiedenen Form, die hier die nationalistische Bewegung annimmt, zum Teil auch wegen dem Gegensatz zwischen Moslem und Hindus, die Bewegung des islamitischen Gedankens nicht so stark durch den westlichen Skeptizismus und den Konflikt zwischen arabischem, türkischem und egyptischem Nationalismus beeinflusst ist.

Die ganze Lage schien dem Schreiber dieses eine konkrete Veranschaulichung in einer Szene zu finden, die er beobachtete, als er durch das sonnendurchglühte Viereck der El-Azhar Universität in Kairo, das geistige Zentrum des orthodoxen Islam der Gegenwart, wanderte. Ein kleiner Knäuel von Studenten sass um einen Atlas versammelt, der bei einer doppelseitigen Karte der Welt geöffnet war. In dem purpurnen Schatten des abessynischen Hofes der Universität lag ein Häuflein von französischen Novellen von der schlimmeren Sorte. Zwei oder drei Meter weiter sass ein Student, die Beine gekreuzt und seinen Körper vorwärts und rückwärts schwin-

gend — so wie man im Osten glaubt, das Auswendiglernen erleichtern zu können — und las laut den Koran. Nicht zwanzig Meter weiter las ein anderer, etwas älterer Student eine christliche Flugschrift in arabischer Sprache. Die geöffnete Karte vor diesen Studenten war ein Symbol der Tatsache, dass zum ersten Mal in der Geschichte die Augen der islamitischen Jugend auf die ganze Welt gerichtet sind, und zwar nicht mit anmassender Selbstzufriedenheit, sondern mit ehrlicher Forschungslust. Der Haufen französischer Novellen war ein Zeichen der wahrhaft erstaunlichen Flut der weltlichen Denkweise des Westens, die sich in das neue Leben dieser alten Mittelmeervölker ergiesst. Das Lesen der christlichen Flugschrift führte scharf die unübersehbar wichtige Tatsache vor Augen, dass die jüngere islamitische Generation heute den Westen nicht bloss um seine wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Geheimnisse befragt, sondern auch um den Glauben, den er bekennt. Der Umstand, dass dies in der El-Azhar Universität geschah, neben Menschen, die in der mehr als ein Jahrtausend lang üblichen Weise den Koran lesen, ist ein Symbol der Tatsache, dass die innerste Zitadelle des Islam nun ihre Tore den unaufhörlich vordringenden Kräften der neuen Welt geöffnet hat.

Diese scharfumrissenen Eindrücke wurden durch die erwähnten Konferenzen in Heluan, in Buurana und dann zu Jerusalem, auf dem Oelberg, durch eine Fülle von Einzelzügen bestätigt und ergänzt.

Diese Konferenzen, für welche jahrelange Vorbereitungen gemacht worden waren und die ununterbrochen von acht Uhr morgens bis zehn oder über zehn Uhr abends arbeiteten, teils als Ganzes, teils in Gruppen von Sachverständigen aufgelöst, gelangten zu klaren, vorwärtsschauenden, praktischen Ergebnissen, von denen zu erwarten ist, dass sie nach und nach grosse und weitreichende Veränderungen in der Denkweise nicht bloss der Missionsgesellschaften, sondern des westlichen Christentums überhaupt hervorbringen werden. Sie im einzelnen hier auch nur aufzuzählen, wäre unmöglich.

Die „Ergebnisse“ befassten sich zunächst mit der geistigen Bewegung. Die bedeutsamste und zugleich fesselndste Tatsache, die durch die Konferenz enthüllt wurde, besteht, wie wir gesehen haben, darin, dass zum ersten Mal in vierzehn Jahrhunderten der Geschichte der ganze Bau der islamitischen Welt infolge des Krieges in all seinen Bestandteilen erschüttert worden ist. Was in allen Teilen dieser Welt jung ist, vom Atlasgebirge in Nord-Afrika bis zu den Schluchten des Khaibar-Passes und den Städten Nordindiens, und von der Hochebene Kleinasiens über den Euphrat nach Persien, und den Nil aufwärts nach Abessynien, ist durchzittert von einem durch-

dringenden Bewusstsein der Notwendigkeit, in einer neuen Welt das Leben neu zu gestalten.

Wenn die erste Ursache dieser Umgestaltung der zertrümmernde Stoss des Krieges selbst war und dazu die bolschewistische Gärung, die über den Kaukasus und den Bosporus vordrang, so waren die zweite die Rückwirkung der lauten nationalen und Rassenbewegung Indiens und Egyptens, die für immer die Einheit der panislamitischen Politik zerbrochen haben. Mustapha Kemal als das Symbol des türkischen Nationalismus und Zaglul Pascha als das Symbol des egyptischen Nationalismus, König Hussein[1]) als der Vereinigungspunkt so vieler arabischer Leidenschaft, sind die mächtigen Führer von Nationalismen innerhalb der islamitischen Welt, die einander feindlich gegenüberstehen. Sie haben den frühern einheitlichen Bau der weltislamitischen Politik zerrissen. Ich habe, um nur ein Beispiel anzuführen, niemals eine solche Wut gegen Mustapha Kemal angetroffen, wie sie in einem Gespräch am Rande der Ebene von Esdraelon mit den Scheichs von Nain und Endor sich kundtat, die mich in glühendem Arabisch anflehten, dass ich an Ramsay Macdonald gelangen sollte, damit er Mustapha Kemal zur Wiederherstellung des Kalifates veranlasse.[2])

Die vermehrte Herrschaft europäischer Völker über islamitische Gegenden seit dem Kriege und besonders die Mandate über die Völker von Syrien, Palästina und Mesopotamien haben diese Bewegungen verstärkt. In jedem Zentrum Westasiens und Nordafrikas beobachtet man infolge davon, dass die Diskussion in der Kritik sowohl der christlichen wie der islamitischen Kultur beständig weitergeht. Die ostwärts flutende Welle des europäischen Skeptizismus ist ausserordentlich. Jeden Tag des Jahres wird in Kairo ein neues Buch in arabischer Sprache veröffentlicht und davon besteht ein grosser Teil entweder aus Uebersetzungen oder Erklärungen europäischer und besonders französischer Literatur über Wissenschaft und Politik. In Beirut gibt es fünfundzwanzig Buchhandlungen, die alle grosse Mengen von französischer Literatur verkaufen, wovon ein grosser Teil aus französischen Novellen sexuellen Inhalts besteht.

Der Hunger nach Kenntnis der neuen wissenschaftlichen Denkweisen und Erfindungen hat seine Parallele in der neuen Erörterung der Lage des orientalischen Frauentums. Ich fand zum Beispiel (ebenfalls in Beirut) eine Zeitschrift: „The New Woman" („Die Neue Frau"), herausgegeben von einer hochgebildeten christlichen

---

[1]) Der inzwischen vertrieben worden ist. Der Uebers.

[2]) Das geschah, bevor König Hussein sich den Mantel des Kalifen für die arabische Welt umhing.

Frau, die mit einem islamitischen Gatten von hoher bürgerlicher und sozialer Stellung verheiratet ist.

Ein anderer mächtiger Faktor ist der rasch wachsende Einfluss des Reisens und der vermehrten Beweglichkeit des Lebens. Es reisen jetzt jedes Jahr mehr junge Moslem nach Frankreich, meistens nach Paris und seiner Nachbarschaft, als die jährliche Pilgerschaft nach Mekka mitmachen. Auch tun die alten orientalischen Kirchen Zeichen eines neuen innern Lebens kund und sind besonders durch die Entwicklung einer neuen Haltung der westlichen Christen in der letzten Zeit beeinflusst, einer Haltung, die bedeutet, dass man es aufgeben müsse, aus der Mitte der alten orientalischen Kirchen Proselyten zu machen und vielmehr mit ihnen zusammenwirken müsse zur Entwicklung neuen Lebens in ihrer eigenen Mitte.

Alle diese tiefen und weitverbreiteten Veränderungen rufen auch starke reaktionäre Bewegungen hervor. Es ergiesst sich eine Flut von Literatur gegen das Christentum. Sie greift meistens das Christentum nicht nach der alten Weise auf Grund der Ueberlegenheit des Islam an, sondern mit den skeptischen Waffen eines Häckel und anderer Agnostiker und Atheisten aus noch neuerer Zeit. Dass eine reaktionäre Bewegung gegen das Christentum diese moderne, skeptische Form annimmt, ist schon an und für sich eine Revolution. Denn das Christentum ist weit besser ausgerüstet, um skeptischer wissenschaftlicher Forschung zu begegnen, als das starre, überlieferte System des Islam.

Das war die neue und herausfordernde Lage, die sich in der Diskussion an der Konferenz enthüllte. Im Angesicht davon wurden in Bezug auf fast jedes fundamentale Problem christlicher Arbeit „Ergebnisse" entwickelt, die auf eine neue Gestaltung christlichen Denkens, christlicher Politik und christlicher Sittlichkeit hinauslaufen.

Die zehn Gruppen von Männern und Frauen, die sorgfältig ausgewählt waren, um sich mit jedem von diesen Problemen besonders zu befassen, tauchten am Ende der Konferenz aus ihren Gruppenzusammenkünften mit einem drastischen und vorwärtsblickenden Ganzen von überzeugenden Schlussfolgerungen auf. Diese Folgerungen beziehen sich auf die Besetzung der verschiedenen Gegenden durch die Kräfte der Mission; die besten Methoden für eine Darstellung der christlichen Wahrheit auf eine Art und Weise, die am ehesten das gegenwärtige Geschlecht durch deren Tiefe und schöpferische Realität ergreifen könnte; die Ausdehnung und Belebung der Kirchen in diesen Ländern, seis der ältern orientalischen Kirchen, seis der neuen; die religiöse Erziehung der Jugend der christlichen Kreise und die Entwicklung einer starken und energischen einge-

borneh Führerschaft; die Beschaffung einer passenden, wertvollen und anziehenden Literatur für alle Stufen von Lesern; die Hebung der Gesundheit und der sozialen Zustände des Volkes; die veränderte Lage und der neue Ausblick ihres Frauentums; die Linien, auf denen praktische und wirksame Zusammenarbeit der Kräfte erreicht werden kann ... Diese Vorschläge und Gesichtspunkte, die, wie man hoffen darf, einen mächtigen und führenden Einfluss auf diese ganze grosse Reihe von Völkern und auch auf die Heimatländer im Westen haben werden, bieten, wie gesagt, leitende Grundsätze für eine neue Gestaltung der Arbeitspolitik und der Arbeit. Diese Gestaltung wird, wie betont werden muss, nicht eine von aussen hineingetragene Politik, sondern ist von innen her entwickelt worden durch die Männer und Frauen, die das Werk tun; und sie ist ausgearbeitet worden unter geistigem Ringen und seelischem Schweiss.

In Bezug auf eine echt christliche Art, sich den Völkern dieser Gebiete zu nähern, bewegte sich die allgemeine Ueberzeugung der Konferenz in der Richtung einer Verdrängung theoretischer Auseinandersetzung und abstrakter dogmatischer Erörterung durch eine konkrete Darstellung des Lebens und der Lehre Christi, in ihrer Anwendung sowohl auf das individuelle als auf das soziale Leben des Ostens und des Westens. Ob wir die Stellung und das Leben der Kirche, die Methode der Evangeliumsverkündigung, die Schulung der Führerschaft, die Praxis der Erziehung, oder die Schaffung von Literatur im Auge hatten, der Nachdruck wurde immer auf die Notwendigkeit gelegt, die Allgenugsamkeit Christi richtig darzustellen, und nicht auf die Unzulänglichkeit anderer Denkweisen.

Es wurde anerkannt, dass die Ausbreitung des Reiches Gottes in diesen Ländern in letzter Instanz nur durch die Kirchen dieser Gegend selbst geschehen könne und werde.[1]) Heute fühlen sie als Ganzes infolge der geschichtlichen Trennung ihres Lebens vom lebendigen Evangelium durch viele Jahrhunderte nicht den Beruf zu diesem Werk, ja nicht einmal die Möglichkeit desselben. Aber es war allen klar, dass eine geistige Belebung sowohl der älteren als der neueren orientalischen Kirchen ein Erziehungsprozess zur Schaffung einer einsichtsvolleren Kenntnis sowohl der islamitischen Welt als der Tragweite des Christentums eine erste und dringende Notwendigkeit sei. Die Tatsache, dass kraftvolle Leiter der neueren orientalischen Kirchen anwesend waren und an den Diskussionen vollen Anteil nahmen, war ein realer und lebendiger Beweis für das kraftvolle neue Leben, das in diesen Kirchen schon pulsiert.

Alles in allem genommen, bedeuten diese Vorgänge einen radi-

---

[1]) Soweit das eine Sache der Kirchen ist! Der Uebers.

kalen Wechsel in der geistigen Haltung der christlichen Kräfte des Ostens und des Westens, die nur durch ein geduldiges, verständiges und sympathisches Erziehungswerk völlig verwirklicht werden kann. Aber dieses Werk der Neubildung muss getan werden, und zwar bald; denn, das war das allgemeine Gefühl: wenn die Kirchen nicht der lebendige Ausdruck weltumgestaltender Sauerteigskraft Christi sind, dann werden sie ihr raison d'être verlieren und von ihrem Platze gestossen werden.

Als die Abgeordneten zu den Schlusstunden der Konferenz gelangten, fühlten sie eine feierliche und doch erhebende und erquickende Verantwortlichkeit. Sie mussten zurückkehren in ihre Länder und an ihr altes Werk, aber sie durften zurückkehren mit dem Gefühl einer erweiterten und bereicherten Einigkeit in „der ruhmreichen Gesellschaft der Apostel" und der „köstlichen Gemeinschaft der Propheten" der Gegenwart wie der Vergangenheit; mit einer neuen Hoffnung, einem frischen Zuwachs von Kraft und einem neubelebten und triumphierenden Glauben an die Allgenugsamkeit Christi für die Erlösung der Welt von Sünde und Not und die Herbeiführung des weltumfassenden Gottesreiches.

Hinter uns und um uns waltete die ganze Konferenz hindurch der wundervolle Einfluss des Ortes, wo wir beieinander waren.

Der Oelberg war eine gottgeweihte Stätte für die Konferenz. Die griechische Kirche auf seinem Kamme, worin alle Sitzungen abgehalten wurden, der Palast des Patriarchen und das russische Kloster waren der Konferenz durch den Patriarchen von Jerusalem aufs liebenswürdigste überlassen worden. Die Abgeordneten wohnten in den Wirtschaftsgebäuden oder in Zelten, die im Schatten der Olivenhänge verteilt lagen, fern von Zerstreuung und Lärm der Stadt. Der Berg ist, geographisch betrachtet, auf ideale Weise zentral. Denn wenn wir nach den Ländern ausblickten, von denen wir gekommen waren, ostwärts von der Bergwand über die schimmernden Wasser des Toten Meeres und über die Wüste hin nach Mesopotamien und den fernen Osten, oder nordwärts nach Syrien und der Türkei, oder südwärts nach Arabien, Egypten, dem Sudan und Abessynien, oder westwärts nach Europa, so war Jerusalem mit seinen brütenden Bergen das wirkliche Herz und Zentrum dieser drei Erdteile.

Noch wundervoller war der Oelberg als religiöse Stätte. Nicht nur ist Jerusalem gleichzeitig dem jüdischen, mohammedanischen und christlichen Glauben heilig, sondern es ist auch der Stamm und das Symbol jener Gottesstadt, deren Aufbau — mit Mauern, die die ganze Menschheit umfassen sollen — die in der Konferenz versammelten Missionäre zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben. Noch bewegender war für uns, die wir diese Konferenztage auf diesem

Hügel verbrachten, wenn wir abends allein in der grauen Dämmerung der Oelbäume wandelten, die Erinnerung daran, dass Christus in der Woche, da er starb, seine Jünger zu diesem Platze brachte, um ihnen seine letzte Lehre zu geben. An diesem Hügel verkehrte er allein mit dem Vater, und über seinen Rücken ritt er von Bethanien unter den Lobgesängen des Volkes dem Tode am Kreuz entgegen.

Die Männer und Frauen, die mit ihm gegangen waren, während dieser Tage auf dem Oelberg, trennten sich und kehrten zurück zu Stadt und Wüste, Dorf und Marktplatz, zu College, Kirche und Spital; aber sie werden nicht vergessen, dass sie in diesem Frühling auf diesem Hügel als seine Jünger von neuem, gemeinsam und einzeln, seinen grossen Auftrag und seine Verheissung empfangen haben: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

B a s i l M a t h e w s (London). Uebersetzt von L. R a g a z.

Rundschau

Zu den politischen Weltereignissen.

1. Die englischen Wahlen. Der Ausfall der englischen Wahlen ist als ein Schatten auf die Welt gefallen und ist für viele Hoffnungen ein Welken, ja Sterben geworden. Auch wir wollen uns über die Schwere des Ereignisses keine Illusionen machen. Zwar lässt sich vieles zu unserem Troste und zur Abschwächung des ersten schlimmen Eindruckes sagen. Dass die Arbeiterregierung nicht von allzulanger Dauer sein werde, musste man erwarten, und man durfte auch nicht darauf rechnen, dass sie s o f o r t wiederkehren werde. Auch sind die englischen Konservativen sicher nicht mit deutschen, französischen oder schweizerischen Reaktionären (bei uns „Freisinnige" genannt) zu verwechseln. Und schliesslich kann man nicht von einer a b s o l u t e n Niederlage einer Partei reden, die mehr als eine Million Stimmen gewonnen hat. Gewiss! Trotzdem haben wir Ursache, betrübt zu sein. Die konservative Mehrheit ist so gross, dass man mit einer langen Dauer dieser neuen Regierung rechnen muss. Diese Regierung wird wohl nichts besonders Reaktionäres tun, aber es wird jene treibende, schaffende, begeisternde Kraft des Neuen fehlen, die durch die Arbeiterregierung verkörpert war. Schon kann man auf alle Weise spüren, wie die Atmosphäre durch dieses Ereignis verändert ist. Demokratie, Abrüstung, idealistischer Sozialismus, alles hat wieder einen schwereren Stand. Ganz besonders der Völkerbund! Das Grosse, das seine letzte Versammlung gebracht, ist in Frage gestellt oder doch gehemmt. Noch mehr: Die ganze Weltlage ist so, dass eine englische Arbeiterregierung als eine providentielle Fügung erschien. Aegypten, Arabien, Indien, dazu die übrige mohammedanische, überhaupt die asiatische und afrikanische Welt, sind in tiefer Gärung. Eine grossartige Politik, wie man sie einer Arbeiterregierung hätte zutrauen dürfen, hätte viel, sehr viel zu einer richtigen, das heisst weitherzigen, versöhnenden, friedlichen Lösung dieser Probleme beitragen können. Ihr blosses Vorhandensein wäre schon ein Element der Beruhigung gewesen. Wenn eine

Politik der starken Faust versucht werden sollte oder auch nur eine des klugen Hinhaltens, dann könnte jene Gärung zur Explosion kommen und an dieser Explosion leicht die Welt in Stücke gehen. Darob würde Moskau sich freuen; es würde vielleicht die Führung jener Bewegung bekommen und sie vergiften. Dass diese von ihm ersehnte Entwicklung durch die Tatsache einer englischen Arbeiterregierung gehemmt wurde, war ein Grund seines Hasses gegen diese. Moskau und London bleiben vorläufig Pole eines Weltgegensatzes.

Aus diesen und noch manchen andern Gründen hat man Ursache, den englischen Umschwung als ein Weltunglück zu betrachten. Es trauern alle einer neuen Welt entgegenharrenden Menschen. Es freuen sich alle Reaktionäre und alle marxistischen Dogmatiker und Demagogen — es freut sich vor allem Moskau!

Und das ist nun schon eine Sache, die aus der Politik in ein anderes Gebiet hinüberspielt: dass Macdonald von Sinowjew gestürzt wurde, oder, weniger persönlich ausgedrückt: dass die Arbeiterregierung durch ihr Verhältnis zu Russland zu Fall gekommen und dann im Wahlkampf schwer geschädigt worden ist. Darin liegt zunächst etwas Tragisches. Denn es gab, wie aus dem soeben Gesagten klar wird, keinen stärkeren Gegner Sinowjews als Macdonald. Durch das Vorhandensein und die Wirksamkeit der Arbeiterregierung wurde die Taktik Moskaus durchkreuzt und wurden seine Losungen Lügen gestraft. Wenn nun die Arbeiterregierung ausgerechnet wegen ihrer wirklichen oder vermeintlichen Freundschaft gegen Russland gestürzt worden ist, so ist das tragische Ironie.

Es zeigte sich allerdings bei diesem Anlass auch jene Demagogie, die mit unserer heutigen formalen Demokratie (die vielfach bloss Wahldemokratie ist) zusammenhängt, auf eine Weise, die zum Nachdenken zwingt. Wenn man ausgerechnet einem Manne wie Macdonald, dessen Familienleben vorbildlich rein und schön ist und der mit einer der edelsten Frauen aller Zeiten verbunden war[1]), mit skrupelloser Spekulation auf die Dummheit und der Lüge wohl bewusst die Absicht zuschrieb, die Weibergemeinschaft einzuführen und die ganze Arbeiterregierung als gehorsame Dienerin Moskaus hinstellte, so erinnert uns dies freilich an Dinge, die wir in der Nähe erlebt haben und erleben, aber man muss sich schon fragen, ob ein solches Wählen noch einen Wert hat und nicht vielmehr eine grosse Korruption bedeutet, vielleicht eine ebenso schlimme, wie das alte Panis et circenses. Man muss sich weiter fragen, ob das Stimmen der Frauen (die durch diese Agitation besonders sollen beeinflusst worden sein) unter solchen Umständen ein Segen für sie und andere sein kann.[2])

Um jedoch auf den russischen Faktor zurückzukommen, so ist darüber noch mehr zu sagen, was allgemeinere Bedeutung hat. Die Arbeiterregierung hat tatsächlich Russland gegenüber eine Politik geübt, die wie Freundschaft aussah. Sie hat die Sowietregierung sofort und bedingungslos anerkannt und hat mit ihr einen Vertrag abgeschlossen, der ihr günstig zu sein schien. War das richtig? Ich bin meinerseits geneigt gewesen, diese Frage zu bejahen. Abgesehen davon, dass das, was an sich recht ist, jedermann gegenüber geübt werden soll, liegt das Problem doch so, dass der Bolschewismus aus jedem wirklichen oder vermeintlichen Unrecht, das ihm angetan wird, Gewinn zieht und umgekehrt. Macdonalds russische Politik war ebenso grossartig wie die-

---

[1]) Es sei bei diesem Anlass an Macdonalds Buch über seine Gattin: „Margaret Ethel Macdonald“ erinnert, das ihr und ihm gleichmässig Ehre macht. Es ist auch deutsch zu haben.

[2]) Diese Bemerkung ist selbstverständlich nicht gegen das weibliche Stimm- und Wahlrecht, sondern bloss gegen heutige Formen des Stimmens und Wählens gerichtet.

jenige Wilsons. Wilson hat mit der seinigen freilich bei den Moskau-Leuten schlechten Dank geerntet, und so kann man sich fragen, ob Macdonald mit der seinigen nicht doch gefehlt hat. Darf man sich mit Leuten einlassen, deren Perfidie man kennt oder kennen sollte? Mag hier nicht vielleicht jener Mangel des gesamten angelsächsischen Radikalismus, der eine merkwürdige Vorliebe nicht für den Bolschewismus, aber für die Bolschewisten, wie für die Alldeutschen zeigt, eine verhängnisvolle Rolle gespielt haben? Jedenfalls kommen durch diese Beziehung des Verhältnisses zu Russland zu der relativen Niederlage der Arbeiterpartei in diese Vorgänge jene Momente, die über die Sphäre der Politik hinausweisen. Die ganze Tragik des Sozialismus kommt darin zum Ausdruck.

Es lassen sich noch andere Betrachtungen mit diesem Ereignis der englischen Wahlen verbinden, besonders wenn man die amerikanischen dazunimmt, die ebenfalls den Konservativen den Sieg gebracht haben. Einen bittern Geschmack kann man schon auf die Zunge bekommen beim Gedanken an diese vielen Millionen von Proletariern, die einen Klienten der Trustherren in der Macht bestätigen, wie in Amerika, oder gar eine Arbeiterregierung stürzen, wie in England. Denn die Industriearbeiterschaft macht in England mindestens drei Fünftel aller Wähler aus; es sind also die Stimmen der Konservativen etwa zur Hälfte Arbeiterstimmen. Diese Tatsachen lassen sich von weitem nicht gut beurteilen, aber es scheint, als ob die Angst vor dem Sozialismus und namentlich vor allem „Umsturz" das Ergebnis dieser Wahlen am besten erkläre. Da ist noch viel Arbeit zu tun! Man weist nun freilich darauf hin, dass das Auseinandergehen in zwei Parteien, die Partei derer, die das Bestehende vertreten und derer, die ein Neues wollen, unter Wegfall der Mittelparteien, einen Gewinn, weil einen Fortschritt in der Wahrheit bedeute. So Dr. Kramer im „Aufbau". Das ist gewiss ein wertvoller Gesichtspunkt. Aber wie Dr. Kramer selbst andeutet, muss doch ein starker geistiger Stoss kommen, der die Massen aus ihrer Lethargie und Angst vor dem „Umsturz" herausreisst und sie einem geistig vertieften und verjüngten Sozialismus entgegenführt.[1])

---

[1]) Diese Auffassung vom Sinn der amerikanischen wie der englischen Wahlen finde ich bestätigt durch eine Aeusserung des Christian Register, des Organs der amerikanischen Unitarier. „Sowohl in England wie in unserer Heimat haben die Wahlen die Konservativen an die Macht gebracht ... In unserem Lande repräsentiert Herr Coolidge jenen Konservatismus, dessen erstes Ziel gute Geschäfte sind. Alle die Kräfte, die für Schutzzölle sind und die Vergangenheit — unsere Verfassung und unsere Ueberlieferung — verehren, die der Meinung sind, dass wir uns von allen offiziellen Beziehungen zu den Weltangelegenheiten fernhalten sollen, und die zuerst an materielle Wohlfahrt denken, haben sich zusammengefunden, um dieses Ergebnis zu bewirken. Die Kräfte, die dem zugewendet sind, was wir für die höheren Interessen und den künftigen Ruhm unseres Volkes halten, sind nicht so gehört worden, wie es hätte sein sollen. Der ganze Wahlfeldzug ist entmutigend gewesen, weil angefüllt mit den Torheiten, Kniffen und Schlechtigkeiten, die, wenn wir davon in einer früheren Periode unseres Volkes lesen, in uns Widerwillen und Entrüstung erregen. Es kommt uns vor, dass die zwei grösseren Parteien sich immer weniger voneinander unterscheiden und dass in Folge davon eine Oppositionsbewegung kommen wird, die die älteren politischen Theorien und Praktiken bekämpft ... Ein Ding scheint gewiss: wenn die Leute im Zweifel sind, dann stimmen sie für Sicherheit, und das bedeutet Konservatismus." (Immerhin hat dieser Coolidge kürzlich erklärt: „Die wirklichen Reformen, nach denen die Gesellschaft in unseren Tagen verlangt, werden entweder als Ergebnis religiöser Ueberzeugungen kommen, oder sie werden überhaupt nicht kommen.")

Eine andere Betrachtung wirft die Frage auf, ob die englischen und amerikanischen Wahlen den Sinn hätten, dass die angelsächsische Welt die Absicht habe, sich auf sich selbst zurückzuziehen, ihre innen- und aussenpolitischen Interessen wahrzunehmen und Europa nur noch als „Kolonie" zu betrachten. Dann ergäbe sich auch daraus die Notwendigkeit eines engern Zusammenschlusses der spezifisch europäischen Völker. Dieser wird (mit oder ohne England) auf alle Fälle erfolgen müssen, wenn Europa eine Zukunft haben soll. Indessen darf doch darauf hingewiesen werden, dass es in den angelsächsischen Ländern, und gerade in England, auch einen besonders entwickelten und radikalen Internationalismus gibt. Für den Völkerbund ist man dort meines Wissens in konservativen Kreisen ebenso begeistert, wie in radikalen. Einer seiner Vorkämpfer, Lord Cecil, gehört zu den Konservativen und ist übrigens Mitglied der neuen Regierung. Und vor allem: die Arbeiterpartei bedeutet auch als Opposition eine Macht, mit der gerechnet werden muss und diese Macht wird wachsen — darauf darf man rechnen.

So wollen wir denn ob diesen Wahlen doch nicht allzu traurig sein. Bei aller Anerkennung ihrer Tragweite wollen wir diese doch nicht überschätzen. Dazu ermuntert uns neben dem schon Angeführten allerlei. Einmal wissen wir ja, dass ihr Ergebnis zum guten Teil einem Wahlsystem zuzuschreiben ist, das ein krasses Missverhältnis zwischen Wählerzahl und Zahl der Mandate herbeiführen kann. Dann ist weiter zu sagen, dass die Tatsache einer Arbeiterregierung über ein Weltreich doch etwas Grosses bedeutet hat. Diese Arbeiterregierung wird im Gedächtnis der Völker leuchten, bis sie wiederkehrt. Es ist durch sie vieles bewiesen und vieles widerlegt worden, beides zu Gunsten des Sozialismus. Sodann ist ganz besonders zu bedenken, dass vielleicht ihr Rücktritt in diesem Augenblick doch auch einen guten Sinn hatte. Sie war eben doch eine Minderheitsregierung und konnte nicht, was sie wollte. Damit musste sie sich auf die Länge diskreditieren. Sie konnte weder die weltpolitischen noch die sozialpolitischen Probleme so lösen, wie es dem Sozialismus entspräche. Das hätte zuletzt nicht nur die Welt im allgemeinen, sondern auch die Arbeiterschaft enttäuschen müssen. So hat sie zwei ganz grosse Erfolge errungen: die Lösung des Reparationsproblems und das Genfer Schiedsgerichts- und Abrüstungsprotokoll. Diese werden für sie werben, bis sie wiederkommt.

Und wiederkommen wird sie. Daran braucht man nicht zu zweifeln. Die englische Arbeiterschaft wird langsam, aber zweifellos lernen, wohin sie gehört. Vielleicht wird es nicht einmal so lange gehen, wie wir jetzt fürchten. Die Welt ist dafür zu stark in Bewegung. Wie bald kann die Welle wieder nach der andern Richtung hin schwanken! Ich wiederhole, was ich im letzten Heft gesagt: Das, was in diesen Bewegungen dem Neuen entgegen aufgetaucht ist, hat vor allem symptomatische Bedeutung gehabt; es hat die guten Kräfte angezeigt, die in der heutigen Welt schaffen. Diese werden durch Wahlen nicht aufgehoben. Kurz, wir dürfen ruhig wieder einmal den Glauben gegen den Augenschein setzen und freilich durch die Treue unseres Glaubens auch mithelfen, dass das Geglaubte komme. Die Dinge haben gewöhnlich einen andern Sinn, als wir meinen.

2. **Tröstliches**. Inzwischen ist doch auch allerlei Gutes geschehen. Dazu ist besonders zu rechnen die endgültige Annahme eines Schiedsgerichtes im Zonenkonflikt und damit wohl so ziemlich die Erledigung dieses Konfliktes selbst, der materiell wenig zu bedeuten hatte; vor allem aber der Abschluss eines Schiedsgerichtsvertrages mit Italien für alle Streitfälle ohne Ausnahme (das wollen wir Mussolini gerne ins Habet schreiben!) und die Aussicht auf einen solchen mit Frankreich. Da einer mit Deutschland, wenn ich nicht irre, schon besteht und einer mit

Oesterreich gewiss leicht zu haben ist, so wäre die Schweiz gleichsam durch eine Mauer des Rechts gegen Krieg geschützt. Sollte da die Abrüstung nicht Anstandspflicht sein, Anstandspflicht gegen den Vertragspartner, dem man doch Glauben schenken muss?

Erfreulich ist auch, dass in Schweden eine sozialistische Regierung ans Ruder gekommen ist, die eine Abrüstung in die Wege leiten will. Ebenso steht eine solche für die Tschechoslovakei in Aussicht.

3. **Bedenkliches und Werdendes.** Was mag wohl der Bürgerkrieg in China für einen Sinn haben? Wer könnte uns darüber etwas Orientiertes sagen? Und Russland? Droht wirklich die Gefahr eines Krieges mit Rumänien und Polen und vielleicht auch andern Nachbarn Russlands? Gegner der Abrüstung (zu denen sich in diesem Sinn leider auch Förster gesellt) weisen auf die gewaltigen russischen Rüstungen hin, um vor einer unbedachten Entwaffnung Europas zu warnen, andere, wie mir vorkommt besser Orientierte, erklären jene Rüstungen für Bluff und behaupten, in Moskau fürchte man nichts so sehr wie einen solchen Krieg. Hervorragende Russen versichern uns, eine Gefahr von Russland her sei schon durch den ganz unkriegerischen Charakter des russischen Volkes ausgeschlossen. Wer hat recht? Und könnte uns jemand darüber etwas Sicheres sagen? Jedenfalls sollte diese Frage beantwortet werden, und wir tun gut, unsere Gedanken auf diesen kritischen Punkt, diese wirkliche oder vermeintliche Gefahrstelle, zu lenken. Dazu auf die deutschen Wahlen, von denen nicht wenig abhängt. 18. Nov.

Die zwei Bluttaten von Uri. Es handelt sich um zwei Bluttaten, um die, welche Bernet und die, welche die Gesellschaft an ihm begangen hat, die ihm Gleiches mit Gleichem vergilt. Diejenige Bernets war furchtbar, unfassslich, gewiss, aber es ist mir doch zweifelhaft, ob die andere nicht noch schlimmer war. Jener beging seine Tat in einer Art von Wahnsinn, in einer dämonischen Besessenheit, erzeugt durch die Wut gegen sich selbst und gegen die Gesellschaft, diese liess sozusagen ruhigen Blutes und mit allerlei Zeremoniell einen Menschen abschlachten — ja abschlachten, so empfinden wir es. Beide Taten belasten uns alle, die erste, weil wir irgendwie mit daran schuld sind, dass dieser Mensch so weit gekommen ist, die zweite, weil wir empfinden, dass in jenen Richtern wir alle gerichtet haben. Eine Blutschuld lastet auf uns, lastet auf unserem Lande. Dass wir das nicht haben verhindern können!

Eine Sühne ist nötig und diese kann wohl nur darin bestehen, dass wir nicht bloss die Todesstrafe verfassungsmässig beseitigen und, bis dies geschehen ist, jeden einzelnen Fall ihrer Anwendung durch die Wucht der öffentlichen Meinung verhindern, sondern überhaupt das ganze Problem des Verbrechens und des Strafrechtes aus der Zwitterstellung zwischen Sensation und verhüllendem Schauer herausnehmen und es zu einem Grundthema unseres Leidens, Denkens und Handelns machen. „Ich bin gefangen gewesen und ihr seid zu mir gekommen."

Auch andere Tatsachen rücken uns das Problem nahe. Vor einigen Tagen hat ein zwanzigjähriger Mensch bei Brugg einen alten Mann kurzerhand erschossen, und soeben kommt die Kunde, dass bei Winterthur ein anderer Aehnliches versucht habe, und so geht es nun seit Jahren fort. Der Zusammenhang mit dem Kriege ist wohl deutlich und wird auch durch die Erfahrungen der Vergangenheit bestätigt. Wenn irgend etwas geeignet ist, alle Kriegsromantik niederzuschlagen, so ist es doch sicher diese bestialische Rohheit, die er erzeugt. Der Zusammenhang ist deutlich genug. Wenn man viereinhalb Jahre lang die Menschen zu Hunderttausenden und Millionen mit immer raffinierteren Mitteln abgeschlachtet und die Welt mit teuflischem Geist erfüllt hat, dann darf man sich nicht darüber wundern, dass diese Höllen-

geister sich nicht an ein offizielles Wort, das „Waffenstillstand“ heisst, kehren. In beiden Fällen handelt es sich um die gleiche Sünde, die frevle Missachtung der Heiligkeit des Lebens. Aber eben nicht nur bei dem, der Mörder heisst, sondern auch bei der Gesellschaft, die ihm das Leben nimmt, ohne dazu ein Recht zu haben. Wenn wir gegen die Todesstrafe kämpfen, und überhaupt das Problem des Verbrechens und der Strafe aus der Hölle heraus, in der es heute sein Wesen hat, ans Licht ziehen, aber nicht ans Licht der Sensation, sondern ans Licht der Verantwortung durch die ganze Gesellschaft und des Helfen- und Rettenwollens, dann kämpfen wir, nur mehr auf einer inneren Linie, den gleichen Kampf, wie wenn wir den Militarismus bestreiten. Und in beiden Fällen werden wir über die eine sozial-ethische Betrachtung hinaus auf letzte und höchste Kräfte der Hilfe gewiesen.

Einige Nebenumstände haben uns im Fall Bernet besonders zu denken gegeben. Viel erörtert worden ist mit Recht die Herzlosigkeit und Verantwortungslosigkeit, die einen solchen ungebesserten und verzweifelten Menschen einfach auf die Strasse stellt, sich selbst und andern zum Verderben. Auffallend war sodann, dass, soviel man erfahren konnte, die Geistlichkeit so wenig tat, um das Furchtbare und gegen Wort und Geist des Evangeliums Verstossende zu verhindern, das in Altdorf geschehen ist, aber nachher aus der Tötung eines Menschen ein religiöses Schaustück machte. Ist das nicht auch ein Gegenstück zur Kriegstheologie, die ja in diesen Kreisen auch zu Hause ist? Aber nach alledem ist erfreulich gewesen, wie das einfache Volksempfinden der Eisenbahnarbeiter von Dietikon es nicht leiden wollte, dass einer von ihnen zum Scharfrichter werde, und dass das luzernische Eisenbahnpersonal sich weigerte, die Guillotine zu transportieren. Dieses Verhalten von Volksteilen, in denen das Empfinden für die Heiligkeit des Lebens erwacht ist, berechtigt uns zu der Hoffnung, dass der Tag nahe, wo das Töten des Menschen durch den Menschen, als beabsichtigtes, in jeder Form unmöglich geworden ist.

Christus gegen den Moloch. Es seien als Zeichen, dass der Kampf gegen den Militarismus im Namen Christi nun doch auch unter uns überall erwacht ist, in aller Kürze folgende Tatsachen genannt, die mir zufällig bekannt geworden sind, wobei ich aber hinzufüge, dass es bei weitem nicht alle sind.

1. Im offiziellen Organ der Kirche von Basel-Land hat der bekannte und angesehene Pfarrer Rudolph Schwarz sich auf eine Weise zum christlichen Antimilitarismus bekannt, die bedeutsam ist und grosse Wirkung haben wird, freilich auch militaristischen Widerspruch (wie es scheint, wenig feiner Art) erfahren hat.

2. Im „Oltener Tagblatt“, einem durchaus bürgerlichen Organ, hat, Dr. Werner Hodler zwei Artikel erscheinen lassen, worin er im Namen des Glaubens an Christus völlige Abrüstung fordert.

3. Die Genfer Pfarrer J. M. und A. Lemaître haben in der „Semaine religieuse“, an den „Anti-Kriegstag“ und die Völkerbundstagung anschliessend Artikel voll radikaler Opposition gegen das ganze militaristische System veröffentlicht.

4. Pfarrer Eya in Basel hat eine Bettagspredigt veröffentlicht, die aus dem gleichen Ton geht.

5. Grösseren Umfang angenommen hat jener Kampf in Schaffhausen, von dem in Nr. 9 eine Andeutung stand. Dort erschienen im „Kirchenboten“, dem Organ der Landeskirche, zwei Aufsätze von den Pfarrern Felix Gerwig in Oberhallau und Hans Noll in Stein, die mit radikalster Offenheit den Gegensatz zwischen der Wahrheit, die Christus vertritt und allem Militärwesen und dem damit verbundenen Patriotismus aussprachen. Da-

rob entstand eine gewaltige und langandauernde Aufregung im ganzen Kanton. Besonders scheint sich der städtische „Freisinn“ ereifert zu haben, während die Bauern sich viel ruhiger und verständiger verhielten. Im „Kirchenboten“ kam auf besonders bezeichnende Weise auch die Opposition eines gewissen patriotischen, militärfrommen Pietismus zu Worte. Das ist eine der armseligsten Erscheinungen, die es gibt. — Interessant war auch, wie der Katholizismus sich bei diesem Anlass brüstete, dass er denn doch eine viel zuverlässigere Stütze von Staat und Militär sei als der Protestantismus. Dass solche Katholiken sich nicht schämen! Zu den Vorzügen eines wirklichen Katholizismus gehört es, dass er weniger an den Staat gebunden als der offizielle Protestantismus, aber davon weiss diese Art von Katholiken offenbar nichts. Sie scheint aber besonders in der Schweiz fast allein vertreten zu sein. Oder gibt es auch bei uns noch eine andere Art?

Gegen die beiden Pfarrer ist natürlich alles das geschehen, was in solchen Fällen üblich ist. Sie dürfen sich aber sagen, dass sie das getan, was nach Zwingli die „Hirten“ tun sollen: dass sie das Gewissen der Gemeinden in einer Sache, die nicht zur Ruhe kommen darf, von Christus her beunruhigt haben.

6. Pfarrer R. Lichtenhan aus Basel hat im „Aufbau“ einen offenen Brief an seine Kollegen geschrieben, worin er sie auffordert, nun, nach dem traurigen Versagen der Bundesversammlung, das zu tun, was sie für gewisse Umstände längst in Aussicht gestellt: die Abrüstung zu fordern. (Der Brief ist bei der „Zentralstelle für Friedensarbeit“ in Zürich zu haben.)

7. In der „Evangelischen Volkszeitung“, dem Organ der „Evangelischen Volkspartei“, stehen immer wieder Aeusserungen eines radikalen religiösen Antimilitarismus, einige besonders wertvolle von unserm Freunde Herrmann.[1])

8. In der Zürcher Synode bringt Pfarrer Trautvetter mit zehn Mitunterzeichnern folgende Motion:

„Die Kirchensynode des Kantons Zürich, beunruhigt von der Tatsache, dass trotz dem Gericht des grossen Krieges die militärischen Vernichtungswerkzeuge weiter bestehen gelassen, ja vervollkommnet werden, so dass es unvermeidlich zu neuen, noch furchtbarern Schändungen der Schöpfung Gottes kommen muss, spricht die Ueberzeugung aus, dass die Stunde nicht mehr länger auf sich warten lassen darf, in der aus dem christlichen Gewissen heraus die Glaubenstat der Abrüstung unter den grossen und kleinen Völkern geschehen muss. Die Synode erkennt, dass es auch für unser Volk ein verhängnisvoller Aberglaube ist, zu meinen, die Dämonen des Krieges und der Revolution könnten durch weitere Anhäufung von Mordwerkzeugen und durch kriegerische Erziehung von unserem Lande ferngehalten werden; sie ist im Gegenteil durchdrungen von dem Glauben, dass eine bedingungslose und sofortige Abrüstung jene gewaltige Offenbarung guten Willens bedeuten würde, welche allein den Frieden auf Erden und die Freiheit der kleinen Völker zu garantieren vermag.“[2])

---

[1]) Dort konnte man auch die Rede Dr. Hoppelers für die Rüstungsvorlage (genannt: „Neue Truppenordnung“) lesen. Sie ist wirklich etwas weniger schlimm, als die Zeitungsberichte vermuten liessen. Aber eine böse Sache bleibt dieses Auftreten Dr. Hoppelers für Rüstung und Todesstrafe und gegen den Achtstundentag doch, und es ist fraglich, ob der Beifall ultramontaner Hetzblätter für den Vertreter einer „Evangelischen Volkspartei“ gerade eine Empfehlung bedeutet.

[2]) Die Verhandlung über die Motion hat inzwischen stattgefunden. Sie hat zur Ablehnung der von Trautvetter vorgeschlagenen Resolution geführt, an deren Stelle eine vom Kirchenrat ausgehende angenommen wurde. Das

Diese ganze Aufzählung macht, wie gesagt, keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch und sie soll auch nicht etwas wie eine „Ehrentafel“ bedeuten. Es mögen da und dort in aller Stille Männer und Frauen einen noch viel schwereren und innerlich wertvolleren Kampf kämpfen. Sie soll nur eine Ermunterung bedeuten, einen Beweis, dass es eine grosse Gemeinde gibt, die in dieser heiligen Sache verbunden ist.

Von Someo. Dem Unternehmen, zu dem der Aufruf im letzten Hefte aufgefordert hat, ist bis jetzt ein ganz unerwartetes Gelingen beschieden gewesen. Die Arbeit konnte auf den angekündigten Termin mit einer bedeutenden Zahl von Freiwilligen begonnen werden. Diese ist jetzt auf etwa 140 angestiegen und fortwährend kommen neue Anmeldungen. Alle in Betracht kommenden Altersstufen und Volksklassen sind vertreten. Das Wetter ist beständig gut und noch besser der Geist der Teilnehmer. Schon ist die Hilfe der „Freiwilligen“ von zwei andern Orten angerufen und sind kleinere Gruppen dorthin beordert worden. Die Regierung des Tessins bekundet dem Unternehmen die lebhafteste Sympathie und unterstützt es auf alle Weise, aber auch der Bischof von Lugano schickt ihm einen Geldbeitrag.

Das ist der Zivildienst, dessen „praktische Unausführbarkeit“ allen Klugen und Weisen feststeht!



Von Büchern

Tagore als Erzieher.[1])

Von Gandhi, dem grossen indischen Propheten und Heiligen, dem gewaltigen Reformator des geistigen Lebens sowohl wie der politischen und wirtschaftlichen Zustände seines Volkes und Landes, ist heute ganz Indien erfüllt. Sein Ruhm erklingt aber nicht nur im fernen Osten, sondern in ganz Europa; ja bis hinein in unsere oft gar eng „behorizontete“ Schweiz beschäftigen sich

---

Stimmenverhältnis war 130 gegen 20. Die Art, wie die Motion Trautvetter durch diesen begründet wurde, hat auch auf loyale Gegner einen tiefen Eindruck gemacht. Was die Diskussion betrifft, so verlief sie um vieles ernsthafter und würdiger als die in der Berner Synode, trotzdem es sich in Zürich um einen ungleich radikaleren Vorschlag handelte. Nur zwischenhinein gab es einige feinere und gröbere pfäffische Töne. Neues und Tieferes ist gegen die Abrüstung nicht vorgebracht worden. Die Resolution des Kirchenrates empfiehlt den Weg, den der Völkerbund gehen will, sagt aber — und das ist das Schlimme daran — kein Wörtlein gegen die schwere Sünde der schweizerischen Rüstungen, die besonders auch ein Hohn auf den Völkerbund sind.

Es ist vielleicht nicht unangebracht, bei dieser Gelegenheit zwei Unwahrheiten, die in der Diskussion wieder auftauchten, als solche festzustellen. Eine Unwahrheit ist es, wenn behauptet wird, am 21. September hätten in Zürich die demonstrierenden Pazifisten gegen die Kommunisten die Polizei in Anspruch genommen. Und eine Unwahrheit ist es, dass irgendein „religiöser Antimilitarist“ aus unsern Reihen einen jungen Mann zur Dienstverweigerung aufgefordert oder gar aufgereizt hätte. Man beweise uns einen einzigen Fall dieser Art; wenn man das nicht kann — und man wird es schwerlich können — dann ist man der Verleumdung schuldig.

[1]) Tagore als Erzieher von E. Pieczynska. Aus dem Französischen übersetzt von Clara Ragaz. Rotapfelverlag, Erlenbach-Zürich.

die Geister mit ihm. Nicht weniger als zwei Bücher, die näher in sein Leben und Wirken und in seine Gedankenwelt hineinführen, sind in ganz letzter Zeit gerade aus einem schweizerischen Verlag hervorgegangen. Und fast scheint ob dieser allgemeinen, an und für sich ja hocherfreulichen Gandhibegeisterung sein Landsmann Tagore in Vergessenheit geraten zu sein. Das scheint auch Clara Ragaz, die Uebersetzerin des ursprünglich in französischer Sprache erschienenen Tagore-Buches von E. Pieczynska, der hochbegabten und feinsinnigen Frau und Schriftstellerin, gedacht zu haben, als sie ihr kurzes, aber gedankenreiches Vorwort zu dem Werke ihrer Gesinnungsverwandten mit folgenden Worten einleitete: „Nach Tagores Besuch in Europa im Jahr 1921 ging eine grosse Woge der Tagorebegeisterung durch die Lande. Nach Aussage der „Sachverständigen" ist diese Woge nun schon im Abflauen begriffen, und es wird diesen „Sachverständigen" als grosse Torheit erscheinen, wenn jetzt noch ein Büchlein über Tagore in deutscher Uebersetzung neu herauskommen soll. Das Buch mochte damals seinen Wert haben, aber lohnt es sich heute noch, es deutschsprachigen Lesern zugänglich zu machen, heute, wo sich die Mode wieder andern Geistesgrössen zugewendet hat?" Die Uebersetzerin beantwortet ihre eigene Frage mit einem freudig überzeugten „Ja", indem sie darlegt, dass Tagores erhabene und doch menschlich einfache Persönlichkeit stets ihre Wirkung auf die Menschen ausüben wird und dass seine Erziehungskunst, weil aus den tiefsten Quellen, der Erkenntnis der menschlichen Seele und der Liebe und Ehrfurcht vor ihr, schöpfend, nie veralten wird. Mir, als der Leserin und Berichterstatterin bleibt nur noch übrig, mich dieser Antwort aus vollem Herzen anzuschliessen und ergänzend beizufügen, dass es sich nicht nur lohnte, das Buch zu schreiben und zu übersetzen, sondern dass es sich auch reichlich lohnt, es zu lesen. Wer dies tut, wird die allergrösste Freude und den reichsten Gewinn davontragen.

Nicht eilig und obenhin lässt es sich freilich lesen, sondern es gilt, sich hineinzuversenken in diese andere Welt, wo der Geist der indischen Weisheit, der indischen Ruhe und Abgeklärtheit ergreifend weht. In eine andere Welt, ja, und doch ist es auch wieder unsere Welt, insofern wir zu den Menschen gehören (sie können überall wohnen), die für den Ewigkeitswert grosser menschlicher und damit auch göttlicher Gedanken empfänglich sind, ja noch mehr, die von ihnen leben wollen.

Die ganze Anlage des Buches ist im übrigen so, dass es sich trotz der reichen Gedankenfülle nicht schwer liest. Schon allein der klarflüssige Stil der meisterhaften Uebersetzung ermöglicht die Lektüre jedermann, auch wenn er sich nicht speziell in erzieherische Probleme vertieft hat. Es zerfällt in verschiedene voneinander unabhängige, freilich durch eine innere Einheit zusammengehaltene Abschnitte. Rein äusserlich ist diese gedankliche Einheit durch den Titel des Büchleins: „Tagore als Erzieher" gekennzeichnet. Und wenn wir einige der Ueberschriften der verschiedenen Abschnitte lesen, wie zum Beispiel: „Kindheit und Jugenderinnerungen", „Meine Schule", „Meine Pädagogik", „Eindrücke von Besuchern", „Die religiöse Inspiration", „Der Patriotismus", „Aufruf zu Gunsten einer internationalen Universität", so merken wir sofort, worum es der Verfasserin zu tun war. Nicht den Dichter Tagore wollte sie uns nahebringen, so verlockend das sein müsste, sondern sie wollte uns ein Bild des grossen Menschen und Erziehers geben, wie es sich ihr aus persönlicher Bekanntschaft heraus und aus eingehendem Studium seiner Schriften, besonders der biographischen, philosophischen und pädagogischen eingegraben hatte. Bescheiden tritt sie zurück und lässt Tagore selbst sprechen, indem sie lange Auszüge aus seinen eigenen Kindheits- und Jugenderinnerungen und der Autobiographie seines Vaters bringt, die sie mit erläuterndem und ergänzendem Text verbindet. Oder sie gibt ganze Reden und Vorträge wieder, lässt Besucher seiner Schule ihre Eindrücke schildern,

schaltet, wo es zum bessern und tiefern Verstehen hilft, Gedichte von Tagore ein, kurz, sie schöpft aus reichem Quellenmaterial. Und so entsteht vor dem geistigen Auge des Lesers ein wundervoll vielseitiges und zugleich plastisches Bild des grossen Menschen und Erziehers. Dass beides zusammengehört, das heisst, dass ein grosser Mensch stets auch ein feiner Erzieher ist und dass umgekehrt nur der wirklich erziehen kann, der eine Persönlichkeit ist, das wurde mir beim Lesen dieses Buches wieder ganz stark bewusst.

Im Rahmen einer kurzen Besprechung den überreichen Gedankeninhalt des Werkleins wiederzugeben, ist ganz unmöglich. Ihn aber nur andeutend zu streifen, hiesse der Lektüre vorgreifen und ihr die Perlen vorwegnehmen oder sogar in Gefahr geraten, das Leckermaul unter der Leserschaft mit einigen herausgeklaubten Rosinen zu befriedigen. Darum glaube ich, mich darauf beschränken zu müssen, das hervorzuheben, was mir für eine Besprechung in den „Neuen Wegen" als wesentlich erscheint, und dabei hoffe ich mit diesen kurzen Hinweisen die Lust zu wecken, sich in das ganze Werk zu vertiefen.

Tagore ist ein tief religiöser Mensch. Das ist wohl der hervorstechendste Zug in seinem Charakterbild. Das Gefühl der innigen Verbundenheit mit Gott und zugleich das Gefühl, trotz einer gewissen äussern Einsamkeit in einer Gemeinschaft zu leben, ist schon in dem kleinen Knaben stark entwickelt. „Nach dem Tode meiner Mutter der Fürsorge der Dienerschaft anvertraut, pflegte ich Tag um Tag am Fenster zu sitzen und mir auszumalen, was in der Welt draussen vor sich gehe. So weit ich zurückblicken kann, liebte ich die Natur leidenschaftlich. Ich war ausser mir vor Freude, wenn ich die Wolken eine um die andere am Himmel aufsteigen sah. Ich fühlte mich schon in diesen frühen Kindertagen von einem Freunde umgeben, von einer sehr starken und innigen Gemeinschaft, obgleich ich diesem Gefühl keinen Namen hätte geben können." So schreibt er in einem Briefe an einen Freund. Tagore mag wohl die Religiosität von seinem Vater ererbt haben. Dieser, von dem Tagore erzählt, dass „das Gewicht seiner Gegenwart das ganze Haus erfüllte" und dass, wenn er Mittagsruhe hielt oder Gemeinschaft mit Gott pflegte, die Kinder auf den Zehenspitzen an seinem Zimmer vorbeischlichen, war eine stark geprägte Persönlichkeit, ein religiöser Reformator mit stark mystischem Einschlag. Er hat trotz seiner häufigen Abwesenheit einen bestimmenden Einfluss auf die Entwicklung seines Sohnes ausgeübt, besonders bei Gelegenheit einer mehrmonatlichen Reise ins Himalajagebirge, die er mit dem Knaben machte und die demselben in unvergesslicher Erinnerung blieb. Die Art, wie sein Vater ihn erzog, hat wohl am meisten nachgewirkt auf ihn und seine eigene spätere Erzieherarbeit. Tagore sagt von seines Vaters Erzieherprinzip: „Er hielt eine Fahne in der Hand, nicht eine Zuchtrute." Im Gegensatz zu dieser starken Beeinflussung des Knaben durch den Vater hat die Schule auf ihn gar keinen Einfluss ausgeübt, weder auf seine innere Entwicklung noch auf seine spätere Erzieherarbeit, das heisst auf die letztere doch, aber in einem durchaus negativen Sinne, indem er just aus seiner Schulzeit lernte, wie man es nicht machen sollte. Dass er, nebenbei bemerkt, unserem westeuropäischen Schulsystem mit die Schuld beimisst an seiner verfehlten Schulzeit, ist kein Ruhmesblatt für unser scheinbar so hochstehendes und hochberühmtes Erziehungswesen, ja für unsere ganze europäische Kultur. Mit einer leisen Bitterkeit äussert sich nämlich Tagore in einer in Genf gehaltenen Rede, nachdem er die während seiner Schulzeit in Indien gebräuchlichen Methoden des Unterrichts geschildert hat, folgendermassen: „Ich glaube sogar, dass wir Ihnen[1]) diese Erziehungsmethoden verdanken. Sie haben sie mit vielen andern schönen Dingen zu uns herübergebracht, mit den alkoholischen Getränken, den Soldaten ..." Auf jeden Fall ging die Prophezeiung: „Du weinst jetzt, weil Du

[1]) Das geht die europäischen Zuhörer an.

in die Schule gehen möchtest, Du wirst später noch viel mehr weinen, um von der Schule loszukommen," die einer seiner Erzieher aussprach, als der Kleine weinte, weil er zu jung befunden worden war, um seinen kleinen Spielgefährten und Verwandten zur Schule zu begleiten, ziemlich wörtlich in Erfüllung. — Nicht Veränderungen der äussern Lebensumstände, überhaupt des äussern Lebens sind es übrigens, die den Knaben zum Jüngling und Manne heranreifen lassen. Aeusserlich besehen ist sein Leben bis ins reife Mannesalter hinein ausserordentlich wenig bewegt gewesen. Ein mehrmonatlicher Aufenthalt in England, den er als 17jähriger Jüngling machte und wo er sich besonders für die europäische Musik und Literatur interessierte und im Umgang mit den Kindern seiner Schwägerin sich seiner grossen Hinneigung zu Kindern bewusst wurde, war die einzige Unterbrechung seines sonst so ruhig verlaufenen Lebens. In seinem Innern freilich machte er, wieder nach Indien zurückgekehrt, all die Leidenschaften und Kämpfe, die Irrungen und Wirrungen durch, wie sie das Jünglingsalter kennzeichnen. Er sagt darüber: „Diese Jahre meines Lebens, vom 16. oder 17. bis zum 23. oder 24., waren eine Periode der Wirrnisse. In den Urzeiten der Erde, als das Land und das Wasser noch nicht abgegrenzt waren, irrten in den Wäldern, die aus dem schleimigen Schlamm emporwuchsen, riesige Amphibien umher. So gehen die Leidenschaften, ihrer selbst und des Zieles ihres Umherirrens nicht bewusst, während der dunkeln Epochen, die der Reifezeit vorangehen, in den noch nicht urbar gemachten Regionen der jungen Seele um. Die Milchzähne verursachen beim Säugling Fieber, wenn sie das Zahnfleisch zu durchbrechen suchen; diese Aufwallung findet ihre Erklärung erst, wenn die Zähne erschienen sind und angefangen haben, ihren Zweck zu erfüllen. So quälen uns unsere frühen Leidenschaften wie eine Krankheit, bis sie ihren wahren Zusammenhang mit der sie umgebenden Welt gefunden haben." Auch in den Gedichten, die aus jenen Jünglingsjahren stammen, zeigen sich Niederschläge dieser Kämpfe, und ergreifend zieht durch alle die Sehnsucht, frei von den Banden all dieser Leidenschaften zu werden:

„Ich bin friedlos.
Ich bin durstig nach fernen Dingen.
Meine Seele schweift in Sehnsucht,
Den Saum der dunklen Weite zu berühren.

O grosses Jenseits, o ungestümes Rufen deiner Flöte!
Ich vergesse, ich vergesse immer,
Dass ich keine Schwingen zum Fliegen habe,
Dass ich an dieses Stück Erde gefesselt bin für alle Zeit."

So klingt es klagend aus einem seiner Lieder aus dieser Zeit. Wohl, weil er an und in sich selbst die Schwere solcher Kämpfe erfahren hatte, vermochte er später andere irrende und kämpfende Menschen so wunderbar zu verstehen und zu leiten und sich zu dem gottbegnadeten Erzieher, als der er uns geschildert wird, zu entwickeln. — Zu seiner innern Festigung trug freilich am meisten die Zeit bei, die er nach seiner Verheiratung im 23. Lebensjahr als Verwalter auf einem Landgute seines Vaters in Shelidah verbrachte. Das war eine Zeit der Ruhe und Sammlung und der Reife, wie sie jeder nötig hätte, aber wie sie nur wenige erleben dürfen. In der steten Berührung mit der Natur und der ländlich einfachen Bevölkerung erschlossen sich ihm ganz neue Seiten des Lebens. Wie verstehen wir ihn, wenn er schreibt:

„Je mehr man einsam am Ufer eines Flusses oder sonstwo auf dem Lande lebt, desto klarer wird es einem, dass es nichts Schöneres oder Grösseres gibt als die einfache und natürliche Erfüllung der Pflichten des täglichen Lebens." — Und fühlt man sich nicht wie von einem Hauch aus der Christuswelt be-

rührt, wenn man in einem Gedichte liest: „Hier ist dein Schemel, dort ruhn deine Füsse, wo die Aermsten, die Niedersten, wo die Verlorenen leben.“ Oder: „Er (Gott) ist dort, wo der Pflüger den harten Grund pflügt, wo der Steinklopfer Stein bricht. Er ist mit ihnen in Sonne und Regen und wo sein Kleid bedeckt ist mit Staub.“ Und wie vertraut klingt es erst, grad für uns Leser der „Neuen Wege“, wenn wir das aus einer spätern Zeit stammende Glaubensbekenntnis Tagores hören: „Ich glaube an eine geistige Welt, nicht als etwas, was ausserhalb dieser Welt ist, sondern als ihre innerste Wahrheit. Mit jedem Atemzuge müssen wir diese Wahrheit fühlen, dass wir in Gott leben. Als Kinder dieser grossen Welt, die erfüllt ist von dem Geheimnis des Unendlichen, können wir unser Dasein nicht als eine flüchtige Laune des Zufalls ansehen, das auf dem Strom der Materie einem ewigen Nichts zutreibt. Wir sind als Persönlichkeiten geschaffen, für die Stoff und Kraft nichts bedeuten, wenn sie nicht auf eine unendliche Persönlichkeit bezogen werden, deren Natur wir in gewissem Masse wiederfinden in der menschlichen Liebe, in der Grösse des Guten, im Martyrium der Heldenseelen, in der unaussprechlichen Schönheit der Natur, die nicht eine rein physische Tatsache, sondern nur der Ausdruck einer Persönlichkeit sein kann.“ —

In seinem 40. Lebensjahr verliert Tagore seine geliebte Frau und zwei seiner Kinder innert weniger Monate. Und jetzt, niedergebeugt durch den Schmerz, von dem Gedichte ergreifend schlicht Zeugnis geben, aber grad durch den Kampf mit ihm zu einem neuen Lebensziel geführt, gründet Tagore seine heute weltberühmte Schule. Hier setzt er nun das, was ihm in den vergangenen siebzehn Jahren der Reifezeit als theoretische Erzieherweisheit klar geworden war, in die Praxis um. Interessant ist, was ihn nach seiner eigenen Aussage befähigt hat, ohne jegliche pädagogische Ausbildung, doch Erzieher und Lehrer zu werden. „Diese Schule verdankt ihren Ursprung einfach der Erinnerung an meine eigene Schulzeit“ (das heisst dem Bedürfnis, ganz anders Schule zu halten, als wie mit ihm gehalten worden war), so antwortet er auf eine diesbezügliche Frage. Und er fährt weiter: „Was mich in meiner Schulzeit quälte, war die Tatsache, dass die Schule nicht die Vollständigkeit der Welt hatte. Sie war eine besondere Einrichtung für den Unterricht. Sie konnte nur für Erwachsene passen, die sich der besondern Notwendigkeit solcher Orte bewusst und bereit waren, mit dem Unterricht Trennung vom Leben in den Kauf zu nehmen. Aber Kinder lieben das Leben, und es ist ihre erste Liebe... Und sind wir unserer Weisheit so sicher, wenn wir diese Liebe ersticken? Kinder werden nicht als Asketen geboren, dass sie geeignet wären, sich sogleich der Mönchszucht zu unterwerfen, indem sie ihr Streben ganz auf den Erwerb von Kenntnissen richten.“ Um sich von diesem von Tagore als falsch erkannten Schulideal (wie oft ist es trotz aller Reformbestrebungen noch das unsrige!) völlig abzuwenden und in seinem Land ein neues nicht nur aufzustellen, sondern zu verwirklichen, wird er Schulleiter und Lehrer. Und wenn man nun von ihm selbst oder von Besuchern seiner Schule hört, wie man dort der Verwirklichung jener höchsten Erziehung nachzukommen sucht, „einer Erziehung, welche sich nicht damit begnügt, Kenntnisse zu vermitteln, sondern die unser Leben in Harmonie bringt mit allem Sein,“ dann wird einem warm ums Herz, und voll Sehnsucht spürt man, dass hier das ist, was man mit heissem Bemühen selber sucht, um dessen Verwirklichung man immer aufs neue — und ach so oft umsonst — ringt.

Nebenbei bemerkt, wenn wir von Tagore hören: „Das Ziel der Erziehung ist nicht, dem Menschen einzelne Kenntnisse zu vermitteln, sondern ihn zur Erkenntnis der Wahrheit als Ganzes zu führen,“ so fühle ich mich stark erinnert an grundlegende Gedanken eines schweizerischen Volkserziehers über das Bildungswesen in unserem Lande. Ich denke an L. Ragaz und seine „Pädagogische Revolution“, die sehr viel Berührungspunkte mit der Ideenwelt

des grossen Inders aufweist, aufs neue ein Beweis, dass schöpferische Gedanken zu gleicher Zeit in verschiedenen Ländern von verwandten Geistern gedacht werden können. Wer stimmte auch nicht mit Tagore überein, wenn er schreibt: „Daher sollte man dem Menschen in seiner Kindheit sein volles Mass vom Trunk des Lebens geben, nach dem ihn so unaufhörlich dürstet. Das junge Gemüt sollte ganz von dem Gefühl durchdrungen werden, dass es hineingeboren ist in eine Menschenwelt, die in Harmonie ist mit der umgebenden Welt. Und dies gerade ist es, was unsere herkömmliche Schule mit überlegener Weisheitsmiene streng und hochmütig übersieht. Sie reisst die Kinder mit Gewalt aus einer Welt, die voll ist von dem geheimnisvollen Wirken Gottes, voll von Hindeutungen auf persönliches Leben." Freilich werden wir Lehrer und Erzieher uns sofort schmerzlich bewusst, wie weit auf jeden Fall bei uns in Europa die Wirklichkeit von dieser idealen Forderung entfernt ist. Wir brauchen nur an unsere vielen Proletarierkinder zu denken, in deren Umwelt oft nicht eine Spur von Harmonie zu finden ist, wohl aber Not und Elend, Zwietracht und Streit. Und darum können wir Tagore nicht ganz beipflichten, wenn er auch hier der Schule die Schuld beimisst, die nach ihm aus blossen Gründen der Schulzucht sich weigere, das einzelne Kind zu berücksichtigen und ihm das Gefühl jener Harmonie zu vermitteln Fragen müssen wir uns aber immer wieder: „Wie gelangen auch wir zu einer Schule, von der es nicht mehr heissen wird: Daher müssen die Kinder der Menschen, wenn sie in die Schule eintreten, aus ihrem Paradies in ein Reich des Todes verbannt werden, in dem der Geist der Uniform herrscht," oder: „Die Ursache dieses Unrechts ist, dass der Erziehungsplan der Menschen dem Plane Gottes zuwiderläuft."

Was für eine Antwort ist darauf möglich? Vielleicht nur eine. Wenn auch bei uns wieder, wie bei Tagore (auch hier trifft er sich mit der Hauptforderung von Ragaz) das religiöse Moment, der religiöse Geist den Hintergrund bildet für alle unsere Erziehungsarbeit. Ein Dichter wie H. Hesse hat das auch erkannt, wenn er über seine Reiseeindrücke im Orient folgendes schreibt: „Aber nirgends wie in Asien ist es mir mit einer solchen Unerbittlichkeit zum Bewusstsein gekommen, dass es wohl die Religion ist, die uns fehlt." Was Tagore unter „religiöser Erziehung" versteht, das kann jeder selbst bei ihm nachlesen. Auf jeden Fall braucht niemand Angst zu haben vor etwas Engem, Dogmatischem, mit dem so oft der Begriff „Religiöse Erziehung" verknüpft ist. Dafür ist Tagores Geisteswelt zu gross und frei. Seine Religion umfasst die ganze Menschheit. Und weil er die Verbundenheit aller menschlichen Wesen als Kinder Gottes so stark fühlt, regt er in einem Aufruf die Gründung einer „Internationalen Universität" an, deren Zweck sein sollte, die Geister des Ostens und Westens zu einer grossen Gemeinschaft zu vereinen zum Heile der Menschen und zu ihrer höhern Entwicklung.

Noch unendlich viel liesse sich anführen, doch der Raum gestattet es nicht. Eines nur möchte ich ängstlichen Erziehern sagen, die sich gar leicht bedrückt fühlen, wenn sie hören, wie wundervoll das Erziehungswerk anderer und anderswo gelingt, während das ihrige so mühsam vorwärtszuschreiten scheint. Auch Tagore, so sehr er von brennender Liebe zu seiner Arbeit und besonders zu der ihm anvertrauten Jugend erfüllt ist, ergeht es gelegentlich so wie uns andern, die wir so oft entmutigt zweifeln am Erfolge unserer Arbeit. So sagt er: „Es kommen trübe Zeiten, voll von Rückschlägen und Zweifeln, Zeiten, die uns an der wirkenden Kraft unserer Ideale zweifeln lassen." Aber mit ihm wollen wir uns trösten, „dass diese Schwankungen und diese Konflikte nun einmal zum wahren Bilde des wirklichen Lebens gehören und dass, wer den festen Glauben an ein Ideal hat, sich durch die niemals ausbleibenden Widerstände und Misserfolge nicht vom Wege abbringen lassen darf."

Und nun bliebe mir noch übrig, vom Allertiefsten und Schönsten etwas

zu sagen, was dies Buch enthält, nämlich von seinem letzten Abschnitt, betitelt: „Die Religion des Waldes“. Aber wie man oft von dem, was einen am tiefsten bewegt, wenig spricht oder ganz schweigt, so will ich nur andeutend sagen, dass in diesem von Tagore an der Genfer Universität gehaltenen Vortrag in wunderbarer, tiefinniger und poetisch verklärter Sprache dargelegt wird, worin sich der Geist des Orients, speziell der Geist des indischen Volkes von dem des Westens und der westlichen Völker unterscheidet. Der Osten hat „die Religion des Waldes“, der Westen „die Religion des Meeres“. Wie Tagore diesen Unterschied in der Geistesrichtung der beiden grossen Kulturträger des nähern ausführt, wie er seine Resultate aus den Dichterwerken der beiden belegt, wie er zuletzt in wahrhaft visionärem Sehnen und Schauen eine Harmonie der beiden Religionen verkündet, das muss man selbst lesen. Da würde eine Wiedergabe aus nicht dichterischer Feder nur den Glanz und den Duft rauben. Schon um dieses einen Kapitels wegen muss das Buch jedem Leser einen unvergesslichen Eindruck hinterlassen.

Marie Lanz.

Gottesgehorsam und Menschengehorsam.

Bei dem Gehorsam aber, den wir den Geboten der Vorgesetzten schulden, ist immer das eine auszunehmen, ja vor allem zu beachten: dass er uns nicht von dem Gehorsam gegen den ablenke, dessen Willen die Beschlüsse aller Könige unterworfen sein, dessen Beschlüssen ihre Befehle weichen, dessen Majestät sie ihre Gewalt unterordnen müssen. Wenn du, um Menschen zu Gefallen zu sein, in eine Beleidigung dessen verfallen wolltest, um dessentwillen allein die Menschen Gehorsam leisten, welch eine Verkehrtheit wär das! Der Herr ist der König der Könige, der, wenn er seinen heiligen Mund öffnet, allein für alle und über allen zu hören ist. Wir sind sodann den Menschen untertan, die uns vorgesetzt sind, aber nur in ihm. Wenn sie etwas gegen ihn befehlen, so sei es null und nichtig; auch lassen wir uns durch die ganze Majestät, mit der die Obrigkeit ausgerüstet ist, nicht hemmen, da dieser ja kein Unrecht geschieht, wenn sie von der einzigartigen und wahrhaft höchsten Macht Gottes zur Ordnung gezwungen wird.

Calvin.

Berichtigung. Zu unserem grössten Bedauern ist im letzten Heft durch irgendein Versehen beim Reindruck die erste Zeile des Gedichtes von Steinbeck an der Spitze des Heftes weggelassen worden, wodurch dieses arg verstümmelt worden ist. Die erste Strophe beginnt:

„Hebt an das freudenreiche Lied
Vom Herrn, der treulich mit uns geht“ usf.

Die Leser sind gebeten, in ihrem Exemplar diese Zeile nachzutragen, damit das Gedicht den rechten Sinn erhält.

Bern. Die Freunde der „Neuen Wege“ werden herzlich eingeladen, am Sonntag den 7. Dezember, abends 8 Uhr, sich zu einer gemütlichen Zusammenkunft einzufinden, im Alkoholfreien Restaurant „Daheim“ (1. Stock), Zeughausgasse 31. Der Abend soll der gegenseitigen Aussprache gewidmet werden. Auch wird voraussichtlich ein Teilnehmer an dem Zivildienst in Someo darüber berichten.

Zürich. „Arbeit u. Bildung“. Dienstag, 2. Dez., 8 Uhr, gelber Saal, Volkshaus: „Sozialismus u. Völkerbund“. Hr. Prof. E. Bovet, Lausanne.

„Gott ist geoffenbaret im Fleisch.“

Liebe Freunde!

Am heutigen Tage wollen wir uns bewusst werden, was es ist um das gottselige Geheimnis: „Gott ist geoffenbaret im Fleische!“ Um das handelt es sich ja bei denen, die sich an den Heiland, Jesus Christus anschliessen, ob sie es verstehen können oder nicht, und ob sie im Verstehen die Kraft behalten, nicht nur es zu sagen: „Gott ist geoffenbaret im Fleisch“, sondern es auch zu erfahren: „Gott ist wahrhaftig im Fleisch“. Wir dürfen nicht denken, mit dem, dass der Heiland geboren sei, sei die Sache fertig, und nachdem er gestorben und auferstanden ist, und in die Himmel eingegangen, sei es nun unsere Pflicht, die Geburt Jesu Christi zu feiern. Ich glaube, unser erhöhter Herr Jesus Christus frägt nicht viel danach, ob wir seine Geburt feiern, ob wir das Kindlein in der Krippe verewigen oder nicht. Ihm ist nicht allein das das Wichtige, dass wir es merken, dass er einmal geboren ist, sondern, dass er da ist, dass es nunmehr eine Wahrheit, eine Weltwahrheit, — und mit der Zeit durch das Evangelium eine Menschenwahrheit wird: „Gott ist im Fleische“. — Das allein kann die Menschheit und in der Folge auch das übrige Fleisch, die Erde, die ganze Schöpfung in eine Höhe heben, deren Mangel heute so viel Not und Tod mit sich bringt: Gott ist im Fleisch. Der Apostel Johannes sagt einmal: Wer nicht bekennt, dass Jesus Christus ins Fleisch gekommen ist, der ist nicht von Gott, der gehört nicht zur Gemeine Jesu Christi. Damit will er nicht sagen, wir sollen ein Glaubensbekenntnis aufstellen und sagen: Christus ist der Sohn Gottes, und damit fertig, sondern er will sagen: Wer's heute in unserer Gemeine nicht weiss, dass durch den Herrn Jesus Christus der allmächtige Gott in unserm Fleisch ist, der ist nicht von Gott.

Es regten sich schon in der ersten Zeit die Kräfte des Widerspruchs und nahmen ihre Ursache an dem, wie sich die Menschen darstellten: voll Sünde, voll Elend, voll Tod, voll Unklarheit. Wenn man über die damaligen Völker hinsah, über die Römer, die Griechen, die Barbaren, die Aegypter, die Babylonier, da kam einem der Gedanke: der Sohn Gottes ist wohl einmal ins Fleisch gekommen, jetzt aber ist er in den Himmeln, im Fleisch kann Gott nicht sein. Die Sünde und der Tod hat selbst vielen Christen so imponiert, dass sie es nicht mehr glauben konnten: Gott ist im Fleisch, Christus ist ins Fleisch gekommen als das Wort Gottes und bleibt und ist heute drin, trotz aller Sünde und trotz aller Torheit, trotz aller Verwirrung, in der die Menschen sich befinden, Christus ist im Fleisch.

Man leugnet das, wenn man die Menschheit ansieht, wie sie ohne Berührung mit Christus sich darstellt, denn da ist es wahr: Im Fleisch wohnt auch etwas anderes, es ist erfüllt von Finsternis. Worin diese Finsternis besteht, was sie alles in sich enthält, wie sie wirkt, wie sie zu Mord, zur Dieberei und zu allen möglichen Lästerungen Gottes führt, davon will ich heute nicht reden, das wissen wir alles zur Genüge, nur das will ich sagen: Heisst es: „Christus ist im Fleisch", dann ist dieses Wort das Signal zu einem Kampfe wider das andere, das vorher im Fleische war und noch ist. „Christus im Fleisch" streitet gegen das, was auch im Fleisch ist, heisse es Sünde, heisse es Tod, heisse es Teufel, Satan, Finsternis, mir ist es egal — jedenfalls ist es das, was jeder aus sich heraushaben möchte, weil jeder gut ist und weil jeder doch spürt: Ich will gut sein und kann nicht; ich möchte gern der Wahrheit dienen und komme in Verlogenheit hinein; ich möchte gerecht sein und bin ungerecht, Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen fehlt mir. Das spürt jeder in seinem Herzen, und in seinem ganzen Leben gibt es die traurigsten Erfahrungen, und viele verdammen sich darüber. Vielen hat man auch gesagt, sie müssen das Ding bekämpfen. Ja, bekämpfe es einmal! — Man hat ganze Jahrhunderte daran studiert, man hat Askese und Selbstpeinigung erfunden, um diesen Dingen ein Ende zu machen, und es ist alles umsonst gewesen, da kann kein Mensch dagegen kämpfen. Aber der Kampf ist angefangen von dem Geist, der in Christus ist, der kämpft und auf Ihn dürfen wir uns verlassen. „Christus im Fleisch" ist der stärkste Widersacher gegen — lasset mich den derben Ausdruck gebrauchen — gegen den Teufel im Fleisch! — „Christus im Fleisch" ist der Gegensatz von der Gerechtigkeit Gottes gegen unsere Ungerechtigkeit, der Kampf gegen die Sünde. „Christus im Fleisch" ist der Kampf des Lebens gegen den Tod. Der Kampf ist wahrhaftig da, und er soll fortgeführt werden und soll zum Siege kommen.

In gewissem Sinn nenne ich es deswegen eine Täuschung, wenn Christen Frieden suchen, wenn sie den Frieden so verstehen, als ob ihnen durch das Evangelium ein behagliches Leben gemacht werden sollte. Das Gegenteil ist der Fall. Da gilt das Wort: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen auf Erden, sondern das Schwert." Frieden haben wir, solange der Kampf währt, n u r im Kampf. Unser Friede ist nicht Behaglichkeit, unser Friede ist nicht Ruhe, unser Friede ist eine Beteiligung an Christus, an Gott im Fleisch wider das Andere im Fleisch. Man darf sich auch nicht beruhigen mit dem, dass der Apostel gesagt hat, dass es ihm auch so gehe: „Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen fehlt mir", da viele Leute dann sagen: Also seht, wir können nichts machen, wir können nur durch Gnade selig werden. Ja durch die Gnade ein Soldat werden, dann

bist du selig, durch die Gnade ein Kämpfer werden, dann hast du deine Glückseligkeit erfasst, durch die Gnade bis in den Tod gehen, durch die Gnade nicht nachgeben, vor keinem Zustand des natürlichen Menschen zurückschrecken, nicht denken, das sei notwendig, dass wir elende Tröpfe sind, die keinen Tag etwas recht zu tun vermögen. Durch die Gnade wollen wir Naturgesetze in uns sozusagen zerreissen; denn es ist eine verlogene Natur, es ist ein verlogener Mensch, der in Sünde ist, oder in dem die Sünde wohnt, es ist nicht der Mensch, den Gott geschaffen hat — sondern das ist ein falscher Mensch. Darum heisst es: „Christus im Fleisch", dass du dich wieder als wahrhaftiger Mensch fühlst. Das heisst auch glauben an Christus, sich wieder an der Seite des Herrn Jesus als Gottesmensch fühlen und zu sich selber und zu andern Menschen sagen: es ist nicht wahr, dass wir der Sünde gehören! Was in meinem Fleisch wohnt, ist nicht wahr! Nur wenn Gott in meinem Fleisch wohnt, bin ich ein wahrer Mensch.

In diesem Kampf haben nun unsere Fäuste, hat auch unsere Intelligenz und unser Verstand wenig Wert, unser Rennen und Laufen ist fast ganz umsonst. Da hat unser Glaube einen Wert, der Glaube, dass Jesus siegt, weil er im Fleisch ist. Man hat es vielfach so genommen: Jesus siegt und herrscht und kommt zuletzt am Ende der Welt wie ein Phänomen vom Himmel herunter und macht plötzlich alles anders. So ist es nicht. Christus kommt nicht von oben herunter nach unserer Vorstellung von „oben", — sein Oben ist jetzt nicht der Himmel, sein Oben ist die Stätte, die ihm Gott im Fleisch bereitet hat. In dir ist Christus oben, aus dir heraus soll Gott leuchten, weil Christus in dir ist. Uns nützt es nichts, wenn vom Himmel herunter Lichter kommen, — in uns muss es Licht werden, und das „Oben" unseres Herrn Jesus Christus ist da drinnen in meiner Brust und in deiner Brust, dort, wo der Kampf auf Tod und Leben geht, wo man lieber jeden Blutstropfen hergibt, als der Sünde Recht gibt. Nicht als ob ich die Sünde packen könnte und sie herauswerfen, sondern ich sage der Sünde: „Dir ist das Ende angedroht, und es kommt so gewiss, als ich lebe, weil Jesus im Fleisch ist." Wäre er heute nicht im Fleisch, ich wollte meinen Glauben nicht behalten; es wären alles Illusionen. Wenn ich nicht als Fleisch dastehen darf und Gott haben im Fleisch, in meinem Fleisch, dann ist unsere Sache eitel. Aber alles Fleisch ist Gottes: Gräser und Pflanzen, selbst Tiere und alles Geschaffene ist Fleisch. Es kann über das ganze Gebilde der Schöpfung, was wir Körperleben heissen oder nach diesem Ausdruck Fleisch heissen, es kann in alles etwas Falsches kommen. Das wissen wir wohl, aber wir sagen: Ist Christus im Fleisch, so muss schliesslich jedes Fleisch Gott erfahren, selbst in den Pflanzen und in den Tieren, geschweige

denn in den Menschen. In den verschiedenen Geschlechtern der Erde soll Gott aufgehen wie die Sonne, aus ihrem Fleische heraus Christus zur Ehre Gottes des Vaters. Da geht es dann bei den Mohren mohrenhaft zu; wir können sie nicht nach Gott stimmen, aber Christus in diesem Mohrenfleisch muss die Mohren zu Menschen Gottes machen, nicht nach unserer Kultur, sondern wie sie es brauchen, es geht uns nichts an, und die Chinesen, die Japanesen, die Indier, sie mögen heissen, wie sie wollen. Christus im Fleisch, das gibt uns die Liebe zu allen Menschen, das gibt uns die Liebe auch zu unseren Feinden; das gibt uns die Freundschaft auch zu dem grossen Mörder, dem Sultan von Konstantinopel, das gibt uns die Freundschaft zur Welt, nicht die Schmeichelei gegen die Welt, sondern die Freundschaft zu allen Menschen, die hohe Freundschaft, in welcher wir es durchbehaupten: Christus ist auch in dieses Fleisch der Sünder gekommen, es ist nur eine Frage der Zeit, so ist das Andere aus ihnen fort und Jesus lebt.

Das, meine Lieben, ist die Bedeutung eines Christtages, wenn wir einen solchen feiern wollen. Ich wollte aber, es hörten diese Christtagsfeiern in gewöhnlicher Art auf, und es würde ein jeder Tag ein Christustag werden, dass jeder Tag durch unsern Glauben eine solche Christushelle verbreitete, dass man es auch einmal wirklich sehen darf: Ja, Christus ist im Fleisch, in unserer Gesellschaft; unsere Gesellschaft soll ein göttliches Licht ausstrahlen zur Ehre Gottes, des Vaters. Dessen wollen wir uns bewusst werden und wollen drum kämpfen nur dadurch, dass wir es schauen, dass Christus ins Fleisch gekommen ist, und in Ihm Gott, und wir jetzt diesen Ringkampf beginnen; nicht mit den Menschen, Christus ringt mit keinem einzigen Menschen, er packt nicht einen Sünder und wirft ihn in die Hölle, und packt nicht einen andern und wirft ihn in den Himmel. Wir haben noch nie, solange Christentum besteht, ein derartiges Benehmen Jesu Christi gesehen; das tun bloss die Leute, die ihre Frömmigkeit wo anders suchen als beim lieben Gott, sie verdammen rechts und verdammen links, und in der Mitte nehmen sie ein paar Menschen, die ihnen gefallen und machen sie selig. Jesus hat sich noch nie beteiligt an diesen Sachen, die die frommen Leute seit Jahrhunderten aufgebracht haben; Jesus fängt nicht den Ringkampf mit dem Fleische an. Er fängt *im* Fleische einen Ringkampf mit der Finsternis, mit der Sünde *in* dir an. Er fängt nicht mit dir Händel an. Er will nicht mit dir jetzt zornig verfahren, damit du etwa selber die Sünde in dir überwältigst. Christus ist nicht dazu gekommen, dass Er unser Lehrmeister sei in der Welt und unser Zwingherr, sondern Er ist unser Erlöser. Er ist dazu da, dass er auch in unserm Fleisch besiege, was nicht von Gott ist; heraus muss das, weil Christus im Fleisch ist. Aber die Einzelnen werden es

nicht fertig bringen, bis es die Totalität, das Ganze des Menschengeschlechtes erfahren kann; darum ist unser Ringen und Kämpfen, selbst das Ringen und Kämpfen der besten Jünger Jesu, der Apostel, ein noch nicht fertiges. Es ist nicht so, dass einmal einer, etwa ein Apostel, sagen könnte: Ich bin fertig, also kann ich den andern helfen; sondern es ist noch in den Aposteln und in den besten Jüngern der Kampf vorhanden, und im einzelnen Menschen stellt sich der Kampf dar, wie er in der ganzen Welt geführt werden soll, so dass wir nicht verzagen dürfen, wenn es bei uns Einzelnen nicht so schnell zur ganzen Klarheit kommen kann. Wir müssen es nur wissen, es k o m m t zur Klarheit, es muss zur ganzen Klarheit kommen, weil Jesus im Fleisch ist. Da möchte ich euch sagen: Hier stehen wir; es möge alles kommen in der Welt und uns totschlagen, ich wehre mich nicht; es mögen alle Teufel kommen, es mögen alle Engel kommen, es mögen alle Finsternisse kommen, da stehe ich, ich wehre mich nicht, ich brauche mich nicht zu wehren; warum nicht? Weil ich weiss: Christus ist im Fleisch. Soll ich dann Angst haben und sagen: Ich bin ein Sünder? Nein! Dann wäre Christus nicht im Fleisch, wenn ich meine Sünde fürchten muss, dann ist Christus nicht ins Fleisch gekommen. Ich fürchte keine Sünde, keinen Tod; Christus ist in dieses Fleisch gekommen, in welchem Sünde und Tod herrscht, also bin ich frei; der Sieg ist auf meiner Seite, der Sieg ist auf eurer Seite. Aber glauben müsst ihr es, und müsst es in eurem Bewusstsein haben, dann seid ihr bekehrt, weiter braucht ihr nichts. Ihr braucht nicht als bessere Menschen jetzt zu erscheinen, alles andere begibt sich von selber, wenn jemand im Bewusstsein steht: Jetzt ist Christus im Fleisch. Selbst wenn es auch viele noch nicht spüren, so wird es über kurz oder lang in ihnen Licht werden, weil Jesus im Fleisch ist, dann bist du ein bekehrter Mensch.

Solche Bekehrung möchte ich hier in unserem Hause treiben, ich frage nichts nach aller andern Frömmigkeit. Alles, was so von uns aus am Leben herumkommandiert und Gesetze macht, hat gar keinen Wert für mich; ich will nur das e i n e, ja, das möchte ich haben, dass ihr alle miteinander es bewusst sagen könnet in Kreuz und Not und Arbeit und Anfechtung, im Leben und Sterben: „Christus ist im Fleisch, was mag uns von der Liebe Gottes scheiden?“ Dann haben wir ganz gewiss auch Erfahrungen zu machen; wir können ja nicht sagen, wir machen keine, wir machen Erfahrungen genug. Freilich auch bittere, denn dieses g a n z nehmen: Christus im Fleisch, oder g a n z s a g e n : Ich achte es alles für Kot, auf dass ich diesen Christus gewinne“, das ist keine so ganz angenehme Sache; denn das gefällt den meisten Christen nicht, sie wollen ihre Sachen zuerst besorgt wissen. Allein lassen wir das, — bringt es Friede oder Streit, bringt es Verständnis oder Missverständnis, wahr

ist wahr: Christus ist Gott im Fleisch, und wir dürfen sagen: Wir sind Gottes, nach Seinem Ermessen auch Wiedergeborene und Neugeschaffene, der eine so, und der andere anders, völlig ist noch keiner, aber in der Entwicklung zum neuen Himmel und zur neuen Erde. Darum, meine Lieben, wollen wir nicht nur heute, sondern alle Tage der jetzt kommenden Zeiten im Glauben und in der Fröhlichkeit und im Siegesbewusstsein wissen: Gott ist geoffenbaret im Fleisch, und wollen unsern Herrn im Fleisch, Jesus Christus hochhalten und die Kampfesfahne nimmer sinken lassen. Und geht es bis aufs Blut, nie wollen wir zagen, nie mutlos werden, nie einer Sünde Recht geben, nie einer Finsternis das Wort reden. Nichts, nichts hat eine Kraft, nichts hat eine Gewalt als dieser Christus im Fleisch, dem wir schon vor sechsundfünfzig Jahren das Lied gesungen haben:

Jesus ist der Siegesheld,
Der all' Seine Feind' besieget,
Jesus ist's, dem alle Welt
Bald zu Seinen Füssen lieget.
Jesus ist's, der kommt mit Pracht
Und zum Licht führt durch die Nacht!

Christoph Blumhardt.

Anmerkung. Indem ich hier unsern Lesern wieder eine Andacht Blumhardts vermittle — es ist eine Ansprache am Weihnachtsabend 1898 — möchte ich zugleich darauf hinweisen, dass ich eine grössere, sein ganzes Leben umfassende Auswahl aus den Predigten und Andachten Blumhardts vorbereite, deren erster Band in Bälde im Rotapfelverlag erscheinen wird. R. Lejeune.

Rosa Luxemburg.

Die Politikerin, die Schriftstellerin, der Mensch.

(Schluss.)

Inmitten dieser Kämpfe gegen den Militarismus, in denen sie im Namen der deutschen Proletarier das Gelöbnis abgelegt hatte: „Wenn uns zugemutet werden sollte, auf unsere französischen Brüder zu schiessen, so sagen wir, nein, das tun wir nicht!" traf sie der Ausbruch des Krieges und der Zusammensturz der Internationale. So zermalmend dies Scheitern ihrer Ideale auf sie wirkte, Rosa Luxemburg war nicht der Mensch, der sich passivem Brüten hingegeben hätte. Mit Karl Liebknechts Namen zusammen stand der ihre unter dem Protest deutscher Sozialisten gegen das Verhalten des Parteivorstandes in der „Berner Tagwacht". Im Februar 1915 trug ihr eine Rede über Soldatenmisshandlungen ein

Jahr Gefängnis ein. Schon in den ersten Monaten ihres Aufenthalts in dem Berliner Weibergefängnis der Barnimstrasse legte sie ihre Gedanken über die Weltlage und den Sozialismus in der Broschüre: „Die Krise der Sozialdemokratie“ nieder, die sie auf illegalem Weg an ihre Freunde und durch diese im Januar 1916 unter dem Pseudonym Junius an die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen wusste. Wer heute diese glänzende, auf breiter Grundlage aufgebaute, von ebenso tiefen Kenntnissen als geistreich kombinierendem Weitblick zeugende Schrift liest, empfindet das intensive Leben, die heftige Leidenschaft, die in ihr pulsieren, in einer schier atemlosen Spannung. Man mag sich danach von dem Eindruck, den sie inmitten der Katastrophe machte, die sie behandelt, Rechenschaft ablegen. Schon der Beginn, die Ausmalung des nationalistischen Taumels bei Kriegsanfang, dann des finsteren, verzweifelten Katzenjammers, der ihm folgte, das Auftauchen schamlos nackter Profitgier grundiert mit wenigen starken Strichen das Bild. Sie geht zur Schilderung des letzten grossen internationalen Kongresses der Sozialdemokratie (1912 in Basel) über, wo wie in einer gewaltigen Fuge die Stimmen der Führer der Arbeitermassen Europas zu der Beteuerung einsetzten, dass, wenn es zu dem Verbrechen des Krieges kommen sollte, ein solcher die Massen nicht mehr als willenlose Herde finden werde. Wie war danach der Zusammenbruch des 4. August, und wie war es möglich, dass die von der Regierung gegebene Version von der deutschen Parteileitung kritiklos übernommen wurde? Sie untersucht die überall ausgegebene Parole „das Vaterland ist in Gefahr“ auf ihren Inhalt und enthüllt „das wahre Wesen, die wirklichen Ziele“ des Krieges, wie sie sich ihr darstellen. Der deutsch-französische Krieg mit seiner Umgestaltung der Karte Europas hat die Aera des Wettrüstens und die Bündnisse Frankreich-Russland, Deutschland-Oesterreich inauguriert und damit die Herrschaft des Militarismus eingeleitet, die sich durch den ungeahnten Aufschwung des Kapitalismus mit ganz neuem Inhalt erfüllen sollte. Seit den achtziger Jahren hatte sich der Drang nach kolonialer Expansion der europäischen Staaten bemächtigt. Schon war die Welt unter den älteren Kolonialmächten so gut wie verteilt, als „der junge, kraftstrotzende deutsche Imperialismus mit ungeheuren Appetiten“ auf den Plan trat und der Faktor allgemeiner Beunruhigung werden musste. Es folgt die Schaffung der deutschen Weltflotte, das Wettrüsten zwischen Deutschland und England. Flottenbau und Rüstungen, ein grandioses Geschäft für die deutsche Grossindustrie, ziehen deren Einschwenken in die Bahn des Imperialismus nach sich. Als sein erstes „Operationsfeld“ wird die „friedliche Durchdringung“ der Türkei bezeichnet, von der die deutsche Bank 1901 die Konzession für die grosse Bagdadbahn er-

langt hatte, was den Ruin des zum Zweck der Erfüllung eingegangener Verpflichtungen mehr und mehr ausgesaugten kleinasiatischen Bauerntums und die militärische Organisation des Landes durch deutsche Instruktoren nach sich zog.

Diese letztere wurde in England, das Eintreten für die Integrität der Türkei (die Deutschland für deren kapitalistische Ausnutzung nötig war) in Italien und vor allem in Russland peinlich empfunden, das für seine imperialistischen Pläne den Zugang zu den Weltmeeren und vor allem den Besitz der Dardanellen erstrebte. Während in Marokko (1905) ausserdem der deutsche Imperialismus dem französischen ins Gehege gekommen war, verschärfte sich die Lage noch durch die Bindung Deutschlands an Oesterreich, dessen ganzes Kapital an aufgehäuftem Hass der Balkanvölker es mitübernahm. Oesterreich, in der Zwangslage, in die es die von jenen abgesprengten Teile seines buntscheckigen Staatsgebildes versetzten, aber auch im Interesse seiner Kartellindustrien und uneingestandener Annexionsgelüste, wurde zum Hemmnis der Entwicklungsmöglichkeiten besonders Serbiens, das sich in wirtschaftlicher und politischer Abhängigkeit der Erdrosselung nahe sah. Hinter Serbien aber erhob sich Russland. Es standen also schon durch Jahre scheinbaren Friedens die Völker, die den Wunsch der Aufteilung der Türkei und des Zerfalls Oesterreichs hegten, Deutschland feindlich gegenüber, das durch sein vermeintliches Interesse sich an diese zwei „verwesenden Leichname“ gebunden sah. Als der Mord von Serajewo in die allenthalben aufgehäufte ungeheure Brennstoffmasse den Funken warf, suchte denn auch Deutschland nicht von Oesterreich die Erstickung des Brandes zu erzwingen: „Der am 4. August begonnene Weltkrieg war ja derselbe, auf den die deutsche und die internationale Politik seit Jahrzehnten unermüdlich hingeabeitet hatte.“ — Die sozialdemokratische Fraktion, der diese Zusammenhänge seit Jahren geläufig sein mussten, hat sich gleichwohl durch Schlagworte wie „Schutz der deutschen Kultur gegen russische Reaktion und Barbarei“ verblenden lassen. Es wird nun ausgeführt, wie viel fortgeschrittener der revolutionäre Geist in Russland als in Westeuropa, wie es gerade der westeuropäische Kapitalismus gewesen sei, der die Mittel zur Unterdrückung der russischen revolutionären Bewegung geliefert habe. Die deutschen Sozialisten aber, die sich Russland gegenüber eine Befreiermission andichteten, hatten bei Kriegsbeginn durch Annahme des „Burgfriedens“, indem sie sich jedes Kampfmittels beraubten, sich nicht einmal einer ähnlichen Abrüstung der Gegenseite versichert, und Militärdiktatur und Belagerungszustand mit in Kauf genommen. Sie haben dadurch die Stärkung aller reaktionären Faktoren, die von je die „kümmerliche deutsche Freiheit“ bedrohten, bewirkt und sich jeder Einwirkung

auf rasche, annexionslose Beendigung des Krieges begeben. In grossartiger Zusammenfassung weist sie darauf hin, dass der Krieg, der von jedem Staat als nationaler Verteidigungskrieg proklamiert wurde, sich zum imperialistischen „Weltumteilungsprozess“ auswächst. Hier wäre es Pflicht dem Lande gegenüber gewesen, es über die wahren Hintergründe des Geschehens aufzuklären, die Parlamentstribüne als Kanzel zu benutzen, um erleuchtend und aufrüttelnd die Aufgaben der Arbeiterklasse in dieser Krise klar zu formulieren. Dann wäre die moralische Autorität der deutschen Sozialisten unversehrt geblieben, die in kurzer Zeit zur Besinnung und Klärung der Wirren der Internationale geführt und einem beschleunigten Frieden vorgearbeitet hätte. „Sieg oder Niederlage?“ Sie zeigt, dass bei den heutigen verheerenden Kriegsmitteln Sieg wie Niederlage den Ruin der Länder bedeuten. Angenommen selbst, es ergäbe sich für den einen Teil aus der Niederlage des Gegners ein relativer Vorteil im Konkurrenzkampf, so würde dies für die Arbeiterklasse, deren Kämpfe international ausgefochten werden, nicht in Betracht kommen. Wie könnte die Kraft der Gewerkschaften in einem Staatenkomplex blühen, wenn diejenigen des anderen darniederliegen? In politischer Beziehung aber würde Sieg der einen Seite Annexionen und Zerstückelung der andern, damit die Gegebenheit eines zweiten Weltkrieges bedeuten. Der Krieg an sich aber ist die denkbar grösste Niederlage des Proletariats. — Von allen Seiten sind die Batterien herangeführt, nun werden sie zu einer zerschmetternden Anklage gegen den Kapitalismus und zur Heraufbeschwörung der ihn überwindenden Weltrevolution benutzt. Es ist unmöglich, in diesem kurzen Abriss einen Begriff von dem Glanz der Sprache, dem Feuer der Darstellung, der Plastik von Bildern und Vergleichen, vor allem aber von der Glut der Ueberzeugung zu geben, die den Leser auch dann noch hinreissen, wenn er sich bewusst bleibt, dass er nicht eine objektiv historische Untersuchung, sondern eine hie und da einseitig auf materialistischer Geschichtsauffassung fussende Streitschrift auf sich wirken lässt. Und selbst der Voreingenommene wird sich dem Eindruck nicht verschliessen können, dass in diesem grandiosen Weltbild ein grosses Stück Wahrheit beschlossen liegt.

Wie seltsam mutet es von einem so eminent politischen Geist an, wenn wir danach in den „Briefen aus dem Gefängnis an Sonja Liebknecht“ auf das Bekenntnis stossen: „Innerlich fühle ich mich in so einem Stückchen Garten wie hier oder im Feld unter Hummeln und Gras viel mehr in meiner Heimat als — auf einem Parteitag. Ihnen kann ich ja wohl das alles sagen: Sie werden nicht gleich Verrat am Sozialismus wittern. Sie wissen, ich werde trotzdem hoffentlich auf dem Posten sterben: in einer Strassenschlacht oder im Zuchthaus.

Aber mein innerstes Ich gehört mehr meinen Kohlmeisen als den Genossen.“ Die innerliche Freiheit, die sie sich trotz felsenfester Prinzipien wahrte, ist überhaupt ein Grundzug ihres Wesens; alle Feierlichkeit, Ehrerbietung vor den „Instanzen“ ist ihr fremd. Von dem Parteivorstand spricht sie als den „Vätern“; der Parteitag heisst das „Familienfest“, sich selbst nennt sie einmal, die Angst der anderen ironisierend, „die Petrolöse“. Ihr inneres Leben ist so stark und vielseitig, dass man bei der Lektüre der Briefe den Eindruck hat: es konnte ihr eigentlich „nichts geschehen“. Unendliche innere Hilfskräfte standen ihr zu Gebote. Auch das ist charakteristisch für sie, die, wie kaum eine Zweite, auf die Massen und auf Massenaktionen wirkte, dass ihr persönlich alle Vielheitsbezeugungen zuwider waren. „Dass Ihr mir keinen Sammelgruss geschickt habt, ist mir sehr lieb,“ schreibt sie einmal: „alle Pluralbriefe und Karten sind mir ein Greuel, da sie meist lärmend und banal sind, wie die Menschen meist werden, wenn sie in grösserer Zahl beisammen sind. Mir ist nur mit Stillem, Persönlichem wohlgetan. Du weisst, ich vertrage so schlecht, wenn man laut spricht — —“

Im Februar 1916 ward sie aus dem Gefängnis entlassen, fünf Monate später aber von neuem „in Schutzhaft“ genommen für unbestimmte Dauer. Ganz von der Aussenwelt getrennt, in einer Abgeschlossenheit, die nur der Zensur unterbreitete Bücher und Briefe durchdringen sollten, gelang es ihr doch, Flugblätter, Aufrufe und wesentliche Beiträge zu den „Spartakus-Briefen“ ihren Freunden zu übermitteln. Im Herbst 1918 entstand im Gefängnis in Breslau eine für ihre theoretische und praktische Einstellung dem zur Macht gelangten Bolschewismus gegenüber höchst interessante Arbeit „Die russische Revolution“, auf der gesamten heimlich bei ihr eingeschmuggelten russischen Zeitungs- und Broschürenliteratur fussend, die erst zwei Jahre nach ihrem Tod veröffentlicht wurde. Sie verlangt, dass „dem ersten welthistorischen Experiment mit der Diktatur der Arbeiterklasse“ nicht in kritikloser Anbetung, sondern mit eingehender, nachdenklicher Kritik gegenübergetreten werde. Unter den schwersten Bedingungen, im Chaos des Völkermordens, unter den Bajonetten der reaktionärsten Militärmacht Europas ist dies Experiment zu Stande gekommen; es ist klar, dass unter solchen Umständen die Ideale der Demokratie und des Sozialismus sich nur unter starker Einbusse in „ohnmächtigen, verzerrten Anläufen“ durchzusetzen vermochten. Es wäre verfehlt, das, wozu die Führer vielleicht mit heftigem innerem Widerstreben sich gezwungen sahen, nun als erhabenes Muster hinstellen zu wollen. Nach der ersten Phase der Revolution (März 1917), die den Absolutismus „wie ein abgestorbenes Organ“ hinweggefegt hatte, begannen erst ihre schwierigsten Aufgaben mit den Forderungen der städtischen Prole-

tarier und Heeresmassen und denen des Bauerntums: sofortiger Friede und Land. Diese beiden Ziele verursachten die Spaltung der revolutionären Phalanx. Das eine hatte die imperialistische, das andere die kapitalistische Bourgeoisie gegen sich. Der Fehler der Menschewiki war, dass sie sich, im Wahn, Russland sei für die sozialistische Revolution noch n i c h t r e i f , an das Zusammengehen mit den schon in schärfsten Widerspruch zum Gang der Revolution geratenen bürgerlichen Liberalen klammerten. Hier war es nun das Verdienst des Bolschewismus, die ganze Macht ausschliesslich in die Hand der Arbeiter- und Bauernmasse, der Sowjets gelegt zu haben. Der grosse Schritt zur Diktatur des Proletariats musste gewagt werden, wollte man nicht die Erfahrung aller Revolutionen, dass ängstliches Paktieren ihre Errungenschaften zunichte macht, ungenutzt lassen. Nun aber fragte es sich, wie man das theoretische Problem des Sozialismus in die Wirklichkeit überführen würde. Die sozialistische Umgestaltung der Wirtschaftsweise setzt voraus, dass alles Land in der Hand des Staates zusammengefasst und von ihm zum Zweck der Bewirtschaftung nach den fortschrittlichsten Methoden unter seiner Organisation unter die Bauern verteilt werde. Ihr zweites Grundprinzip ist Vereinheitlichung von Landwirtschaft und Industrie, so dass die Produktionskraft der einen der der anderen zu Hilfe komme. Auf beiden Gebieten geschah das von sozialistischen Gesichtspunkten aus zu Vermeidende. Durch die sofort uneingeschränkt an die Bauern ausgegebene Parole: „Nehmt euch das Land!“ liessen die Leiter der Bewegung jede Möglichkeit fahren, auf die Art der Verteilung und die der Bewirtschaftung je noch irgendeinen Einfluss üben zu können. Der relativ fortgeschrittene Grossbetrieb wurde zerschlagen „zu primitivem Kleinbetrieb, der technisch mit den Mitteln aus der Zeit der Pharaonen arbeitet“. Die Autorisation der willkürlichen Besitzergreifung, abgesehen davon, dass sie vielfach gerade den reichen Bauern und Dorfwucherern zugute kam, schuf ausserdem eine unübersehbare Masse neuer kleinbürgerlicher B e s i t z e r , die, zäh an dem neuen Eigentum hängend, es gegen jeden sozialistischen Eingriff „mit Zähnen und Nägeln“ verteidigen wird, und die sich dann auch in jeder Frage der Sozialisierung der Produktion sofort dem städtischen Proletariat feindlich gegenüberstellte. Nachdem der russische Bauer auf eigene Faust vom Lande Besitz ergriffen, überliess er die Revolution ihren Feinden, „den Staat dem Zerfall, die städtische Bevölkerung dem Hunger“.

Ebensowenig Voraussicht zeigten die bolschewistischen Leiter, als sie bei den Friedensverhandlungen im Gegensatz zu dem sonstigen Zentralismus ihrer Politik — vielleicht in derselben illusorischen Hoffnung, sie durch besondere Gewährungen an die Fahne

der Revolution zu fesseln, die schon bei den Bauern getrogen hatte — das Selbstbestimmungsrecht der verschiedenen Nationen des russischen Reiches proklamierten. Statt die Kräfte in ihnen wachzurufen, die sie zu Verbündeten der Revolution zu machen geeignet gewesen wären, entfesselte man den nationalen Egoismus: „eine nach der anderen dieser Nationen benutzte die frisch geschenkte Freiheit dazu, sich als Todfeindin der russischen Revolution gegen sie mit dem deutschen Imperialismus zu verbünden.“ Das Festhalten der Bolschewisten an diesem einen Paradestück demokratischer Freiheiten ist um so unbegreiflicher in Anbetracht der Geringschätzung, die sie allen übrigen gegenüber an den Tag legten. Die Schrift geht nun zur Kritik eben jener Missachtung aller demokratischen Grundfreiheiten über, deren sie Lenin und Genossen bezichtigt. Sie haben die in voller Freiheit vorgenommenen Wahlen zur konstituierenden Versammlung, die sie früher selbst stürmisch gefordert hatten, nicht nur für null und nichtig erklärt, sondern es auch unterlassen, durch Neuwahlen den Ausdruck des wie sie behaupteten veränderten Volkswillens zu Worte kommen zu lassen. Statt dessen wurde ein für die Zeit der proletarischen Diktatur berechnetes Wahlrecht ausgearbeitet, das nur denen verliehen werden soll, die von eigener Arbeit leben. Sehr klar wird nun ausgeführt, wie ein solches Wahlrecht nur Sinn hat in einer Gesellschaft, die wirtschaftlich in der Lage ist, ‚allen, die arbeiten wollen, ein auskömmliches, kulturwürdiges Leben von eigener Arbeit zu ermöglichen,“ dass es aber unter den ungeheuren Schwierigkeiten Sowjetrusslands eine „ganz unbegreifliche Massregel“ ist. Dazu kam die Abschaffung der wichtigsten demokratischen Garantien eines gesunden öffentlichen Lebens, der Pressfreiheit, der Vereins- und Versammlungsfreiheit. Durchaus lehnt sich Rosa Luxemburg gegen das Leninsche Wort auf: der „bürgerliche Staat sei ein Werkzeug zur Unterdrückung der Arbeiterklasse, der sozialistische zur Unterdrückung der Bourgeoisie“. Sie bekennt sich zu der grossartigen Ansicht: „Freiheit nur für die Anhänger der Regierung, nur für Mitglieder einer Partei ist keine Freiheit. Freiheit ist immer Freiheit des anders Denkenden.“ Sie schildert die belehrende, reinigende, heilsame Wirkung der politischen Freiheit. Der Abbau kann dekretiert werden, der schöpferische Aufbau nicht. Nur umgehemmt schäumendes Leben findet neue Formen, wird soziale Instinkte an Stelle egoistischer, Masseninitiative an Stelle der Trägheit setzen. Der einzige Weg zu dieser Wiedergeburt ist uneingeschränkte breiteste Demokratie. Die Schrekkensherrschaft aber demoralisiert. Diktatur des Proletariats heisst ihr: Ergreifen sozialistischer Massnahmen „in „energischster, unnachgiebigster, rücksichtslosester Weise“, aber

unter ungehemmter Teilnahme der Volksmassen, in unbeschränkter Demokratie. Sie hat volles Verständnis für die ungeheuren Schwierigkeiten, die in Russland das Bild des sozialistischen Staates notwendig karikieren mussten, warnt aber davor, „aus der Not eine Tugend machen", dem internationalen Proletariat das notgedrungen Verzerrte als Muster zur Nachahmung empfehlen zu wollen. „Das Wesentliche und Bleibende, das unsterbliche geschichtliche Verdienst der Bolschewiki-Politik, schliesst sie, ist, mit der praktischen Problemstellung der Verwirklichung des Sozialismus vorausgegangen zu sein und die Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit in der ganzen Welt mächtig vorangetrieben zu haben. In Russland konnte das Problem nur gestellt, nicht gelöst werden. In diesem Sinn gehört die Zukunft überall dem Bolschewismus."

Wenige Wochen nach Vollendung dieser Schrift brach in Deutschland die Revolution aus, die Rosa Luxemburg die Freiheit gab. Sofort in den Strudel der Ereignisse hineingezogen, ohne ihren durch die schweren Zeiten der Haft erschütterten Nerven eine Erholung zu gönnen, ward sie Seite an Seite mit Karl Liebknecht sofort an die Spitze der Unbedingtesten der Kämpfer geführt. Die „Spartakisten", die sie noch vom Gefängnis aus durch (nicht veröffentlichte) Beiträge zu den „Spartakusbriefen" von der falschen Taktik der Bolschewisten hatte überzeugen wollen, rissen sie jetzt in der glühenden Atmosphäre der Revolution vielleicht über jene Grenze hinaus fort, die ihr scharf abwägender Verstand gezogen hatte. Vielleicht! Aber es ist zu betonen, dass sie das Ergreifen sozialistischer Massnahmen „in energischster, unnachgiebigster, rücksichtslosester Weise" immer gefordert, dass sie den revolutionären Kampf für das Durchsetzen ihres Ideals (der „endgültigen Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit") immer für unumgänglich erklärt hat und ihn schon wegen seines unvergleichlich fördernden und reifenden Einflusses auf die Massen nicht hätte missen wollen. Man hat ihr zum Vorwurf gemacht, sie habe mit dem Anstreben der Diktatur durch eine entschlossene Minderheit gegen ihre eigene frühere Ueberzeugung gehandelt. Aber man vergisst, wie hoch sie, der ein gutes Stück „Revolutionsromantik" von je im Blute lag, das mitreissende Feuer der Volksrevolution, die die Minorität unter Umständen leicht zur Majorität anwachsen lässt, bewertete. Liest man in dem ergreifenden „Nachwort" Luise Kautskys (zu den „Briefen an K. u. L. Kautsky"), die sie „in den acht ihr nach der Freilassung noch vergönnten Lebenswochen nicht mehr wiederzusehen suchte, da sie mit Karl Liebknecht immer dort stand, wohin jene „trotz all ihrer Liebe und Bewunderung ihr nie und nimmer zu folgen vermochte", von der Glut, die ihr aus einem Briefchen dieser Zeit entgegenschlug, und von der sie diese „Frau, die sich sonst so zu beherrschen wusste,

fast verzehrt sah," so gewinnt man die Ueberzeugung, dass sie den von ihr als Heilszustand ersehnten Sturz der kapitalistischen Weltherrschaft durch ihre Aktion gleichsam herbeizuzwingen suchte.

Aber selbst in dem lodernden Feuer des entfesselten Kampfes blieb sie sich selbst treu. Es sind ihre Worte, die in dem Programm des Spartakusbundes verkünden: „Die proletarische Revolution bedarf für ihre Ziele keines Terrors; sie hasst und verabscheut den Menschenmord!" Und auf dem Parteitag der Spartakisten am 30. Dezember 1918 war es wiederum nicht die Demagogin, sondern die scharfblickende Kritikerin, die der Versammlung ihre „geistige Bequemlichkeit" vorwarf und verlangte, dass sich Nachdenklichkeit und Ernst dem revolutionären Elan paare. „Es wurde gesagt," rief sie, „entweder Maschinengewehr oder Parlament im Sinne des alten Reichstags. Ich wünsche einen etwas tieferen, verfeinerten Radikalismus." Man darf wohl behaupten, dass bis zuletzt Intelligenz und Verantwortungsgefühl sie vor der schmalen Grenze festhielten, die anfeuernde Aufklärung von Demagogie trennt und dass sie trotz des Ungestüms ihres Temperamentes sich selten oder nie zur Verwendung von Mitteln hinreissen liess, die durch Aufreizung der Begierden und Leidenschaften und durch rhetorische Trübung der Urteilsfähigkeit der Hörer nach Erfolg streben. Sie missbraucht das ihr in höchstem Masse zu Gebot stehende Feuer der Rede nicht, um die gemeinen Triebe der Menge anzustacheln. Während ihrer ganzen politischen Wirksamkeit sucht sie das Klassenbewusstsein zu schärfen, aber nie durch Ausmalung eines Schichtwechsels an der Krippe materieller Genüsse. Der Sozialismus ist ihr die hohe Kraft, die die Zukunft der Menschheit im Schosse trägt, und die allein die kostbaren Schätze der Vergangenheit in eine bessere, edlere Gesellschaftsform hinüber zu retten vermag. In ihrer Weltauffassung, die voll anderen Inhalts, aber ganz so diesseitig orientiert wie die des Nietzsche der vorletzten Epoche ist, stellt dies das Jenseitige dar: der Sozialismus ist ihr die Brücke zu einem höheren Menschentum.

Ueberblickt man die reiche Ernte dieses kurzen Lebens, gedenkt man seiner durchaus reinen und hohen Ziele, ruft man sich die scharfe, tiefe, phantasiereiche Intelligenz, diese so zart und glutvoll empfindende Seele zurück, so wirkt das jähe, grausame Ende — die Gefangennahme und darauffolgende Ermordung — wie eines der grauenhaftesten Nachtbilder der Weltgeschichte. Sie hatte es ja freilich vorausgesagt, dass sie auf eine ähnliche Art enden würde, und ihre Gefasstheit allem Geschehen gegenüber hatte diese Vorstellung nicht zu erschüttern vermocht. Voll hatte sie ihr Leben gelebt; da sind keine trägen, ungenutzten Zwischenräume, — die Fähigkeit zum Auskosten jedes Augenblicks in intensivster Arbeit,

lebensvollstem Empfinden, inniger dichterischer Anschauung, versagt auch in Jahren des Leidens nicht. „Wie merkwürdig das ist," schreibt sie aus dem Gefängnis in Breslau, „dass ich ständig in einem freudigen Rausch lebe ohne jeden besonderen Grund." Und an anderer Stelle: „So ist das Leben seit jeher, alles gehört dazu: Leid und Trennung und Sehnsucht. Man muss es immer mit allem nehmen und alles schön und gut finden. Ich tue es wenigstens so." „Man soll sein," so soll einer ihrer Lieblingsaussprüche gelautet haben, „wie eine Kerze, die an beiden Enden brennt." Auch die Arbeit packt sie wie ein Feuer. „Das war damals wie ein Rausch, als ich es schrieb," sagt sie von ihrem Buch „Die Akkumulation", — „ich schwöre Dir, dass es von Anfang bis Ende die erste Niederschrift ist, die ich ungelesen in Druck gab, so hatte es mich gepackt." Mit derselben Intensität wirft sie sich auf das Studium der Botanik, treibt sie Pflanzen- und Tiergeographie und Geologie. Dies alles so gründlich, dass es als wirklicher Besitz die Lebensfülle ihres Weltbildes bereichert. „So muss ich immer etwas haben," schreibt sie, „was mich mit Haut und Haar verschlingt." Liest man ihre Briefe, so fühlt man sich aber nicht allein von dieser wunderbaren Lebensintensität ergriffen. Es offenbart sich in ihnen eine stille, tiefe Seele, die zugleich eine Künstlerseele ist. Das Leben der Vögel, der Schmetterlinge und Hummeln verschlingt sich mit dem ihren; sie erlebt in ihrer kleinen Gefängniszelle an Wolken, Gewitterstimmungen, Kommen und Gehen der Jahreszeiten in einer Weise, deren vollkommene Eigenart den Leser hinnimmt. Was uns aber erschüttert, ist ihr Einssein mit dem Leiden jeder Kreatur. Es möge hier ein Auszug aus einem Brief an Sonja Liebknecht eine Stelle finden, der dies besonders eindringlich offenbart.

„Ach, Sonitschka, ich habe hier einen scharfen Schmerz erlebt; auf dem Hof, wo ich spaziere, kommen oft Wagen vom Militär, vollbepackt mit Säcken oder alten Soldatenröcken und Hemden, oft mit Blutflecken . . ., die werden hier ausgeladen, in die Zellen verteilt, geflickt, dann wieder aufgeladen und ans Militär abgeliefert. Neulich kam so ein Wagen, bespannt, statt mit Pferden, mit Büffeln. Ich sah die Tiere zum erstenmal in der Nähe. Sie sind kräftiger und breiter gebaut als unsere Rinder, mit flachen Köpfen und flach abgebogenen Hörnern, die Schädel also unseren Schafen ähnlicher, ganz schwarz, mit grossen, sanften Augen. Sie stammen aus Rumänien, sind Kriegstrophäen . . . Die Soldaten, die den Wagen führen, erzählen, dass es sehr mühsam war, diese wilden Tiere zu fangen und noch schwerer, sie, die an die Freiheit gewöhnt waren, zum Lastdienst zu benutzen. Sie wurden furchtbar geprügelt, so dass für sie das Wort gilt „vae victis" . . . An hundert Stück der Tiere sollen in Breslau allein sein, dazu bekommen sie, die an die üppige rumä-

nische Weide gewöhnt waren, elendes und karges Futter. Sie werden schonungslos ausgenutzt, um alle möglichen Lastwagen zu schleppen und gehen dabei rasch zu Grunde. — Vor einigen Tagen kam also ein Wagen mit Säcken hereingefahren, die Last war so hoch aufgetürmt, dass die Büffel nicht über die Schwelle bei der Toreinfahrt konnten. Der begleitende Soldat, ein brutaler Kerl, fing an, derart auf die Tiere mit dem dicken Ende des Peitschenstieles loszuschlagen, dass die Aufseherin ihn empört zur Rede stellte, ob er denn kein Mitleid mit den Tieren hätte! „Mit uns Menschen hat auch niemand Mitleid," antwortete er mit bösem Lächeln und hieb noch kräftiger ein ... Die Tiere zogen schliesslich an und kamen über den Berg, aber eins blutete ... Sonitschka, die Büffelhaut ist sprichwörtlich an Dicke und Zähigkeit, und die war zerrissen. Die Tiere standen dann beim Abladen ganz still erschöpft und eines, das, welches blutete, schaute dabei vor sich hin mit einem Ausdruck in dem schwarzen Gesicht und den sanften schwarzen Augen, wie ein verweintes Kind. Es war direkt der Ausdruck eines Kindes, das hart bestraft worden ist und nicht weiss wofür, weshalb, nicht weiss, wie es der Qual und der rohen Gewalt entgehen soll ... ich stand davor und das Tier blickte mich an, mir rannen die Tränen herunter — es waren seine Tränen, man kann um den liebsten Bruder nicht schmerzlicher zucken, als ich in meiner Ohnmacht um dieses stille Leid zuckte. Wie weit, wie unerreichbar, verloren die freien, saftigen Weiden Rumäniens! Wie anders schien dort die Sonne, blies der Wind, wie anders waren die schönen Laute der Vögel oder das melodische Rufen der Hirten! Und hier — diese fremde, schaurige Stadt, der dumpfe Stall, das ekelerregende, muffige Heu mit faulem Stroh gemischt, die fremden, furchtbaren Menschen, und — die Schläge, das Blut, das aus der frischen Wunde rinnt ... O mein armer Büffel, mein armer, geliebter Bruder, wir stehen hier beide so ohnmächtig und stumpf und sind nur eins in Schmerz, in Ohnmacht, in Sehnsucht. — Derweil tummelten sich die Gefangenen geschäftig um den Wagen, luden die schweren Säcke ab und schleppten sie ins Haus; der Soldat aber steckte beide Hände in die Hosentaschen, spazierte mit grossen Schritten über den Hof, lächelte und pfiff leise einen Gassenhauer. Und der ganze herrliche Krieg zog an mir vorbei ...

... Sonitschka, Liebste, seien Sie trotz alledem ruhig und heiter. So ist das Leben und so muss man es nehmen, tapfer, unverzagt und lächelnd — trotz alledem."

Diesem innigen und doch nicht sentimentalen, man könnte sagen zornigen Mitleid, das den Urquellen ihres Wesens angehörte, einte sich ein merkwürdiges Gefühl der Mitverantwortlichkeit für alles irdische Geschehen. „Und wenn ich die Unruhe und Sorge der

kleinen Eltern sehe," schreibt sie einmal von einem Haubenlerchenpaar, „bekomme ich buchstäblich einen Herzkrampf . . . Ich sage mir vergeblich, dass ich ja nicht für alle hungrigen Haubenlerchen der Welt verantwortlich bin und nicht um alle geschlagenen Büffel weinen kann. Das hilft mir nichts, und ich bin förmlich krank, wenn ich solches höre und sehe. Und wenn der Star, der irgendwo in der Nähe sein aufgeregtes Geschwätz wiederholt, für einige Tage verstummt, habe ich wieder keine Ruhe und warte gequält, dass er seinen Unsinn nur weiter pfeift, damit ich weiss, dass es ihm wohlergeht. So bin ich aus meiner Zelle nach allen Seiten durch unmittelbare, feine Fäden an tausend kleine und grosse Kreaturen geknüpft und reagiere auf alles mit Unruhe, Schmerz, Selbstvorwürfen . . ."

Was diesem seelischen Verhältnis zum Leben aber erst Form und Farbe gab, war ihr tiefes Schönheitsgefühl, ihre Erschütterung vor vollendeter Schönheit. „Ich war so ergriffen," drückt sie dies einmal aus, „dass ich unwillkürlich in die Knie sinken wollte, wie ichs immer vor vollendeter Schönheit muss." Mitleid, Verantwortungsgefühl und Sehnsucht nach Schönheit sind denn auch die Wurzeln, aus denen ihre Weltanschauung erwachsen ist, — ihr Sozialismus, der Kampf um eine leidlosere, eine edlere, eine schönere Welt. Und in diesem Sinne dürfen auch jene, die ihre Wege zur Erreichung dieses Zieles nicht immer billigten, ihrer in Verehrung gedenken.

Clara Stern.

Wie die Kinder.

„Wahrlich, ich sage euch: Wer nicht das Reich Gottes nimmt als ein Kind, der wird nicht hineinkommen."

Dies Wort muss für viele doch ein Anstoss, ja ein Aergernis sein. Das „Sein wie die Kinder" will für uns moderne Menschen so schlecht passen. Es kommt uns vor wie eine Missachtung unserer wertvollsten Errungenschaften, ein Beiseiteschieben von Gottesgaben, die wir als die grössten und schönsten würdigen. Heisst es nicht, unserer intellektuellen Entwicklung und Höhe, unseres feinsten und tiefsten Fortschritts spotten, wenn man uns zumutet, zum Empfang des Reiches Gottes keine anderen Fähigkeiten und Kräfte nötig zu haben, als auch das Kind sie besitzt? Wo bleibt dann Sinn und Wert unseres geistigen Ringens? Wo die Freude am geistigen Wachstum? Warum dann die dunklen Stunden einsamen Grübelns und Forschens nach Gott und seiner Wirklichkeit, wenn das alles uns seinem Reiche nicht näherbringen soll? Es scheint ein anstössiges, ja ein hartes Wort zu sein; denn fast klingt es so, als wäre das

Anspannen unserer geistigen Kräfte, das uns doch wohltut wie das Anspannen unserer Muskeln, fast eher eine Hinderung auf dem Wege zum Gottesreich; ja, als gehöre es in die Kategorie jener Dinge, die wir lieber von uns werfen sollen, als dass wir ihnen erlauben, uns den Eingang ins Leben zu sperren. Furchtbares Wort, das uns zu einer kindlichen Naivität zwingen will; furchtbarer Herr, der es ausspricht und uns die tiefen Freuden geistiger Bildung und intellektuellen Wachens hat schmecken lassen, um sie von uns als schwerstes Opfer zu fordern!

Nein, s o werden wir mit diesem Worte nicht fertig werden. Ein Geist, der einmal die Hüllen kindlicher Naivität gesprengt hat, kann in sie nicht mehr zurückkehren und gewaltsame Einengung und Verkrüppelung führt auf diesem wie auf jedem anderen Gebiet zu Ausschweifung oder Heuchelei. Das grosse Wort der Freiheit: „Alles ist euer" ist ganz sicher im Sinne Jesu gesprochen, und so manches seiner eigenen Worte, — vor allem auch das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden, — würde eine solche Auslegung direkt widerlegen. Aber wir dürfen ihm auch nichts von seiner Schärfe und Klarheit nehmen; es ist, so wie es ist, gewiss eines der zentralsten Worte Jesu, so ganz aus seinem Herzen heraus gesprochen. Aber es wird, wie so viele andere, verzerrt und anstössig, wird Buchstabe statt Geist, wenn es aus seiner Fassung herausgerissen wird, wenn es nicht in dem Lichte gesehen wird, ohne welches alles Reden und Tun Jesu unbegreiflich bleibt; im Lichte der Liebe, Grund, Wesen und Halt des Reiches Gottes.

Da aber beginnt dies Wort zu leuchten und wird ein Führer zu jener Naivität, die Jesus fordert; die nicht ein ängstlichs Ausweichen vor dem Denken oder eine bigotte Ablehnung ist, sondern die alles Denken und alles geistige Wachstum in sich aufnimmt und mit „göttlicher Weisheit" überbietet.

Was unmöglich und unrecht schien, wird möglich und recht, sobald die Liebe uns zu Brüdern und Schwestern führt und uns mit ihnen verbindet. Sie, die in Not und Mühsal um ihr Leben und um seinen Sinn ringen müssen, sie, die weder Zeit noch Kraft haben, ihr Denken zu üben und den Geist zu pflegen, sie werden, ohne Worte vielleicht und ohne sich dessen bewusst zu sein, zu Beurteilern und Richtern unseres tiefsinnigen Suchens und unserer geistigen Feinheit; nein, die Liebe, die wir ihnen schulden, das Gottesreich, zu dem sie berufen sind und wir mit ihnen sein möchten, sie richten unsere Weisheit. Wo sie der Liebe dient, wo sie Brüder eint und Gott und seinem Reiche näher zu bringen vermag, wird sie gewiss nicht verurteilt werden. Wo sie aber Menschen derart trennt, dass sie den Besitzenden im Geiste mehr Gott-Erkennen zuspricht, als den

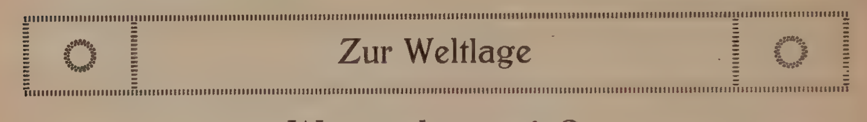
Armen im Geiste, wo das tiefsinnige Reden von Gott — das ja doch nie, nie tiefsinnig genug sein könnte, um auch nur einen Abglanz Seines Wesens zu erfassen, wo dies Reden vom unbegreiflichen und unfassbaren Gott wirkliche Mauern zwischen Ihm und den Menschen errichtet, muss solche intellektuelle Art dann nicht das furchtbare Jesuswort treffen: „Wehe den Menschen, durch welche Aergernis kommt"?

Das „Werden wie die Kinder", jene Naivität, die Jesus meint, soll uns nicht in eine flache, undemütige Vertrautheit mit dem Unendlichen hineinführen, es soll blühen aus der Lebensgemeinschaft mit d e n Menschen, die Jesus die geringsten unter seinen Brüdern nennt. Wer hätte da noch nicht vor einer so tiefen Frömmigkeit oder vor einer so starken Tapferkeit in jenen Menschen alle eigene Weisheit und allen Tiefsinn zusammenschmelzen gesehen und hätte damit der Demut vor Gottes Kraft in den Seelen und mit dem einfachen Dienst an den Brüdern nicht zugleich etwas von Gotteserkennnis geahnt, um die alles Denken vergeblich gerungen?

Es ist gewiss mit dieser Erkenntnis so, wie mit jeder anderen: sie wird uns nur durch Arbeit und Tat; und weil Gott die Liebe ist, so kann nur die Arbeit der Liebe ihn erkennen lehren. Sie will Ihn nur so erfassen, wie auch alle Brüder und Schwestern Ihn erfahren können, sei es auch nur im Abglanz, so wie wir die Sonne haben in ihrem Licht und ihrer lebenspendenden Wärme. Sie will nicht allein, ohne die Mitmenschen, auf steile und schwindelnde Höhen der Erkenntnis, aber sie möchte empfangen, um geben zu können, sie steigt soweit sie kann, um wieder bringen und mit hinaufnehmen zu können. Sie lernt auch in diesen Dingen, im Hinblick auf geistigen Besitz „zu haben, als hätte sie nicht".

Ja, es ist gewiss kein Zufall, dass in den Evangelien gleich nach der Segnung der Kindlein und diesem Wort, das sie uns zum Vorbild macht, die Geschichte vom reichen Jüngling folgt mit dem schweren Wort über die Reichen und das Gottesreich. Zu dem Besitz, auf den wir um Christi willen verzichten lernen müssen, gehört gewiss und vor allem auch das Vorrecht an Bildung und Pflege des eigenen begabten Geistes. Ohne dies Opfer, das für manche viel schwerer sein mag als materieller Verzicht, gibt es kein Eingehen ins Gottesreich. Aber gerade so, wie das Opfer von Geld und Gut der Einzelnen nicht etwa allgemeine Verarmung und Kulturlosigkeit zum Ziel hat, sondern nur die Vorbedingung dafür ist, dass Gott die Millionen sättigt, so meint dieser Verzicht auf persönlichen geistigen Besitz auch nicht einen allgemeinen geistigen Tiefstand, keine Verkrüppelung intellektueller Kräfte, sondern gerade das Aufblühen von wahrer Erkenntnis und geistiger Kultur. Hier wie in jedem

anderen Fall ist das Gottesreich nicht Auflösung, sondern Erfüllung, nicht Abtötung des Lebens, sondern seine Erschliessung, nicht Zwang und Askese, sondern Freiheit und volle Entfaltung, dem Ziel entgegen: „Sie werden alle den Herrn erkennen." D. S.



Zur Weltlage

Wo stehen wir?

Es ist uns beim Blick auf die Weltlage im September und Oktober wohl weihnachtlicher zu Mute gewesen als jetzt. So geht es ja oft: weder unser persönliches Erleben noch der Lauf der Weltereignisse pflegt dem Rhythmus des Kirchenjahres zu folgen. Es mag wohl vorkommen, dass wir statt Weihnachten lieber Charfreitag feiern würden und auch etwa einmal umgekehrt. So schön und tiefsinnig dieses Gottesjahr über dem Naturjahr und in seiner Verflechtung mit ihm — seis in Uebereinstimmung, seis im Gegensatz — auch ist, und so wenig wir es entbehren möchten, so bedeutet es doch manchmal fast eine Unwahrheit. Und doch — es tut uns vielleicht auch gut, eine Lage, die auf den ersten Blick mehr charfreitäglich aussieht, unter dem Gesichtspunkt von Weihnachten zu betrachten.

Wo stehen wir, soweit die allgemeine Weltlage in Betracht kommt, mit unserem Arbeiten, Glauben, Hoffen um Weihnachten und Jahresschluss von 1924?

1. Die Schwankungen.

Charakteristisch für das Erleben dieses Jahres in Bezug auf die Weltbegebenheiten sind die heftigen Schwankungen, ist der jähe Wechsel von Licht und Finsternis. Das Jahr brachte lange Zeit viel Gutes, ja sogar Grosses, Herrliches. Der Beginn war beherrscht durch den Aufstieg der englischen Arbeiterschaft zur politischen Macht und das Ereignis einer Arbeiterregierung über ein Weltreich. Es war ein im Dunkel aufstrahlendes Licht. Die grossartigen Manifeste der neuen Regierung tönten ganz ähnlich in eine verwirrte und verdüsterte Welt hinein, wie einst unter ähnlichen Umständen die Botschaften Wilsons. Dann kamen als Ergänzung dazu im Mai die französischen Wahlen mit dem Sturze Poincarés und dem Aufstieg Herriots, in dem etwas vom Geiste eines Jaurès auferstand. Nun spürte man vollends, wie die Atmosphäre der Welt sich veränderte, wie Demokratie und Sozialismus wieder auflebten, menschheitliches Glauben und Hoffen ihr Haupt kühner erhoben. Es kam dann als erste Frucht davon die Lösung des Reparationsproblems durch die Londoner Konferenz und der neue Geist und Stil dieser Konferenz

überhaupt. Wenn diese Lösung auch keine ideale und keine endgültige ist, so bedeutete sie doch die Aufhebung des bisherigen Kriegszustandes. Und dann folgte das Allergrösste: die Völkerbundsversammlung mit dem Auftreten von Herriot und Macdonald, dem Aufflammen eines politischen Pfingstgeistes und seiner Frucht, der neuen charta juris gentium, dem Genfer Protokoll mit der Forderung des obligatorischen Schiedsgerichtes für allen Völkerstreit. Sozusagen dem „Wunder von Genf" parallel ging das des Welt-Friedenskongresses in Berlin mit seinen radikalen Forderungen und dem mächtigen Auftreten der französischen und deutschen Generäle als der entschiedensten antimilitaristischen Vorkämpfer. Und gleichsam als vorausgenommene Erläuterung dazu war mit Dänemark das erste Land erschienen, das den Entschluss ankündigte, die Waffen zu zerbrechen. Andere, wie Holland, zeigten sich nahe daran und sogar das englische Unterhaus erlebte eine Abrüstungsdebatte. Dazwischen ging der Antikriegstag mit seinem: „Nie wieder Krieg!" durch die Länder. Das waren grosse Dinge. Sie berauschten einen Augenblick die armen, an lange geistige Entbehrung und Enttäuschung gewöhnten Herzen.

Zu diesen grossen und grössten Dingen gesellten sich noch andere, die uns freuen durften. Durch das Opfer Mateottis enthüllte sich das ganze Wesen der Diktatur Mussolinis wie jeder Diktatur der Gewalt; ihr sicherer Sturz ist eine Bestätigung der sittlichen Weltordnung wie ein Sieg der Demokratie. Die autokratischen Phantasien Vieler in aller Welt verblassten. Mit Ludendorff und Hitler ging es rasch abwärts und sogar in Russland regte sich mit Trotzky die Demokratie gegen den sozialistischen Cäsarismus. Gleichzeitig wurde der Ansturm auf den Achtstundentag fast auf der ganzen Linie abgewiesen, besonders auch in der Schweiz durch die glänzende Verwerfung der Lex Schulthess.

Da kam der jähe Umschlag. Zuerst der Sturz der englischen Arbeiterregierung; dann die amerikanischen Wahlen mit ihrer Bestätigung der Reaktion; dann Englands Auftreten in Aegypten, und endlich, als Schwerstes von allem, die äusserste Gefährdung des Genfer Protokolls. Die deutschen Wahlen mit ihrer Vermehrung der Stimmen der Monarchisten, einer Partei, die sich durch ihre ganze niederträchtige Haltung vor einem reifen und charaktervollen Urteil hätten ruinieren müssen, können dieses Bild nicht wesentlich ändern, wenn auch die Republik sich behauptet und die Sozialdemokratie reichlich Stimmen und Mandate gewonnen hat.[1]) In Südsla-

---

[1]) Zu dem Erfolg der deutschnationalen Gewalt- und Revanchepolitiker hat ohne Zweifel die protestantische Kirche, die, mit geringen Ausnahmen, ganz auf deren Seite steht, wesentlich beigetragen, dazu die weibliche Wählerschaft.

wien stürzt ebenfalls das pazifistische und demokratische Ministerium und kommen die Gewaltpolitiker wieder obenauf. Deutschlands Verhalten gegenüber dem Völkerbund und die Rüstungsvorlage der Schweiz waren dieser Wendung schon vorausgegangen. In Estland flammt der soziale Bürgerkrieg auf, Singapure wird befestigt. Kurz, wir sind plötzlich aus der neuen Welt, die schon im Anbruch schien, mitten in die alte zurückgeschleudert. Weg Demokratie, Sozialismus, Pazifismus, Völkerbund, Völkerrecht, es höhnt die Reaktion, die hochmütige Gewalt; es wird gerüstet, intrigiert; es triumphieren alle bösen Geister.

Das ist hart zu ertragen. Durch nichts wird das Gemüt so tief zerrüttet und zermürbt, als wenn lange Gehofftes, ja fast Unerhofftes sich ihm darbietet, die Erfüllung und Ueberfüllung heisser Sehnsucht auf einmal dasteht — und dann ist alles auf einmal wieder weg wie eine fata morgana. Das will der Seele wohl etwa wie Verhöhnung vorkommen und kann die Kraft des Hoffens und Glaubens viel tiefer verwunden als aller Kampf und alles Wandern durch das Dunkel schwerer Zeiten.

Und doch dürfen wir uns auch dadurch nicht besiegen lassen. Sollte denn jenes viele Gute, das in der Welt auftrat, auf einmal aufgehoben und ins Nichts versunken sein, weil nun eine heftige Reaktion darauf eingetreten ist? Könnte man nicht auch sagen, die Gewalt dieser Reaktion bezeuge die Gewalt jenes andrängenden Guten? Dürfen wir nicht glauben, dass die Wellenschwankung in Bälde ebenso heftig nach der andern Seite hinüberschlagen werde? Jene andere Welt, die eine Zeitlang obenauf kam, war doch keine fata morgana, sie kam aus der Wirklichkeit, sie w a r Wirklichkeit, mindestens so sehr, wie die nun wieder siegreiche — sollte sie nicht wiederkehren, verstärkt, in Bälde? Wenn wir, was wir ja dürfen, vielleicht sogar sollen, zu dieser rationellen Erwägung noch das Gewicht des Glaubens legen, und das, was i s t , ergänzen durch das, was sein s o l l , dann darf das Herz wieder in Zuversicht aufleben. Die niederdrückende Tatsache dieser plötzlichen Umschwünge wird uns zum Trost. Ein solcher Umschwung kann auch für u n s erfolgen, und der Umstand, dass die heutige Welt überhaupt in so gewaltiger Bewegung ist, in der Bewegung des grossen Ozeans, stützt auch unsere Hoffnung für alles Grosse und Grösste.

2. Die zwei Welten.

Ich glaube, dass es für eine richtige und einigermassen ruhige Einstellung zu der jeweiligen Weltlage und den Aufgaben, die sie uns stellt, wichtig ist, einen rechten Standort zu gewinnen, der über allen Schwankungen und Stürmen des Meeres der heutigen Welt liegt. Diesen gewährt, wie mir scheint, nächst dem allerwichtigsten, dem

Versuch, die Dinge von Gott aus zu schauen, der Gedanke, dass es zwei Welten sind, die sich heute in der ganzen Menschheit gegenüberstehen. Auf der einen Seite stehen Pazifismus, Demokratie, Sozialismus, Völkerbund, Völkerrecht, eine menschliche und darum auch menschheitliche Sittlichkeit, eine Religion, die irgendwie — in allerlei Formen — an das Reich Gottes für die Erde glaubt, auf der andern Militarismus, Autokratie, Kapitalismus, Imperialismus, Gewaltglaube, eine Sittlichkeit, die ans „Blut" gebunden ist und eine Religion, die, oft ohne es bewusst zu wollen, die Welt weiht und in ihrem ungöttlichen Bestand erhält. Diese beiden Welten sind in der Wirklichkeit natürlich nicht so schroff geschieden, sie vermischen sich mannigfach, bilden allerlei Mittelformen, aber sie heben sie doch immer deutlicher gegeneinander ab. Sie ziehen sich durch alle Völker, alle Rassen und Religionen hin. Bald ist die eine Gruppe stärker, bald die andere, aber beide sind überall und ohne Ausnahme vorhanden.

Darin liegt, wie mir scheint, eine grosse Beruhigung. Es ist doch nicht so, dass eine reaktionäre Bewegung die Welt nur so mit sich reissen könnte; die andern Kräfte sind doch auch da. Das gilt ganz besonders gegenüber der Gefahr eines neuen Weltkrieges. Es gibt nun einmal, trotz allem neuen Militarismus, in der heutigen Welt eine gewaltige Friedensbewegung, die nicht durch irgendwelche Wahlen aufgehoben werden kann. In den mannigfachsten Formen ist sie vorhanden, von den oft etwas sehr gemässigten Völkerbundskreisen bis zu den Dienstverweigerern, vom Kirchenbund bis zur Gewerkschafts-Internationale. Diese Menschen und Bewegungen sind in Amerika und England, in Frankreich und Deutschland, in Italien und in Spanien da, aber auch in Polen, Russland, Rumänien, den Balkanländern; sie sind stark in den kleineren Ländern Europas, sie fehlen aber auch in Japan nicht, geschweige denn in China; sie regen sich sogar im Islam kräftig, und sie haben an einer sehr entscheidenden Stelle in Gandhi eine Verkörperung, die hell in eine von dämonischen Schatten verdunkelte Welt leuchtet. Allüberall auf dieser heutigen Erde, im afrikanischen Urwald wie am Rand des indischen Dschungels, am Ufer des Nils wie am Gestade der Ostsee, im Schosse des Katholizismus wie inmitten des Protestantismus, im Heidentum wie im Christentum finden sich Gruppen von Menschen, zerstreut oder verbunden, vor allem auch einzelne Menschen, grosse und kleine (vielleicht im Reiche Gottes doch nicht kleine), die für Frieden und Recht eintreten, die von der Vision einer neuen Menschheit erfüllt sind, die für das Reich Gottes alles einsetzen. Wie ich schon oft dargetan habe, ist *diese* Welt mehr unterirdisch; in den Zeitungen und Parlamenten, auch auf den Kanzeln und Kathedern, ist die andere stärker vertreten, so-

dass man oft meinen möchte, jene sei gar nicht vorhanden, aber wer tiefer in die heutige Welt hineinschaut, weiss, dass sie vorhanden und dass sie schon gross ist. Wie — sollten wir denn nicht an sie glauben dürfen? Sollte nicht die Uebermacht der andern Welt bloss einen Schein bedeuten, durch den wir uns, bei allem Ernst in der Einschätzung der Lage und im Kampf gegen die Dämonen, doch nicht gar zu sehr sollten imponieren lassen? Ich glaube in der Tat, dass es diesen Menschen, wenn sie ihre Pflicht tun, gegeben ist, sowohl einen neuen Weltkrieg als den sozialen Bürgerkrieg zu verhindern. Aber freilich wäre gut, wenn sie sich über die ganze Welt hin mehr zusammenschlössen, wenn sie sich ihrer Verbundenheit zu einem Volke klarer bewusst würden, wenn sie einander besser hülfen. Die von den englischen Tories unterdrückten Aegypter sollten wissen, dass sie mit dem grösseren Teil des englischen Volkes verbündet sind, die französischen Demokraten und Sozialisten, dass sie mit den Deutschen ein Volk bilden. Wir wollen uns nicht durch eine Betrachtung der Dinge vom bloss nationalen Standpunkt aus beengen und betäuben, und uns auch nicht durch das Hin und Her des heutigen Ringens zu sehr aufregen lassen, seis in Zuversicht, seis in Kummer, sondern wollen uns sagen, dass es eben einer der grossen Entscheidungskämpfe der Menschheit ist, der Kampf um eine neue Epoche — vielleicht sogar mehr als das — dass ein solcher Kampf der Natur der Dinge noch stark hin und her schwanken muss, dass aber der Sieg der neuen Welt sicher ist. Wir müssen uns immer die ganze Grösse des Neuen klar genug machen, dürfen nicht zu sehr an Einzelfragen, so wichtig sie auch an sich sein mögen, hängen bleiben, sondern den Blick immer wieder auf den Gesamtsinn der aufsteigenden neuen Welt richten, die gerade wegen ihrer Grösse nur unter langen und gewaltigen Wehen geboren werden kann.

3. Die Einzelgebiete.

Nur einen raschen Blick wollen wir von diesem Standort aus auf die einzelnen Gebiete des Lebens — vielleicht sollten wir sagen: die einzelnen Teile des grossen Schlachtfeldes — werfen.

a) Die politische Lage.

Auf dem politischen Gebiete steht es doch wohl so, dass das Ringen weitergeht. Wir dürfen uns auch in unserer Beurteilung der wirklichen Sachlage durch die Rückschläge nicht beirren lassen. Die neue Welt bekommen wir freilich nicht, wie so viele immer wieder zu erwarten scheinen, auf dem Präsentierteller, sondern müssen darum kämpfen. Das Vorhandensein dieses Kampfes aber ist das entscheidende Zeichen der Lage. Es handelt sich heute darum, dass die sittliche Wahrheit auf neue

Weise und mit neuer Kraft in das Völkerleben hineingetragen werde. Und hierin sind wir — das ist das Entscheidende — doch so weit, dass das Urteil sich geändert hat. Es ist ganz deutlich ein neuer Wertmaßstab vorhanden. Nehmen wir das anderwärts ausführlicher behandelte ägyptische Problem. Es sei auch hier darauf hingewiesen, dass heute im Grunde alle Welt auf seiten Aegyptens steht. Das ist keineswegs gleichgültig. Mag England einen geschichtlichen Augenblick lang durch Gewalt siegen, dieser Sieg wird mit Sicherheit revidiert werden, und zwar in nicht zu langer Zeit. Es ist eine neue Orientierung da; durch alle Nebel des Hasses und des Vorurteils leuchtet sie über der Welt und wird sich durchsetzen. Auch die, die schimpfen und toben, weil diese Orientierung noch im Kampfe mit der alten ist und oft vorübergehend unterliegt, anerkennen sie damit doch.

Im Zusammenhang damit steigen heute Probleme des politischen Lebens von allen Seiten als eine ganze Welt sozusagen aus den Schöpfungsnebeln einer neuen Epoche auf. Gerade das ägyptische Problem weist auf sie hin, ebenso die Vorgänge in China, die vor allem eine Emanzipation von Europa und Amerika zu bedeuten scheinen. Es handelt sich eben um die Befreiung von Asien und Afrika. Diese wird kommen, sie kommt und sie kommt in einer gewaltigen Auseinandersetzung mit Europa (Amerika inbegriffen). Diese Auseinandersetzung wird politischer, sozialer und religiöser Natur sein. Alles hängt nun davon ab, wie sie vor sich geht, ob in einem Geiste der Gewalt oder einem Geiste des Friedens.

Es ist eine Riesenaufgabe. Einen Teil der neuen Auseinandersetzung bildet das Rassenproblem, einen andern das Religionsproblem und einen dritten das soziale Problem in seiner weltpolitischen Form. Alle diese drei Bestandteile werden an dem ägyptischen Konflikt klar. Hier handelt es sich einmal um die Stellung der bisher unterdrückten „Kolonialvölker" im weitern Sinne. Dahinter steht der Islam mit seinen Ansprüchen. Es spielt aber stark auch die Sudanfrage hinein und damit taucht das Ringen um die Erde als Besitz und als Quelle der materiellen Güter im Hintergrund auf. Damit berührt sich das Einwanderungsproblem. Dieses ist die Ursache eines grossen Teils der heutigen Weltspannung. Es stachelt die englischen Dominions gegen Japan auf, lässt sie das Genfer Protokoll (das ihnen in dieser Beziehung verdächtig ist) ablehnen und den Ausbau der Flottenbasis von Singapure verlangen. Es gehört zu den Motiven, die Amerika vom Völkerbund abhalten und schafft die Kriegsgefahr zwischen ihm und Japan.

Das sind die gewaltigen neuen Hauptthemen der Weltpolitik. Gegenwärtig scheint es, als ob die Gewaltlösung versucht werden solle. England und Frankreich schliessen sich gegen die muhamme-

danische Welt zusammen, die Dominions reichen nach der andern Seite hin einem konservativen Amerika die Hand. Der Bolschewismus ist überall geschäftig, die Weltrevolte gegen England anzufachen und nicht ohne Erfolg. Ganz Europa wird von diesem Problem überschattet. Aber das ist nun das Entscheidende, dass dieses Problem, diese Probleme überhaupt g e s t e l l t sind. Es sind neue sittliche Aufgaben. Hinter ihnen aber steht eine neue Gerechtigkeit, eine wahrhaftige Menschheit. Das Zeitalter der Beherrschung und Ausbeutung der Welt durch Europa geht zu Ende. Gottlob. Ein Gottestag steigt über der Erde herauf.

Freilich langsam nur. Es muss g e k ä m p f t werden. Hier hat der Völkerbund gewaltige Aufgaben. Ich meine besonders das Problem einer Verteilung der Rohstoffe der Erde, die nicht mehr bloss durch die Gewalt bestimmt werden darf. Aber auch das Einwanderungs- und Besiedelungsproblem muss immer mehr eines seiner grossen Themen werden. Es wird sich auch hier gegen das blosse egoistische Besitzrecht des zuerst Gekommenen ein solidarisches aller Völker durchsetzen. Man sieht schon daraus, wie notwendig der Völkerbund ist. Darum kann er wohl Krisen durchmachen, aber nicht sterben. Er wird nur immer notwendiger werden. In d i e s e m Sinne, nicht in dem des „Tischlein, deck dich“, steht die Welt „im Zeichen des Völkerbundes“. Darum wird auch das Genfer Protokoll nicht bloss eine geschichtliche Erinnerung bleiben. Es wird vielleicht warten müssen, aber es wird sich seinem wertvollsten Inhalt nach durchsetzen und seine Leichenredner lange überleben.

So leuchten gerade durch die neuen Finsternisse, die sich auf die Welt legen, auch neue Verheissungen und damit doch etwas vom Glanze Christi und des Reiches Gottes.

b) D i e s o z i a l e L a g e.

Wir haben schon bei der Erörterung der politischen Lage das soziale Problem streifen müssen. Es schiebt sich eben überall in den Vordergrund. Mit dieser Bemerkung ist auch schon angedeutet, welches mein Urteil über die soziale Lage ist. Ich denke dabei im besondern an den Stand der Arbeiterbewegung und des Sozialismus.

Auch hier scheint mir der Sachverhalt ähnlich zu sein, wie auf dem Felde der Politik. Es hat sich auf der einen Seite eine neue Lage mit neuen Schwierigkeiten, Gefahren und Kämpfen ergeben. Wir haben sie hier schon öfters berührt. Der Kapitalismus hat sich gegen den Ansturm des Sozialismus behaupten können. Er hat sich zu neuen, gewaltigeren Formen zusammengeballt. Der Krieg hat jene Konzentration des Kapitals und der Führung der Industrie in

immer weniger Händen, wie Marx und andere sie vorausgesetzt, mächtig gefördert. Sozialismus und Arbeiterbewegung stehen der geschlossenen, wohlorganisierten, schlagfertigen Macht des internationalen Finanzkapitals und Trustmagnatentums gegenüber. Mammon hat sich eine Burg gebaut, wie er noch keine besessen, seit die Welt steht. Dieses mit dem Industrieherrentum verbündete Finanzkapital legt seine schwere Hand auf ganze Völker und Erdteile, wie das Problem der Reparationen beweist. Es kauft die Zeitungen und macht damit die öffentliche Meinung. Es stellt ein ungeheures Heer von Angestellten in seinen Dienst, die seine Stützen werden, während die übrige Volksmasse in ihrer Ohnmacht gegenüber dieser organisierten Weltgewalt einem unerhörten Sklaventum verfällt, das in irgendeiner Genussbetäubung sich über die verlorenen Ideale von Sozialismus, Demokratie, Freiheit und Menschenwürde zu trösten sucht.

Aber dies ist nur die eine Seite der Entwicklung. Gerade das Jahr, das hinter uns liegt, hat deutlich eine Erholung und Erstarkung des Sozialismus und der Arbeiterbewegung gezeigt. Die englische Arbeiterregierung war ein Symptom dieser neuen Lage; die im Ganzen und Grossen siegreiche Behauptung des Achtstundentages wenigstens als sozialen Prinzips ein anderes. In Frankreich stützt sich die neue Regierung stark auf den Sozialismus. In Italien erhebt dieser wieder sein Haupt. Zu der sozialistischen Regierung in Dänemark ist eine in Schweden gekommen. Die deutschen Wahlen haben die Sozialdemokratie wieder zur stärksten Partei des Reichstages gemacht. Was aber mehr bedeutet: die Gewerkschaftsbewegung greift sichtlich weiter und erfasst immer neue Volkskreise. Durch allerlei innere Krisen gelangt sie zu einem neuen Bewusstsein ihres Sinnes und ihrer Bedeutung. Das Genossenschaftswesen, das an der Stagnation der Nachkriegszeit teilgenommen, wird sicher auf die Länge nicht zurückbleiben. Und noch mehr: das soziale Denken dringt trotz allem unaufhaltsam vor. Der Kapitalismus hat an Organisationsmacht gewonnen, aber er hat keinen Schimmer des Ideals mehr an sich. Von der blossen Macht allein lebt aber auf die Länge kein menschliches Gebilde. Die heutigen Menschen, soweit sie irgendwie geistig lebendig sind, wissen ganz wohl, dass das Ideal auf Seiten des Sozialismus ist und dass neue Lebensformen gefunden werden müssen. Es ist bloss zweierlei nötig: Solche Formen gilt es zu schaffen. Vorläufig scheinen die der bisherigen Ordnung allein ein gewisses Weiterleben der Gesellschaft verbürgen zu können. Der Sozialismus muss mehr schöpferische Kraft beweisen, seine Ziele müssen lebenswahrer, freier, verlockender werden. Dazu gehört aber neuer Geist. Und das ist wohl der Sinn der heutigen Lage auf diesem Gebiet: der Sozialismus muss

seine Gestalt wandeln. Er muss sich tiefer auf sich selbst besinnen, um dann zu neuen, grossen, entscheidenden Siegen fortzuschreiten. Es sind viele Anzeichen einer solchen Entwicklung vorhanden. Wer schon seit Jahrzehnten in dieser Bewegung steht, der beobachtet, wie viele der besten Vertreter des geistigen Lebens von allen Seiten her fortwährend dem Sozialismus zuströmen. Das würde sich noch ganz anders zeigen, wenn wir sozialistische Parteien hätten,die dieser Bewegung gewachsen wären. Doch ist das Suchen der Abeiterschaft nach tieferen Grundlagen des Sozialismus und grösseren, wärmeren sozialistischen Idealen offenkundig. Ich habe das Gefühl, dass hier eine ganze Welt sich langsam emporhebt. Helfen wir an ihrem Kommen und haben wir Geduld. Sie kann, wenn die Zeit erfüllt ist, sich ungeahnt rasch entfalten, aber sie braucht vielleicht noch Zeit. Benützen wir die Zeit gut.

c) Die religiöse Lage.

Wir werden durch die letzten Gedanken ganz von selbst noch weiter gewiesen, auf das religiöse Gebiet. Eine Verbindung des religiösen Suchens mit dem sozialen erscheint mir eben noch immer und nur immer mehr als der eigentliche Weg in das Neue, das wir ersehnen.

Es ist selbstverständlich am allerwenigsten möglich, mit ein paar Strichen die geistige Lage der Zeit zu zeichnen. Immer noch und immer wieder starrt uns, wenn wir sie zu erfassen versuchen, das Chaos entgegen. Und doch scheint mir im Chaos eine Gestaltungstendenz zu walten und diese entspricht, meine ich, dem, was sich auf den andern Lebensgebieten kundtut: es ist die Bewegung auf eine neue Orientierung des Lebens und zwar aus dem Geist heraus und auf eine dergestalt begründete neue Lebenseinheit hin.

Auch auf diesem Gebiete, dem Zentrum des Lebens, ist eine gewisse Zuspitzung des Kampfes zu beobachten. Ja, sie ist hier vielleicht am allergrössten, und dies eben, weil es sich um das Zentrum handelt. Auf der einen Seite sinken wir immer tiefer in Ungeistigkeit, Veräusserlichung, Entsittlichung. Auto, Kino, Radio auf der einen und Raubmord, Selbstmord, Irrsinn auf der andern kennzeichnen *diese* Entwicklung, die Entwicklung nach unten.[1]) Das ist die Oberfläche der Zeit, wie sie durch die Zeitungen widergespiegelt wird. Aber es wäre falsch gesehen, wenn wir nur darauf achten wollten. Denn die Gegenbewegung ist doch auch hier sehr stark, ja am allerstärksten, und wird — trotz allem — immer stärker. Es geht mächtig durch die Zeit das Bedürfnis, das Leben wieder von einem Sinn des Lebens, von einer *geistigen* Orientierung, ja

---

[1]) Was für Entsetzlichkeiten enthüllt uns soeben wieder der Prozess des Mörders Haarmann! Und die Tat des Direktors Angenstein!

von der Religion her zu gestalten. Das war uns lange ein Märchen gewesen; wir hatten gar nicht mehr recht daran gedacht. Es hatte uns in letzter Instanz doch einfach der Gesichtspunkt des Erwerbs geleitet; die materiellen Zwecke hatten — oft in etwas idealistischer Umhüllung — das Leben bestimmt. Was an Religion übrig geblieben war, bildete bloss eine Ergänzung dazu: es diente den rein individuellen Bedürfnissen. Dass Religion im Ernst dem ganzen Tun des Menschen seinen Sinn geben und es in den Dienst einer Sache stellen könnte, war uns undenkbar geworden. Wir hörten wohl, dass das in vergangenen Zeiten so gewesen, konnten das aber im Grunde nicht begreifen. Nun aber vollzieht sich deutlich diese Bewegung, dass die religiöse Wahrheit langsam wieder *Herrscherin* wird, das Leben in ihren Dienst nimmt und sogar stärker wird als die materiellen Mächte. Noch ist diese Bewegung erst im Werden, sie hat noch nicht die Durchschlagskraft, die sie in ihrer Vollendung haben wird, aber sie wächst zusehends. Die Seelen begehren wieder nach einem Herrn, der sie frei mache, nach einer Autorität, durch die sie wahrwaft zu sich selbst kämen, sie sehnen sich nach Gott. Das ist keine Redensart, es ist durchaus Wahrheit. Das Finden Gottes auf diesem Wege aber bedeutet *Gottesherrschaft*. Denn es bedeutet, dass alles Leben wieder in Gottes Pflicht genommen wird. Das heutige religöse Suchen geht eben doch, im Grossen gesehen, nicht mehr auf die Erfüllung individueller Seelenbedürfnisse aus, es richtet sich irgendwie auf Weltgestaltung. Das ist die einheitliche Grundtendenz im Chaos der religiösen Lage. Im vergangenen Jahre hat besonders jene Konferenz in Birmingham, die unter dem Namen „Kopek" bekannt geworden ist, auf eine weithin sichtbare Weise diese Tentenz kund getan, und im nächsten soll es eine in Stockholm stattfindende religiöse Weltversammlung For Life and Work (für Leben und Wirken) tun. Besonders bezeichnend ist in dieser Beziehung auch die Tatsache, dass heute unter uns alle andern religiösen Volksbewegungen zurückgedrängt werden durch die von den Ernsten Bibelforschern vertretene, die das Kommen des Reiches Gottes und den Sturz der widergöttlichen Mächte des Militarismus und Kapitalismus, wie des falschen Religionswesens verkündigt. Dass sie dies in Formen tut, die mit viel Irrtum behaftet sind, gehört auch zu der ganzen Lage. Denn noch stehen wir in der trüben Gärung. Aber es arbeitet sich aus dieser Gärung die *eine* Wahrheit und das *eine* Ziel heraus: Gottes neue Herrschaft über Seele und Welt. Das, worauf die politische und die soziale Bewegung, von der Peripherie zum Zentrum leitend, hinweisen, tritt hier, im Zentrum, deutlich hervor. Und es ist im Grund alles *eine* Bewegung.

Wenn wir uns also nicht durch den Augenschein betrügen las-

sen und die Dinge aus der nötigen Distanz betrachten, so haben wir auch zu Weihnachten und Jahresschluss 1924 nicht Anlass zum Verzagen, sondern Anlass zum Hoffen und getrosten Weiterschreiten. Die alles beherrschende Tatsache ist doch die, dass aus Kampf und Dunkel die neue Welt aufsteigt und dass diese neue Welt ein Kommen Christi bedeutet. Dieses Kommen Christi bleibt der Anker all unseres Hoffens. Jeder denke es sich, wie er am besten kann. Es gehört aber zu der Weihnachtsparadoxie, dass es gerade mitten im Dunkel am stärksten zur Gewissheit wird.

10. Dezember. L. Ragaz.

Rundschau

Die weltpolitischen Ereignisse. Keiner von uns hätte wohl gedacht, dass der Sturz der englischen Arbeiter-Regierung so schnell die verhängnisvollsten Wirkungen haben werde. Schlimmer hätte es ja gar nicht kommen können. Das Vorgehen dieser Tories gegen Aegypten ist — bei allen mildernden Umständen, die man ja zugeben kann — ein gemeiner Gewaltstreich, wie es ihrer in der neueren Geschichte wenige gegeben hat, jedenfalls nicht besser, als der deutsche Einbruch in Belgien oder der französische in die Ruhr. Darüber ist kein Wort zu verlieren.

Ebenso brutal ist das Verhalten dieser Tories gegen den Völkerbund. Wenn ihr blinder Hass es ihnen erlaubte, so könnten gewisse Sozialisten daraus lernen, was der Völkerbund ist, den alle Imperialisten und Gewaltgläubigen offen oder im stillen hassen und verachten.

Es ist für alle die, welche gegen vielerlei tendenziöse Vorurteile immer wieder das Grosse, was England für die Welt bedeutet hat und weiter bedeuten kann, hingewiesen haben, ein Schmerz und eine Enttäuschung, dass gerade dieses England nun aus einer „Tyrannenwehr" eine brutale Macht der Tyrannei wird, die in dem Augenblick mit der gepanzerten Faust der Gewalt dreinfährt, wo die Welt meinte, den Weg des Rechtes sich öffnen zu sehen. Offenbar müssen die Tories durch den übergrossen Sieg, der ihnen so unverdient zugefallen ist, berauscht worden sein. Aufs neue muss man die Blindheit jener Massen verwünschen, womit sie um einer vermeintlichen grösseren „Sicherheit" willen die Männer verrieten, die wirkliche Sicherheit geschafft hätten, wenn man ihnen dafür etwas Zeit gelassen, um dafür weltpolitische Brandstifter ins Regiment zu setzen; aber auch Leute wie ein Lloyd George, die es nicht ertragen konnten, dass andere das taten, was zu tun sie zu feige und zu charakterlos waren, tragen eine schwere Last der Verantwortung.

Die Tragweite dieses Ereignisses ist gross. Ich habe in der letzten „Rundschau" darauf hingewiesen, wie es gehen könnte, wenn eine Tory-Regierung versuchte, mit der starken Hand die Probleme des englischen Imperiums zu „lösen". Vielleicht ist kein heutiges Reich so gefährdet wie das englische. Wenn es trotz dem erwachten Unabhängigkeitswillen Asiens und Afrikas bestehen will, dann kann dies ganz sicher nur dadurch geschehen, dass es durch die freie Anhänglichkeit der in ihm vereinigten Völker zusammengehalten wird und sich rasch zu einem Bund freier Völker und Staaten auswächst. Durch das plumpe Dreinfahren aber, wie es nun diesen hochmütigen Tories beliebt,

müsste es über kurz oder lang in Stücke gehen. An dem Tage, wo sich zwischen Australien und Neuseeland einerseits und den britischen Inseln anderseits ein befreites Asien und Afrika schiebt, die England hassen, und die britischen Inseln neben einigen davon völlig getrennten Stücken der übrigen Erde allein übrig bleiben von dem weltumfassenden Imperium Anglicum, mögen die Kinder der dummen Massen, die den aristokratischen Gewaltpolitikern aus Angst für ihr Frühstück oder ihren Tennisplatz Blankovollmacht zu jeder Torheit und jedem Frevel gegeben haben, sich bei ihren Eltern oder Grosseltern für ihr Verderben bedanken.

Aber das Schicksal des englischen Weltreiches berührt die ganze Welt. Es wäre, wie ich glaube, für die Welt wichtig, wenn dieses Reich, als loser Rahmen für einen Bund von Völkern, noch eine Zeitlang bestünde. Wenn es gewaltsam in Stücke zu gehen beginnt, dann kann ein Chaos hereinbrechen, in dem die ganze Menschheit versinkt. Der Bolschewismus wird sich einmischen. Die asiatische und afrikanische Welt wird sich erheben, der Islam aufflammen. Das alles ist jetzt als Möglichkeit vor uns hingestellt und uns nahe gerückt.

Ein schwerer Schlag für uns und, wenn sies begreifen könnte, für die ganze Welt ist auch das, was damit gegen den Völkerbund geschehen ist. Auch das ist schlechterdings Verrat. Dazu die hochmütige Ablehnung des Genfer Protokolls im Namen der britischen Souveränität und der — britischen Flotte, die man nicht dem Völkerbund zur Verfügung stellen will. Diese Souveränität könnte teuer bezahlt werden müssen. Und diese Flotte wird zu einem Götzen, nicht weniger als einst das deutsche Heer einer war; Götzen aber kommen zu Fall und führen in den Fall!

Gibt es einen Trost, eine Aussicht auf Hilfe auch in diesem Unglück?

Ein Trost ist die scharfe Opposition, die das Vorgehen der Tories auch in England findet. Ein Trost der Gedanke, dass diese Tat an sich und in ihren Folgen diese scheinbar für die Ewigkeit gewählte Regierung vielleicht bald genug zu Fall bringen kann. Ein Trost der Umstand, dass England in seiner bisherigen Geschichte wiederholt die Fähigkeit gezeigt hat, schwere Fehler rasch wieder gut zu machen, wovon sein Verhalten gegen die Buren wohl das wichtigste Beispiel ist. Ein Trost endlich das einstimmige Urteil der Welt, welches doch zeigt, dass wir in der Beurteilung dieser Dinge einen grossen Schritt weiter gekommen sind. Denn vor zwanzig Jahren hätte sich die Welt über einen solchen damals ganz normalen Akt der Weltpolitik wenig aufgeregt. Und endlich könnte es ja sein, dass der Brand, den England an dieser so bedeutsamen Stelle der Welt, da wo Asien und Afrika zusammenstossen, angezündet hat, wie eine riesige Fackel Gottes die neuen, gewaltigen Probleme der Menschheit beleuchtete, die nun vor uns aufsteigen und dass die Menschen in ihrem Lichte sehend würden. So könnte (es ist am Platze, hier Shakespeare zu zitieren) „ein Keim des Guten in dem Uebel" sein.

Der Völkerbund aber wird leben, trotzdem und erst recht, und das Genfer Protokoll wird, seinen besten Absichten nach, wenn die Kanzleien der Grossmächte es nicht unterschreiben, in einer andern Kanzlei „ratifiziert" werden.

Von den „Realitäten" und dem „Kommen Christi". (Noch ein Wort zur Zürcher Synode.) Bei Anlass der Verhandlungen der Zürcher Synode über die Motion Trautvetter ist wieder viel von den „Realitäten" geredet worden, die man berücksichtigen müsse. Man hätte doch längst lernen sollen, darin vorsichtig zu sein. Denn die Frage ist doch jedesmal, was denn „Realität" ist, vor allem, ob G o t t die überlegene Realität ist oder die Weltgewalten. Namentlich macht es einen eigenen Eindruck, wenn Männer, die doch den G l a u b e n vertreten wollen, verlangen, dass zuerst eine weltliche Sicherheit ge-

schafft werden müsse, bevor man einen Schritt vorwärts wagen dürfe. Als ob nicht das gerade zum Glauben gehörte, dass er mit Gott auch ins weltlich Unsichere geht, dass er „wider den Augenschein“ ist, dass er ein Wagnis, einen salto mortale bedeutet.[1] Ein Glaube, der zuerst weltliche Sicherheit verlangt, ist überhaupt kein Glaube, sondern menschliche Klugheit, aus der freilich nie rechte Sicherheit, sondern bloss neue Angst hervorgeht. Es ist bedeutsam, diesen „Realismus“ der Menschen, die berufsmässig den Glauben vertreten, mit wirklichen Realisten, d. h. Kennern der Wirklichkeit, zu vergleichen. Auf dem Weltfriedenskongress in Berlin sind es ausgerechnet einige Generäle und zwar solche, die den Weltkrieg in hohen Stellungen mitgemacht, welche die sofortige und völlige Abrüstung als das Einzige erklärten, was bei der heutigen Lage der Dinge einen Sinn habe. Ist das nicht eigen: die Generäle vertreten das Wagnis des Glaubens und die Pfarrer — wollen zuerst — Sicherheiten! Hätte Zwingli erst abgewartet, bis die Reformation durch ein umfassendes System von Sicherungen vor Gefahr geschützt sei, so hätten wir noch heute — keine Zürcher Kirchensynode! Und welche Schwärmer müssten in den Augen dieser Pfarrer erst die Propheten sein, die schon siebenhundert Jahre vor Christus die Abrüstung verkündigten (vgl. Jesaja 2, 1—4 und Micha 4, 1—4) und erst Christus selbst, als er auftrat, lange, lange bevor alle Zeitungen bereit waren, seine Sache als selbstverständlich zu betrachten. Sie bauten eben nur auf eine Realität: die Realität Gottes, und trauten dieser alles zu. Haben diese hundertdreissig Männer, die die Motion Trautvetter ablehnten und die, soweit sie Pfarrer und Lehrer sind, ihren Unterrichtskindern jahraus, jahrein soviel von Bekennern und Märtyrern erzählen, wirklich noch nie daran gedacht, dass vielleicht auch im zwanzigsten Jahrhundert eine ganz grosse Sache nur durch das Glaubenswagnis und das Leiden solcher Menschen durchgesetzt werden könne, auch nicht anders durchgesetzt werden solle, und dass es vielleicht die Aufgabe einer Gemeinde Christi wäre, der Welt auf diesem Wege voranzugehen? Einem nicht durch die Brille einer selbstgemachten Theologie das Neue Testament lesenden Auge müsste diese Wahrheit wohl deutlicher entgegentreten als die im Zürcher Ratssaal verkündete, dass Antimilitarismus unchristlich sei. (Ist wohl das Töten dafür sehr christlich?)

Es ist bei diesem Anlass (wie bei andern) auch wieder viel betont worden, Christus mache es, nicht wir könnten und sollten es machen. Das ist auch eine solche gedankenlose Redensart geworden, die man nicht mehr in den Mund nehmen sollte, ohne vorher dreimal überlegt zu haben, ob sie im konkreten Falle einen guten Sinn habe. Wer von uns leugnet denn diese Wahrheit? Aber sollte es denn nicht Christus sein, der es macht, wenn ein Mensch seinen Bruder nicht mehr töten kann, seinen Bruder, den er ja auch nicht einmal hassen darf? Und bedeutet der Glaube an Christus die Stillegung alles

---

[1]) Pfarrer Hauri scheint freilich zu meinen, solcher Glaube sei Versuchung Gottes, so wie die an Jesus herantretende, sich von der Zinne des Tempels zu stürzen. Vielleicht tut er doch gut, zu überlegen, ob es nicht auch einen andern Glauben gibt, der das weltlich „Törichte“ wagt, und ob ein Glaube, der eine Tat zur Ueberwindung der ungöttlichen Macht des Krieges wagt, jenem versucherischen Sturz in die Tiefe gleicht, der doch selbstischen Zwecken, dem Zweck der Selbsterhöhung, in religiösem Gewand, dienen sollte. Wenn man einmal solche Vergleiche wählen will, dann läge doch wohl näher, die Menschen, die sich auf das Schwert verlassen, jenes Bundes mit dem bösen Geist zu bezichtigen, der verlangt, dass man ihn anbete, statt sich auf Gott allein zu verlassen. Das wäre dann freilich ein recht theologisches Fechten mit der Bibel!

menschlichen Tuns? Kommt Christus nicht zu den Wachenden und das heisst: Tätigen? Werden wir — so ungefähr ist mit Recht auch an der Synode gefragt worden — auch alle Arbeit an den Kranken, allen Kampf gegen Alkohol und Unzucht, gegen Sklaverei und Irrtum unterlassen, weil wir alle glauben, dass Christus allein wahrhaft heilen kann und dass er allein die Wahrheit und Freiheit ist? Werden wir nicht gerade, wenn wir dies glauben, ihn in alle Sümpfe und in alle Kerker tragen? Ich fürchte, diese Redensart: „Christus allein kann es tun, darum müssen wir auf sein Kommen warten," die man immer bereit hat, wenn es gälte, mit Christus einen unbequemen Weg zu gehen, sei bloss ein Ruhekissen für die törichten Jungfrauen.

In die gleiche Rubrik ist die Behauptung zu verweisen, es gelte, die rechte Stunde abzuwarten, und es sei eine Anmassung, zu erklären, heute sei die Stunde der Abrüstung gekommen. Wann hätte je eine offizielle Versammlung von Schriftgelehrten gefunden, die Stunde zum Wagnis des Glaubens sei gekommen? Wenn Gott so deutlich geredet hat, wie er zu uns in Bezug auf den Krieg getan, wenn zwölf Millionen tote Soldaten und dazu achtzehn Millionen andere Kriegsopfer noch nicht genügen, um einem Theologen zu zeigen, dass die Stunde Gottes für die Abrüstung gekommen sei, wie muss dann Gott reden, dass sogar ein Theologe ihn versteht?

Wenn man wieder einmal all diese frommen Verdrehungen der einfachen Wahrheit Gottes lesen und hören muss, dann fallen einem immer wieder die Worte Christi ein: „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer . . . die ihr das Himmelreich den Menschen zuschliesset! Ihr selbst kommt nicht hinein, ihr hindert aber auch die, die hineinkommen möchten."

Diese Art von Religion wird immer wieder jene falsche Beruhigung des Gewissens der Welt, die vielleicht den Fortgang der Sache Gottes mehr hemmt, als alles andere.

Das alles gilt bloss den Argumenten, nicht den Menschen, die oft besser sind als ihre Argumente und bloss nicht solche Argumente brauchen sollten, wo ein einfaches: „Ich will, ich kann, ich mag nicht - noch nicht!" so viel ehrlicher und vielleicht auch ganz begreiflich und verzeihlich wäre. Gegen jede grosse Sache ist ja auch vieles Ernsthafte einzuwenden — nur um Gottes willen, ihr Herren, keine theologische Sophistik!

Nichts für ungut, und wens nicht trifft, dem gilts nicht!

Bern Zusammenkunft der Freunde der Neuen Wege, Sonntag, den 11. Januar, abends 8 Uhr, im Volkshaus, Zimmer Nr. 9. Diskussionsthema: „Erziehung und Gewalt." Referent: Herr Wagner, Sekundarlehrer, Bolligen. Feunde und Gäste sind stets herzlich willkommen.

Von Büchern

1. Die Stimme der Kinder.

Unsere Freundin, Fräulein Alice Descoeudre in Genf, die geniale Lehrerin anormaler Kinder und rastlose Vorkämpferin gegen die drei grossen Uebel unserer Tage, die Alkoholismus, Militarismus, Mammonismus heissen, hat den ausgezeichneten Gedanken gehabt, eine dreifache Enquete zu veranstalten, die uns die Ansichten der Kinderwelt über diese Dinge enthüllt. Eine vierte, die die sich auf den Vatersinn und Muttersinn der Kinder bezieht, soll als Ergän-

zung dazu kommen. Fräulein Descoeudre hat sich für ihren Zweck an Lehrer aller Art in der Schweiz und im Auslande gewendet. Wir hören die Kinder von Paris und Brüssel, wie die von Berlin, die von Genf, La Chaux-de-Fonds und Neuchâtel, wie die von Biel und Zürich, also vor allem städtische Kinder, wozu sich die einiger waadtländischer Dörfer gesellen. Aus den mehr als tausend schriftlichen Antworten, die eingingen, sind die am meisten charakteristischen ausgewählt und in je einem Sammelband veröffentlicht worden.[1]) Man erfährt jeweilen (wenigstens da, wo das zu wissen einen Wert hat), von was für Kindern die Aussagen stammen, ob von Volksschülern oder von Zöglingen höherer Schulen, ob von jungen Franzosen, Belgiern, Deutschen, Schweizern, ob aus Zürich oder Genf, ob von reichen oder armen Kindern, ob von Knaben oder von Mädchen usf. Eine sorgfältige Statistik zeigt, welche Unterschiede in Bezug auf das Urteil über die genannten Dinge die Zugehörigkeit der Kinder zu den verschiedensten Völkern, Lebensaltern, Geschlechtern, Schularten, sozialen Klassen ergibt. Es ist eine riesige Arbeit in diesen drei Bänden konzentriert; es brauchte die ganze unermüdliche Energie und Arbeitskraft unserer Freundin, um dieses Material zu sammeln, ihre ganze grosse Liebe zu der Kinderwelt, um auf dieses Unternehmen überhaupt zu kommen, ihre ganze seltene pädagogische Begabung, um aus dem riesigen Stoff das Charakteristische auszulesen und es da und dort mit einem Wort zu erläutern; endlich ihren ganzen Feuereifer für die Sache einer zu erstrebenden besseren Welt, um dem Werk jene Lebensglut einzuhauchen, die es über blosse Statistik heraushebt, es zu einem ergreifenden Bild der Not unserer Welt zu einem Gebet und Schrei um Hilfe macht.

Die Arbeit hat aber auch die Mühe gelohnt. Denn es ist nun ein beinahe einzigartiges Werk herausgekommen, ein Werk von höchstem und dauerndem Werte. Wenn man diesen Wert recht verstehen will, muss man es selbstverständlich unter dem richtigen Gesichtspunkt betrachten. Nicht das ist die Hauptsache, ob die Arbeit überall den Grundsätzen der Statistik vollständig entspreche; ob das Material vielseitig genug sei; ob das vorhandene genau das sage, was die Verfasserin daraus ableitet; ob die Anordnung, in der es wiedergegeben wurde, mehr oder weniger zutreffe. Darüber mögen Fachleute reden. Vor allem aber ist die Meinung nicht die, dass die Stimmen der Kinder an sich etwas bedeuten sollten in dem Sinne, dass ihre Aussagen über die in Betracht kommenden Themen eine besondere Beweiskraft hätten. Zwar hätten sie dies, meine ich wenigstens, schon, wenn es uns gelänge, wirklich des unmittelbaren, unverfälschten Eindrucks, den diese Dinge auf das Gemüt des Kindes machen, habhaft zu werden. Dann hätten wir vielleicht eine Gottesoffenbarung vor uns, gemäss dem Worte: „Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes." Aber man wird mit Recht einwenden, dass wir wenig Aussicht hätten, diese echte Stimme des Kindes zu hören, dass wir vielmehr durch sie hindurch die der Eltern und Lehrer, der Lektüre, des Milieus vernähmen. Gewiss, das wird oft der Fall sein, wenn auch keineswegs durchgehends; aber ist nicht auch das interessant? Gibt nicht auch das ein Bild der Welt, das zu bedenken wertvoll ist? Und da doch aus den Kindern Erwachsene werden, ist es nicht wichtig zu wissen, welche Ansichten über Hauptfragen des Lebens sie in die Zukunft hineintragen? Ist es nicht besonders für die Kämpfer um eine *bessere* Zukunft und in erster Linie für die Erzieher der Jugend unter ihnen von höchstem Werte, zu wissen, wie es in den Köpfen und Herzen dieser Jugend

---

[1]) *Alice Descoeudre*: Ce que pensent les enfants. I. L'Abstinence. II. Richesse et Pauvreté. III. Le Militaire. Editions Forum, Neuchâtel et Genève. 1924.

aussieht und an welchen Punkten die Erziehung einzusetzen hat? Es sei aber nochmals betont, dass sehr vieles von diesen Aeusserungen der Kinder, und zwar gerade das Allerwertvollste, ganz offensichtlich aus ihrem eigenen Schauen und Erleben stammt.

Was wir auf diese Weise bekommen, ist ein Bild der heutigen Welt, oder, genauer gesagt, ein Ausschnitt aus dem Bilde der heutigen Welt, wie man sich ihn beziehungsvoller und spannender kaum denken kann. Diese drei Bändchen (zu denen also bald ein viertes sich gesellen soll) sind eine unerschöpfliche Fundgrube soziologischer, psychologischer und pädagogischer Wahrheit. Man erkennt da eben doch, dass die Welt, mit den Augen des Kindes geschaut, nicht nur anders, sondern auch wahrer aussieht als die unsrige. Denn das Kind kommt frisch vom Herzen Gottes her; sein Auge ist noch nicht konventionell geworden, es ist noch voll Verwunderung. Es sieht auch viel mehr als wir die einfachen Hauptzüge des Lebens, die wir vielleicht darum nicht mehr sehen, weil wir eben zu sehr daran gewöhnt sind Es weiss noch was Essen, Kleidung, Wohnung, Gesundheit, Arbeit, Freude, Leid für den Menschen bedeuten und redet naiv davon. Es ist auch frei von Tendenz, frei von Hass, darum wirken seine Aeusserungen nur um so ergreifender. Man lernt ja aus diesen drei Büchern — und das ist ein nicht kleiner Teil ihres Wertes — auch die Kinderwelt selbst, noch abgesehen von den drei im Mittelpunkt stehenden Themen, kennen in ihrer Freude und in ihrem Leid, allerdings mehr, scheint mir, in ihrem Leid, und vor allem in ihrer unendlichen Liebenswürdigkeit, Reinheit und Güte, in ihrer Göttlichkeit, möchte ich fast sagen. Man sieht diese Knaben und Mädchen, diese kleinen Pariser, Brüsseler, Berliner, Waadtländer, Bieler, Zürcher vor sich in immer neuen Gestalten, oft unbeholfen genug, oft altklug, oft vorschnell, unlogisch, oft etwas dumm, aber immer lieb und gut. Oft blitzt aus Kinderseelen Weisheit auf, deren Tragweite viel grösser ist, als der junge Schreiber ahnt. Oder weiss wohl der 14-jährige Knabe aus La Chaux-de-Fonds, was für eine Charakteristik unseres Volkes er mit seinem Satze gibt: „Der Alkohol besitzt die Eigentümlichkeit, die toten Dinge zu erhalten und alles, was lebendig ist, zu zerstören?"

Wer also das rechte Auge und das rechte Herz dafür hat, der wird diese drei Bücher mit tiefer Bewegung lesen. Bald wird er über einen drolligen Gedanken oder Ausdruck herzlich lachen müssen, bald wird ihm das Weinen näher sein, bald wird er das Buch weglegen und lange nachdenken; auf alle Fälle wird er unendlich viel lernen.

Den Inhalt des ganzen Werkes im Einzelnen wiederzugeben ist unmöglich und auch unnötig. Das Bändchen über die **Abstinenz**, das heisst: den Alkohol und Alkoholismus und was dazu gehört, wird den Leser besonders durch die Erfahrungen von Alkoholelend bewegen, die wir aus dem Munde armer Kinder vernehmen. Die Frage lautete: „Ist es gut oder schlecht, ein Abstinent zu sein? Und warum?" Hier einige Antworten.

„Der Alkohol ist eine der schlimmsten Geisseln des menschlichen Geschlechtes, sie ist schlimmer als der Krieg." „Wer Alkohol trinkt, ist ein Tier." „Der Alkohol zerstört die Schönheit des Menschen." „Der Trinker ist bereit, seine Frau und seine Kinder zu schlagen, wenn er berauscht ist." „Oft müssen die Kinder sehen, wie der Vater die Mutter verfolgt; sie müssen sich verstecken. Oder sie sehen ihre Mutter unglücklich in ihrer Kammer sitzen, ohne dass sie wagt, zu Bette zu gehen." „Es ist besser, Abstinent zu sein, als alle Tage in der Kneipe zu sein, während die Mutter und die Kinder weinen und Gott anflehen." „Wenn sie betrunken sind, schlagen sie ihre Kinder für nichts." Und die positive Kehrseite: „Ein abstinenter Vater ist die Freude der Familie." Wie viel Erleben spricht dieses einfache Kinderwort aus, und wie viel umgekehrt das andere: „Mein Vater trinkt nicht, weil er Angst da-

vor hat, von der Polizei aufgelesen zu werden." Wie viel Erfahrung, die man im Kampf gegen die Trunksucht macht, liegt in dem Satze: „Man sieht auf den Strassen viele Betrunkene; man könnte sie schon dazu bringen, das Trinken zu lassen, aber sie wollen nicht, dass man das von ihnen sage."

Leider zeigt dieses Bändchen nicht bloss den Eindruck, den das Alkohollaster und Alkoholelend auf viele Kinder macht, sondern auch, was ihrer Bekämpfung im Wege steht. Alle die hartlebigen Vorurteile, die der Abstinent aus seinem Kampfe genugsam kennt, tauchen auf: Der Alkohol macht stark; der Alkohol macht fröhlich; der Alkohol erhält die Gesundheit; („Der Wein ist sehr gesund für die Gesundheit," schreibt eins), der Alkohol schafft Blut (das tut er freilich manchmal, aber anders als seine Verteidiger es meinen); der Alkohol ist zum Arbeiten nötig; der Alkohol ist nötig, weil sonst die Weinbauern, Wirte, Bierbrauer zu schaden kämen usf. Vor allem aber — und das ist das Betrübendste — erweisen sich viele dieser Kinder als kleine Pharisäer oder Philister, worin sie selbstverständlich bloss die Abspiegelung ihrer Eltern oder anderer Autoritäten sind. Immer kehrt der Gedanke wieder: „Es ist gut Abstinent zu sein, wenn man sich nicht selbst beherrschen kann, aber der rechte Mann kann sich beherrschen und trinkt sein petit verre de vin." „Es ist weder gut noch schlecht, abstinent zu sein; nicht zu viel und nicht zu wenig. Man muss in allem Mass halten." „Man soll abstinent sein, aber nicht übertrieben." (Von uns gesperrt.) Wie viel liegt nicht wieder in dem: nicht übertrieben. In Gut und Böse nur nicht übertreiben, das ist das Evangelium des Philistertums. Einer meint gar: „Der Wein gibt hochherzige Gedanken." Tief in die Psychologie des Trinkens lässt folgende Stelle blicken: „Zum Beispiel (schreibt ein Mädchen): ein Mann, der unaufhörlich mit dem Kopfe arbeitet, der viel Sorgen hat und eher schwach ist, für ihn, scheint mir, ist es gut, täglich ein wenig Wein zu trinken, aber ganz wenig. Wenn er von der Arbeit zurückkehrt, oft nervös und manchmal in schlechter Laune, ist für ihn ein Glas Wein gut; das lässt ihn ausruhen, besänftigt ihn, nimmt ihm oft die schlimmen Gedanken weg; denn indem er wenig, sehr wenig trinkt, hat er jedesmal Freude, wenn er trinkt." Man sieht förmlich, wie der Vater dieses Mädchens aufgeregt und übellaunig heimkehrt und nun bei seinem Glas Wein unter den Augen seines liebevollen Töchterchens wieder langsam gut wird. Noch rührender freilich ist das Geständnis eines andern Mädchens: „Es ist für ein Mädchen gut, abstinent zu sein, wenn es einen Papa hat, der trinkt; er hat dann mehr Mut, selbst Abstinent zu werden."

Erfreulich ist ja schliesslich, dass immerhin die Mehrzahl der Kinder gegen den Alkohol ist und ein ziemlich grosser Prozentsatz seine völlige Beseitigung fordert. Kurz und bündig und zutreffender als er weiss, erklärt ein zwölfjähriger Knabe: „Wenn bei einem Volke sich nicht die Abstinenz entwickelt,, wird das Volk ausschweifend, schmutzig und verdorben." Ein anderer: „Wenn die Menschen das ganze Jahr nur Wasser tränken, ich glaube, die Welt würde umgekehrt werden." Aber dem steht jene Logik entgegen, die in den Worten eines Mädchens anzutreffen ist: „Es gibt Menschen, die nicht trinken und andere, die trinken bis sie berauscht sind und nicht mehr wissen, was sie tun. Sie kommen betrunken nach Hause und werden von der Mutter ausgescholten; sie treiben in der Wohnung Unfug. Sie schlagen ihre Kinder, indem sie Stühle und Tische aufheben, kommen zu spät nach Hause. Ich finde, dass man nicht zur Temperenz (=Abstinenz) gehen soll. Wir haben oft betrunkene Männer gesehen, die die Polizisten fassen und ins Loch werfen." So lange diese Logik herrscht, wird halt weiter getrunken — und sie herrscht noch gar sehr.

Sie herrscht ganz besonders auf dem Gebiet, von dem das zweite Bändchen spricht, dem des Militärs. Dieses Bändchen ist natürlich das aktuellste

von allen. Anderseits aber wohl insofern das am wenigsten interessante, als hier die Aeusserungen der Kinder am wenigsten aus dem Eigenen fliessen. Es ist vielleicht auch das am wenigsten erfreuliche, weil es sich zeigt, dass die grosse Mehrheit aller befragten Kinder durchaus noch im Banne der üblichen militaristisch-patriotischen Vorurteile steht. Man kann sich allerdings fragen, ob an Stelle der Formel: „Was für einen Eindruck macht es auf euch, wenn ihr auf der Strasse Soldaten vorüberziehen seht? An was müsst ihr dabei denken?" nicht die andere hätte gesetzt werden müssen: „Was denkt ihr über den Krieg?" Denn es zeigt gerade die Enquete, dass die Kinder so wenig als die Erwachsenen sich darüber klar sind, dass Militär Krieg bedeutet. Und sogar wenn jenes der Fall wäre, so ist am Militär doch einiges, was auch solche anziehen kann, die nicht eigentlich kriegerisch gesinnt sind. Vielleicht liegt aber in dieser Fassung auch ein Vorzug der Enquete, weil sie diese Anziehungskraft des Militärs zeigt, die schliesslich eben doch dem Militarismus zugute kommt. Im übrigen besteht ihr Wert wohl hauptsächlich darin, dass sie das Empfinden grosser Volkskreise in Bezug auf das Militarismusproblem kundtut.

Wie ist jenes Empfinden beschaffen? „Gestern spielte ich vor unserm Hause, als plötzlich Kinder auf mich zurannten und riefen: ‚Soldaten, Soldaten, sie haben eine schöne Fahne, und ihr Offizier ist zu Pferde!'. Sofort versorge ich mein Spielzeug und eile, so schnell wie ich kann, auf die Strasse, die mir die Kinder angegeben haben. Sie ist schon schwarz von Menschen. Mit Ellbogenstössen gelange ich bis zu dem Seile, das die Polizisten in Eile aufgespannt haben. Bald schweigen alle, denn wir hören den Schritt der Hüter des Vaterlandes auf dem Pflaster. Sie gehen vor mir vorüber und ich ziehe vor der Fahne meinen Hut ab. Dann schaue ich mit all meinen Augen hin und es scheint mir, dass mir die Beine unter mir weggenommen werden. Sie sind von einem langen Marsch staubig und schmutzig, aber stets fröhlich. Wieder steigen mir die Tränen in die Augen." So schreibt ein 11½-jähriger Welschschweizer. Ohne es zu wissen, wird er ein kleiner Klassiker dieser sentimental-patriotischen Militärverehrung. Die ganze verlogene Ideologie des Militarismus kommt auch in folgenden Aeusserungen zum Vorschein: „Wenn ich Soldaten vorbeiziehen sehe, so kommt es mir vor, als ob alle Menschen gleich seien, als ob es keine sozialen Unterschiede mehr gäbe." Man erkennt daraus allerdings auch wieder, was dem Militär eine falsche Anziehungskraft gibt. „Der Reiche und der Arme sind Soldaten; sie machen die gleichen Uebungen, haben die gleiche Wohnung und sind Freunde, *so lange sie Soldaten sind!*" (Das Letztere von uns unterstrichen!) „Es muss prächtig sein, auf Stroh zu schlafen, im Freien zu essen. Jeden Morgen das Exerzieren, das den Menschen stärkt. So mag ich nicht warten, bis ich ein Mann bin, um Soldat zu werden. *Aber ich liebe den Krieg nicht.*" (Von uns unterstrichen.) Ist das nicht ein sehr deutlicher Hinweis auf den Zivildienst? Die Vorzüge des Militärs ohne die Abzweckung auf den Krieg! Im übrigen ist man *stolz* auf die Soldaten. Sie sind bereit, für uns zu sterben. Sie sind immer siegreich. Kurz: „Was würde aus uns, wenn die Soldaten nicht wären?" — fragt ein Mädchen. Wenn eine 14-jährige Genferin schreibt: „Ich denke daran, wie viele mutige Männer ihr Leben in den Schützengräben an der Grenze bei der Verteidigung unseres lieben schweizerischen Vaterlandes gelassen haben," so steht die ganze Lüge der Soldatendenkmäler vor uns. Zu denken gibt auch das Diktum einer zwölfjährigen Waadtländerin: „Man denkt dabei an den Krieg, wo unsere guten Soldaten gegen die Deutschen gekämpft haben, um unser Vaterland zu retten, unsere liebe Schweiz!" Dazu der folgende Wunsch aus La Chaux-de-Fonds: „Ich hoffe, dass ich, bevor ich den Militärdienst verlasse, dazu komme, einigen Boches den Garaus zu machen, die-

sen Liebhabern unseres Landes." Wenn sie in der deutschen Schweiz entsprechend denken, so kann das ja schön werden.

Den Beschluss mache auf dieser Linie die Meinung eines 13-Jährigen aus La Chaux-de-Fonds: „Ich finde, dass die Schweiz in Bezug auf das Militär nicht recht hat, denn sie ist nicht genug **militärisch** (vom Knaben unterstrichen). Darin hat Deutschland recht. **Es lebe der Militarismus!**"

Neben diesen mehr oder weniger patriotischen Motiven kommen andere zum Vorschein, die in Wirklichkeit wohl noch viel wichtiger sind. Den Uebergang bildet das Wort: „Ich bin stolz, an einen braven Soldaten zu denken, der das Vaterland verteidigt, und ich bin zufrieden, dass mein Papa nicht einberufen worden ist." Auch der folgende deckt ein nicht seltenes Motiv auf: „Wenn wir Soldaten sehen, denken wir, dass wir uns verheiraten wollen, aber dass wir noch nicht so weit sind!" schreibt eine 13-jährige Evastochter. Und ein 14-jähriger Sohn Adams: „Ich möchte Dienst tun, um zu schiessen und zu reiten, aber unter der Bedingung, Korporal oder Leutnant zu sein, kommandieren und den ganzen Tag auf dem Pferd sitzen zu können. Ich denke immer an den Hauptmann und den Major, wie sie es schön haben, dass sie auf ihrem Pferd sitzen und keine Idee von langen Märschen haben." Und endlich das Hauptmotiv: „Sie [die Soldaten] sind sehr nützlich, sie helfen in Zeiten der Unordnung oder Revolutionen den Frieden herstellen." „Ohne Soldaten wäre das Vaterland immer in Gefahr; denn durch wen würden die Revolutionäre im Zaum gehalten?" „Wir sind glücklich, wenn wir Soldaten vorüberziehen sehen; denn sie verteidigen das Vaterland im Kriegsfall und beschützen uns gegen den Streik." (Von uns unterstrichen.)

So steht es also mit dem Denken unseres Volkes in dieser Sache. Man muss sich schon sehr schämen, wenn man von dem Ergebnis einer spanischen Enquete vernimmt. Dort erklärten sich auf die Frage: „Was denkt ihr über die Kriege? Erscheinen sie euch gut oder warum erscheinen sie euch böse?" nur 2—3 % für den Krieg, gegen ihn von den reichen Töchtern 21 %, von den armen 40 %, von den reichen Knaben 58 %, von den armen Knaben 71 %.

Es melden sich freilich auch schweizerische Stimmen dieser Art, die aber sehr in der Minderheit sind: „Die Waffen entwickeln die Kühnheit, den Mut. Aber man muss stark sein, wenn man aus der Armee heimkehren will, wie man hingegangen ist. Die Versuchungen sind gross und man muss oft die Ohren schliessen, um edle Gedanken zu bewahren," schreibt — mit welchem Recht! — ein Mädchen. Gerade Mädchen sind es, die sich mehrfach gegen das „Aeffische" am Militär, das blinde, maschinenmässige Gehorchen aussprechen. Die Frau ist individualistischer als der Mann. Ein Teil endlich der Kinder, freilich nur 8 %, erheben sich zu einem sehr ausgesprochenen und persönlichen Antimilitarismus „Handeln wir nach dem Worte Gottes: Liebe Deinen Nächsten wie dich selbst! Nieder mit dem Krieg!" „Ich glaube, es sei besser, wenn es weder Soldaten noch Krieg gibt. Ich denke auch, dass die Generäle sollten sich schlagen müssen. Es lebe der Antimilitarismus!" „Wenn man ein wenig tiefer denkt, sagt man sich (aber nicht alle): Es braucht kein Militär mehr, denn das Militär erzeugt Streit. Wenn es kein Militär mehr gäbe, dann hätten wir sicher Frieden und Ruhe, aber so lange das Militär besteht, ruft es Streit hervor; keiner will weichen, bis man zu den Waffen greift, und dann ist das Elend da." Dieser 14½-jährige Zürcher ist gescheiter als alle Bundesräte und die grosse Mehrheit all unserer „Räte" und Zeitungsschreiber — aber auch der Theologen.

Schliesslich sei noch bemerkt, dass man an den belgischen und französischen Aeusserungen den Sieg und an den deutschen die Niederlage merkt, ebenso an den welschschweizerischen, dass man dort kein Marignano erlebt

hat. Am bezeichnendsten aber ist die Tatsache, dass bei den ärmeren Kindern der Prozentsatz der Militär- und Kriegsgegner bei weitem grösser ist als bei den andern. Weniger bedeutet der Unterschied des Geschlechtes.

Wenn wir endlich zu dem dritten Bande kommen (der zwar schon ein Band ist und kein Bändchen mehr), so ist der Bericht am allerschwersten. Dieser Teil scheint mir der wertvollste. Hier spürt man am allermeisten, wie die Kinder aus der eigenen Empfindung und Erfahrung heraus sprechen. Die Fragen lauteten: „1. Warum arbeitet man, wenn man gross ist? 2. Soll man, wenn man reich ist, trotzdem arbeiten? 3. Warum?" Die beiden Welten Reichtum und Armut treten einander in den Antworten auf drastische Weise gegenüber und zwar einmal durch Aussprüche ihrer kindlichen Vertreter über die eigene Lage, dann durch die Art, wie sie sich die der andern Welt vorstellen. Es ist von höchstem Interesse, zu sehen, wie die Kinder unsere soziale Welt beurteilen. Dass dieses Urteil wahrer sei als das unsrige, habe ich als meine Meinung schon früher ausgesprochen. Vieles ist unerwartet, so z. B. die stetige Wiederkehr der vielen Steuern als Plage des Reichtums. Man erkennt daraus, dass der Schweizer lieber durch den Gang nach Aarau seinen Patriotismus beweist als durch Steuerzahlen. Ergreifend tritt uns aus diesen unbewussten Bekenntnissen das Elend der Armut, aber auch das des Reichtums entgegen. Besonders das zweite dürfte vielen interessant sein und es dürfte an Wichtigkeit dem Andern gleich kommen. Die armen Kinder phantasieren sich das Leben der Reichen oft auf groteske Weise zurecht: Diese sind immer beim Essen, können auch essen, was sie wollen; sie arbeiten nichts, gehen bloss spazieren, dafür können sie des Nachts nicht schlafen („Sie schlafen wenig") aus Angst vor Dieben, Räubern und — Bankkrachen. (Diese letzteren spielen in den Gedanken der schweizerischen Kinder auch eine merkwürdig grosse Rolle!) Ich stelle ein Stück Phantasie einem Stück Wirklichkeit gegenüber. P h a n t a s i e. Ein reiches Kind stellt sich das Essen der Armen so vor: Frühstück: Trockenes Brot und Wasser. Mittagessen: ein wenig Biskuit, wieder Wasser, nicht so viel Wasser. Nachtessen: ein ganz klein wenig Biskuit, zwei oder drei, mit trockenem Brot. Einige arme Knaben von sieben bis neun Jahren beschreiben die Nahrung der Reichen folgendermassen: Erstes Frühstück: „Milchkaffee, Butterbrote." „Konfitüre, Butter und Brot." „Törtchen und Kaffee." „Eine grosse Schüssel Kaffee." Zweites Frühstück: „Alle Arten von Sachen, bald Reis, Nudeln, Fleisch, Wurst, Schinken, Sauerkraut." „Biskuit, Wurst, Kartoffelpuree, Lauch." „Nur Fleisch, ein ganz klein wenig Gemüse." Um vier Uhr: „Butterbrot und Thee." „Brot und Käse mit einem Apfel." „Nochmals Törtchen mit Thee." Abends: „Suppe und eine Tasse Kaffee." „Suppe und Gemüse." „Salami, ein Tropfen Suppe, zwei Schnitten Wurst." „Suppe, Milchkaffee, viel Brot und Käse." (Man sieht, das Paradies der Armen fällt doch nicht so gar üppig aus; es kommt der Wirklichkeit nicht gleich.) Und nun die W i r k l i c h k e i t! Ein armer Knabe schreibt: „Es ist schlimm, arm zu sein, weil man im Winter das Zimmer nicht heizen kann. Man muss in einem alten Hause wohnen, weil da der Mietzins geringer ist als anderswo. Man kann nicht mehr die nützlichen Sachen kaufen, die man nötig hätte. Die Nahrung fehlt uns manchmal. Man muss am Abend das Licht sparen. Der Vater fürchtet die Arbeitslosigkeit." Ein reiches Mädchen aber: „Die materiellen Nachteile [der Armut] sind: dass man nicht alle Genüsse der höheren Bildung hat, nicht Lektüre aller Art, sowohl belehrende, als erheiternde. Dass man keinen Luxus, keinen Komfort hat. Dass man kein behagliches Heim hat, dass man keine Augenweide hat, wenn man in seinem Zimmer ist. Dass man fast keine Freuden der Musik hat, kein Landgut. Dass man die Freuden des eigenen Gartens nicht kennt, darin tun zu können, was man will, Blumen, Früchte nach

Belieben zu pflücken. Dass man keine Reisen macht, weder die Berge noch das Meer kennt." **Wahrhaftig zwei Welten!**

Es wäre noch vieles anzuführen. Die armen Kinder leiden unter ihren schlechten Kleidern, in denen sie verschupft oder verspottet werden. Sie erfahren täglich den Fluch des Geldes in Form des Nichthabens. Besonders drückt es sie, wenn die Eltern nicht ihre Schulden bezahlen können. Sie sehen, wie die Armut ihnen die Pflege der Gesundheit, den Zugang zur Bildung verunmöglicht. Aber auch die reichen Kinder klagen — ohne es zu merken. Sie fühlen sich gedrückt durch den Neid der andern; es ist ihnen eine Beraubung, nicht ungeniert mit ärmeren Kindern spielen zu dürfen. Sie leiden unter der Etikette (das tritt bsonders bei belgischen Kindern hervor), unter der Entfremdung von den Eltern infolge des Gesellschaftslebens der Reichen und vielem andern. In der Tat, wenn man diese ganz tendenzlosen Bekenntnisse liest, wagt man kaum zu entscheiden, welche Art von Kindern mehr zu bemitleiden sei, die armen oder die reichen. So sehen denn viele arme Kinder ganz richtig, wenn sie nicht reich sein wollen.

Ganz stark tritt immer eine Tatsache hervor: die gegenseitige Verachtung der beiden Klassen. Der beiden! Denn die Reichen sind und fühlen sich nicht weniger verachtet durch die Armen, als die Armen durch die Reichen.

Es seien im übrigen nur noch ganz wenige Züge hervorgehoben. Bezeichnend ist, welche grosse Rolle das Sparen und Fleissigsein besonders bei den schweizerischen Kindern spielt. Auch törichte Redensarten, wie: „Wenn alle armen Leute arbeiteten, und Geld verdienten, so wäre jedermann glücklich." „Der Arme, der seinem Beruf mit Freuden nachgeht, gewinnt durch seine Arbeit das nötige Geld, um seine Bedürfnisse zu befriedigen" fehlen nicht. Auffallend ist, dass unter diesen Kindern niemand daran denkt, ob diese Unterschiede in der Gesellschaft gerecht seien oder nicht, ob man vielleicht eine Aenderung herbeiführen sollte und könnte, sowie dass vom Sozialismus nirgends die Rede ist. Man sieht, wie wenig tiefe Wurzeln er noch geschlagen hat. Endlich ist es ein Zug, der für den Idealismus der Menschennatur Zeugnis ablegt, wenn die Frage nach dem Verhältnis von Armut und Reichtum zu der Möglichkeit, gute Werke zu tun, eine sehr grosse Rolle spielt. Und so sei denn dieser Abschnitt mit dem geradezu ergreifenden Bekenntnis einer 16-jährigen Angestellten geschlossen: „Ich möchte für mich allein leben und nur ein wenig Geld haben, um Gutes zu tun. Oder dann mich ganz und gar dem Dienste Gottes widmen. Ich denke, dass ich das können werde, und so jede Art von Elend zu verhindern vermag, so viel an mir liegt. Wenn ich nicht Vermögen habe, so arbeite ich, und wenn ich nur das behalte, was ich brauche, so werde ich, so viel in meiner Macht steht, denen helfen, die von der Vorsehung weniger bekommen haben als ich."

Ich habe von dem Werke unserer Freundin mit verhältnismässiger Ausführlichkeit geredet, und doch auf den Reichtum, der darin liegt, nur hingedeutet. Es wird in den Kämpfen gegen die grossen Uebel, die sein Thema bilden, eine segensreiche Rolle spielen und vielen unentbehrlich sein. Für Vorträge und Artikel bildet es eine Anregung ohne gleichen. Aber auch für Besprechungen im Unterricht. Es ist ein Handbuch sozialer Moral und, wie gesagt, ein Spiegel sowohl der Welt, als des Kinderlebens und des Kinderwesens. Die heilsame Kraft, die von diesen Büchern ausgehen wird, bildet für unsere Freundin den besten Lohn ihrer aufreibenden Arbeit und alles Schweren, das mit einem solchen Werke ausser der Arbeit sonst noch verbunden ist.

L. Ragaz.

2. Kleine Anzeigen.

Das Jahrbuch der Schweizerfrauen[1]) gibt auch dieses Jahr wieder einen guten Ueberblick über den Stand der Frauenbewegung und die Stellung der Frau in der Schweiz. Es bringt Aufsätze über die rechtliche Stellung der verheirateten Frau in der Schweiz und im Ausland (Dr. A. Leuch), über den gesundheitlichen Schutz der erwerbstätigen Frau (Dr. M. Gagg), über die Wöchnerinnenversicherung (M. Gourd), über das Arbeitsgebiet der Lehrerin in der Schweiz (G. Gerhard). Es lässt uns Einblicke tun in das Leben und Denken dahingegangener Kämpferinnen und Kämpfer für die Frauensache (H. von Mülissen, Frau Studer-Steinhäuslin, A. de Morsier) und schildert uns das Arbeitsgebiet zweier grosser Verbände, des Bundes schweizerischer Frauenvereine und der Union chrétienne de jeunes Filles en Suisse romande. Weiter gibt es uns neben der Chronik der schweizerischen Frauenbewegung eine Chronique féministe internationale, sowie wertvolle Briefe über die Education féministe und einen interessanten Aufsatz über die Frau als Bergsteigerin. C. R.

Lili, Erzählung aus dem Leben eines mutterlosen Kindes, von Agnes Sapper. (Verlag D. Gundert, Stuttgart. Preis Fr. 1.—.) Das kleine, hübsch ausgestattete Bändlein wird manchem Kind Freude machen mit seinen Schilderungen vom verzärtelten einsamen Stadtkind, das erst in dem kinderreichen Försterhause auf dem Lande Gesundheit und Lebensfrische kennen lernt.

Peterle, ebenfalls bei Gundert, Stuttgart, zum Preis von Fr. 1.— erschienen und von der gleichen Künstlerin, Martha Welsch, illustriert. Die paar Erzählungen und Stimmungsbilder kommen dem Wunsche nach dem Wunderbaren und Aussergewöhnlichen sehr entgegen; dem kritischen Kinde werden sie etwas zu verschwommen und unklar sein. C. R.

Der Aufsatz von A. Lüscher: „Der Weg zum Leben", der im Märzheft erschienen ist, kann in Separatausgabe beim Verfasser (Lehrer in Däniken, Zch.) bezogen werden. Von Pfarrer Etter in Rorschach ist eine treffliche Predigt erschienen, die sich auf den Fall Bernet bezieht; sie sei warm empfohlen (zu beziehen beim Verfasser). L. R.

Briefkasten

An E. F. Sie fragen mich, was ich über Coué und sein Auftreten denke, ob ich ihn für einen ehrlichen Mann oder einen Charlatan halte und ob sein Wirken als nützlich oder schädlich zu schätzen sei?

Ich möchte Ihnen darüber in Kürze Folgendes antworten:

An Coués persönlicher Ehrlichkeit zu zweifeln ist wohl kein Grund. Was er, auf seine Weise, vertritt, ist im wesentlichen nichts Neues und Mysteriöses; es sind die Lehren der Schule von Nancy, die man schon längst kennt, nur dass sie durch ihn eine persönliche Verkörperung und sensationelle Anwendung erfahren. Ein einigermassen sicheres Urteil über seinen Charakter und sein persönliches Auftreten kann ich freilich nicht abgeben, weil ich in keiner Coué-

[1]) Zu beziehen zum Preise von Fr. 6.—, bei Fräulein Gerhard, Rennweg 55, Basel. (Postcheck V 1767, Jahrbuch der Schweizerfrauen.)

Versammlung gewesen bin und auch sonst keine Gelegenheit gehabt habe, dem Manne näherzutreten; aber es steht mir ebenso fest, dass er kein Charlatan ist, wie mir bei gewissen andern Leuten verwandter Art feststeht, dass sie solche sind.

Anders verhält es sich mit der Frage, ob sein Wirken für heilsam zu halten sei oder nicht. Ich bin, wie in andern, analogen Fällen, eher der Meinung, dass es mehr schaden als nützen werde. Dass es in vielen einzelnen Fällen einen ans Wunderbare grenzenden Erfolg hat und weiter haben kann, ist gewiss nicht zu bestreiten. Aber im Grossen und Ganzen glaube ich, dass es die Menschen nur noch kränker machen werde, als sie ohnehin sind. Es ist mit dem Widerspruch behaftet, dass es die Leidenden — und wer ist heute nicht leidend? — statt sie von sich selbst abzulenken, wie seine Absicht ist, erst recht zu krampfhafter Selbstbeobachtung verführt. Eine solche Autosuggestion (oder Selbsthypnose) im Grossen kommt mir eher wie eine Epidemie (Psychose!), denn wie eine Gesundheitsbewegung vor. Wir müssen gerade von dieser Unruhe des Herumzerrens an uns selbst erlöst werden.

So kann ich Coués Wirken höchstens als eine Andeutung jener wahrhaft heilenden Kräfte höherer Art, auf deren Aufbrechen wir hoffen dürfen, gelten lassen.

Damit komme ich noch auf die Frage, die Sie in Ihrem Briefe streifen und die auch schon andere beschäftigt hat: wie sich die Heilungen Coués zu denen verhalten, die uns das Neue Testament berichtet. Dürfen wir sie vielleicht gar als eine Bestätigung für deren geschichtliche Tatsächlichkeit betrachten?

Ich antworte: Das Letztere ist ja möglich, nur möchte ich einen scharfen Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Heilung machen. Coué heilt vermöge einer psychologischen Methode und einer besondern Begabung, Jesus aber heilt durch die Gotteskraft der Liebe und Reinheit, die in ihm ist, er heilt als der Herr über alle Gewalten, der er als Verkörperung des Reiches Gottes ist. Von diesem Höchsten, Einzigartigen, das in ihm erscheint, gibt es gleichsam allerlei Nachahmungen in fremdem Metall, besser gesagt, mancherlei aus dem Oberflächlichen und rein Natürlichen, seis im physischen, seis im psychischen Leben, stammende Aeusserungsformen, die auf es ungefähr im gleichen Sinne hindeuten, wie irgendeine mehr oder weniger hochstehende heidnische Religionsform auf Christus als ihre Ueberwindung und Erfüllung hindeutet.

Das mag denn auch -- ich komme damit auf einen schon angeführten Gesichtspunkt zurück — ein Stück Bedeutung dieser Sache sein, dass sie ein gewisses Bewusstsein von einer Hilfe für unsere Krankheitsnot, die aus dem Geiste kommen soll, verrät, und dass sie ein Schrei ist nach dem Erscheinen dieser besonderen Kräfte des Reiches Gottes. Diese Bedeutung teilt sie mit andern, noch wichtigeren Bewegungen. Wir wollen also auf die in Jesus erschienene Gotteskraft trauen, die allein wahrhaft heilt. Vielleicht dass schon das geduldige Warten auf ihre vollere Offenbarung mehr Gesundung verbreitete als alles nervöse Gesundheitmachen. „Dein Glaube hat dir geholfen."

An den „Kirchenfreund". Die Redaktion des „Kirchenfreund" verteidigt sich in Nr. 25 gegen den im letzten Heft auch gegen ihn gerichteten Vorwurf, in der Verwertung der Schrift von Max Huber über „Staatenpolitik und Evangelium" nicht ganz fair und loyal gewesen zu sein. Ich erwidere: Jene Bemerkungen in dem Aufsatz „Befreundete Gegner" waren keineswegs bloss gegen den „Kirchenfreund" oder den „Bund" gerichtet. Die von mir getadelte Ausnützung der Schrift Hubers gegen uns begegnet uns vielmehr bei jedem Schritt. Es fiel mir auch nicht ein, dem „Kirchenfreund" eine Art Fälschung vorzuwerfen, insofern als er etwa Stellen, die in der Separataus-

gabe stehen, aber sich nicht im „Kirchenfreund“ finden, weggelassen hätte. Dergleichen lag mir fern. Mein Vorwurf bezieht sich strikt auf einen Punkt: dass der „Kirchenfreund“ in der Zeit, wo er zum Teil auf sehr intensive Weise gegen uns polemisierte, eine Abhandlung veröffentlichte, die im Wesentlichen unsere Hauptgedanken vertritt, ohne irgendwie anzudeuten, dass dies unser Standpunkt sei. Letzteres konnte die Redaktion leicht tun, ohne dass daraus ein „Kommentar“ wurde. Der ganze Zusammenhang, in dem Hubers Abhandlung erschien, ob er nun gewollt oder zufällig war, musste doch die Bedeutung haben: „Das ist nach unserer Meinung die richtige Stellung eines Christen zu diesen Problemen, im Gegensatz zu dem der Religiös-sozialen.“ Diesen falschen Schein, meinte ich, hätte die Redaktion zerstören sollen, und ich meine es noch heute. Was wissen denn die meisten Leser des „Kirchenfreund“ von uns? Wäre es nicht feiner, loyaler, ritterlicher, evangeliumsgemässer gewesen, zu sagen: „So weit gehen wir mit den Religiössozialen — also in der Hauptsache — dagegen trennen wir uns in Nebensachen usf.“

Noch einmal: es ist nicht recht, dass Max Hubers Schrift nur gegen uns benutzt wird, während sie doch so viel viel mehr für uns ist. L. R.

Zum Abschluss des Jahrganges.

Den Jahrgang 1924 der „Neuen Wege“ haben wir uns zum Beginn ganz anders gedacht, als er nun geworden ist. Darin teilt er das Schicksal des Lebens überhaupt. Wir wären gerne tiefer in diejenigen Dinge hineingekommen, die uns in letzter Instanz allein wichtig sind, und von denen wir glauben, dass sie immer mehr als solche hervortreten werden. Aber wir konnten uns dem Kampf des Tages nicht entziehen, und dieser gilt eben immer wieder jenem Unheil, das über der Welt hängt, um sie vollends und endgültig zu vernichten: dem Krieg und Militarismus. Hier musste von uns noch einiges gesagt werden, was jetzt seine Stunde hat. Was hülfe uns eine geruhsame Vertiefung in religiöse und sittliche Probleme, wenn inzwischen die Welt durch die Hölle verschlungen wird? Das entspräche nicht der Art der wirklichen Arbeiter Gottes. Diese haben stets gerade das getan, was Gott ihnen durch die Umstände zu tun gab, und nicht eigenwillig das ausgewählt, was ihnen gerade Spass gemacht hätte. Indessen hoffen wir, durch die Arbeit dieses Jahres den Weg freigemacht zu haben, auf dem wir nun weiter kommen können, und wir dürfen verraten, dass der neue Jahrgang sofort damit einsetzen wird. Wir bitten weiter um Geduld, glauben aber versichern zu dürfen, dass wir sie nicht allzusehr in Anspruch nehmen müssen.

Ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis für den abgeschlossenen Jahrgang wird im übrigen zeigen, dass durch die „Neuen Wege“ auch in diesen zwölf Monaten eine grosse Arbeit geleistet worden

ist. Ihrer vielfältigen Mangelhaftigkeit sind wir uns stark bewusst und bitten dafür um Nachsicht. Es ist oft eine schwere Sache. Diese Arbeit war zum Teil Kampf, und es ist uns wohl bewusst, dass ein Teil der Leser uns friedlicher haben möchte. Wir selbst, was wünschen wir mehr, als im Frieden den Arbeiten nachgehen zu können, die uns am meisten am Herzen liegen und die Werke des Friedens sind? Aber wir müssen ja gerade um den Frieden kämpfen, und wir möchten nicht zu denen gehören, die rufen: „Friede, Friede!“ wo doch kein Friede ist. Und wenn unsere Leser erst wüssten, wie wenig von dem Kampflärm, der uns umgibt, doch eigentlich in die „Neuen Wege“ dringt, so würden sie vieles anders beurteilen. Auch die Bibel ist nicht von der Atmosphäre einer Mönchszelle erfüllt.

Wir dienen der Wahrheit, so gut wir es verstehen, und wagen es mit ihr. Kein Wort wird in den „Neuen Wegen“ geschrieben oder nicht geschrieben aus Rücksicht auf Erfolg oder Misserfolg der Zeitschrift. Es schiene uns Verrat, wenn wirs anders hielten. Bis jetzt sind wir nicht im Stiche gelassen worden. So wollen wir auch diesmal unsere Freunde nicht bestürmen, dass sie für die „Neuen Wege“ werben sollen. Wir wissen, dass sie es von selber tun. Möchten sie nur immer mehr die Zeitschrift und ihre Sache als die eigene betrachten! Wir hoffen, dass nicht zu spät im neuen Jahr die Freunde zu einer Versammlung eingeladen werden können, in der über den Stand unseres Werkes geredet wird. Inzwischen darf gesagt werden, dass wir Ursache zu guter Zuversicht haben — trotz allem. Ueber einige alte und neue Wünsche zu Beginn des folgenden Jahrganges mehr. Allen Freunden und Lesern entbieten wir auf Weihnachten und Neujahr unsern wärmsten Gruss.

Die Redaktion.

Redaktionelle Bemerkungen.

Unmittelbar vor Schluss der Redaktion ist die Verhandlung über den Zivildienst im Nationalrat erfolgt. Es soll darüber im folgenden Heft etwas mehr gesagt werden. Zu konstatieren sei schon jetzt der unsägliche, moralische und intellektuelle (bei Dr. Hoppeler müsste man hinzufügen: religiöse) Tiefstand der allermeisten gegnerischen Reden, von denen die befürwortenden gar sehr zu ihrem Vorteil abstachen; sodann die auch für einen Skeptiker doch noch überraschende Tatsache, dass von allen Bürgerlichen ein einziger (der „christlich-soziale,“ d. h. katholische Führer Baumberger) den Mut hatte, mit den Sozialdemokraten dafür zu stimmen. Eppur si muove!